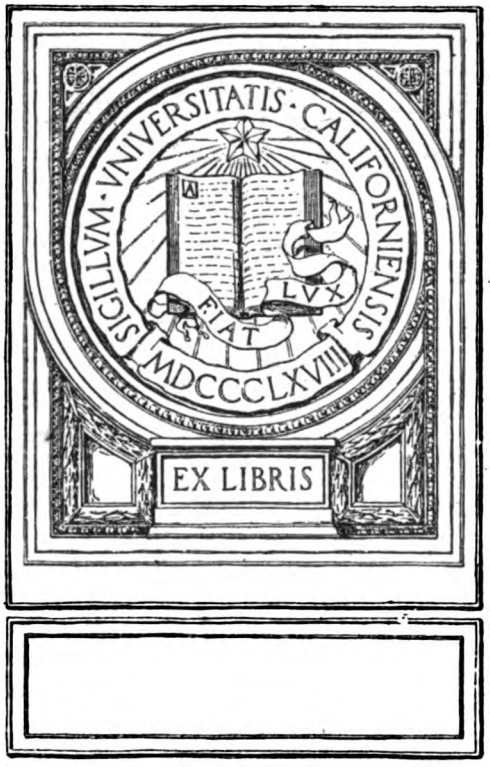

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Georg Cleinow

74. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 1

Italien am Scheidewege. Von Alfred Ruhemann 1
Der Feind im Osten. Von Dr. Carl Jentsch 9
Die Grenzen des Versicherungsgedankens. Ein Beitrag zur Philosophie der Zivilisation. Von Dr. Max Hildebert Boehm 18
Ein Edward Grey des achtzehnten Jahrhunderts. Von Sigmar Mehring 23
Kriegstagebuch 29

Ausgegeben am 6. Januar 1915

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch Orunow & Co., Leipzig, und durch den Verlag der Grenzboten, Berlin SW 11.

Anzeigen

Anzeigenpreis 60 Pf. die 3 gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum.

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der Invaliditätsgefahr.

Sicherheitsfonds: 418½ Millionen Mark

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherungen :: Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

G. D. Baedeker, Verlagshandlung, Essen-Ruhr

Soeben erschien:

Friedrich Krupp

der Gründer der Gußstahlfabrik in Briesen und Urkunden

Herausgegeben im Auftrage der Firma Fried. Krupp A.-G. von **Wilhelm Berdrow**

335 Seiten, Preis gebunden in Ganzleinen **M. 5.—**

Das Werk gibt seinem Hauptinhalt nach ein Lebensbild des Gründers der Gußstahlfabrik in Briesen, die durch kurze biographische Abschnitte von der Hand des Herausgebers ergänzt und verbunden sind und mancherlei Unbekanntes aus den Gründungsjahren der Gußstahlfabrik und dem vorhergehenden Lebensabschnitt Friedrich Krupps mitteilen. Darüber hinaus aber entrollt das vielfach mit den Zeitereignissen verflochtene Lebensbild Friedrich Krupps auch eine Menge kleiner, anziehender Züge zu dem Bilde seiner Zeit und seiner Vaterstadt und ist somit auch ein wichtiges, größtenteils auf bisher unerschlossenem Quellenmaterial beruhendes Erinnerungswerk aus der großen Befreiungszeit vor 100 Jahren.

Eine Reihe von Bildern der Wirkungsstätten Friedrich Krupps und des alten Kruppschen Grundbesitzes, von faksimilierten Briefen Krupps, seiner Vorfahren und Freunde, und von interessanten Dokumenten aus der Franzosenzeit der Rheinlande lassen das Werk für den Geschichts- und Bücherfreund noch wertvoller erscheinen.

Sammlung Janke

Bekannt und beliebt seit dreißig Jahren

Soeben erschien:

Fritz Skowronnek

Du mein Masuren

Preis 1 Mark

Spannende Geschichten ◆ Kraftvolle Gestalten

— Die Schlacht bei Tannenberg —

Verlag Otto Janke, Berlin, Anhaltstraße 8 g

Die Grenzboten

74. Jahrgang. Erstes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber
Georg Cleinow

74. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1915

AP30
G7

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1915. Erstes Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Belgien, Die Begründung des Königreichs —, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 12, 359
Belgiens, Die Stellung — zum alten Reiche, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 6, 171
Belgiens Neutralität 1870, von Luise Schoeps 5, 129
Bismarck und die französische Kriegsführung 1870/71, von Staatsanwalt Knorr 10, 298
Britenspiegel, Ein holländischer —, ... 9, 278
Casement, Sir Roger —, von Prof. Dr. Christian F. Weiser 8, 244
Deutsch englische Gegensatz, Der —, von Prof. Dr. Wilhelm Gerloff 2, 33
Deutsch-französischen Annäherung, Viktor Hugo als Vorkämpfer einer — gegen Rußland und England, von Dr. J. J Nieffen . . . 13, 398
Deutschland und die Schweiz, von Jan Eyssen 11, 321
Englands, Rassenverhältnisse und Rassenpolitik — in Übersee Ägypten, Indien, Australien, Südafrika), von W. Neumann 3, 89
„Europäischer Staatenbund"? Ein — Offener Brief an Prof. Heymans in Groningen, von Dr. O. B. 9, 265
Holland, der Trabant, von Alfred Ruhemann 7, 214
Japans Presse und öffentliche Meinung während des Weltkrieges, von Hermann F. Geiler . 12, 367
Irredentismus, Der italienische —, von Dr. Selma Stern 9, 258
Italien am Scheidewege, von Alfred Ruhemann 1, 1
Kolonialpolitik, Zur italienischen —, von Oberregierungsrat Dr. E. Jacobi 4, 126
Krieges, Ziele des —, von Darius 5, 161
Kriegstagebuch 1, 29; 2, 62; 5, 156; 8, 252; 12, 377
Litauisch-baltische Frage, Die —, von Dr. Saigalat, Mitglied des preußischen Hauses der Abgeordneten 7, 204; 8, 230
Napoleon, Wie — im Jahre 1815 über die Länder Europas dachte, von Ferdinand Eckert 8, 239
Russen, siehe den Aufsatz „Der Feind im Osten", von Dr Carl Jentsch 1, 9
Russisch-schwedische Bahnanschluß, Der — und der Narwik-Konflikt, von Dr. Richard Hennig 3, 74
Schweiz, Deutschland und die —, von Jan Eyssen 11, 321
Staatenbund von Nordeuropa, von Justizrat Bamberger 2, 46
Vernichtungskrieg, Der — und seine Folgen, von Hartwig Schubart 4, 98
Weltkrieges, Zur Genesis des —, von Dr. Jan Eyssen 3, 65
Witte, Zum Ableben des Grafen —, ... 13, 422

Heft Seite

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Einkommenvermehrungssteuer, Die — als Kriegsabgabe von Beigeordnetem Rohde . 13, 385
Geistesstörungen in Kriegszeiten, von Dr. med. Löhmann 13, 404
Krieg und Odlandkultur, von Dr. Kreuzkam . 10, 310
Ostpreußens. Grundzüge für den Wiederaufbau —, von A. G. Jaeger 4, 106

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Blockaderecht, Das alte und das neue —, von Prof. Dr. jur. Kurt Perels 7, 195
Englische Schullektüre, Zeitgemäße —, von R. S. 3, 61
Friedensreligion und Kriegsreligion, von A. l'Houet 11, 351
Konterbanderecht, Englands — und die Proteste der Neutralen, von Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg 2, 42
Neuphilologen, Der Krieg und die — von Prof. Dr. Robert Petsch 5, 147
Neutralitätsrecht, Neue Entwicklungstendenzen des —, von Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg 12, 353
Rechtsfrieden, von Notar K W. Lütkemann . 11, 331
Seekriegsrechtes, Die deutsche Aufgabe an der Fortentwicklung des —, von Dr Stolze . . 10, 289
Völkerrecht, Die Lehre des Krieges und der öffentlichen Meinung für das — der Zukunft, von Kurt Neumann 8, 225

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Kriegskarten (Sammelbericht), von Albrecht Dühr 13, 409
Lodz, von Leonhard Schrickel 2, 51
Rassenverhältnisse und die Rassenpolitik Englands in Übersee (Ägypten, Indien, Australien, Südafrika), von W Neumann 3, 88
Russen, siehe den Aufsatz „Der Feind im Osten", von Dr. Carl Jentsch 1, 9

Literatur, Kunst, Philosophie

Deutschen, Der Haß und das Wesen des —, von Friedrich Fürle 11, 340
„Europäischer Staatenbund?", Ein —. Offener Brief an Prof. Heymans in Groningen. Von Dr. O. B. 9, 265

316388

Heft Seite

Geschichtsphilosophische Probleme, von Prof. Dr. Theobald Ziegler 13, 388
Hauskomödien mit Musik, Kleine —, von Dr. Erich Fischer 9, 279
Heine, Heinrich — über England, von H Behrendsen 2, 57
Nationalbewußtseins, Zur Psychologie des —, von Dr. Richard Müller-Freienfels . . . 7, 219
Ultima ratio regis, von Moritz Goldstein . . 5, 135
Versicherungsgedankens, Die Grenzen des —. Ein Beitrag zur Philosophie der Zivilisation. Von Dr. Max Hildebert Boehm 1, 18
Volkspoesie, Kriegerische —, von Dr. Emil Cohn 5, 151; 6, 181

Novellen, Romane, Gedichte

Das große Wecken, von Oswald Meyer 10, 314; 11, 345; 12, 372
Die Choiseulade von Friedrich dem Großen, siehe „Ein Edward Grey des achtzehnten Jahrhunderts", übersetzt von Sigmar Mehring 1, 23
Die Kröte und die Natter. — Die Bauersfrau und die Fliegen, von Dr. Otto Buchwald . 6, 191
Ein französisches Herz, von Kurt Münzer . . 3, 79
Germaniens Erwachen, von Hans Werner Tannheim 7, 193
Suum cuique, von Ric von Carlowitz-Hartitzsch 4, 97
Tanga, von Max Bittrich 13, 407

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes.

Amelung, Heinz: Goethe als Persönlichkeit (Dr. Richard Meßleny) 4, 125
Berend, Dr. Eduard: Goethe, Kestner und Lotte (Dr. Richard Meßleny) 4, 124
Beth, Karl: Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion (Pfarrer lic. theol. Walter Wendland) 3, 95
Borée, Pastor Dr.: Morgenandachten auf alle Tage des Jahres 11, 352
Buchwald, Georg: Luther-Biographie (Pfarrer lic. theol. Walter Wendland) 8, 96
Burggraf, Julius: Goethepredigten (Dr. Richard Meßleny) 4, 119
Deutsche Reden in schwerer Zeit . . . . . 2, B
Dorner, August: Die Metaphysik des Christentums (Pfarrer lic. theol. Walter Wendland) 3, 96
„Faust" mit Holzschnitten von Walter Klemm (Dr. Richard Meßleny) 4, 125
Fröhlich, E.: Unsere Führer im Weltkrieg 1914 (*) 4, 128
Godin, Marie Amalie Freiin von: Deutsch-albanisches Wörterbuch 9, 286
Goethe-Literatur, Zur neueren —, Sammelbericht (Dr. Richard Meßleny) 4, 118
Gräf, Hans Gerh: Goethe über seine Dichtungen (Dr. Richard Meßleny) 4, 124
Kanehl, Oskar: Der junge Goethe im Urteil des jungen Deutschland (Dr. Richard Meßleny) 4, 124
Kleiber, C.: Studien zu Goethes Egmont (Dr. Richard Meßleny) 4, 122
Kriegskarten, Sammelbericht (Albrecht Dühr) 13, 409
Leyen, Prof. von der,: Goethe und seine Zeitgenossen (Dr. Richard Meßleny) 4, 124
Liebermann, Bernhard: Biologisches Christentum (Pfarrer lic. theol. Walter Wendland) . . 3, 94
Jacques, Norbert: London und Paris im Krieg (Hanns Martin Elster) 8, 250
Sapper, Karl: Neuprotestantismus (Pfarrer lic. theol. Walter Wendland) 3, 94
Saran, Franz: Goethes Mahomet und Prometheus (Dr Richard Meßleny) 4, 120
Schauffler Theodor: Goethes Leben, Leisten und Leiden (Dr. Richard Meßleny) . . . 4, 125
Scheffel, V. H: Verkehrsgeschichte der Alpen (R. Krieg) 4, 127

Heft Seite

Schweitzer, Albert: Geschichte der Leben-Jesu-Forschung (Pfarrer lic. theol. Walter Wendland) 3, 95
Sell, Karl: Moderne und Positive (Pfarrer lic. theol. Walter Wendland) 3, 94
Sendlitz, E. von: Handbuch der Geographie (Sch) 3, 251
Spemanns Alpenkalender 1915 . . . . . 4, B
Spemanns Kunstkalender 1915 . . . . . 4, B
Traumann: Goethes „Faust" nach Entstehung und Inhalt erklärt Zweiter Band: Der Tragödie zweiter Teil (Dr. Richard Meßleny) . . . 4, 118
Walters, M. V. C.: Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Krieges 9, 273
Wernle, Paul: Evangelisches Christentum der Gegenwart (Pfarrer lic. theol. Walter Wendland) 3, 96
Ziegler, Theobald: Goethes Welt- und Lebensanschauung (Dr. Richard Meßleny) . . . 4, 118

Mitarbeiter-Verzeichnis

Bamberger, Justizrat: Staatenbund von Nordeuropa 2, 46
Behrendsen, H.: Heinrich Heine über England 2, 57
Bittrich, Max: Tanga 13, 407
Boehm, Dr. Max Hildebert: Die Grenzen des Versicherungsgedankens. Ein Beitrag zur Philosophie der Zivilisation 1, 18
Bornhak, Prof Dr. Conrad: Die Begründung des Königreichs Belgien 12, 359
— Die Stellung Belgiens zum alten Reiche 6, 171
Buchwald, Dr. Otto: Parabeln 6, 191
Carlowitz-Hartitzsch, Ric von: Suum cuique 4, 97
Cohn, Dr. Emil: Kriegerische Volkspoesie 5, 151; 6, 181
Eckert, Ferdinand: Wie Napoleon im Jahre 1815 über die Länder Europas dachte . . 8, 239
Elster, Hanns Martin: „London und Paris im Krieg", von Norbert Jacques 8, 250
Eyssen, Dr. Jan: Deutschland und die Schweiz 11, 321
— Zur Genesis des Weltkrieges 8, 65
Darius: Ziele des Krieges 5, 161
Dühr, Albrecht: Kriegskarten, Sammelbericht 13, 409
Fischer, Dr. Erich: Kleine Hauskomödien mit Musik 9, 279
Fürle, Friedrich: Der Haß und das Wesen des Deutschen 11, 340
Gaigalat, Dr., Mitglied des preußischen Hauses der Abgeordneten: Die litauisch-baltische Frage 7, 204; 8, 230
Geiler, Hermann F.: Japans Presse und öffentliche Meinung während des Weltkrieges 12, 367
Gerloff, Prof. Dr. Wilhelm: Der deutsch-englische Gegensatz 2, 33
Goldstein, Moritz: Ultima ratio regis . . . 5, 135
Hennig, Dr. Richard: Der russisch-schwedische Bahnanschluß und der Narvik-Konflikt . . 3, 74
Jacobi, Oberregierungsrat Dr. E.: Zur italienischen Kolonialpolitik 4, 126
Jaeger, A G.: Grundzüge für den Wiederaufbau Ostpreußens 4, 106
Jentsch, Dr. Carl. Der Feind im Osten. . . 1, 9
Knorr, Staatsanwalt: Bismarck und die französische Kriegsführung 1870/71 . . . 10, 298
Kreuzsam, Dr.: Krieg und Oblandskultur . . 10, 310
Krieg, R.: „Verkehrsgeschichte der Alpen", von V. H. Scheffel 4, 127
l'Houet, A.: Friedensreligion und Kriegsreligion 11, 351
Löhmann, Dr. med.: Geistesstörungen in Kriegszeiten 13, 404
Lüttemann, Notar K. W.: Rechtsfrieden . . 11, 331
Mehring, Sigmar: Ein Edward Grey des achtzehnten Jahrhunderts 1, 23
Meßleny. Dr. Richard: Zur neueren Goethe-Literatur. Sammelbericht 4, 118
Meyer, Oswald: Das große Wecken 10, 314; 11, 345; 12, 372
Müller-Freienfels, Dr. Richard: Zur Psychologie des Nationalbewußtseins 7, 219

	Heft	Seite
Münzer, Kurt: Ein französisches Herz	3,	79
Neumann, Kurt: Die Lehre des Krieges und der öffentlichen Meinung für das Völkerrecht der Zukunft	8,	225
Neumann, W.: Englands Rassenverhältnisse und die Rassenpolitik in Übersee	3,	89
Nießen, Dr. J. J.: Viktor Hugo als Vorkämpfer einer deutsch-französischen Annäherung gegen Rußland und England	13,	398
O. B., Dr.: Ein „Europäischer Staatenbund?" Offener Brief an Prof. Heymans in Groningen	9,	265
Pereis, Prof. Dr. Kurt: Das alte und das neue Blockaderecht	7,	195
Petsch, Prof. Dr. Robert: Der Krieg und die Neuphilologen	5,	147
Rohde, Beigeordneter: Die Einkommenvermehrungssteuer als Kriegsabgabe	13,	385
R. S.: „Zeitgemäße englische Schullektüre"	3,	61
Ruhemann, Alfred: Holland, der Trabant	7,	214
— Italien am Scheidewege	1,	1
Sch.: „Handbuch der Geographie", von E. von Seydlitz	8,	251
Schoeps, Luise: Belgiens Neutralität 1870	5,	129
Schrickel, Leonhard: Lodz	2,	51
Schubart, Hartwig: Der Vernichtungskrieg und seine Folgen	4,	98
Stern, Dr. Selma: Der italienische Irredentismus	9,	258
Stolze, Dr.: Die deutsche Aufgabe an der Fortentwicklung des Seekriegsrechts	10,	289
Tannheim, Hans Werner: Germaniens Erwachen	7,	193
Wehberg, Gerichtsassessor Dr. Hans: Englands Konterbanderecht und die Proteste der Neutralen	2,	42
— Neue Entwicklungstendenzen des Neutralitätsrechts	12,	353
Weiser, Prof. Dr. Christian F.: Sir Roger Casement	8,	244
Wendland, Pfarrer lic. theol. Walter: Theologischer Literaturbericht	3,	94
Ziegler, Prof. Dr. Theobald: Geschichtsphilosophische Probleme	13,	388
* „Unsere Führer im Weltkrieg 1914", von E. Fröhlich	4,	128

Italien am Scheidewege

Von Alfred Ruhemann

Ein böſer Zufall hat es gewollt, daß der bewährte bisherige deutſche Botſchafter in Rom, Herr von Flotow, aus Geſundheitsrückſichten gerade in einem Augenblicke höchſter politiſcher Spannung die Führung der Geſchäfte ſeiner Botſchaft zeitweilig niederlegen mußte. Es iſt wohl anzunehmen, daß nur die Stunde der Not den früheren Reichskanzler, Fürſten von Bülow, veranlaſſen konnte, den Frieden ſeines römiſchen Tuskulums zu verlaſſen und Herrn von Flotow an jener Stelle zu erſetzen, die ehedem der Ausgangspunkt ſeiner eigenen glänzenden diplomatiſchen und politiſchen Laufbahn geweſen war. Es iſt aber irrig zu glauben, daß dieſe Stunde politiſcher Trübungen einer Spannung zwiſchen dem Deutſchen Reiche und Italien entſprungen ſei. Es kann nicht genug betont werden, — dieſe Zeilen ſollen vor allem auf dieſe Wahrheit hinweiſen —, daß das zwiſchen dieſen beiden Ländern ſeit vierzig Jahren beſtehende Freundſchaftsverhältnis, das ſeit über dreißig Jahren überdies durch einen Bündnisvertrag vernietet iſt, bis zur Stunde keinerlei Störungen erfahren hat. Dagegen leidet und hat es ſeit Beginn des Dreibundes darunter gelitten, daß es in Italien Elemente gibt, die ſeit der Abtretung von Trient und Trieſt an Öſterreich grollen, und die ſich hinreißen laſſen könnten, unter Benutzung der augenblicklichen Wirrungen und Stimmungen Vergeltung zu üben. Um dieſen Ausbruch blinden irredentiſtiſchen Haſſes zu verhüten, um Italien von einem unüberlegten Schritte zurückzuhalten, der unſere militäriſche Lage ſchwierig, und unſere Strategie vor eine neue und verwickelte Aufgabe ſtellen würde, da wir auch diesmal ohne Zögern Öſterreich-Ungarn unſere Bundestreue beweiſen würden, um ſchließlich Italien auf die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit von Kompenſationen ohne voraufgegangene blutige Verwicklungen aufmerkſam zu machen — iſt Fürſt von Bülow aufgefordert worden, das Schwergewicht ſeiner diplomatiſchen Perſön-

lichkeit, die Kunst seiner Überzeugungsgabe und die innige Freundschaft, die ihn mit den leitenden Kreisen Italiens und den aufgeklärteren Teilen des italienischen Volkes im allgemeinen verbindet, in Rom zum Vorteile der Dreibundstaaten geltend zu machen. Der vierte Reichskanzler hat sich als guter Patriot, seiner geistigen und diplomatischen Kraft bewußt, dieser Aufgabe ohne Weigerung unterzogen, denn jeder gute Deutsche kämpft heute an der Stelle, die ihm die Vorsehung zugedacht hat. Eine völlige Verkennung der Verhältnisse ist es aber, wenn ihm von mancher italienischen und anderer deutschfeindlichen Seite, vor seiner endgültigen Ernennung bereits, warnend und zum Zwecke der Einschüchterung bedeutet wurde: an diese seine Aufgabe sei der Triumph oder der Zusammenbruch seiner politischen Größe geknüpft. Selbst wenn Bülow den Verhältnissen unterliegen sollte, was ja auch einem Titanen widerfahren kann, wenn ihm hinterrücks ein Seil um die Füße gelegt wird, während er mit kräftiger Faust seinen Gegnern Schach bietet, bleibt er für uns, was er war: ein unvergeßlicher Schmied guter deutscher Einheits- und Auslandspolitik, und was er augenblicklich ist — der tapfere Verteidiger einer gefährlichen Bresche in der Festung des europäischen Gleichgewichts. Zwei Vorteile hat er jedenfalls bereits vor seinen Feinden voraus: als die drohenden Einschüchterungsversuche, die auf die Gefährdung seines politischen Ruhmes hinwiesen, seine Ernennung zum Botschafter nicht zu hintertreiben vermochten, versuchte man, seine und unsere Haltung gegenüber Italien und Österreich dadurch zu einer zweideutigen zu machen, daß man die Ente in die Welt setzte, er brächte Italien als Geschenk für die weitere Aufrechterhaltung seiner Neutralität in den Falten seines diplomatischen Überrocks das heißbegehrte Trient mit. Den plumpen Züchtern dieser Ente wurde alsbald aus der Wilhelmstraße der kalte Wasserstrahl einer verdienten Abfertigung mit den Worten zuteil, Deutschland könne nicht verschenken, was es nicht besitzt. Und so war man zum zweitenmal auf den Mund geschlagen. Aber jener Gedanke kam dennoch der Wahrheit nahe: allerdings haben wir keine fremden Gebiete zu verschenken, aber um eine Austragung des Gebietszwistes zwischen Italien und Österreich-Ungarn, sei es in Südtirol, sei es an der Adriatischen Küste, dreht sich die ganze Frage, dreht sich auch die Aufgabe, die Fürst von Bülow in friedlicher Form zu lösen haben wird. Italien soll befriedigt werden, ohne daß unser Bundesgenosse verletzt wird. Es scheint dies augenblicklich ein Labyrinth zu sein, ein Tasten an dessen Wänden, um den richtigen Ausweg zu finden. Vorhanden ist dieser Ausweg, und Fürst von Bülow wird und muß ihn finden, denn von ihm hängt das Wohl und Wehe dreier Nationen ab, die schlecht und recht bisher zusammengewirkt haben, deren Zusammenhalten Europa vor mancher bösen Klippe bewahrt hat.

Italien, das heißt diejenigen Kreise, die zum Kriege drängen, aber deshalb durchaus noch nicht an Frankreich verkauft sind, leiten den Vorwand für ihre nationale Unzufriedenheit von dem vermuteten, bis jetzt aber noch nicht be-

wiesenen Umstande ab, daß Österreich das gute Einvernehmen und die Abmachungen des Dreibundes verletzt habe, indem es Italien ohne Kenntnis seines Ultimatums an Serbien gelassen, beziehungsweise es erst davon in Kenntnis gesetzt habe, als der Bruch bereits erfolgt war. Es führt sein eigenes Verhalten vor Beginn des Feldzuges gegen Libyen als Beweis dafür an, daß seine Auffassungen von den gegenseitigen Pflichten der Dreibundmächte dahin gehen, daß keiner der drei Staaten eine kriegerische Aktion unternehmen dürfe, ohne sich mit den Verbündeten ins Einvernehmen gesetzt zu haben. Es wird einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, durch Veröffentlichung diplomatischer Aktenstücke nachzuweisen, wie die Haltung Österreichs gegenüber Italien zur Zeit der Kriegserklärung an Serbien gewesen ist. Es darf angenommen werden, daß Italien in einer oder der anderen Form von Österreichs Absichten unterrichtet worden ist; anderenfalls hätte der verstorbene Marchese di San Giuliano dem Kaiserreiche nicht so offenbare Sympathien erwiesen. Keinesfalls scheint Österreich nach den Bestimmungen des Dreibundes verpflichtet gewesen zu sein, sein eigenes Verhalten in der serbischen Frage demjenigen Italiens anzupassen. Der Pakt des Dreibundes sieht eine abwehrende und friedliche Politik voraus, enthält aber gewiß keinen Paragraphen, der verfügt, daß jeder der Kontrahenten sein eigenes Wohl und Wehe unter allen Umständen demjenigen des oder der anderen nachstellen müsse. Ferner verfolgte Italien in Libyen und der Kyrenaika einen Eroberungszweck. Österreich unternahm die Ahndung einer politischen und persönlichen Beleidigung, keinen auf Ländergewinn berechneten Feldzug. Hat dieser einen Gewinn zur Folge, so ist dies nichts anderes als eine Bestrafung des Beleidigers, eine Schadloshaltung für die Kosten des Feldzugs, eine Gelegenheit, die Verhältnisse längs der österreichisch-ungarischen Grenzen so zu gestalten, daß den Streitsüchtigen die Lust und die Mittel benommen werden, von neuem zu beginnen. Italiens Haltung hätte sich nach der Deutschlands richten müssen, die zustimmend und wohlwollend, nicht drohend oder angreifend war. Wir setzten uns in Verteidigungsstellung und schlugen eiligst zu, als über Rußlands Absichten kein Zweifel mehr bestehen konnte. Seit vielen Jahren aber wartet das irredentistische Italien auf die Gelegenheit und einen Vorwand, vom Dreibunde loszukommen, wohl bemerkt, immer nur Österreichs wegen. Es glaubt, die Stunde der Möglichkeit habe jetzt geschlagen. Es sagt einfach, Österreich habe die Vertragsbedingungen gebrochen, es sei frei und Herr seines Geschickes, denn es sei gegen alles Völkerrecht, daß ein Vertrag Kraft behalte, sobald dadurch die eigenen Interessen gefährdet seien. Mit anderen Worten, die italienischen Hetzpolitiker wollen dem Volke glauben machen, Österreich werde seinen voraussichtlichen Sieg benutzen, um seine Grenzen bis Thessalien hinunter auszudehnen, und damit Italien ganz vom Balkan abdrängen. Hätten seine vernünftigen Politiker vom Schlage der di San Giuliano, Salandra, Giolitti und so fort, auch nur einen Augenblick gezögert, der überwiegenden Mehrheit des Landes zu Willen zu sein und offen den Dreibund als verfallen zu erklären,

wenn Österreich gegen dessen Bestimmungen gefehlt haben würde? Mit viel mehr Recht hätte Österreich den Dreibundsvertrag als verfallen erklären können, denn mit gutem Gewissen darf es behaupten, daß der Vertrag seine Voraussetzungen nicht mehr erfüllt, weil Italien teilnahmslos zugesehen hat, als seine Interessen von einer fremden Nation verletzt wurden. Weiter! Hat der Dreibund bisher gegen seinen grundlegenden friedlichen Charakter verstoßen? Gewiß nicht, denn nicht er hat den Frieden Europas gestört, den er durch zweiunddreißig Jahre unermüdlich verteidigte. Auch Österreich hat ihn nicht gestört, denn es begann einen Ehrenhandel, wie jeder Staat in gleicher Lage getan haben würde. Um den europäischen Frieden zu erhalten, schuf Bismarck einen Defensivvertrag mit Österreich. Um seinen Frieden nicht gestört zu sehen, trat Italien, das sich von der einen Seite von Frankreich, auf der anderen von Österreich bedroht sah, dank der einsichtigen Politik Crispis dem Zweibunde bei, der nun ein Dreibund wurde und der gerade Italien die größten Vorteile gewährte, denn es konnte seinen inneren wirtschaftlichen und liberalen Aufgaben und seiner Kolonialpolitik im Schatten der von zwei mächtigen Reichen gepflanzten Friedenspalme ungestört nachgehen. Die italienischen Nationalisten behaupten, daß Deutschland und Österreich verpflichtet gewesen wären, die italienischen Interessen zu schützen, daß diese Interessen jedoch im Gegenteil durch den Krieg geschädigt seien. Solches ist ersichtlich noch nicht der Fall gewesen, denn während der ganzen Dauer des Dreibundes hat keine Nation Italien den Krieg erklärt. Wenn jetzt irgendwelche Interessen dieses Landes geschädigt sind, so sind es nur Handelsinteressen, die durch Englands Schuld leiden. Italien darf also England den Krieg erklären und genießt dabei den Schutz der zwei Kaiserreiche. Es zögert dies zu tun, weil es damit auch gegen Frankreich Partei ergreifen müßte, das zu schonen es Gründe hat. Was einmal geschehen wird, was einmal Österreich tun kann, sind Voraussetzungen. Aber nur Tatsachen können ein Vertragsverhältnis lösen. Solange Italien nicht nachweisen kann, daß der Dreibundvertrag infolge des Umstandes, daß zwei der Kontrahenten in einen ihnen aufgedrungenen Krieg verwickelt sind, die italienischen Interessen gefährdet, daß er das italienische Volk durch dessen treues Festhalten am Vertrage in das Verderben reißt — solange ist der Dreibundsvertrag als zu Recht bestehend zu betrachten. Deutschland und Österreich haben von Italien nicht verlangt, daß es an ihrer Seite gegen den Dreiverband zu Felde ziehe. Sie hatten keine Ansprüche auf diese Kriegsbeihilfe Italiens zu erheben, darum taten sie es nicht. Indem diese beiden Mächte allein den Kampf aufnahmen, schädigten sie nicht nur nicht Italiens Interessen, sondern sie schützten sie. Wir verlangen keinen Dank dafür, nur ein Abwarten Gewehr bei Fuß, das Italien selbst so oder so zugute kommen muß. „Wenn Frankreich so stark sein wird, wie es werden muß," hat einmal Louis Veuillot gesagt, „wird es genötigt sein, zwei nationale Einheiten zu zerstören, die deutsche und die italienische." Wir sorgen dafür, daß die deutsche Einheit durch Frankreich nicht zerstört werden wird.

folglich auch nicht die italienische, der wir ein legaler Schutz sind. Warum also will es sich von uns und damit auch von Österreich trennen? Derselbe Bülow, der Italien zur Vernunft bekehren soll, erklärte im September dieses Jahres dem Herausgeber der Korrespondenz Norden: „Ich glaube, daß das italienische Volk den schwersten Fehler seiner Geschichte begehen würde, wenn es sich durch englische, französische und russische Einflüsterungen und Hetzereien verleiten ließe, eine feindliche Haltung gegen Österreich-Ungarn einzunehmen. Eine Schwächung Deutschlands würde auf die italienische Stellung im Mittelmeer und damit auf die italienische Gesamtposition eine unvermeidliche und tiefgehende Wirkung ausüben, der Triumph des Panslawismus die italienische Kultur und das italienische Volkstum in ganz anderer Weise bedrohen, als die Mißgriffe dieses oder jenes Beamten in Südtirol oder Triest! — Ein Vorgehen Italiens gegen Österreich-Ungarn nach jahrelanger Allianz wäre ein völkerrechtliches Unrecht, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Es wäre aber noch mehr als das. Hier träfe das Wort von Talleyrand zu, das er nach der Erschießung des Herzogs von Enghien sprach: ‚C'est plus qu'un crime, c'est une bêtise.' Damit würde das Tafeltuch zwischen Italien und Deutschland zerschnitten, würde die italienische Weltstellung und Zukunft Augenblickserfolgen, hohlen Phrasen und lügenhaften Versprechungen leichtherzig geopfert!" So sprach der Mann, der, ohne zu wissen, daß er einst noch berufen sein würde, Italien vor einem unheilbaren Irrtume zu bewahren, schon lange voraus erkannt hatte, wo hinaus Italien wollte.

Wir stehen, wie schon wiederholt in der Weltgeschichte, vor einer Wendung der Dinge in Italien. Nur ein völlig Blinder und Vertrauensseliger könnte diese sich uns immer stärker aufdrängende Gewißheit leugnen wollen. Italien nimmt immer mehr die Maske einer Sphinx an, aus der Zukünftiges nicht herauszulesen ist; Italien selbst vermag das nicht einmal. Es folgt im kritischen Augenblick, der nicht ausbleiben kann, verhütet ihn nicht schließlich doch die staatsmännische Gewandtheit unseres Bülow, seiner impulsiven Natur, die den Dolch zieht, den der Italiener auch im privaten Leben meuchlings zuckt, wenn er plötzlich rot sieht. Wir sehen ganz Italien jetzt in zwei große Lager geteilt: in das der Unvernünftigen und Vernünftigen, in das der Nationalisten und Irredentisten, als der Unvernünftigen auf der einen Seite, in das der Konservativen, Klerikalen und Intellektuellen — im politischen Sinne — als der Vernünftigen und Besonnenen auf der anderen Seite. Beide aber eint ein innerliches Band, das des Nationalgefühls, nur die große Frage: wie geben wir diesem Ausdruck, wie ziehen wir aus den heutigen Umständen die beste Gewähr für eine bessere Abrundung unseres Territorialgebietes, scheidet die Meinungen. Beide haben denselben Erbfeind. Er heißt Österreich und er ist, „leider" sagen sie, unser Verbündeter. Wir sehen Irredentisten und Freimaurer, letztere unter Führung ihres Oberhauptes Ernesto Nathan, Exbürgermeister von Rom, wühlen, um dazu beizutragen, daß Mazzinis veralteter Ausspruch, ein großes slawisches Reich wäre Italiens Heil, sich erfülle. Sie verweisen

darauf, daß Österreichs Vordringen bis zum Ägäischen Meere aus der Adria ein „mare clausum“ machen würde. Sie spiegeln vor, daß Frankreichs Sieg Italiens Herrschaft weit über Genua hinaus an der Küste, auf Korsika und die Savoyenschen Berge hinauf wieder herstellen; daß eine englisch-französisch-italienische Koalition Österreich und die Türkei aus dem Mittelmeer vertreiben würde. Wir sehen Frankreich plötzlich wieder mit dem Vatikan liebäugeln und bereit, den Weg nach Canossa anzutreten; wir sehen England seine diplomatischen Beziehungen zum Vatikan wieder aufnehmen — alles Anzeichen dafür, daß die uns bisher gewogenen italienischen Klerikalen ebenfalls auf die Seite der Dreiverbandsmächte gezogen werden sollen. Schlagworte fliegen gleich Schrapnellkugeln von einem Lager zum anderen. Die meisten zünden nicht oder sind Blindgänger, aber sie spritzen dafür das Gift der Verdächtigung aus. In einem Lande nun, wo die innere wie äußere Politik nicht die offenste ist, wo Parteileidenschaften leicht den Sieg gewinnen über staatsmännische Klugheiten und Bedenken, genügt solch ein Tropfen Gift, um das Blut ruhiger Überlegung zum Stillstand, eine Raserei des Unverstandes zum Ausbruch zu bringen. Es ist daher ein Gebot staatsmännischer Klugheit, sich nicht allzu unvorsichtig durch beruhigende Worte italienischer Staatsmänner in untätige Ruhe einlullen zu lassen. So überzeugt und aufrichtig der Ministerpräsident Salandra für seine Person war, wenn er letzthin im Senate die stolzen Worte hinausrief: „Wenn wir unsere Neutralität verschachert hätten, so hätten wir sie auch entehrt,“ wenn auch die Mehrzahl der Mitglieder des Hohen Hauses wie der Nation ganz derselben Meinung ist, so ist es doch der öffentlichen Meinung entsprechender und politisch ehrlicher gewesen, als er sagte: „Es trat bisher kein Ereignis ein, das unsere Haltung ändern konnte.“ Nun scheinen viele offene und geheime Strömungen recht gehörig am Werke zu sein, um ein solches Ereignis, das Italien zur Stellungnahme verpflichten würde, künstlich herbeizuführen. Was dann? Eine Rettung gäbe es nur, falls England weitere Unvorsichtigkeiten zur See begehen und Italien von ihm auf der Stelle Rechenschaft verlangen würde. England hat seit Ende Juli bereits so viele Unvorsichtigkeiten begangen, daß es ihm auf eine weitere nicht mehr ankommen kann. Vielleicht tut es uns den Gefallen, durch sein Verhalten Italien zu zwingen, dem Dreibund endgültig treu zu bleiben, und uns Gelegenheit zu geben, unsere alte und echte Liebe diesem Lande erhalten und aufs neue beweisen zu können. Wir werden jedenfalls nicht diejenigen sein, die Italien verlocken, aus seiner Neutralität herauszugehen, um es, wenn es sich auf die falsche Seite schlägt, Österreich zuliebe anzugreifen. „Das Feuer muß von irgendjemandem gelegt werden,“ sagte einst Fürst Bismarck, „wir werden es nicht anlegen.“ Wir haben auch durch unseren Staatssekretär, Herrn von Jagow, Italien auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die ihm erwachsen würden, falls es Rußland gelingen sollte, mit Hilfe von Serbien und Montenegro Österreich-Ungarn im Süden einen Riegel vorzuschieben. Damit ist aber nicht gesagt und gemeint, Österreich beabsichtige

seinen eigenen Staat über Albanien, Alt-Serbien, Mazedonien bis nach Saloniki auszudehnen, wie man den Italienern jetzt glauben machen will. Wir haben uns nicht einmal auf Vorschläge von Kompromissen eingelassen, denn unsere Haltung soll so korrekt bleiben, wie sie von Beginn der Verhandlungen an gewesen ist, was auch italienischerseits von allen Gruppen gern anerkannt wird. Wir verlangen als Gegengeschenk nur das volle Vertrauen, daß wir später die diplomatischen Fragen ebenso gut und geschickt ordnen werden, wie gegenwärtig die strategischen. Wir erwarten von der öffentlichen Meinung vor allem, daß unseren Meldungen zum mindesten ebensoviel Glauben beigemessen wird, wie den Lügen und Entstellungen, die unsere Feinde verbreiten. Wir warnen Italien vor dem Irrtum, daß es möglich sein könnte, Ungarn gegen Österreich auszuspielen. Wir haben, mit einem Worte, Italien gegenüber unsere Schuldigkeit als ehrlicher Freund getan. Es möge nun sich selbst an unserem Maßstabe messen. Es soll dem Manne Glauben schenken, den wir nach Rom gesandt haben, um Italien Geduld und Vorsicht zu lehren, und befolgen, was er gelegentlich einmal mit den Worten ausgedrückt hat: „Ich glaube, daß zwischen zwei männlichen Völkern Offenheit und Gradheit die beste Politik sind." Es ist kürzlich ein deutsches Buch absichtlich mißverstanden und alle Augenblicke gegen uns ausgespielt worden, nämlich das des Generals Bernhardi „Deutschland und der nächste Krieg". Man hat in dem uns feindlichen Auslande, ja selbst im neutralen, die einzig und allein auf Deutschland zugeschnittenen, persönlichen, militärischen und staatsmännischen Äußerungen, die selbst bei uns vielfach ernste Bedenken hervorgerufen haben, auf die Allgemeinheit übertragen. Nun, eines schickt sich nicht für alle. Glaubt, zum Beispiel, Italien den Ausspruch Bernhardis auf sich anwenden zu können, den selbst wir nur unter ausdrücklichem Vorbehalte gutheißen können, „daß die Aufrechterhaltung des Friedens nie das Ziel einer Politik sein darf", will es also, mit anderen Worten, seinen äußeren und inneren Frieden gefährden, weil es den Augenblick für geeignet hält, um Rückeroberungen als notwendiges Ziel seiner gegenwärtigen Politik zu bezeichnen, so wird es sehr bald bemerken müssen, daß unsere Politik alle Hebel in Bewegung setzen wird, um Italien freundschaftlich oder mit Waffengewalt zu zwingen, das Ziel seiner Wünsche nicht in einem Kriege, sondern im Frieden zu erblicken.

Wenn am Gedenktage der Hinrichtung eines beinahe zum Kaisermörder gewordenen irredentischen Fanatikers, wie Oberdank, der Sohn des alten Garibaldi mit den Krücken, an denen er sich schleppen muß, nach Caprera weist und damit die Menge fortreißt, so ist deren Begeisterung bezeichnend, aber noch nicht ein Anzeichen dafür, daß der Krieg gegen Österreich schon morgen beginnen wird. Ihn für den Augenblick zu verhüten, wird am Ende nicht gar so schwer sein und der Überredungsgabe des Fürsten von Bülow hoffentlich gelingen, namentlich wenn er gewichtige Gründe in die Wagschale werfen, mehr noch, wenn ihm der Gang der nächsten Ereignisse solche liefern wird. Die Wolken, die sich über

Italien und Österreich zusammenballen, werden ihre Blitze wahrscheinlich erst später entsenden, wenn es abrechnen heißen wird. Italien feilscht nicht mit seiner Neutralität, feilschen ist im staatsmännischen Sinne an und für sich schon ein häßliches Wort. Aber es will etwas verdienen. Dieser Wunsch spricht verstohlen aus allen Veröffentlichungen und Agitationen dieser Tage. Immer wieder wird darauf hingewiesen, daß Österreich Italien nie irgendeine Entschädigung angeboten oder überreicht habe, wenn es, wie zum Beispiel gelegentlich der Annektierung von Bosnien und der Herzegowina, sich selbst mit neuen Ländern bereicherte. Österreich verschenke nichts freiwillig — diese Meinung ist den Italienern ebenso in den Kopf gehämmert worden, wie die, daß der nächste Krieg der Donaumonarchie auf Betreiben des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand Italien gegolten haben würde. Es gefällt sich deshalb gar zu gern im Gedanken an einen Präventivkrieg, der weniger dem Triebe der Staatserhaltung, als dem der Besitzvermehrung, des Verdrängens Österreich-Ungarns von der Adriatischen Küste und aus den südtiroler Bergen entspringen würde. Wenn nun eine diplomatische Präventivaktion eingeleitet werden sollte, was mir behufs Erhaltung des „status quo" in Italien als die allererste Bedingung erscheint —, so muß und wird sich die Frage vor allem um das zukünftige Soll und Haben im politischen Hauptbuche dieses Landes drehen. Die schwere, dem Fürsten von Bülow zugefallene Aufgabe gipfelt demnach darin, erstens den Italienern Geduld beizubringen, zweitens Österreich-Ungarn und Italien die Verbindungstür zum Ausgleichsstübchen vorsichtig zu öffnen. Weder hüben noch drüben ist behauptet worden, daß eine Verständigung unmöglich ist. Man erwartet nur den richtigen Mann, das richtige Wort. Ist es unser Altreichskanzler, der dieses, jeden Zwist zwischen beiden Ländern beendende Wort auszusprechen imstande sein wird, so hat er nicht nur den Ländern des Dreibundes, sondern auch der Menschheit im allgemeinen einen unvergeßlichen Dienst geleistet. Der Gedanke allein an einen neuen Krieg nach solchem Kriege, würde die ganze Welt zu dem Bismarckschen Aufschrei hinreißen: „Ich kann das nicht mehr!"

Der Feind im Osten

Von Dr. Carl Jentsch

Dr. Dragutin Prohaska hat uns in seinem Essay „Das slawische Kulturproblem“*) wertvolle Einblicke in die Gedanken- und Gefühlswelt der Slawen, besonders der Südslawen, erschlossen, aber seine Charakteristik des französischen, des deutschen und des russischen Volkstums im abschließenden Teil „Die Lösung des Problems“ bedarf der Korrektur. Fanatismus des Rechts soll das Mark der romanischen, insbesondere der französischen Kultur, und dieses Recht nicht Ausfluß eines Regentenwillens, sondern Ergebnis eines Sozialvertrags sein. Während so der romanische Staat ein Rechtsinstitut sei, soll der germanische eine aufgenötigte Ordnung sein, die sich nicht auf Übereinkommen, sondern auf den Schutz des Herrschers und auf das Gefühl der Treue und Pflicht der Untertanen gründe. (Soll wohl heißen, auf die Treue und das Pflichtgefühl der Untertanen gegründet sei und die Sicherheit des Herrschers — oder die Beschützung der Untertanen durch den Herrscher? — zum Zweck habe.) Daß Rechtsfanatismus eine hervorstechende Eigenschaft des französischen Nationalcharakters sei, hat bisher, soviel ich weiß, sonst noch niemand bemerkt; nicht die eigensinnige Frau, die auf dem Boulevardpflaster ihre Bohnen essend, der Polizei nicht weicht, liefert das klassische Musterbild des Rechtsfanatikers, sondern unser Michael Kohlhaas. Der Sozialkontrakt steht bloß in Rousseaus Buch; alle wesentlichen Einrichtungen des französischen Staates sind Schöpfungen teils seiner alten Könige, teils des ersten Napoleon. Der Schlüssel zum Verständnis des Unterschieds zwischen französischem und deutschem Wesen steckt in der von den griechischen Philosophen aufgeworfenen Frage, ob die sozialen Gebilde — wie die sittlichen Normen — φύσει oder θέσει, natürlich oder durch Satzung, entstanden seien. Die Antwort lautet: alle soziale Ordnung wächst aus natürlichen Notwendigkeiten heraus, aber was wächst, das sucht der bald von vernünftiger Einsicht geleitete, bald von Unverstand und Leidenschaft getriebene individuelle Wille nach seinen Wünschen und Bedürfnissen zu gestalten. Die Franzosen nun sind mit scharfer Logik begabte Despotennaturen und schwören darum auf die Thesis. Aus will-

*) Heft 37, 38, 42, 44 und 47 der Grenzboten 1914.

kürlichen Voraussetzungen spinnen sie, logisch folgernd, Systeme heraus, nach denen sie, ohne Rücksicht auf das im Laufe der natürlichen Entwicklung geschichtlich Gewordene, ihren Staat einzurichten geneigt sind. Weil aber solches Verfahren allen gestattet, die Anarchie bedeuten würde, überlassen sie die Verwirklichung ihrer mehr oder weniger übereinstimmenden logischen Phantasien einem Gewalthaber und begnügen sich, ein jeder für seine Person, mit dem Scheine der Freiheit, wie es Bismarck so hübsch schildert mit dem Sprüchlein von dem Franzosen, der sich geduldig fünfundzwanzig aufzählen läßt, wenn man ihm nur die französische Freiheit dabei lobt. Kein anderes Volk Europas wird so bureaukratisch regiert, ist so eng in Polizeivorschriften eingezwängt, übt so wenig Selbstverwaltung, wie die Franzosen. Die deutschen Gemeinwesen sind aus der Markgenossenschaft erwachsen. Die Über- und Unterordnungen, die bei fortschreitender Differenzierung auf natürlichen Wegen entstanden, haben die Freiheit nicht beeinträchtigt. Der Deutsche behielt soviel Freiheit, als mit der öffentlichen Ordnung verträglich ist, indem jedem in seinem Stande die angemessene Sphäre des Wirkens zugeteilt war, und jede Stadt, jede Zunft, jede Bauernschaft sich selbst regierte. So wenig war die öffentliche Ordnung ein Ausfluß des Fürstenwillens, daß vielmehr der Fürst beim Regierungsantritt, das galt namentlich in den ganz germanischen Niederlanden, die Rechte der Stände und die Volksgewohnheiten anzuerkennen hatte, und daß der Bruch dieses Vertrages durch den Fürsten die Untertanen von der Pflicht des Gehorsams entband; der moderne Begriff der Souveränität war den mittelalterlichen Germanen fremd. Der Absolutismus ist freilich auch in Deutschland vorübergehend eine Notwendigkeit gewesen, aber auf deutschem Boden gewachsen ist er nicht. Er ist französisches Gewächs; l'Etat c'est moi gilt noch heute, nur daß der absolute Regent nicht eine einzelne Person ist, sondern eine Gruppe, deren Mitglieder durch Geldgeschäfte und durch die Handhabung der parlamentarischen Maschine ans Ruder kommen, und von denen die einen auf der politischen Schaubühne agieren, während die andern, die Geldfürsten, die eigentlichen Gewalthaber, hinter den Kulissen bleiben. Den Deutschen wird es niemals einfallen, mit allem natürlich und historisch Gewordenen radikal aufzuräumen; sie achten die Natur und das Bestehende, und verfahren wie der Gärtner, der das Wachstum überwacht, leitet, fördert und die Natur veredelt. Die würfel- und kegelförmig verstutzten Baumkronen der französischen Gärten offenbaren den französischen Geist.

Von der Charakteristik der Russen bei Prohaska ist die eine Hälfte zutreffend. Er beginnt mit der Erzählung, wie die Russen die Waräger gerufen haben sollen, im Lande Ordnung zu schaffen, und führt ganz richtig aus, daß ihre ungeheure undifferenzierte Ebene die Entstehung charaktervoller sozialer Gebilde erschwere, daß ihr europäisch zugeschnittenes Staatswesen nicht ihr Werk sei, und daß ihnen Rechtssinn und Pflichtgefühl fehlen. Wenn er aber dann als Grundeigenschaft des Slawen und besonders des Russen

Gerechtigkeitsgefühl (das er vom Rechtssinn unterscheidet) und die Macht des persönlichen, des subjektiven Gewissens bezeichnet, so scheint er mir zu irren. Daß die Russen keinerlei Organisation zustande bringen, ist nicht die Folge eines übertriebenen Individualismus und Subjektivismus, sondern erklärt sich ganz leicht aus ihrer Passivität, die, wie wohl niemand bestreiten wird, ihre auffälligste Eigenschaft ist. Tolstoi hat diese Eigenschaft zur Religion gestempelt. Der Russe ist groß im Dulden, aber die Organisationskraft und der Antrieb zur Tätigkeit, zum Schaffen, zur Tat, die fehlen. Es fehlt das moralische Rückgrat und darum das Pflicht- und Ehrgefühl. Auch die Nächstenliebe des Russen ist mehr Schwäche als echte Liebe. Sie hält sich an Pauli Spruch, daß wir allzumal Sünder seien, verachtet darum den Verbrecher nicht, bemitleidet ihn nur, spricht ihn gern los, wenn er angeklagt ist, und stellt sich ihm gleich, um die Anstrengung zu sparen, die dazu erforderlich wäre, um sich über sein sittliches Niveau zu erheben. Freilich wird in Rußland diese Schwäche noch durch die Gewissensverwirrung begünstigt, die daraus entspringt, daß so viele Vertreter der Staatsgewalt ungestraft Verbrechen begehen, und so oft edle Menschen als Verbrecher behandelt werden. Die Neigung, sich zum Ärmsten, zum Schlechtesten herabzulassen, die Brüderküsse, die zwischen Fürst und Bauer gewechselt werden, geben dem Russentum ein demokratisches Gepräge, aber, sagt Hugo Münsterberg, diese Gleichheit zieht hinab, während in Amerika die Demokratie emportreibt, weil dort jeder nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch den Ehrgeiz hat, es den Höchsten gleichzutun. Was die russische Intelligenz betrifft, so erfahren wir von Sir Donald Mackenzie Wallace und anderen Kennern des russischen Volkes, daß die unverdaute westländische Wissenschaft und Philosophie die einen zu revolutionären Schwärmern, die andern zu unpraktischen Theoretikern macht, und daß dieses, zusammen mit der Unehrlichkeit und Unzuverlässigkeit der meisten Beamten, den Erfolg gutgemeinter Reformen vereitelt. Wie Prohaska mit den Slawophilen in dieser Volksart die Anlage zu einer neuen hohen, von der europäischen grundverschiedenen Kultur sehen kann, begreife ich nicht. Der russische Bauer ist ein gutmütiger Bär, den man lieben kann, wenn er sich gewaschen hat und nicht betrunken ist (bei Turgenjew, der selbst ein veredeltes Exemplar dieser Spezies war, lernt man ihn kennen), aber zu Kulturschöpfungen und Kulturtaten ist er nicht befähigt. Zu künstlerischer und literarischer Produktion allerdings, denn intellektuell und ästhetisch ist der Russe gut begabt; doch gerade die zerfahrenen, charakterschwachen Triebmenschen Tolstois, Dostojewskis, Gorkis — mit ihrem haut goût eine Delikatesse für übersättigte Ästheten — zeigen deutlich, daß von diesem Volke eine neue höhere Kultur nicht zu erwarten ist. Etwas tüchtiges leisten wird es können, wenn es — von Deutschen erzogen wird.

Bis jetzt ist es nur gedrillt worden. Die seit Peter dem Dritten rein deutsche Dynastie hat mit Hilfe ausländischen Kapitals, deutscher Intelligenz und

Arbeitskraft alles geschaffen, was zu einem modernen Staate gehört, soweit es ohne spontane Mitwirkung des Volkes geschaffen werden kann und dieses bloß als Material verwendet zu werden braucht; und aus der gewaltigen Größe dieses Staates ergibt sich nun die Haltung, die wir Deutschen ihm gegenüber einzunehmen haben. Seit dreißig Jahren predige ich: nicht westwärts, sondern nach Osten haben wir zu blicken.

Von Frankreich und England haben wir einen Stoß ins Herz nicht zu fürchten: Frankreich ist zu schwach, und England ist eine Seemacht, Löwe und Hai können einander nicht tödlich verwunden. Ein dem unsern ebenbürtiges Heer konnte England sich nicht schaffen, denn bei allgemeiner Dienstpflicht wäre es ihm unmöglich gewesen, sein Kolonialreich zu gründen und sein (schon seit ein paar Jahrzehnten verlorenes) Handels- und Industriemonopol zu erwerben. Das konnte es nur, weil jeder Engländer in seinen kräftigsten und unternehmungslustigsten Jahren seinen Geschäften und seiner Abenteuerlust in aller Welt nachgehen durfte, ohne in seiner Bewegungsfreiheit durch die Dienstpflicht beschränkt zu sein. Zudem vermöchte das Volk die Doppellast nicht zu ertragen, wenn der Flotte noch ein Millionenheer beigegeben würde, die Flotte aber kann es nicht entbehren, sie ist ihm das, was uns das Landheer ist. In Heft 42 der vorjährigen Grenzboten habe ich gezeigt, daß es heute keine Seeherrschaft mehr geben kann, wenn man darunter die Macht eines Staates versteht, den Verkehr der übrigen Nationen auf dem Weltmeere willkürlich zu regeln oder einzuschränken, und angedeutet, daß den Engländern der wahnsinnige Versuch, durch Rückkehr zur Piraterie diese Herrschaft noch einmal zu erringen, teuer zu stehen kommen werde. Aber in einem anderen Sinne ist das Streben der Engländer nach Seeherrschaft berechtigt und Pflicht der Selbsterhaltung. Da Großbritanien eine Insel, ein Einfall in das Land also nur zu Schiffe möglich ist, da zudem England vier Fünftel seiner Nahrungsmittel aus überseeischen Gebieten bezieht und demnach durch Flotten ausgehungert werden kann wie eine belagerte Stadt, so muß es unter der heute noch ziemlich allgemein geltenden Voraussetzung, daß Kriege, auch zwischen den europäischen Staaten, selbstverständlich und unvermeidlich seien, zu seinem Schutz eine Flotte haben, die nicht nur jeder anderen Flotte, sondern auch jeder denkbaren Kombination von Flotten gewachsen ist; die Engländer müssen darum bei jeder Flottenverstärkung anderer Staaten Angst bekommen. Deutschland dagegen bleibt — trotz den glänzenden Taten unserer Marine, die möglich sind, weil der Deutsche allseitig begabt ist — nach seiner geographischen Lage, seiner geschichtlichen Entwicklung und dem Naturell seiner Bevölkerung eine Landmacht; glücklicherweise! Denn Seemächte ruhen auf einem unsicheren Fundament und sind kurzlebig, wie schon Thukydides an dem Paradigma der griechischen Kleinstaaten gezeigt hat. In einer der Beratungen, die dem Peloponnesischen Kriege vorhergingen — sie erinnern lebhaft an die Präludien des jetzigen Weltkrieges —, läßt er einen Korinther sagen: Die Athener haben das Geld und die Schiffe,

wir haben das Land und die Leiber, und das ist mehr; denn was wir Peloponnesier von Natur haben, das können sich die Athener nicht verschaffen; dagegen, was sie durch Verstand und Übung erworben haben: Schiffe und Geschicklichkeit im Seekampf, das können, wenns not tut, auch wir uns erwerben. (Bei historischen Parallelen darf man die Unähnlichkeiten nicht übersehen. Großbritannien mit seinen 42 Millionen Bewohnern ist ein ganz anderes Land, als das jedem feindlichen Einfall offenstehende winzige Attika war, dafür war Athen eine geistige Macht, mit der sich England nicht vergleichen kann, und hat noch sechshundert Jahre nach dem Verlust seiner politischen Selbständigkeit mit dem milden Lichte seiner humanen Bildung die Jugend, auch die christliche, veredelt. Andererseits ist Deutschland eine den Engländern weit überlegene Geistes- und Kulturmacht, während Sparta, die Führerin der Peloponnesier, der höheren Bildung entbehrte und infolge seiner von den heutigen Eugenikern gerühmten „Menschenzüchtung" abstarb: König Agis der Vierte fand bei seinem Regierungsantritt in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christus nur noch siebenhundert echte Spartiaten vor.)

Sehr viel anders schauts im Osten aus.

Entweder: es gelingt den russischen Staatsmännern, die verrottete Verwaltung zu reformieren, Volkswirtschaft und Volksbildung auf die europäische Stufe zu heben, — dann erdrückt uns der Koloß.

Oder: Land und Volk bleiben bei aller äußerlichen Machtentfaltung in ihrem elenden Zustande; dann ist es Sünde und Schande, wenn wir Nachbarn gelassen und untätig zusehen, wie der beste Weizenboden Europas versumpft, versandet, primitiv bewirtschaftet wird, und wie die großen Wälder verwüstet werden. Europa bedarf dieser jetzt so schlecht verwalteten Naturschätze, und wir Deutschen bedürfen ihrer am dringendsten.

Das „entweder" wird jetzt ja wohl auch von den altpreußischen Russenfreunden zugestanden: die Gefahr, die von Rußland droht, sogar schon ehe die von seinen Staatsmännern angestrebte wirtschaftliche und kulturelle Hebung gelungen ist, die Gefahr, von seinen Millionenheeren erdrückt zu werden, während dem russischen Staate die ungeheure Größe des Landes, seine Unwegsamkeit, die daraus sich ergebenden Verpflegungsschwierigkeiten vor eindringenden Feinden Schutz gewähren. Wie eine Dampfwalze, haben unsere Feinde im Westen gehofft, würden Rußlands Heere, alles zermalmend, sich über Deutschland wegwälzen. Als ob die Walze auf der Eifel und den Vogesen halt machen würde! Der französische Rotwein allein schon würde die asiatischen Horden locken, in die gesegneten Fluren Frankreichs hinabzusteigen. Aber die Erwartung war gar nicht übertrieben; war Deutschlands Wacht an der Weichsel weniger stark, dann geschah, worauf die Toren an der Seine sich freuten: Europa wurde kosakisch und seine Kultur war dahin.

Mein „oder" stößt noch auf lebhaften Widerspruch. Die agrarische Rechte behauptet, die deutsche Landwirtschaft könne über hundert Millionen Menschen

ernähren. Möglich, aber doch nur bei weiterer Intensifizierung des Betriebs, also Steigerung der Brot- und Fleischpreise; will oder kann die das Volk nicht zahlen, dann fallen die Agrarzölle, die deutsche Landwirtschaft erliegt einer Katastrophe, und das deutsche Volk wird mit seiner Ernährung vom Auslande abhängig. Das will geradezu die Linke: mit ausgeführten Industrieerzeugnissen sollen wir Brot kaufen und so in die ungesunden Zustände Englands hineingeraten, die ich oft geschildert habe. Überseeische Kolonien sollen ergänzen. Aber was können die helfen? Überseeische Siedlungsgebiete giebt es nicht mehr. Die Naturschätze der Tropen unserer Kulturwelt zuzuführen, ist ein nobile officium aller Kulturnationen, und jeder Europäer, der will, kann sich an der Erfüllung dieser Pflicht beteiligen. Aber der Besitz, die Verwaltung und Verteidigung eines tropischen Gebietes ist kein Vorteil für den besitzenden Staat; ihm bürdet solcher Besitz nur Kosten und Arbeit auf und schwächt, da er zur Zersplitterung seiner Streitkräfte zwingt, seine Macht. Für den englischen Staat sind nur das tropische Indien und das subtropische Ägypten, als alte Kulturländer, bisher Einnahmequellen, gewesen, die aber jetzt, wenn sie nicht ganz verloren gehen, nahe daran sind, sich in fressende Kapitalien zu verwandeln. Was uns dagegen Rußland verspricht, ist in Heft 47 der vorjährigen Grenzboten angedeutet worden. Solange die Macht des Zartums ungebrochen bleibt, sperrt dieses uns auch den Zugang zur asiatischen Türkei. Der Sultan wird es sicherlich gern sehen, wenn deutscher Geist und deutscher Fleiß diese Länder zu neuem wirtschaftlichen Leben erwecken und dadurch seinen Staat bereichern; daß sie Rußland denselben Dienst erweisen, mag das Zartum nicht leiden, schon in den achtziger Jahren hat die Vertreibung tüchtiger deutscher Landwirte aus russisch Polen begonnen. Die Einwendungen gegen meine Behauptung, daß Deutschland übervölkert sei und sein Volk mehr Land brauche, habe ich andernorts oft widerlegt. Hier will ich nur den Hinweis auf den Rückgang der Auswanderung begegnen mit dem Hinweis auf unsere in den Konzentrationslagern der Feinde schmachtenden Volksgenossen, die in der Auswandererstatistik nicht sichtbar werden. Die Forderung der Vergeltung wurde im ersten Dezemberheft des Kunstwart mit der Bemerkung zurückgewiesen, Wiedervergeltung sei gar nicht möglich, weil in England, Frankreich und Rußland zwanzigmal soviel Deutsche ihr Brot suchten, als Ausländer in Deutschland (der slawischen Wanderarbeiter würde in einem anderen Zusammenhange zu gedenken sein), und eine fünfprozentige Wiedervergeltung keinen Eindruck machen würde. Die Bevölkerungskapazität des Bodens wächst ja mit dem Fortschritte der Technik, aber doch nicht ins grenzenlose; beim Wachstum der Volkszahl über eine gewisse Grenze hinaus bleibt Erweiterung des Nahrungs- und Bewegungsspielraums unabweisbares Bedürfnis. Das ist eine so einleuchtende und allgemein anerkannte Wahrheit, daß in der ganzen Welt kein Mensch an unsere Aufrichtigkeit geglaubt hat, wenn wir unsere Friedensliebe beteuerten. Der richtige Zeitpunkt, die Ent-

scheidung herbeizuführen, war die russische Revolution nach der ostasiatischen Niederlage. Damals mußte das deutsche Volk den westlichen Nachbarn sagen: „Ihr habt vollkommen recht, wir sind keine saturierte Nation, aber wir sind weder so gewissenlos noch so töricht, über euch herzufallen, die ihr das, was wir brauchen, Neuland, nicht habt; im Osten und Südosten liegt unser Kolonialland." Gelang es damals unserer Diplomatie, Frankreichs und Englands Neutralität zu erkaufen, dann war der Sieg über Rußland ohne schwere Opfer zu erringen.

Friedrich Meinecke, der uns vor vier Jahren das schöne Werk „Weltbürgertum und Nationalstaat" geschenkt hat, führte kürzlich in einer Zeitschrift aus, Depressionsgebiete, in denen die Kriegsgewitter entstünden, seien die schwachen Staaten, denn sie lockten, als Jagdgründe, die starken an. Das kommt ja vor, ist aber heute nicht mehr die Regel; nicht um Beute zu erjagen, sind die deutschen Truppen in das schwache Belgien eingerückt, denn wir sind ein sittliches Volk. Gewiß, die Schritte des Staatsmannes dürfen nicht mit der Elle der Philistermoral gemessen werden, aber verzichtet die Politik auf sittliche Normen und Aufgaben, dann sinkt sie zu einer wüsten Balgerei herab, an der sich zu beteiligen der echte Mensch, der den Namen Mensch verdient, nicht mehr der Mühe wert erachtet. Die völkerrechtlichen Vereinbarungen beweisen, daß sich die moderne Menschheit des sittlichen Gehalts der Politik erinnert hat. Was ist nun sittlich gut? Was (leiblich, geistig, sittlich) gesundes Menschenleben und Streben erhält und fördert. Nur der Pessimist, dem der Wille zum Dasein als das Urböse gilt, muß diese Definition ablehnen. Gesunde und gute Menschen töten, ihre Felder und Gärten verwüsten, ihre Häuser verbrennen, ihre Kunstdenkmäler zerschießen, das sind demnach, weil sie Leben und dem Leben dienende Menschenwerke zerstören und vernichten, an sich Verbrechen, die nur in dem Falle zu erlaubten Handlungen werden, daß es kein anderes Mittel gibt, das Leben der eigenen Nation vor der drohenden Vernichtung zu schützen. Woraus folgt, daß der Krieg gegen einen Kulturstaat nur als Verteidigungs- niemals als Angriffskrieg erlaubt ist. Zu ewigem Ruhme gereicht es dem deutschen Volke und der deutschen Regierung, daß sie nach diesem Grundsatze gehandelt, Belgien und einen Teil von Frankreich nur okkupiert haben, weil sie das mußten, weil die Feinde an Deutschland das ruchlose Verbrechen zu verüben geplant hatten, und daß sie mitten in der blutigen Kriegsarbeit die unvermeidlichen Zerstörungen samt den vermeidlichen, welche die Feinde im eigenen Lande anrichten, nach Kräften wieder gut machen, bauend, ordnend, schaffend sich als Diener des guten Prinzips, des schöpferischen, Leben liebenden, als Kinder Gottes bewähren. Daß dieses und manch anderes Gute — wer möchte die sittliche Größe unseres Volkes vermissen, die sich im Kriege offenbart! — aus jenem Verbrechen hervorgeht, bedeutet keine Verminderung der Schuld der Verbrecher. „Ärgernisse müssen kommen, aber wehe dem Menschen, der Ärgernis gibt!" Den Grundsatz nun, zu dem das deutsche Volk in

Wort und Tat sich bekennt, daß Kulturvölker nicht angegriffen werden dürfen, haben wir auch den Herzen der übrigen Nationen einzupflanzen; die Neutralen werden ihn mit Freuden auf- und annehmen, die Engländer und Franzosen wird die eherne Stimme der deutschen Geschütze von seiner Richtigkeit überzeugen.

Der große Fehler der europäischen Politik besteht darin, daß sie Rußlaud als gleichberechtigten Kulturstaat anerkennt, weil es die Fassade und die materiellen Machtmittel eines Großstaats besitzt. Rußland ist eine asiatische Barbarei und darum rechtmäßiger Jagdgrund, oder sagen wir lieber, da wir doch keine Hunnen sind, eine Arbeitsstätte, ein Neuland, in welchem sich Deutschlands Geist und Kraft schöpferisch betätigen können. In Rußland würde ein deutsches Heer, zur rechten Zeit eingerückt, wenig zerstört (auch schon weit weniger als im Westen zu zerstören gefunden), dagegen eine unendliche Fülle schöpferischer Tätigkeit entbunden haben. Genauer als Meineckes Wort trifft das Wort eines englischen Staatsmannes, wenn ich mich recht erinnere Salisburys, den Kern des Problems: die Gefahr des Krieges lauere nur noch dort, wo die Kultur an die Barbarei grenzt; Barbarenländer sind rechtmäßige „Jagdgründe"; sie in Besitz nehmen und kultivieren, heißt das göttliche Gebot 1. Mose 1, 28 erfüllen: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan"; heißt nach der natürlichen und vernünftigen Regel verfahren, daß die Auswanderung aus den dicht bevölkerten in die menschenleeren, aus den hochkultivierten in die unzivilisierten Länder zu leiten ist.

Eine andere Betrachtungsweise mündet in dasselbe Ergebnis. Die Weltgeschichte beginnt mit Fehden der Sippen, einem Kriege aller gegen alle. Die Sippen ballen sich zu Stämmen, die Stämme zu Völkern zusammen, aus deren Innerem, sobald sie als Staaten organisiert sind, der Kampf mit körperlichen Waffen verbannt ist. In Vorderasien begann die Großstaatbildung, griff nach Europa über, und der Prozeß endete mit dem befriedeten orbis terrarum der Römer. Während dieser zerfiel, begann der Prozeß aufs neue in größerem Maßstabe und auf einer höheren Entwicklungsstufe. Das Mittelalter hindurch befehdeten Großgrundbesitzer, Ritter, Städte, Bauernschaften, Stände einander. Territorialstaaten machten dem Kleinkrieg im Innern ein Ende und schoben den Waffenkampf an die Grenzen der Staaten hinaus. Teils unbewußt, teils mit klarer Erkenntnis des Zieles rangen die Territorialstaaten mit einander, bis die Nationalstaaten fertig waren. Seitdem 1870 Deutschland und Italien das Ziel erreicht haben, liegt auch dieser Prozeß der Hauptsache nach abgeschlossen hinter uns. In einen geordneten Familienhaushalt hat kein Fremder sich einzumischen; in einen geordneten Staat, aus dem die Waffenkämpfe verbannt sind, in welchem die Selbsthilfe der Rechtsordnung Platz gemacht hat, darf kein Nachbar mit Waffengewalt einbrechen. Dagegen kann es Pflicht eines Staates werden, in den Nachbarstaat ordnend einzugreifen, wenn dieser bei sich nicht Ordnung zu schaffen und die Naturschätze seines Landes nicht zu heben

vermag. Diese Pflicht haben die drei Staaten zu erfüllen geglaubt, die Polen unter sich teilten. Wir haben von der Gesamtheit der Ziele, denen die Entwicklung des Menschengeschlechts zustrebt, keine Ahnung, doch so viel sehen wir, daß die Herstellung geordneter und friedlicher Gemeinwesen eines dieser Ziele ist. Das Ziel war vor dem großen Friedensbruch für Mittel- und Westeuropa, dessen Kultur auf die Neue Welt übergegangen war und dort einen Parallelkreis geschaffen hatte, nahezu erreicht. Von dem römischen orbis terrarum, dem ersten Anlauf zum Ziele, unterscheidet sich der modern-europäische dadurch, daß er nicht aus einem Gemisch absterbender Völker besteht, sondern aus einer Gruppe lebenskräftiger, deren jedes seinen scharf ausgeprägten Charakter hat und die Kultur mit eigentümlichen Gaben schmückt, unter denen die, welche unser allseitig begabtes Volk der Mitte beiträgt, die reichsten, wertvollsten und edelsten sind. Daß wir Europäer den asiatischen Russen gegenüber uns solidarisch fühlen müssen, erkennen die Franzosen und Engländer noch nicht, weil sie einseitig begabt und politisch falsch orientiert sind und weil ihre Schulbildung mangelhaft ist. Der deutsche Schulmeister hat sie über ihre Stellung in der Welt zu belehren, und der Kruppsche Bakel wird seinen Lehren Gehör schaffen.

Die wichtigste und nächste Aufgabe unserer Staatsmänner ist nun, Deutschland gegen die russische Gefahr zu sichern und die Gelegenheit zur Erweiterung unseres Nahrungs- und Tätigkeitsspielraums zu benutzen. Das slawische Problem werden sie hoffentlich nicht im Sinne Prohaskas lösen: „Rußland wird sich mit dem übrigen Slawentum zu einer Kultureinheit zusammenschließen, und das ganze Slawentum wird als eine Welt für sich hervortreten mit seiner Lebensweisheit (?), seiner Kultur (?).“ Die Westslawen gehören zu Europa; sie wollen Europäer, nicht Asiaten sein, wie der Weltkrieg erfreulicherweise offenbart.

Die Grenzen des Versicherungsgedankens

Ein Beitrag zur Philosophie der Zivilisation

Von Dr. Max Hildebert Boehm

Die Entwicklung, die Deutschland seit der Begründung seiner staatlichen Einigkeit genommen hat, kennzeichnet sich im wesentlichen als ein gewaltiger zivilisatorischer Aufschwung. Hieraus erklärt sich der Konkurrenzneid der Völker, die die Dinge der Zivilisation in Erbpacht zu haben glaubten und uns dafür gnädig die Rolle eines Kulturlakeien zuwiesen, der die Herren der Erde in Musik und Philosophie zu bedienen hätte. Daß aber in uns der Wille zur Macht, der sein wirksamstes Mittel in der modernen Technik findet, plötzlich wieder lebendig wurde, das konnte man uns nicht verzeihen. Dies ist allbekannt. Es sollte aber auch das andere nicht vergessen werden, daß sich aus diesem wesentlich zivilisatorischen Charakter unserer jüngsten Epoche auch das seltsame Mißtrauen, die scharfe Kritik erklärt, die seit Nietzsche nicht die Schlechtesten unter unseren Volksgenossen zu Beschwörern und mahnenden Warnern gegenüber dem neuen Deutschland gemacht hat. Der Wechsel kam sehr schroff. Aus der Gedrücktheit und Kümmerlichkeit des kleinstaatlichen Deutschlands führten uns die überraschenden kriegerischen Erfolge in die Reihe der gebietenden Großmächte. Zu weit lagen die Zeiten der staatlichen Herrlichkeit im großen Mittelalter zurück. Wir hatten sie vergessen. Wir waren „kleine Leute“ geworden. Jetzt wurden wir Parvenüs. Wir bauten in einem erschreckenden Tempo Großstädte, deren Villenviertel, errichtet aus dem Gold des über Nacht reich gewordenen Neudeutschland, das Fürchterlichste an Unselbständigkeit, Aufdringlichkeit und innerer Hohlheit im Stil boten, was die deutsche Baugeschichte gesehen hat. Die Philosophie lag brach, abseits stand als Prediger in der Wüste der eine Friedrich Nietzsche. Und in der Dichtung und Malerei feierten Epigonentum und Historismus ihre Orgien. Verstaubt stehen heute die Werke von Georg Ebers im Bücherschrank als trauriges Erinnerungsmal der „Gründerzeit“.

Man sieht: die Arbeit an der Naturwissenschaft und der auf ihr aufbauenden Technik, die rechtliche Ordnung des neuen Reiches, die Ausgestaltung der sozialen Einrichtungen, in denen das Versicherungswesen schnell eine beherrschende Stellung gewann: all diese Zivilisationsarbeit sog die Kräfte der Nation dermaßen auf, daß für die kulturellen Leistungen in Philosophie, Kunst und Geisteswissenschaft, daß für eine religiöse Erstarkung und Vertiefung kaum etwas übrig blieb.

Jene Kritiker hatten — damals — recht. Deutschland stand in der Tat vor einem Abgrund. Seine furchtbare Gefahr war das Ertrinken in der bloßen Zivilisation, das zugleich der Verrat seiner besten Tradition, seiner tiefsten Wesensart war. Man schämte sich bereits, einmal als das Volk der Dichter und Denker gegolten zu haben. Soweit hatte die Zivilisation ihre entseelende Wirkung bereits ausgeübt. Denn das ist ihr Wesen: daß sie wohl Leistungen kennt, aber nicht Persönlichkeiten, in denen diese Leistungen wurzeln, und daß sie diesen Leistungen nicht gestatten will, Ausdruck eines Individuellen zu sein. Eine Maschine, ein naturwissenschaftlicher Lehrsatz, eine soziale Organisation hat nichts mit der seelischen Einzigartigkeit, mit der unwiederholbaren Persönlichkeit dessen zu tun, der sie schuf. Wenn man sich diesen Wandel, wie ihn der Zivilisationsfortschritt mit sich gebracht hat, an einem Beispiel vergegenwärtigen will, dann denke man an folgendes: das junge Paar, das heiraten wollte, ging früher zum Schreinermeister in seine Werkstatt und bestellte sich die Möbelstücke, zwischen denen ein Leben von Glück und Leid und Arbeit sich abspielen sollte. Der Meister kannte die Familie der Brautleute, sie kannten ihn. Eine Brücke des Verstehens war von vornherein da. Und der Meister fertigte dann die Stücke an, seine Gesellen, die selber einmal Meister werden wollten, halfen ihm dabei. In diesem Betrieb war Seele. Noch jetzt haftet etwas davon an den Möbeln, die wir aus jener alten Zeit erbten. Und heute? Wir betreten einen Laden, aus dem Hobelspäne und Leimgeruch verbannt sind. Wir lassen uns von einem „Fräulein", das vom Handwerklichen selten etwas versteht, Musterbücher vorlegen und wählen uns ein Ameublement aus, das genau in derselben Ausführung in tausend Häusern steht. Die daran schafften, wissen in ihrer großen Mehrzahl, daß sie nie Meister werden, sondern ihr Leben lang Spezialisten für Schranktüren oder Schubladenknöpfe bleiben. Statt der Seele, die in die Erzeugnisse des alten Handwerks hineingearbeitet war, klebt an dem modernen Fabrikat etwas vom Blut der Opfer an Menschenwürde, die es gekostet hat.

Zivilisation ist Knechtung und kann ohne sie nicht sein. Davor dürfen wir die Augen nicht verschließen. Denn eine jede Mechanisierung eines lebendigen personhaften Einzelwesens ist Knechtung. So ist es selbstverständlich, daß sich daraus Haß und gegenseitiges Mißtrauen zwischen Mensch und Mensch entwickelt, mag diese Beziehung Konkurrenz oder Untergebenenverhältnis sein. In dem Maße, als dieser Geist der Zivilisation sich unseres ganzen Lebens bemächtigt, wächst sich das Mißtrauen zu einem allgemeinen aus. Und weil man nicht, wie auf dem Boden einer universalen Liebesgemeinschaft der Menschen, der gegenseitigen Hilfe vertrauend sicher sein kann, sieht man sich aus dem Gefühl der Angst heraus genötigt, sich zu versichern. So tritt klar zutage, wie der Versicherungsgedanke in der Zivilisationsidee wurzelt. Man könnte ihn das Kind der Zivilisation nennen, weil er schon in seinem Namen eine Anklage gegen die Mutter ausspricht.

Jetzt wird auch ersichtlich sein, in welchem Sinne hier von Grenzen des Versicherungsgedankens gesprochen wird. Welch ungeheure Erleichterungen er

in das Leben bringt, welcher Wert ihm in dieser Richtung innewohnt, braucht nicht mehr ausgesprochen zu werden. Man würde oft Gesagtes wiederholen. Auch an seiner weiteren Ausdehnbarkeit braucht nicht gezweifelt zu werden. Von seinem Ursprung her jedoch, den wir im Zivilisationsgedanken fanden, haftet ihm eine Fragwürdigkeit an, deren Durchdenkung sich gerade der nicht entziehen sollte, der bisher nur das bestechende an ihm gesehen hat. Denn das vor allem tut uns in diesem Augenblick, da wir vielleicht an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt stehen, in allererster Linie not: daß wir uns vor einem Zivilisationstaumel hüten, daß wir die Grenze ihres Wertbereichs erkennen. Und diese so ungeheuer dringliche Einsicht wird für uns eher Gestalt gewinnen, wenn wir sie am Einzelfall, wie hier an der Versicherungsidee, als in abstrakter Allgemeinheit an dem Gedanken der Zivilisation überhaupt suchen.

Es wurde bereits ausgeführt, daß die Nötigung zur Versicherung aus dem Mißtrauen erwächst. Weil wir der Hilfe von Personen nicht trauen, übertragen wir ihre Aufgabe einer seelenlosen mechanischen Institution; weil wir nicht an die Gabe aus Güte glauben, verwandeln wir sie in einen Rechtsanspruch. Früher spannte das Unglück die Kräfte an und ein berechtigter Stolz hinderte uns über Gebühr fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Heute schläfert uns der Verlaß auf die Versicherungsgesellschaft ein. Eine eigene Krankheit, die Rentenhysterie*), hat sich herausgebildet. Der Wunsch, eine gewisse Rente zu erlangen, ruft bei einer bestimmten Sorte nervöser Gegenwartsmenschen tatsächlich die nötige Krankheit hervor. Und der schwerste Beinbruch wird versüßt nicht nur durch die Zahlung der Gesellschaft, sondern obendrein durch das beseligende Bewußtsein des Triumphes, das zehnfache der eingezahlten Prämien „herausgeschunden" zu haben — auf Kosten derer natürlich, die sich kein Bein brechen. Die können ja sogar froh sein! Das ist der sophistische Trost, der auch über eine Anwandlung von Scham hinweghilft.

Es ist also das Pochen auf das „gute Recht", daß feiner empfindenden Naturen so oft als unanständig erscheint, zu dem das Versicherungswesen verführt. Man wird nicht zu weit gehen, wenn man auf diese Neigung zur Betonung des Rechtsstandpunktes ein gut Teil der Abneigung zurückführt, die sich der Bürger des neuen Deutschland im Ausland zugezogen hat. Gewiß dämmt das Recht seinem Wesen nach den Egoismus des einzelnen ein, aber nicht, weil es am Egoismus an sich etwas auszusetzen hätte — ganz im Gegenteil, es erkennt ihn an! — sondern bloß, weil es mit einer Mehrheit von Egoismen rechnet und sie gegeneinander abgrenzt. Das Recht, könnte man sagen, ist die Regulierung der sozial möglichen Maximalegoismen. Und dies erlaubte Maximum ist noch immer erheblich genug, um den, der es voll ausnützt, zu einem [illegible] zu stempeln. Soviel kann zur Genüge den Typ des

*) Vgl. den Aufsatz von Max Scheler, Rentenhysterie. Zu all den hier behandelten Problemen hat dieser Denker in seinen demnächst gesammelt erscheinenden Aufsätzen gegenwärtig [illegible]

fetten Bourgeois, der in der Eisenbahn eine Dame stehen läßt, weil er „sein Billet so gut bezahlt hat, wie sie“ oder der bei der Table d'hote sich die besten Stücke von der Schüssel sucht, weil er dazu ein „gutes Recht“ zu haben glaubt. Gerade dieser ethisch höchst anfechtbare Menschenschlag gerät aber bekanntlich bei der geringfügigsten Antastung seiner heiligen „Rechte“ in eine fürchterliche moralische Entrüstung.

Diese Verleitung zum skrupellosen Rechtsstandpunkt ist der Kern der demoralisierenden Wirkung der Versicherung auf den Versicherten. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß sie zugleich eine Art von ganz sublimem Hochmut nährt. Es ist der sogenannte Bettelstolz, sich nichts schenken lassen zu wollen. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß dieser in einer niedrigen Auffassung vom Wesen des Geschenks gründet. Das echte Geschenk als Gabe der Güte hat mit der Möglichkeit des Empfängers „sich zu revanchieren“ nichts zu tun, denn das Gegengeschenk schiebt dem zuerst Gebenden die Hoffnung auf ein solches unter, wodurch seine Gabe entwertet wird, und es verkennt zugleich die Unvergeltbarkeit des wahren Geschenks. Gewiß gilt Nietzsches Gebot der Sprödigkeit im Annehmen zu Recht. Wir sollen nur von der Liebe annehmen, und diese unsere Annahme ist eine Ehrung, die wir dem Geber erweisen. Der echten Liebe aber, der Caritas, eine Gabe zurückzuweisen, ist Hochmut. Dieser Hochmut, der in der Not die Hilfe der Freunde verschmäht, findet in dem Rechtsstandpunkt, den ihm die Institution der Versicherung nahe legt, einen willkommenen Schlupfwinkel. Dem willigen Geschenk der Güte seiner Freunde, seiner „Nächsten“, zieht der auf diesem Standpunkt Stehende in seinem verirrten Stolze die Gabe derer vor, die in der Versicherung ihre Prämien umsonst gezahlt oder doch sich wenigstens bloß eine Portion Sorglosigkeit damit erkauft haben.

Schon alle bisherigen Ausführungen laufen der herrschenden, von der glänzenden Außenseite der Versicherungsidee bestochenen Meinung so entgegen, daß nur von einem tieferen Durchdenken mehr als ein Kopfschütteln oder ein unwilliges Achselzucken zu erwarten ist. Zu tief in den Gliedern sitzt uns allen ja der leidige Zivilisationsstolz des neuzeitlichen Menschen, wie wir es doch so herrlich weit gebracht! Vollends aber zu einer Lächerlichkeit ist es geworden, wenn wir daran erinnern, daß die Versicherung ein hervorragendes Mittel ist, um den Gott auszuschalten, der das Wort von den Lilien auf dem Feld sprach. Es muß in besonderem Zusammenhang erhärtet werden, wie es die Rolle der Zivilisation ist, den gottgewollten Unterschied von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu fälschen. Insbesondere gilt dies von der Zukunft, die durch unsere klugen Vorausberechnungen — savoir pour prévoir sagt Comte vom Wesen der Wissenschaft —, durch unsere hygienisch-prophylaktischen Schlauheiten und durch unser sinnreiches Versicherungssystem ihres Zukunftscharakters so weit entkleidet wird, daß wir uns ganz behaglich darin einnisten, als gehörten wir dahin und nicht in die Gegenwart und nur in sie. Auch hier tritt zutage, wie die Zivilisation im Mißtrauen wurzelt. Da aber das Wesen der Religion

letzthin in einem kosmischen Vertrauen besteht, so offenbart sich nirgends unverhüllter als hier der atheistische Grundzug des Zivilisationsgedankens. Und wie weit all unsere von ihm beeinflußten ethischen Anschauungen bereits vom Boden des Christentums abgerückt sind, äußert sich darin, daß wir einen Menschen, der die Segnungen der Versicherung etwa von der Hand weist, von vornherein als leichtsinnig brandmarken, daß wir den Familienvater die Lebensversicherung geradezu zur Pflicht machen. Es soll selbstverständlich nicht gesagt sein, jenes religiöse Gebot verlange ein verschwenderisches In-den-Tag-hinein-leben. Daß aber der Geist des mutigen Zutrauens und des gläubigen Hoffens, den es fordert, verschieden ist von der pfiffigen Geschicklichkeit des Sich-salvierens, die aus der Kleingläubigkeit des „Man kann nicht wissen" stammt, das wird sich schwer leugnen lassen. Es zeigt sich aber auch deutlich, welch weltenschwere Probleme gerade uns neuzeitlichen Germanen das Christentum, wenn wir es ernst nehmen, auferlegt, Probleme, die noch gänzlich ungelöst in unheimlicher Fraglichkeit vor uns stehen. Es geht einfach nicht, bis zum Äußersten undeutsch wäre es, vor ihnen im Zivilisationsrausch die Augen zu schließen.

Es ist unmöglich, in diesem engen Rahmen die Frage der Zivilisation und ihrer tief innerlichen Bedenklichkeit in ihrem ganzen Umfange aufzurollen. Nur dies sei noch von geschichtsphilosophischem Gesichtspunkt angefügt. Es ist allerdings das Kennzeichen der westeuropäischen Neuzeit, daß der Zivilisationsgedanke in ihr zu einer vorher nicht gesehenen Alleinherrschaft gelangt ist, die denn freilich auch seine ganze Gefährlichkeit für die tiefsten Güter der Menschheit hat sichtbar werden lassen. Aber es wäre verfehlt zu sagen, die Zivilisation sei eine Erfindung der Neuzeit. Das ist ein Hauptirrtum der Romantik. Das Prinzip der Arbeitsteilung z. B., in dem das moderne Spezialistentum mit all seinen Härten wurzelt, beginnt schon in prähistorischer Zeit sich durchzusetzen. Mag sein, daß sie eine Mitgift des Teufels ist, aber sie ist eine Mitgift an das ganze Menschengeschlecht, und alle Zeiten haben es versucht, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Das Altertum überbaute einen Tartarus der Sklaverei mit einem Olymp, darinnen ein kleiner Kreis der Auserwählten es sich leisten konnte, die Werke der Kultur zu formen — „leichten Hauptes und leichter Hände." Weil jene, die andern, „drunten sterben, wo die schweren Ruder der Schiffe streifen," waren ihnen droben die Dinge des Geistes „σχολή", Muße! Aber wie fährt Hofmannsthal fort? „Doch ein Schatten fällt von jenen Leben in die anderen Leben hinüber." Der Christus wird geboren, nicht in den Olymp, sondern in den Tartarus, und wie er von dort emporsteigt, Max Klinger hat es uns gemalt. Mit diesem Moment beginnt das Mittelalter. In die Herzen der blauäugigen blonden Söhne Wodans tritt der Kampf der feindlichen Gewalten, und alle Zwiespältigkeiten des westlichen Katholizismus, die zu seiner Auflösung in den Protestantismus geführt haben, erklären sich daraus, daß er Kultur, Zivilisation und Christentum gleich ernst nahm. Die Neuzeit tritt ein, da sich das bisherige Verhältnis von Kultur,

Zivilisation und Religion zu lockern beginnt, bis sich erstere gänzlich von der Religion emanzipieren und es droht die Gefahr, das schließlich auch die Kultur vom unersättlichen Zivilisationsfortschritt erwürgt wird. Der Osten Europas dagegen opferte der Religion die Kultur und Zivilisation, vor allem die letztere. So konnte das Russentum in seinem gewaltigsten Sprecher, Dostojewski, allerdings eine vernichtende Kritik an der religiösen Entwicklung des Westens üben. Das Tragische aber ist, daß über ihn hinweg auch sein Volk sich der gewaltigen Versucherin, der westlichen Zivilisation, in die Arme wirft. Ein Sieg Rußlands würde diesen Prozeß beschleunigen. Deutschland aber rettet durch einen Sieg nicht nur sich, sondern hilft auch dem Gegner zu sich selbst.

Uns aber zeigt unsre Geschichte und erst recht die Entwicklung, die der Osten nimmt, daß es nicht angeht, sich um das Problem der Zivilisation herumzudrücken, indem man sie schlechthin ablehnt. Und die Besinnung auf ihr wahres Gesicht, wie es die letzten Jahrhunderte enthüllt haben, macht es uns auch unmöglich, ihre Emanzipation anzuerkennen. Nach einer neuen Bindung für sie gilt es also zu suchen. Wir erwarten von der Epoche, die kommen soll, das neue Wort über die Vereinigung von Kultur, Religion und Zivilisation, nach der unsere tiefste Sehnsucht ausschaut. Dies Wort, und kein andres, wird das Stichwort des neuen Blattes der Weltgeschichte sein, das Gott soeben aufschlägt.

„Man fühlt den Glanz von einer neuen Seite,
Auf der noch alles werden kann."

Ein Edward Grey des achtzehnten Jahrhunderts

Von Sigmar Mehring

Auf die Ähnlichkeit der Weltlage während des jetzigen Krieges und während der Kämpfe Friedrichs des Großen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist von Professor Lamprecht und anderen mehrfach hingewiesen worden.

Wie jetzt der Engländer Edward Grey, war es damals der Franzose Choiseul-Amboise, der im Banne der Pompadour bestrebt war, durch diplomatische Ränke die Mächte Europas aufeinander zu hetzen.

In Friedrich dem Großen fand Choiseul seinen gefährlichsten Gegner, und deshalb suchte er auch auf allen Wegen Bundesgenossen zur Einkreisung des jungen Preußenstaates. Er schloß sich eng an Österreich an, verpflichtete Spanien und Italien für Frankreich, hetzte in England und hetzte in Rußland. Aber Friedrich war nicht nur ein genialer Feldherr, sondern auch ein feinspüriger Staatsmann, er durchschaute die hinterlistigen Pläne des Herzogs von Choiseul und durchkreuzte sie, so gut es ging. Das Schwert mußte freilich nachhelfen, da dem sparsamen Preußenkönig nicht die „Silberkugeln" zu Gebote standen, mit denen damals der Vertreter Frankreichs alle Welt erobern konnte.

Friedrich rächte sich an Choiseul, wie es dem Philosophen von Sanssouci im Wesen lag: er machte seinen Gegner in satirischen Schriften lächerlich.

Als Choiseul bei Ludwig dem Fünfzehnten in Ungnade gefallen war, führte ihn Friedrich in einem „Totengespräch" mit Sokrates vor. „Choiseul ist zwar noch nicht gestorben," heißt es in der Einleitung, „aber, des Amtes entsetzt, ist er für die Welt doch tot." Von dem sittenstrengen Sokrates wird Choiseul wegen seiner Schändlichkeiten derb abgekanzelt. (Nachzulesen in der deutschen Wiedergabe durch Fr. von Oppeln-Bronikowski, im fünften der zwölf Bände umfassenden Prachtausgabe: „Die Werke Friedrichs des Großen," deutsch, mit Illustrationen von Menzel. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin.)

Schärfer noch klingt die Satire Friedrichs des Großen gegen Choiseul in einem Gedicht aus dem Jahre 1769, dessen französisches Original im vierzehnten Bande der dreißigbändigen Gesamtausgabe: „Oeuvres de Frédéric le Grand" zu finden ist.

Die hier zum ersten Male veröffentlichte Übertragung (von S. Mg.) lehnt sich in Sinn, Versmaß und Reimfolge eng an den Urtext.

Das Gedicht geht über den Rahmen des persönlichen Angriffs hinaus, es wendet sich in den ersten Versen gegen die ganze Zunft der Diplomaten und gipfelt am Schluß in Friedrichs tiefernstem Bekenntnis zu friedlichen Idealen.

Die Choiseulade

Ein Schwank

O Narrenschar verbohrter Diplomaten!
Ratgeber, selber schlecht beraten,
Ihr rühmt euch einer eitlen Kunst.
Seid ihr denn wirklich des Erfolges Paten?
Quacksalber ihr, mit euren Pfuschertaten,
Dünkt ihr euch wichtiger, als des Zufalls Gunst?

Was ist die Frucht aus euren Zauberfaaten?
Aus euren wunderlichen Plänen?
Des Elends Notschrei und des Jammers Tränen!
Stets anders kam's als ihr gedacht.
All eure Kunst ward über Nacht
Von unbeständigem Schicksal hintertrieben.
Ihr seid indessen, wie man euch verlacht,
Bei eurem Wühlgeschäft geblieben
Und glaubt noch immer, Fürstenmacht
Und Herrschgewalten
Nach eurer Weisheit zu gestalten.

Wer könnte einen Dummkopf überzeugen?
Ihr glaubt an eures Tun's Unfehlbarkeit
Und werdet nie euch Gründen beugen.
Ihr fühlt euch wohl im Selbstberäucherungsdunst
Und wiegt euch um so mehr in Sicherheit,
Je trügerischer eure wirre Kunst.

Fehlschläge gibt es zwar in Massen,
Ihr aber wollt euch nicht belehren lassen,
Und jeder meint, — ob geistvoll, ob beschränkt —
Im Weltspiel um die Macht der Dynastie'n
— Ein Spiel, das nur der Zufall lenkt —
Als Diplomat das große Los zu ziehn.

Und was für Tröpfen mußt' ich nicht begegnen!
Hier einer, der, wie'n Schulfuchs aufgebläht,
Nur in gelahrter Rede sich ergeht.
Dort spielt ein andrer ganz den Überleg'nen,
Reckt sich, als wär' er selbst die Majestät.
Mit Kriecherei versucht es plump ein Dritter.
Und jeder dieser edlen Ritter
Dünkt sich ein Atlas, der die Welt
Auf seinen schmalen Schultern hält,
Und jeder meint, die Erde kreist,
Wie es ihr vorschreibt sein verschrobner Geist.

Am meisten aber mußt ich lachen,
Als Herr Choiseul, der große Diplomat
Das Weltkomödienhaus betrat.
Er stürmt hervor und will sich wichtig machen,
Ein Intrigant mit giftigem Munde,
Und treibt sein Frankreich in verrücktem Trab
Von Plutus reicher Tafelrunde
Wahrhaftig bis zum Bettelstab.

Solch ein Hanswurst, wie Ihr, macht mir Vergnügen,
Und Beifall klatscht' ich, wenn die Possen nur
Der Menschheit nicht so böse Wunden schlügen,
Ich weiß nicht, welch ein Teufel in Euch fuhr,
Daß Ihr so arge Unruh' rings verbreitet
Und immer neue Pläne vorbereitet,
Bis schließlich alle Welt
Dem Unfug Eurer Narretei'n verfällt.

Nur zu! Noch solch ein Schelmenstreich,
Noch ein Beweis von Euern Clowntalenten,
Von Rüpeleien und höchst impertinenten
Anwürfen — und Pipin dem Kleinen gleich
Hausmeier könnt Ihr bald bei den Lakai'n
Des allerchristlichsten Monarchen sein.

Wie habt Ihr's doch spitzbübisch angestellt,
Als Ihr um Avignon den Papst geprellt!
Wie'n alter Kater, der von glühenden Kohlen
Sich die Kastanien gierig sucht zu holen,
So seid Ihr blindlings losgetappt
Und habt mit katzenartigen Tücken
Frech hinter Englands Rücken
Nach Korsika geschnappt.

Jetzt, da Euch alles scheint zu glücken,
Wagt Seiner Gnaden sich aufs offne Meer.
Spahis und Janitscharen
Macht Ihr mobil, die Schweden nebenher
Und hetzt den Türken auf das Heer des Zaren.

Bricht an dem Triebwerk nur ein Rad entzwei,
Gleich ist es mit der ganzen Kunst vorbei.
Euch macht das nichts, bald treibt Ihr andre Possen.
Ist man im britischen Nachbarreich
Gleichgültig znzuschau'n entschlossen?

Schon kommt der nächste Dummejungenstreich!
Heimtückisch, ohne daß ein Mensch es merkt,
Wird Irland durch Bestechung hintergangen,
Und auch Westminster wißt Ihr schlau zu fangen
Und stört, von hämischem Gelüst bestärkt,
Den Handel Albions im Orient,
Bösartig wie man's nur vom Affen kennt.

O Genf! O Rom — du Rom der Calviniſten —!
Wenn ihr erst einmal offenbart,
Wie euer Volk mit tausend Listen
Toll aufgestachelt und verraten ward!
Und wie Choiseul, der aus der Ferne schürte,
Mit seinem Lügenmaul anblies den Brand,
Und wie der Herr von Ferney zu ihm stand,
Euch höhnisch an der Nase führte!
Wie hat er euch nicht aufgeschreckt,
Als er euch Frankreichs dunklen Plan,
Daß man die Hand nach Versoix' Freiheit streckt,
Mit übertriebenem Eifer dargetan!

Was hätt' ich selbst erst zu erzählen!
Schon Neufchatell böt' reichlich Stoff.
Zum Malen könnt' ich's dem Meni empfehlen!
Wie süßes Gift von Heuchellippen troff,
Wie ein Versprechen unverfroren
Am nächsten Tag ward abgeschworen!
Genug davon! Was Ihr auch ferner treibt,
Man übergeht's — nur die Verachtung bleibt. —
Der hitzige Störenfried, der Ränkeschmied,
Wenn man ihn näher sich besieht,
Fühlt er sich glücklich denn am Werke?
Schon der geringste Anlaß regt ihn auf
Und kehrt in Feigheit die erprahlte Stärke.
Das Wort „Exil" — wie'n Schuß aus Flintenlauf
Wirkt schon das Wort auf ihn. Doch kurz darauf, —
Wird er vom Fürsten gnadenvoll empfangen, —
Erglühn ihm wieder die erblaßten Wangen.
Da Herrengunst sich niemals fest erweist,
So schwebt beständig zwischen Bangen
Und Hoffen sein stets unruhvoller Geist.

Choiseul, Choiseul! Du magst die Weisen fragen,
Sie werden's besser als mein Reimlied sagen:
Das Glück ist dir zu folgen müd.
Eh' diese Sonne zweimal noch verglüht,
Dienst du vielleicht den Würmern schon zur Speise,
Denn alles schwindet, stirbt dahin,
Fürst, Rat und Bettler gleicherweise.
Was hat auf dieser knappen Erdenreise
Die stete Ränkesucht für Sinn?

Ist glücklich, wer den Weltenbrand entzündet?
War's Retz wohl, als die Fronde er gegründet?
Ich halt's mit Zeno und zieh' lieber doch
So Mark Aurel wie Sokrates zu Rat',
Als daß ich auf mich nähm' der Schande Joch
Wie der verworf'ne Herostrat.
Käm' ich zu Ruhm nur durch gemeine Tat,
Verkröch' ich eher mich ins tiefste Loch.

Man nutze nur das kurze Leben!
Nicht gar so fremd ist uns das Glück.

Es zeigt sich, lächelt, kommt uns gern ein Stück
Entgegen, wenn wir's recht erstreben.
Vor mancher Größe schreckt's vielleicht zurück,
Um die sich Neid und Falschheit winden.
Doch jeder kann's in seinem Herzen finden.

Nur der wird glücklich, der weitab vom Markt
Zu zügeln weiß ein frevelndes Begehren,
Und der mit Wohlgenüssen kargt.
Sein Leben soll an stiller Lust sich nähren,
Es braucht den Prunk nicht der Semiramis.
Und muß er Glanz und Rausch entbehren,
Ist er doch reinen, heitren Sinns gewiß,
Und echte Freunde halten ihn in Ehren.

O Wonnetage trauter Einsamkeit,
Wo Freundschaft über Standesdünkel siegt,
Wo kein Schmarotzertum gedeiht,
Das freie Wort aus freiem Herzen fliegt!

Ihr lieben Freunde folgt nur immer
Im Wirrsal dieser Narrenwelt
Dem Geiste, der euch klug in Schranken hält.
Laßt euch von der Begierden grellem Flimmer
Und von des Hochmuts Flunkerschein nicht blenden.
Wo Cato und Ämilius
Und Cicero, Trojan, Vergilius,
Dort müßt auch ihr dereinstens enden.

Der Eitle poltert mit Tumult ins Grab,
Daß noch sein Tod die Welt mit Lärm erfülle, —
Der Weise, ledig der erzwungenen Hülle,
Steigt unverzagt hinab.

Kriegstagebuch

13. Dezember 1914. Französische Angriffe zwischen Maas und Vogesen abgewiesen. — Feindliche Flieger bombardieren von neuem die offene Stadt Freiburg i. B.

13. Dezember 1914. Die Österreicher machen in den Karpathen in zwei Tagen 9000 Gefangene und erbeuten 10 Maschinengewehre.

14. Dezember 1914. Vergebliche Angriffe der Franzosen bei Ypern, Ornes, Ailly-Apremont, Flirey und in den Vogesen. Bei der Rückeroberung Steinbachs 300 Gefangene gemacht.

14. Dezember 1914. Die über Mlawa vorgedrungene deutsche Kolonne nimmt vor überlegenem Feind ihre alte Stellung wieder ein.

14. Dezember 1914. Die Österreicher räumen Belgrad kampflos.

14. Dezember 1914. Türkische Kavallerie schlägt die russische bei Sarai an der persischen Grenze.

14. Dezember 1914. In Westgalizien erreichen die Österreicher die Linie Jaslo-Rajbrot, 31000 Russen gefangen.

15. Dezember 1914. Die portugiesische Regierung erzielt in der Abgeordnetenkammer ein Vertrauensvotum mit 63 gegen 39 Stimmen, dagegen im Senat ein Mißtrauensvotum mit 27 gegen 26 Stimmen.

15. Dezember 1914. Ein Vorstoß des Feindes bei Nieuport, der durch einen Seeangriff unterstützt war, wird zurückgewiesen, 450 Franzosen gefangen. In den Vogesen eine Höhe westlich Sennheim erstürmt.

15. Dezember 1914. In Nordpolen mehrere starke Stützpunkte des Feindes genommen, 3000 Gefangene gemacht, 4 Maschinengewehre erbeutet.

15. Dezember 1914. Das alte türkische Linienschiff „Mesudije" gesunken. — Am Urmiasee schlagen die Türken ein Kosakenregiment und zerstören ein russisches Schiff und die russischen Munitionsvorräte in Urmia.

15. Dezember 1914. Zakliczyn und Bochnia von den Österreichern wiedererobert, erfolgreicher Ausfall der Besatzung von Przemysl.

15. Dezember 1914. Sarai von den Türken genommen, die Russen auf Kotbur zurückgeworfen. — Ein englischer und ein russischer Kreuzer beschießen die syrische Küste.

16. Dezember 1914. Ein Teil unsrer Flotte macht einen Vorstoß gegen die englische Küste und beschießt die befestigten Plätze Scarborough und Hartlepool, sowie die militärischen Anlagen bei Whitby. Zwei englische Zerstörer vernichtet.

16. Dezember 1914. Französische Angriffe bei Nieuport, Zillebeeke und La Bassee unter sehr starken feindlichen Verlusten abgewiesen.

16. Dezember 1914. Zusammenbruch der russischen Offensive in Polen. Der Feind ist überall geschlagen und überall zum Rückzuge gezwungen, wird verfolgt.

16. Dezember 1914. Niederlage der Engländer in Deutsch-Südwestafrika bei Garub, östlich Lüderitzbucht.

17. Dezember 1914. Französische Angriffe bei La Bassee, Arras und an der Somme abgewiesen, 1200 Gefangene gemacht, in den Argonnen 750 Gefangene.

17. Dezember 1914. Die Versicherungsprämien gegen Beschießungsschäden steigen in England bis auf 5 Pfund.

18. Dezember 1914. Angriffe im Westen bei Lens, Albert, Noyon abgeschlagen.

18. Dezember 1914. Russischer Kavallerie-Angriff westlich Pillkallen zurückgewiesen.

18. Dezember 1914. Unruhen in Perm, das Kriegsgericht verurteilte 22 daran beteiligte Arbeiter zum Tode; 22 weitere zu Zwangsarbeit.

18. Dezember 1914. Zusammenkunft der Könige von Schweden, Norwegen und Dänemark in Malmö.

18. Dezember 1914. Landungsversuche der Engländer bei Akaba von den Türken vereitelt.

18. Dezember 1914. Frankreich erklärt seine Zustimmung zu dem englischen Protektorat über Ägypten, England zu dem französischen über Marokko.

18. Dezember 1914. Verfolgungsgefechte in Südpolen, die Verbündeten erreichen die Nida und überschreiten die Pilica.

18. Dezember 1914. Die Engländer ernennen Prinz Hussein zum Sultan von Ägypten.

18. Dezember 1914. Der deutsche Hilfskreuzer „Cormoran" in Guam, amerikanische Besitzung in der Südsee, abgerüstet.

19. Dezember 1914. Bei La Bassee 200 Farbige und Engländer gefangen, in den Argonnen drei Maschinengewehre erbeutet.

19. Dezember 1914. Der italienische Dampfer „Letindro" vor Valette (Malta) von den Engländern beschossen.

20. Dezember 1914. Der Kaiser begibt sich wieder zur Front.

20. Dezember 1914. Zwischen Richebourg l'Avoue und dem Kanal d'Aire a la Bassee englische und indische Schützengräben erstürmt, ein Geschütz, fünf Maschinengewehre, zwei Minenwerfer erbeutet. 270 Farbige und Engländer gefangen, darunter 10 Offiziere. — Ein deutscher Flieger bombardiert Calais.

20. Dezember 1914. Heftige Angriffe der Franzosen bei Souain-Massiges, nordöstlich Chalons, zurückgewiesen, 4 Offiziere und 310 Mann gefangen. — In den Argonnen eine wichtige Waldhöhe bei Le Four de Paris genommen, 275 Gefangene, drei Maschinengewehre und eine Revolverkanone erbeutet. — Ein aufgefundener Armeebefehl Joffres vom 17. befiehlt die allgemeine Offensive gegen die deutschen Stellungen.

21. Dezember 1914. Heftige Angriffe der Engländer bei Festubert und Givenchy. 19 Offiziere, 819 Farbige und Engländer gefangen, 14 Maschinengewehre, 12 Minenwerfer und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet. Eine zur Bestattung ihrer 3000 Toten von den Engländern erbetene Waffenruhe wurde bewilligt.

21. Dezember 1914. Angriffe der Franzosen bei Albert, Compiegne, Soissons und Berthes unter schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen, ebenso nördlich und nordwestlich Verdun. In den Argonnen einige Fran-

zösische Schützengräben erobert. — Bei Dixschoote 230 Gefangene gemacht.

22. Dezember 1914. Ein feindlicher Flieger wirft Bomben auf Straßburg i. E.

22. Dezember 1914. Die Engländer wieder aus ihren Stellungen bei Richebourg l'Avoue, die sie am 21. eingenommen hatten, geworfen.

22. Dezember 1914. Das französische Unterseeboot „Curie" an der dalmatinischen Küste von den österreichischen Küstenbatterien zum Sinken gebracht, die Mannschaft gefangen genommen. — Das österreichische Unterseeboot „12" torpediert mit Erfolg das französische Schlachtschiff „Courbet".

22. Dezember 1914. Englische Niederlage in Südafrika bei Suiddrift durch die Buren unter Kemp; letztere machen 92 Gefangene.

22. Dezember 1914. Im oberen Ungtale (Karpathen) machten die Österreicher 800 Gefangene, russischer Angriff bei Volovez abgewiesen, ebenso bei Krosno, Jaslo, Tuchow, am unteren Dunajec, an der Nida und südlich Tomaszow.

23. Dezember 1914. Die Reichsbank ermäßigt den Privatdiskont von 6 auf 5 Prozent, für Lombarddarlehn von 7 auf 6 Prozent.

23. Dezember 1914. Heftige französische Angriffe bei Chalons über 100 Franzosen gefangen.

23. Dezember 1914. Erneute deutsche Offensive von Soldau-Neidenburg über Mlawa, letzteres wieder besetzt, über 1000 Russen gefangen. Am Bzura- und Rawka-Abschnitt für die Russen sehr verlustreiche Gefechte.

23. Dezember 1914. Der Generalgouverneur von Belgien hat der Société Générale de Belgique das ausschließliche Recht zur Ausgabe von Banknoten erteilt, der belgischen Nationalbank wurde dieses Recht entzogen.

23. Dezember 1914. Das schwedische Moratorium wird bis 1. März 1915 verlängert.

23. Dezember 1914. In den Karpathen weisen die Österreicher alle russischen Angriffe ab, in Galizien wurden vom 11. bis 22. 45 000 Russen gefangen genommen.

23. Dezember 1914. Die Türken schlagen die Russen bei Olti und Id, mehrere Geschütze erbeutet, über 1000 Gefangene gemacht.

24. Dezember 1914. Der Reichskanzler erläßt an die deutschen Botschafter ein Rundschreiben, in dem die Angriffe Vivianis im französischen Parlament zurückgewiesen werden.

24. Dezember 1914. Bei Chivy 172 Franzosen gefangen, Angriffe bei Souain und Perthes, nordwestlich Verdun und westlich Apremont abgewiesen.

24. Dezember 1914. Der türkische Kreuzer „Midilli" kämpft im Schwarzen Meer erfolgreich gegen 17 russische Schiffe, darunter 5 Linienschiffe, und versenkt die beiden Minenleger „Oleg" und „Athos". Nach Eingreifen des „Sultan Javus Selim" ziehen sich die Russen nach Sebastopol zurück. Linienschiff „Restißlav" schwer beschädigt.

25. Dezember 1914. Bei Nieuport Angriffe der Franzosen und Engländer zurückgewiesen, bei Lihons und Compiegne 200 Gefangene gemacht, kleinere Gefechte in den Vogesen und im Oberelsaß. Als Vergeltung [illegible] Fliegerangriff auf die Lazarette in Thann und des Bombardements Freiburgs wurden einige Ortschaften bei Nancy mit Bomben belegt.

25. Dezember 1914. Russische Angriffe bei Lötzen abgewiesen, 1000 Gefangene gemacht.

25. Dezember 1914. Leichte englische Streitkräfte machen einen Vorstoß gegen die deutsche Nordseebucht, wobei feindliche Wasserflugzeuge einige Bomben ohne Erfolg auf Cuxhaven warfen, deutsche Luftschiffe und Flugzeuge vertreiben den Feind, der von sieben Flugzeugen vier verliert, zwei englische Zerstörer beschädigt.

25. Dezember 1914. Deutsche Flieger erscheinen über der Themsemündung und werfen Bomben auf die befestigten Plätze. — Englische Flieger bombardieren die unbeschützte Nordseeinsel Langeoog.

25. Dezember 1914. Das japanische Parlament lehnt eine Vermehrung der Heeresstärke um zwei Divisionen mit 213 gegen 148 Stimmen ab; es wurde daraufhin aufgelöst.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Eine 20-Pf.-Zigarre für die Hälfte des regulären Preises.

Es ist dies eine Zigarre, die in Ladengeschäften nicht unter 20 Pfg. per Stück verkauft werden dürfte. Unter Berücksichtigung meiner niedrigsten Selbstkosten und des bescheidensten Verdienstes offeriere ich Ihnen

„Ramiro 46"

Deli Sumatra mit Havanna und St. Felix in Kisten à 50 Stück zu

M. 5,40.

Blütenweisser Brand, angenehm zartsäuerliches Aroma, pikante doch nicht strenge Qualität, der grossen vollen Form entsprechend. — Es ist nur ein **beschränkter Vorrat dieser Zigarre** vorhanden und empfehle ich Ihnen bei dem lebhaften Interesse, welches dieser neuen konkurrenzlosen Sorte entgegengebracht wird, Ihre geschätzte Bestellung gütigst rechtzeitig zu erteilen. — 250 Stück liefere portofrei, Ziel 3 Monate oder gegen bar 3% Skonto. Versand nach allen Weltteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Hermann Klatte, Bremen 5.

Der deutſch-engliſche Gegenſatz

Von Prof. Dr. Wilhelm Gerloff

Das Verhältnis Deutſchlands zu England unterlag in den letzten Jahren in beiden Staaten einer zweifachen Betrachtung. Die einen, die Politiker, erklärten: Macht euch auf die Auseinanderſetzung mit dem Gegner gefaßt! Die anderen, ich möchte, trotzdem die Tatſachen gegen ſie entſchieden haben, ſagen die Weiterblickenden, vorzugsweiſe Vertreter des Wirtſchaftslebens, Induſtrielle und Volkswirte hüben und drüben erkannten, daß die Zeiten der Alleinherrſchaft für England zwar vorbei ſeien, ſie waren aber der Meinung, daß die Welt auch für zwei große Induſtrie- und Handelsmächte genügend Raum biete. Die Stimmung dieſer Kreiſe hat auf der letzten deutſch-engliſchen Verſtändigungskonferenz (1912) ein Engländer treffend mit dem Worte charakteriſiert: „Wir ſind zu groß um einander zu bekämpfen, darum müſſen wir groß genug ſein, um Freunde zu werden.“ Für die einen gab es nur die Loſung: Deutſchland oder England, für die anderen hieß es: Deutſchland und England. Das Stichwort der erſteren iſt inzwiſchen die weltgeſchichtliche Frage geworden.

Der Gegenſatz, der heute mit Waffengewalt ausgetragen werden ſoll, iſt ſchon einige Jahrzehnte alt. Ja, die letzten Wurzeln der deutſch-engliſchen Spannung reichen beinahe ein Jahrhundert weit zurück. Der Pariſer Friede von 1815 hat Englands heutiger Weltſtellung die Grundlage gegeben. Nach der Vernichtung der franzöſiſchen Flotte wurde Großbritannien die unbeſchränkte Meeresbeherrſcherin. In allen Erdteilen wurden engliſche Niederlaſſungen errichtet und an allen Seewegen und Meerengen britiſche Poſten aufgeſtellt. Während der Kontinent ſich von den langen und ſchweren Kriegsjahren langſam

erholte, geriet fast der ganze Überseehandel in englische Hände. Damals wurde Helgoland englischer Besitz, und daß die Niederlande und Elsaß von Deutschland getrennt blieben, dankt Frankreich Englands Beistand.

Eine kleine Zeitspanne vorher war die Dampfkraft in den Dienst der menschlichen Arbeit gestellt worden, und dieses folgenreichste Ereignis in der Geschichte der menschlichen Arbeit kam in erster Linie England zugute. Die Erfindungen Watts und Arkwrights ließen England zum Großfabrikanten der Welt werden. Und die Umwälzungen im Verkehrswesen im dritten und vierten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts — das Werk Symingtons, Stephensons u. a. — vollendeten die wirtschaftliche Vorherrschaft Englands. Großbritannien wurde „die privilegierte Macht des Verkehrs", und die Erfahrungen, die wir mit dem interozeanischen Kabelverkehr gemacht haben, zeigen, daß auch heute England dieses Privileg noch nicht entrissen worden ist.

Die überragende Wirtschaftsentwicklung des Vereinigten Königreiches wurde wesentlich begünstigt durch die tiefe wirtschaftliche Erschöpfung des Festlandes nach den napoleonischen Kriegen. Der erste wirtschaftspolitische Schritt nach den Befreiungskriegen bestand bei fast allen Staaten, die an der Niederwerfung Napoleons teilgenommen hatten, darin, sich wirtschaftlich abzuschließen. Zu gleicher Zeit suchte England die während der Kontinentalsperre angehäuften Waren um jeden Preis auf dem Festlande, besonders in Deutschland, das zahlreiche Einfalltore bot, abzusetzen. Die Hauptausfuhrartikel Preußens hingegen, Getreide, Holz und schlesische Leinwand, schloß es durch hohe Zölle und sonstige Einfuhrerschwerungen von seinem Markte aus. Da tat Preußen mit dem berühmten Zollgesetz von 1818 den ersten Schritt zur Erringung seiner wirtschaftlichen Großmachtstellung, und es ist bezeichnend, daß man in England die Bedeutung dieses Gesetzes sofort erkannte. Das Unerhörte dieses neuen Gesetzes bestand darin, daß es alle Provinzialzölle beseitigte, alle Einfuhr- und Durchfuhrverbote aufhob und die Zollsätze außerordentlich ermäßigte. England, das bisher die preußische Schiffahrt belästigt und die Einfuhr erschwert hatte, schloß wenige Jahre später einen Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Preußen. Der Leiter des Board of Trade, Huskisson, richtete an das Parlament sogar die Aufforderung, Großbritannien bald ein Zollsystem nach dem Vorbild der liberalen preußischen Zollgesetzgebung zu bescheren.

Das Gesetz von 1818 war die Vorbereitung des Zollvereins, der im Jahre 1834 zwischen Preußen, Hessen, Bayern und Württemberg zustande kam. Auch hierbei war Großbritannien wiederum zur Stelle. Mit diplomatischen Ränken, aber auch mit secret service money versuchte England die Gründung des Zollvereins und später seine Erweiterung zu hintertreiben. Wie hoch die Engländer die Bedeutung des Zollvereins, den sie wie eine kleine Kontinentalsperre empfanden, einschätzten, zeigt sich auch darin, daß sie im Jahre 1839 einen Volkswirt eigens zum Studium der German custom ligue nach dem Festland sandten. Sein Bericht, der dem Parlament vorgelegt wurde, trug dazu bei, daß man jenseits

des Kanals die Entwicklung des Zollvereins nicht mehr aus dem Auge verlor. Bei jeder Generalkonferenz waren britische Agenten, die eifrig darüber wachten, daß keine Zolländerung beschlossen wurde, die gegen die heiligen Geschäftsinteressen Englands verstieß. Auf der Karlsruher Zollkonferenz von 1845 forderten z. B. die süddeutschen Staaten eine Erhöhung der Garnzölle. Andere Zollvereinsvertreter waren dagegen. Das führte zu Zwistigkeiten, die von englischen Agenten eifrig geschürt wurden, so daß in der Tat keine Einigung zustande kam. Daraufhin lud der englische Gesandte die Mitglieder der Konferenz zu einem Siegesmahl. Der preußische Vertreter sorgte allerdings dafür, daß dieser Dreistigkeit die gebührende Antwort zuteil wurde.

Seinen Hauptgegner sah England damals freilich nicht in Preußen — Deutschland, sondern in Frankreich. Diese Gegnerschaft ist deshalb erwähnenswert, weil sie mit den gleichen Mitteln arbeitete, mit der die englische Hetze gegen Deutschland seit Jahren geführt worden ist. Ein Nationalökonom, der berühmte Freihändler Cobden hat seinerzeit in einer Flugschrift diese Rüstungshetze hübsch geschildert. The three Panics heißt die Schrift, die uns zeigt, wie seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts immer wieder von gewissen Kreisen die Wahnidee gepredigt wurde, daß Frankreich England überfallen wolle. Als erster gab der greise Herzog von Wellington das Alarmzeichen. Er schrieb 1847 in einem Briefe über die nationalen Verteidigungsmittel: „Es gibt an unserer Küste keine Stelle, wo nicht Infanterie ans Land geworfen werden kann, bei Ebbe und Flut, bei jedem Wind und Wetter.“ Die Presse nahm diese Worte auf. Ängstlich wurde in der Folge die Entwicklung der französischen Marine überwacht und bei jeder Gelegenheit Frankreich unverblümt als der Bedroher der englischen Küste bezeichnet. Selbst der erste Seelord, Sir John Packington, scheute sich nicht, öffentlich die französischen Schiffe zu zählen, um die Bedrohung Englands nachzuweisen. Und alle die bekannten Kniffe und Schliche, die Churchill in seinen Flottenreden gegen Deutschland angewendet hat, sehen wir schon Ende der fünfziger Jahre bei der englischen Admiralität und im Unterhaus im Schwange: von den eigenen Schiffen wird eine Anzahl unterschlagen, die Baudaten werden gefälscht, die Tonnenzahlen falsch angegeben usw. Alles das geschieht, um die eigene Flotte schwach erscheinen zu lassen und Frankreich als den Angreifer hinzustellen. Erst der deutsch-französische Krieg ließ das Gespenst einer französischen Invasion am Horizont Englands verschwinden. Deutschland sollte die Stelle des zweiten Kaiserreiches in den politischen Zwangsvorstellungen der Engländer einnehmen.

Nach dem Kriege setzte ein beispielloser wirtschaftlicher Aufschwung in Frankreich und Deutschland, in England, Österreich usw. ein. Wie immer nach einem Kriege galt es, die Lücken, die der Verbrauch gerissen und die die Produktion gelassen hatte, auszufüllen. Die Flotte aber war damals und noch lange Jahre nachher das Stiefkind der deutschen Wehrpolitik. Die Landmacht

hatte die großen Siege, die zur Einigung Deutschlands führten, errungen; ihre Aufgabe schien es auch, das Gewonnene zu verteidigen. Und so wandte sich die Fürsorge der Regierung und des Volkes fast ausschließlich dem Heere zu. Der wirtschaftliche Aufschwung, der nach dem Kriege begann, dauerte freilich nicht lange. Im Jahre 1873 setzte die größte wirtschaftliche Krise ein, die die Geschichte kennt. Sie nahm ihren Ausgang von Wien, mit dem Zusammenbruch einiger Bankhäuser. Die Erschütterung zog weite Kreise, ihre Wellen verrannen nicht, wie es wohl geschieht, wenn man einen Stein in ein stilles Wasser wirft, sondern sie wuchsen, wie wenn der Sturm hinter den Wogen steht. Deutschland wurde zunächst von dieser Sturmflut ergriffen; dann schlugen die Wellen hinüber nach England, und von dort, wo sich damals noch der Clearingverkehr der ganzen Welt konzentrierte, ging die Erschütterung durch alle Erdteile. Und die Krise ging nicht, wie es bisher bei noch so starken Konjunkturstürzen der Fall gewesen war, in ein oder zwei Jahren vorüber, sondern sie dauerte wenigstens fünf bis sechs Jahre. Und gerade als ein langsamer Aufschwung des gewerblichen Lebens einzusetzen begann, da brach eine zweite Krise über Europa herein, deren erster Anprall England traf. Es war die Ende der siebziger Jahre beginnende große chronische Agrarkrise. In jener Zeit nun begann die englische Presse das Lied anzuheben, das seither in allen Tonarten gesungen und gepfiffen wurde: Deutschland, der Emporkömmling, der widerrechtliche Eindringling in unsere wirtschaftliche Interessensphäre, ist unser Feind.

Es ist zunächst merkwürdig, daß damals dieses feindselige Konkurrenzgefühl eigentlich eines guten Grundes entbehrte. Die Leistungen der deutschen Industrie hatte der deutsche Kommissar auf der Weltausstellung in Philadelphia mit dem bekannten Wort charakterisiert: billig und schlecht. In den wenigen Jahren, die seither verflossen waren, konnte sich daran nicht so sehr viel geändert haben. Vor allem aber dies: in keinem der großen Handelsländer weist von Mitte der siebziger Jahre an während zwanzig Jahre der Handel eine namhafte Steigerung auf. — Die lang andauernde Geschäftsstockung führte sogar 1885 in England zu einer Untersuchung der Ursachen des Darniederliegens von Handel und Gewerbe. Die mit dieser Aufgabe betraute Königliche Kommission fand, daß in erster Linie Deutschlands Wettbewerb für den wirtschaftlichen Stillstand in England verantwortlich zu machen sei. In dem Bericht, den sie erstattete, heißt es: „In der Warenproduktion an sich haben wir, wenn überhaupt, nur sehr wenige Vorzüge vor Deutschland voraus, und in der Kenntnis des Weltmarktes, in dem Bestreben, sich den lokalen Verhältnissen anzupassen und sich überall, wo es möglich ist, dauernd festzusetzen, fangen die Deutschen sogar an, uns zu übertreffen.“ — So hatte die Öffentlichkeit die amtliche Bestätigung erhalten, daß Deutschland der unbequeme Nachbar und Störenfried sei. Das steigerte begreiflicherweise die Unbeliebtheit der Deutschen. Die Unbeliebtheit führte bald zur Verdächtigung und seit dem Burenkriege

war die Verleumdung Deutschlands eine ständige Rubrik in der englischen Presse.

Nun fällt allerdings ein Ereignis in jene Zeit, das die Eifersucht Englands nicht ganz grundlos erscheinen läßt. Der letzte der drei Marksteine, die äußerlich den Weg bezeichnen, den die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands im vorigen Jahrhundert genommen hat, wurde damals gesetzt: nach der Gründung des Zollvereins und der Gründung des Norddeutschen Bundes folgte in den achtziger Jahren die Einverleibung der Hansestädte Bremen und Hamburg in das deutsche Zollgebiet. Dadurch erhielt dieses seine heutigen Grenzen. Dieses Ereignis mag zunächst unbedeutend erscheinen. Seine tiefere Bedeutung erhält es dadurch, daß Deutschland ungefähr gleichzeitig mit der zollpolitischen Eingliederung der Hansestädte seinen Eintritt in die Weltpolitik durch Gründung von Kolonien vollzog. Um diese Wandlung zu verstehen, muß man sich gewisse Tatsachen der Bevölkerungsentfaltung Deutschlands vergegenwärtigen. Im Jahre 1854 zählte das Deutschland heutigen Umfanges ungefähr 36 Millionen Einwohner. 1894 waren daraus 51 Millionen geworden, und 1914 lebten auf derselben Fläche über 67 Millionen Menschen. Aus dieser starken Bevölkerungsvermehrung ergaben sich wie oft dargelegt und heute wohl allgemein bekannt, gewisse Notwendigkeiten der wirtschaftspolitischen Entwicklung. Caprivi hat sie mit den Worten bezeichnet: „Wir müssen entweder Waren exportieren oder Menschen." Man kann es auch so ausdrücken: Deutschland mußte ein Industriestaat werden, und Deutschland mußte Kolonien erwerben. Ein Industriestaat mußte Deutschland werden, um seiner wachsenden Bevölkerung Arbeit zu verschaffen; Kolonien mußte das neue Deutschland erwerben, weniger um dorthin seinen Bevölkerungsüberschuß abzugeben, als um die Rohstoffzufuhr und auch dem Fabrikatenabsatz allmählich eine breitere und sicherere Grundlage zu geben. In beiden Fällen, als Industriestaat und als junge Kolonialmacht stieß Deutschland mit Großbritannien zusammen.

Die wirtschaftlichen Dreibundverträge zu Anfang der neunziger Jahre bezeichnen die Zeit des Umschwunges in der Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung Deutschlands. Damit beginnt auch die Verschärfung des Gegensatzes zu England. Kurz vor und nach Abschluß der Caprivischen Handelsverträge betrug der Vorsprung, den England vor Deutschland als Exporteur hatte, etwa drei Milliarden Mark jährlich. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte sich der Abstand auf zwei Milliarden verringert, und seither blieb es bei einer Distanz von 2 bis 2,5 Milliarden Mark. Mit anderen Worten, der deutsche Export machte in den neunziger Jahren einen kräftigen Anlauf, um die Größe der englischen Ausfuhr zu erreichen, und nachdem er sie wenigstens ein Stück Wegs eingeholt hatte, blieb er ihr in der Folge immer hart auf den Fersen. Die tatsächliche Zunahme der Ausfuhr in Deutschland war im letzten Jahrzehnt mindestens ebensogroß wie der Exportzuwachs in Großbritannien. Die verhältnismäßige Steigerung aber war erheblich größer. Auf

diese Tatsache stößt man immer wieder, welches Jahr des achten und neunten Jahrzehnts man auch herausgreift und mit der Gegenwart vergleicht.

Auch die Entwicklung des Gesamtaußenhandels zeigt ein ähnliches Bild. Von 1885 bis 1912 stieg er in England von 13,1 auf 27,4 Milliarden Mark, in Frankreich von 7,2 auf 11,7, in den Vereinigten Staaten von 5,5 auf 16,2 und in Deutschland von 6,2 auf 21,2 Milliarden Mark. Der auswärtige Handel ist demnach in dieser Zeit in Frankreich nur um etwa 60 Prozent gewachsen, in England hat er sich reichlich verdoppelt, in den Vereinigten Staaten ist er annähernd auf das Dreifache und in Deutschland fast auf das Dreieinhalbfache gewachsen. In derselben Zeit hat der gesamte Welthandel etwa um das Zweieinhalbfache zugenommen, aber der Anteil Frankreichs ist von einem Neuntel auf ein Elftel gesunken, derjenige Englands sogar von einem Fünftel auf ein Sechstel. Deutschlands Anteil am Welthandel aber wuchs um rund zwei Prozent von fast zehn auf annähernd zwölf Prozent des gesamten Welthandels. Zwei Prozent Zunahme in etwas mehr als einem Vierteljahrhundert, das klingt nicht nach viel, aber diese Zuwachsquote beträgt in absoluten Zahlen ausgedrückt mehr als drei Milliarden Mark.

Von weiterer Bedeutung und für die Beurteilung der Handelsentwicklung besonders wichtig ist aber etwas anderes: die Richtung, die der Außenhandel beider Länder genommen hat, ist eine ganz verschiedene. Rathgen hat für jedes Handelsland der Welt berechnet, ob in der Zeit von 1890 bis 1910 die Zunahme der Einfuhr aus Deutschland oder aus England eine größere war. Dabei kam er zu dem Ergebnis, daß in keinem europäischen Lande ausgenommen Rumänien und Griechenland die Einfuhr aus England abgenommen hat; aber in jedem europäischen Lande mit Ausnahme Portugals war die deutsche Einfuhr schneller gestiegen als die englische. Hingegen war für dieselbe Zeit die britische Einfuhr in außereuropäischen Ländern um ein Bedeutendes stärker gestiegen als die aus Deutschland. Eine Ausnahme machen hierbei, abgesehen von den deutschen Kolonien, nur einige Staaten Zentralamerikas. In dieser gegensätzlichen Handelsentwicklung kommen die Inselage und Kolonialherrschaft Großbritanniens und die Kontinentallage Deutschlands zum Ausdruck. Und es ist ganz richtig, wenn Rathgen bemerkt: Es wäre töricht zu glauben, daß der natürliche Vorteil der geographischen Lage Deutschlands im Herzen Europas durch einen Krieg geändert werden könne. Aber, so müssen wir hinzufügen, der handelspolitische Vorteil der Inselage Großbritanniens kann Einbuße erleiden, wenn Deutschland sich am Kanal festsetzt. Und ebenso kann der Stellung Englands auf dem Ueberseemarkt Abbruch geschehen, wenn es gelingt, seine Bedeutung als Kolonialmacht zu brechen. Englands Größe ist Englands Handel, aber Englands Handel ist auch seine Achillesferse und vielleicht hat Deutschland den Parispfeil in Händen, der Großbritannien tödlich verwunden wird.

Man muß auch hier wieder die Handelsstatistik anschauen. Es ist oft gesagt worden: England und Deutschland sind gegenseitig die besten Kunden. Englands

Einfuhr nach Deutschland betrug in den letzten Jahren über 800 Millionen Mark jährlich. Deutschlands Ausfuhr nach England sogar mehr als 1100 Millionen Mark. Es scheint demnach, als ob uns der Verlust des englischen Marktes mehr schädigen würde, als England der Verlust des deutschen. Aber es scheint nur so, denn von den 800 Millionen Mark englischer Waren geht — als Rohstoffe und Halbfabrikate oder als englische Spezialitäten — ein viel größerer Teil in den deutschen Konsum als von den 1100 Millionen Mark deutscher Ausfuhr in den englischen. Das will sagen: ein sehr großer Teil des deutschen Exportes geht nur über London. Wenn diese Verbindungen abgerissen sind, dann wird der deutsche Kaufmann die Wege zum direkten Absatz schon finden. Man denke nur an die Bevölkerungsziffer, hier 67, dort 46 Millionen. Dieser Unterschied allein weist schon darauf hin, daß England für Deutschland mehr Vermittler als Selbstverbraucher ist.

Wie aber steht es mit dem Import im Werte von 800 Millionen, müssen wir diesen von England beziehen? Drei Fünftel davon entfallen auf Edelmetalle, Steinkohlen und Garne. Das stolze England, dessen Industrie ein Jahrhundert lang die Welt beherrschte, ist gegenüber Deutschland in eine bescheidene Stellung geraten, so bescheiden wie die einer Kolonie. Es muß sich damit begnügen, seinem Konkurrenten in der Hauptsache Rohstoffe und halbfertige Waren zu liefern. Unter diesen stehen an erster Stelle Wollen-, Baumwollen- und Leinengarne. Müssen diese Waren aus England bezogen werden? Zum Teil ja, denn gewisse feine Garne können bis heute auf dem Festlande nicht verfertigt werden. Aber einen großen Teil kann Deutschland selbst erzeugen. Die Verarbeitung roher Baumwolle ist von 1888 bis 1912 in England um 250000, in Deutschland um 350000 Tonnen gestiegen.

An zweiter Stelle steht in der Einfuhr aus England Steinkohle mit 166 Millionen Mark. Aber es ist nicht so, als ob Deutschland seinen Steinkohlenbedarf nicht selbst decken könnte, denn es führt fast zweieinhalbmal soviel Steinkohlen aus als ein. Nur der billige Seeweg, der die Verfrachtung nach den Nord- und Ostseehäfen begünstigt, hat die Einfuhr englischer Steinkohlen so groß werden lassen. Im übrigen weist die Einfuhr aus England, abgesehen von Gold, nur einen nennenswerten großen Posten auf: es sind Heringe und andere Salzwasserfische. Der Wert dieser Einfuhr betrug in den letzten Jahren 36 bis 38 Millionen Mark. Der Ausfall dieser Zufuhr wird gegenwärtig vielleicht am schmerzlichsten empfunden, da es sich um Nahrungsmittel weniger bemittelter Volksschichten handelt. Es wird nach dem Kriege die Aufgabe der deutschen Hochseefischerei sein, die sich seit einigen Jahren kräftig entwickelt hat, Deutschland von dieser Einfuhr noch mehr als bisher unabhängig zu machen.

Wenn man die Ausfuhr Englands und Deutschlands miteinander vergleicht, dann fällt sofort auf, daß die deutsche Industrie auf viel breiterer Grundlage aufgebaut ist, als die Englands. Englands Ausfuhr ruht auf drei

oder wenn man will vier Pfeilern: der Baumwollindustrie, der Eisen- und Maschineninduſtrie und der Kohleninduſtrie. Der vierte Pfeiler ist die Wiederausfuhr von fremdländischen Rohstoffen und Kolonialwaren. Wenn nur einer dieser Pfeiler ins Wanken gerät, ist die englische Volkswirtschaft den schwersten Erschütterungen ausgesetzt. In Deutschland hingegen entfällt der Hauptteil des Exportes auf mindestens zehn Industriezweige. An der Spitze steht die Eiseninduſtrie mit einem Ausfuhrwert von vier Fünftel Milliarden. Dann folgen eine Reihe gleich mächtiger Äste der deutschen Industrie. Die Ausfuhr der chemischen Industrie und der Kohlenindustrie ist mit je einer halben Milliarde fast ebenso groß wie die der Textilindustrie. Die Papierindustrie, die elektrische Industrie, die Glas- und Tonwarenindustrie, die Zucker- und Lederindustrie sind als Exportindustrien einander ebenbürtig. Alle führen Werte von insgesamt ein wenig über oder unter einer Fünftel Milliarde aus. Und die Fahrzeugindustrie bleibt auch nicht allzuweit dahinter zurück.

Mit der Einseitigkeit der industriellen Entwicklung Großbritanniens hängen auch gewisse soziale Erscheinungen zusammen. Wer die jüngste Geschichte der sozialen Bewegungen Englands kennt, der weiß, daß „der berauschenden Vermehrung von Reichtum und Macht", von der (nach Marx) Gladstone schon 1863 sprach, „immer noch," wie der Premier damals hinzufügen mußte, „die Extreme der Armut unverändert gegenüber stehen." — „Unser Vaterland leidet heute unter dieser Krankheit in einem Maße, von der nur wenige eine Vorstellung haben," so schrieb das verdiente auch auf dem Kontinent hoch angesehene Gelehrtenehepaar Sidney und Beatrice Webb in einem Buche, das vor zwei Jahren erschienen ist. Und unter den Ursachen der Armut nennen sie vor allem die Arbeitslosigkeit und die grimme Tatsache, daß sich unter den sechzehn Millionen erwachsener Lohnarbeiter ungezählte Massen befinden, die unter die klassische Definition der Kommission des Hauses der Lords von 1890 fallen: „Bloße Hungerlöhne, endlose Arbeitszeit, gesundheitliche Zustände gleich gefährlich für die Arbeiter wie für die Allgemeinheit." — „Das Übel ist so groß," schreiben sie, „und die Summe der verursachten Armut so ungeheuerlich, daß jeder befriedigende Vergleich mit der Vergangenheit im zwanzigsten Jahrhundert wenig am Platze erscheint." Auch die Regierung ist nicht blind für diese Zustände gewesen. Sie hat in den letzten Jahren versucht, die deutsche sozialpolitische Gesetzgebung nachzuahmen. Aber gleichviel, welcher Erfolg diesem Versuch beschieden sein wird, eine bedrohliche Strukturveränderung der englischen Gesellschaft ist heute schon festzustellen. Auf dem Kontinent ist das Urteil weiter Kreise über englische Arbeiterverhältnisse noch durch fünfundzwanzig und mehr Jahre alte Schilderungen deutscher Gelehrter über den sozialen Frieden im englischen Industriestaat bestimmt. Daran hat sich jedoch wesentliches geändert. Eine neue Arbeiterfrage ist aufgetaucht, die Arbeiterfrage der Ungelernten. Der englische Zensus (1901) zählte in der Gruppe der Berufstätigen ohne nähere Berufsbezeichnung fast 1100000 Personen oder 5,9 Prozent

aller Berufstätigen, während die deutsche Berufszählung von 1907 in derselben Gruppe nur 205000 Personen oder 0,7 Prozent aufweist. Die große Zahl der ungelernten Arbeiter in England — denn diese haben den Hauptanteil an der angeführten Gruppe — hat vor allem zwei Ursachen: die zünftlerische Politik der Gewerkschaften und die starke Entwicklung solcher Unternehmungen, die vorzugsweise ungelernte Arbeiter beschäftigen. Die Klagen über die Trade Unions, die sich gegen Ungelernte streng abschließen, und diesen jedes Vorwärtskommen abschneiden, sind alt, aber bis heute fehlt es an einer wirksamen Abhilfe. Die Hauptbeschäftigungszweige der Ungelernten sind die Handels-, Verkehrs- und Transportgewerbe, die fast ebensoviel Personen beschäftigen als Bergbau, Metall- und Maschinenindustrie, Schiffbau- und Textilindustrie zusammen. Es ist kein Zufall, daß über die Frage der Ungelernten und Arbeitslosen in den letzten Jahren eine verhältnismäßig große Literatur erschienen ist. Denn die gekennzeichneten Zustände haben eine sozial-radikale Arbeiterschaft großgezogen, die (Werft- und Dockarbeiter, Eisenbahnangestellte und Kohlenarbeiter) den Hebel in der Hand haben, um die ganze Maschinerie des Staates still stehen zu lassen. Vor dieser Tatsache hat das englische Parlament bereits einmal kapitulieren müssen. Das war bei dem Kohlenarbeiterstreik von 1912 der Fall. Die Arbeitseinstellung breitete sich in wenigen Tagen über ganz England aus, so daß über eine Million Grubenarbeiter und 400000 andere Arbeiter beschäftigungslos waren. Die Arbeiterschaft zwang damals das Parlament, ein Minimallohngesetz zu verabschieden. Dieses aber hat keine Lösung der neuen Arbeiterfrage gebracht. Die Wurzeln der sozialen Not in England liegen tiefer. Sie liegen in der ganzen Struktur der englischen Volkswirtschaft, in der Zurückdrängung Englands auf dem Weltmarkte durch Deutschland und die Vereinigten Staaten und in der Konkurrenz, die diese beiden Länder Großbritannien auf seinem eigenen heimischen Markt und in den Kolonien bereiten.

Heute klopft das Schicksal Venedigs, Portugals und Hollands an die Pforte des englischen Reiches. Und die bange Furcht vor diesem Schicksal hat uns den Krieg beschert. Heinrich Heine glaubte diesen Krieg schon vor siebzig Jahren kommen zu sehen, als er in seinen Berichten über Politik, Kunst und Volksleben schrieb: „Jetzt ist England gefährlicher als je, jetzt, wo seine merkantilischen Interessen unterliegen; es gibt in der ganzen Schöpfung kein so hartherziges Geschöpf wie ein Krämer, dessen Handel ins Stocken geraten, dem seine Kunden abtrünnig werden und dessen Warenlager keinen Absatz mehr findet. Wie wird England sich aus solcher Geschäftskrisis retten? Ich weiß nicht, wie die Frage der Fabrikarbeiter gelöst werden kann; aber ich weiß, daß die Politik des modernen Karthago nicht sehr wählig in ihren Mitteln ist. Ein europäischer Krieg wird dieser Selbstsucht vielleicht zuletzt als das geeignetste Mittel erscheinen, um dem inneren Gebreste einige Ableitung nach außen zu bereiten*)." Die Ereignisse, die Heine damals (1842) voraussah, traten nicht

*) Vergleiche den Aufsatz „Heinrich Heine über England" in diesem Heft.

so schnell ein, als er erwartet hatte. Die sozialen Unruhen im Innern wurden überwunden, als nach der Beseitigung der Kornzölle, der Aufhebung der Schiffahrtsakte und schließlich der Zoll- und Steuerreformen Peels und Gladstones ein wirtschaftlicher Aufschwung eintrat. Und auch die Ablenkung durch den Krieg, den Krimkrieg, fehlte schließlich nicht. In der Gegenwart aber haben sich die Dinge wiederum so zugespitzt wie damals. Wir sehen soziale Bewegungen im Innern, deren die Regierung nicht Herr zu werden vermag: syndikalistische Streiks, die Suffragettenbewegung und die Emanzipation von Ulster. Dazu tritt das Gefühl der steigenden Bedrohung der merkantilen Interessen. Und nun ist eingetreten, was Heine 1842 sagte: „daß nicht an der Seine aus Begeisterung für eine Idee die Ruhe Europas am furchtbarsten gestört werden dürfte, sondern an der Themse, in den verschwiegenen Gemächern des Foreigne Office." Das deutsche Volk aber hofft, daß so gewiß wie vor hundert Jahren den Ruhestörer Europas, den Korsen, sein Schicksal erreichte, so auch diesem Korsarenvolke bald die Schicksalsstunde schlagen werde.

Englands Konterbanderecht und die Proteste der Neutralen

Von Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg

Erst gegen Schluß des Jahres 1914 haben sich die Neutralen gegenüber der Handhabung des Konterbanderechts durch England zu energischen Protesten aufgerafft. Die Malmöer Zusammenkunft und die Note der Vereinigten Staaten von Amerika, mit der gleichzeitig auch die Niederlande ihre Forderungen in London überreichten, bedeuten einen Umschwung in der vorsichtig abwartenden Stellungnahme der am Kriege unbeteiligten Regierungen. Gewiß sind schon vorher die Neutralen wiederholt in London vorstellig geworden. Das beweist vor allem auch die Aufgabe der order in council vom 20. August durch England und ihre Ersetzung durch die neue order in council vom 29. Oktober 1914. Die erste Regelung des Konterbanderechts durch England im August 1914 war sicherlich schärfer als die spätere; führte doch jene order in council das Prinzip der einheitlichen Reise für die relative Konterbande ein, das heißt: neutrale Waren mit endgültiger Bestimmung, die aber zunächst auf einem nach einem neutralen Hafen bestimmten Schiffe fuhren, können nicht nur dann als Konterbande weggenommen werden, wenn es sich um Gegenstände der absoluten, sondern

auch, wenn es sich um Waren der relativen Konterbande, zum Beispiel um Lebensmittel, handelt. Die neue order in council vom 29. Oktober 1914 beseitigt dieses Prinzip grundsätzlich, und wenn sie es auch durch eine Hintertür wieder einführt, namentlich falls die Waren auf Order lauten, so läßt sie doch hier den Schiffskommandanten und Prisengerichten, ja sogar der englischen Regierung einen gewissen Spielraum, um allzu scharfe Folgen aus dem Wege zu räumen. Freilich hat England gleichzeitig mit dieser Milderung der Theorie der fortgesetzten Reise die Listen der Konterbandegegenstände sehr erheblich erweitert. Es hat Gegenstände der relativen Konterbande, wie Stacheldrähte, Luftfahrzeuge und Motorfahrzeuge, für absolute Konterbande erklärt, und andere Materialien, die nach der Londoner Deklaration niemals zur Konterbande erklärt werden dürfen, in die Liste der absoluten oder relativen Konterbande aufgenommen. (Hierzu mein Buch „Das Seekriegsrecht" bei Kohlhammer, Stuttgart, 1915).

Man kann nicht sagen, daß England sehr klug gehandelt hat, als es von vornherein den Bogen so straff spannte und das Mißfallen der Neutralen erregte. Das Konterbanderecht kann ein Land wie Deutschland mit seinen unerschöpflichen Quellen nicht leicht von heute auf morgen empfindlich treffen. Erst in längerer Zeit können sich gewisse ungünstige Wirkungen zeigen, die zwar keine entscheidende Bedeutung für den Ausgang des großen Krieges haben, aber immerhin dem Gegner gewisse Nadelstiche versetzen. Deshalb wäre es diplomatischer gewesen, sich zunächst mit den Neutralen gut zu stellen und das Konterbanderecht möglichst milde zu handhaben, um dann in einem späteren Stadium des Krieges energischer vorzugehen. Gewiß würden sich die Neutralen auch später das nicht gefallen lassen. Aber sie haben doch jetzt schon fünf Monate die Übergriffe Englands geduldet und würden sicherlich auch später eine geraume Zeit nötig gehabt haben, um die nötige Sammlung zu einem energischen Vorgehen zu finden. Die voreilige Art, mit der England gleich zu Beginn des Krieges den Bogen überspannte, hat ein Eingreifen der Neutralen bereits jetzt herbeigeführt, und es ist sicher, daß England nunmehr dauernd unter dem Drucke der neutralen Regierungen bei der Handhabung des Prisenrechts stehen wird. Das ist für Deutschland außerordentlich günstig. Es zeigt sich hier, daß die humane Auffassung von dem Seekriegsrecht, wie sie unsere leitenden Stellen besitzen, keine Gefühlsduselei ist, daß sie vielmehr bedeutsame politische Folgen hat und dazu beiträgt, die Neutralen um so ernstlicher auf das für sie wie für uns so schädliche Verhalten Englands aufmerksam zu machen.

Und noch etwas anderes folgt aus den genannten Protesten! Indem die Neutralen durch ihre Proteste zugeben, daß sich England dauernd Übergriffe zur See zuschulden kommen läßt, können sie Deutschland nicht mehr das Recht bestreiten, seinerseits in der erforderlichen Weise dagegen vorzugehen. Ich meine hier nicht, daß Deutschland Repressalien gegen England anwenden soll. Ob man diese Frage bejaht, hängt davon ab, wie man sich vom völkerrechtlichen

Standpunkte zu der Verletzung der nicht ratifizierten Londoner Deklaration stellt. Ich möchte jedenfalls annehmen, daß bei der großen Unsicherheit der Fragen des Seekriegsrechts die Anwendung von Repressalien gegenüber vermeintlichen Ungerechtigkeiten höchst beschränkt sein muß, will man nicht auf einen Zustand völliger Anarchie hinsteuern. Aber von solchen Repressalien, die ja von Fall zu Fall durchaus ratsam sind, soll hier nicht die Rede sein. Vielmehr meine ich, daß Deutschland berechtigt sein muß, die Schärfe des englischen Vorgehens zum mindesten mit gleicher Schärfe zu beantworten. Wenn sich England den unsicheren Zustand des Seekriegsrechts rücksichtslos zu eigen macht, wenn es, ohne zu prüfen, was nun wirklich der fortgeschrittene Geist unserer Zeit erfordert, das Konterbanderecht (das ja formell tatsächlich noch nicht geregelt ist) in dem Geiste einer längst verschwundenen Zeit anwendet, dann muß Deutschland berechtigt sein, ebenfalls die Zügel straff zu ziehen und, wenn auch nicht zu den abgetanen Begriffen früherer Zeit zurückzukehren, so doch sich die technischen Errungenschaften der neueren Zeit, insbesondere die Unterseebote in einer Weise dienstbar zu machen, die zwar äußerst hart ist, aber doch nicht ohne weiteres als völkerrechtswidrig bezeichnet werden kann. Der Handelskrieg der Unterseebote, bei dem unter Umständen auch die Besatzung der Handelsschiffe nicht geschont werden kann, muß die richtige Antwort auf die Handhabung des englischen Konterbanderechts sein, und wenn es den Neutralen nicht gelingt, England auf den Standpunkt der von Deutschland befolgten Londoner Deklaration zu bringen, dann können sie sich nicht beschweren, wenn auch sie durch den Unterseebootkrieg hart betroffen werden.

Daher kann Deutschland dem Ergebnis der neutralen Proteste ruhig entgegensehen. Gibt England nach, d. h. stellt es sich fortan auf denselben Standpunkt, den auch Deutschland gemäß den Bestimmungen der Londoner Deklaration angenommen hat, so bedeutet das für unsere ökonomische Situation während des Krieges einen großen Vorteil. Erreichen die Neutralen aber ihren Zweck nicht oder nur halb, so ergibt sich nunmehr für Deutschland die Berechtigung zu Gegenmaßregeln. Die Behauptung Deutschlands, daß Englands Standpunkt sich als ein Übergriff herausstellt und ein Nachgeben von Seiten dieses Landes nicht zu erwarten steht, wäre als zutreffend erwiesen durch den Protest der Neutralen und seine Erfolglosigkeit. In jeder Beziehung ist daher das Vorgehen der Neutralen für Deutschland äußerst wertvoll.

Zwei Tatsachen scheinen mir bei dem Vorgehen der Neutralen besonders bemerkenswert. Einmal vermißt man die Gemeinschaftlichkeit des Protestes. Die am meisten betroffenen Regierungen der Vereinigten Staaten, Hollands und der skandinavischen Länder haben zwar zeitlich ziemlich gleichzeitig ihre Wünsche dargebracht, aber sie haben ihre Forderungen doch nicht in die Form eines Kollektivschrittes gekleidet und auch keine gemeinsamen Schritte angedroht. Möglich, daß die Beschwerdepunkte der einzelnen Staaten in den Einzelheiten allzusehr auseinandergingen. Wahrscheinlicher dürfte freilich sein, daß es der

Politik der Vereinigten Staaten widerstrebt, in solchen Angelegenheiten gemeinsam mit europäischen Regierungen vorzugehen, namentlich wenn es sich im Vergleich zu ihnen um kleinere Staaten handelt.

Dann aber ist auch höchst bemerkenswert, daß die amerikanische Protestnote trotz einer gewissen Schärfe im Tone materiell doch keine sehr weitgehenden Forderungen enthält. Nach dem bisher vorliegenden Wortlaute scheinen die Vereinigten Staaten nicht von England zu verlangen, daß es sich auf den Standpunkt der Londoner Deklaration stellt und dieselben humanen Grundsätze wie Deutschland anwendet. Das ist zu bedauern und zeigt, daß die Vereinigten Staaten offenbar wenig Vertrauen zu einer so weitgehenden Nachgiebigkeit Englands haben. Sie sind offenbar froh, wenn die Engländer gewisse Übergriffe vermeiden. So erklärt es sich auch, daß ein Wunsch, dessen Aussprache eigentlich sehr nahe gelegen hätte, nämlich die Inkraftsetzung des internationalen Prisenhofes, unterblieben ist. Kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Schaffung dieses Tribunals, über das sich die zweite Haager Konferenz bereits geeinigt hatte, beinahe alle Klagen der Neutralen aus der Welt schaffen würde. Dieser über den nationalen Gerichten stehende Hof würde nicht nur gerechte Verfahrungsgrundsätze anwenden, sondern auch voraussichtlich die Sätze der Londoner Deklaration als gültig betrachten und die Prisenurteile Englands, die die Abweichungen des englischen Landesrechts bestätigen, aufheben. Nur aus schwedischen Schiffahrtskreisen scheint bisher der Wunsch, dieses Resultat der Haager Konferenz ins Leben zu rufen, laut geworden zu sein. Die neutralen Regierungen glauben offenbar nicht, mit einem solchen Antrage, der ohne den Beitritt Englands nicht verwirklicht werden könnte, durchzudringen. Gerade bei den Vereinigten Staaten von Amerika muß dies auffallen. Haben sie doch bereits 1910 durch den Staatssekretär Knox den Mächten einen Vorschlag unterbreitet, der den Prisenhof sogar für Streitigkeiten anderer Art begründen wollte, und würde doch der Prisenhof sicherlich das erste wirkliche internationale Gericht sein, dessen Vorkämpfer die Amerikaner mit besonderem Idealismus gewesen sind.

Der amerikanische Protest befaßt sich zunächst nur mit der Forderung, daß England in Zukunft die Normen des Seekriegsrechts mehr befolgt als bisher. Bestimmte Schadenersatzansprüche werden noch nicht geltend gemacht, wohl aber in Aussicht gestellt. Da diese wahrscheinlich keine geringe Summe ausmachen werden, dürften später noch bedeutsame Verhandlungen zwischen den beiden Nationen zu erwarten sein. Die Furcht vor ebenso weitgehenden Forderungen, wie sie Amerika vor fünfzig Jahren nach dem Sezessionskriege erhoben hat, wird auch einen Druck auf die Haltung Großbritanniens ausüben. Denn je nachgiebiger England jetzt sein wird, umso maßvoller dürfte die Rechnung werden, die Amerika nach dem Frieden präsentieren wird.

Staatenbund von Nordeuropa

Von Juſtizrat Bamberger

Wer nur im Einſt lebt, iſt ein Träumer,
wer nur im Heute lebt, iſt arm;
reich und ſtark iſt allein,
wer das alte Gute bewahrt
und neues Gutes dazu erwirbt.

Avenarius

Wiederholt iſt an dieſer Stelle (in Heft 38, 43 und 49 der Grenzboten von 1914) der Plan erörtert, Deutſchland mit den anſtoßenden kleinen Staaten zu einem Staatenbunde zu vereinigen. Unter dieſem Geſichtspunkt erſcheint die Zuſammenkunft der Könige von Schweden, Norwegen und Dänemark bedeutſam, die am 18. und 19. Dezember 1914 unter Mitwirkung der beteiligten Miniſter des Auswärtigen in Malmö ſtattgefunden hat. Die Zuſammenkunft hatte nach amtlichen Mitteilungen den Zweck, das gute Verhältnis zwiſchen den drei Ländern und ihre vollkommene Einmütigkeit in der Aufrechterhaltung der Neutralität zum Ausdruck zu bringen, außerdem den weiteren Zweck, dahin zu wirken, daß von den ſkandinaviſchen Ländern wirtſchaftliche Schäden ferngehalten würden, die der ausgebrochene Krieg mit ſich bringen könnte. Welche Ergebniſſe die Beſprechungen gehabt haben, iſt in der Öffentlichkeit nicht näher bekannt geworden. Doch wurde ausdrücklich der einträchtige Wille der nordiſchen Völker zur Neutralität bekundet und betont, daß die ſo glücklich eingeleitete gemeinſame Arbeit zum Schutze der gemeinſamen Intereſſen auch in der Zukunft fortgeſetzt werden ſolle. In jedem Falle lag den Beſprechungen die Erkenntnis zugrunde, daß ein Kleinſtaat für ſich allein den Gefahren nicht gewachſen iſt, die ſich aus der internationalen Kriegslage ergeben, daß dagegen ein Zuſammenſchluß mehrerer Länder, die Vereinigung von Kräften, jedem einzelnen ſtärkere Bürgſchaft für ſeine Sicherheit und Unabhängigkeit bietet. Der Tag von Malmö hat die Richtigkeit der Anſicht beſtätigt, daß in einer Zeit, da ſelbſt Großmächte das lebhafte Bedürfnis empfinden, Bündniſſe zu ſuchen, ein kleiner Staat gänzlich außer Stande iſt, ſich allein zu ſchützen, da er durch die neuere

Staatenentwicklung Europas in noch höherem Grade gefährdet ist, als bisher. Den schlagenden Beweis für diese Wahrheit liefert, wie früher erwähnt, das traurige Schicksal des Königreichs Belgien. Belgien wurde innerhalb weniger Monate bis auf einen kleinen Teil erobert, nachdem das unglückliche Land zum Kriegsschauplatz für drei Heere geworden war. Und Belgien war ein reiches, dichtbevölkertes Land, das ein starkes Heer, starke Festungen und bedeutende Staatseinnahmen besaß. Gleichwohl erwies es sich, wie im Kriege, so schon im Frieden als unfähig zu erfolgreichem Widerstand. Das hat sich aus den neuerdings veröffentlichten amtlichen Berichten ergeben. Schon Mitte Januar 1906 eröffnete der englische Militärattaché, Oberstleutnant Barnadiston, dem belgischen General Ducarme unaufgefordert, England werde hunderttausend Mann über den Kanal schicken, falls Belgien angegriffen würde; er wünsche, sich zu vergewissern, wie diese Maßregel auf belgischer Seite ausgelegt werden würde. Als der General erwiderte, dies gehe auch die politischen Behörden an, erhielt er die Antwort, über die politische Seite der Sache werde sich der englische Gesandte mit dem Minister des Auswärtigen besprechen. Darauf folgte eine eingehende Erörterung aller militärischen Fragen eines gemeinsamen Vorgehens gegen Deutschland, insbesondere über den Ort der Landung, die Eisenbahntransporte, die Requisitionen und über den Oberbefehl. Am Schlusse sprach Barnadiston seine Genugtuung über die Erklärungen des Generals Ducarme aus und betonte, das Abkommen solle absolut vertraulich, übrigens für seine Regierung nicht verbindlich sein. Diesem merkwürdigen, nur für Belgien verbindlichen, aber für beide Teile recht bezeichnenden Abkommen, zu dem sich der belgische General hatte verleiten lassen, folgten eine Reihe weiterer Besprechungen, in denen der Kriegsplan im einzelnen ausgebaut wurde. Der englische Bevollmächtigte stellte das Ergebnis der Ausschiffungen in Boulogne, Calais und Cherbourg fest und konnte auf Grund dessen zusagen, daß das erste Korps am zehnten, das zweite am fünfzehnten Tage ausgeschifft würde. Die englische Verpflegungsbasis solle von der französischen Küste nach Antwerpen verlegt werden, sobald die Nordsee von allen deutschen Schiffen gesäubert sei. — Noch härter bedrängte der Nachfolger Barnadistons, Oberstleutnant Bridges, den Chef des belgischen Generalstabs, General Jungbluth. Die denkwürdige Unterredung fand am 23. April 1912 statt. Der Militärattaché erklärte, seine Regierung hätte während der letzten Ereignisse*) 160 000 Mann landen lassen, auch wenn Belgien keine Hilfe verlangt hätte. General Jungbluth erwiderte zurückhaltend, dies könne doch nicht ohne belgische Zustimmung geschehen; Belgien sei vollkommen in der Lage, einen Durchmarsch der Deutschen selbst zu verhindern. Bridges entgegnete kurz, das sei nicht möglich, und wiederholte die Erklärung, England hätte seine Truppen auf jeden Fall in Belgien ge-

*) Bridges spielt anscheinend auf die Kriegsgefahr an, die im Sommer 1911 wegen Marokko entstand.

landet. Der Bericht, dessen Echtheit nicht in Frage gestellt ist, fügt noch hinzu, über den Ort der Landung habe der Attaché sich nicht ausgesprochen, er habe nur hingeworfen, die Küste sei ziemlich lang; der General habe aber gewußt, daß Bridges kurz zuvor während der Osterfeiertage von Ostende aus tägliche Besuche in Zeebrügge gemacht habe.

Der Bericht gibt in seiner Kürze ein ebenso anschauliches, wie ergreifendes Bild des Vorganges. Man glaubt, die beiden Männer vor sich zu sehen. Man sieht förmlich, wie der belgische Generalstabschef zusammenzuckt und in peinlicher Verlegenheit bemüht ist, sich den verräterischen Einflüsterungen, der Schlinge, die ihm immer fester um den Hals gelegt wird, zu entziehen, wie schmerzlich er die Beleidigung empfindet, die der im Range ihm nachstehende englische Offizier ihm und seinem Lande auch in der Form roh zufügt. Aber — Belgien war klein und England groß. So wurde das blutige Schicksal des Landes besiegelt, nicht so sehr durch seine Schuld, wie durch seine Schwäche. In der Schwäche des Kleinstaates liegt die Gefahr für seine Existenz und für seine Ehre. Es ist nicht anders: „Eine souveräne Krone ohne Macht entsittlicht auf die Dauer ihren Träger." So erklärt es sich, daß die belgische Regierung den Schlag ins Gesicht hinnahm, den England ihr versetzte, daß sie, eingeschüchtert bis zur Willenlosigkeit, den Pflichten der Neutralität untreu wurde — ein warnendes Beispiel kleinstaatlicher Ohnmacht.

Ob eine Vereinigung der skandinavischen Länder, die elf Millionen Einwohner umfaßt und über sechshundert Millionen jährlicher Staatseinnahmen verfügt, einem Angriff Rußlands oder Englands, oder den vereinten Kräften beider Länder Stand halten kann, das ist eine militärische Frage, die hier nicht zu erörtern ist. Es steht ja auch nicht fest, ob eine solche Gefahr jetzt droht, wie zu der Zeit, als der englische Admiral Gambier im Frieden Kopenhagen bombardierte und die ganze dänische Flotte mit sich führte, oder als Rußland Schweden zwang, ihm Finnland abzutreten. Sicher ist, daß ein größerer Staatenbund, der das Deutsche Reich zum Kern hat, eine stärkere Bürgschaft gegen äußere Gefahren bietet. Doch soll einem naheliegenden Mißverständnis gleich vorgebeugt werden. Es könnte scheinen, als ob der Plan, Deutschland mit den benachbarten kleineren Staaten zu einem Schutz- und Trutzbündnis zu vereinigen, nur dem Wunsche entspringt, die Unterstützung dieser Länder für den jetzigen Krieg zu gewinnen. Das ist keineswegs der Fall. Gewiß wäre solche Unterstützung erwünscht, nachdem ein Weltkrieg ausgebrochen ist; das läßt sich nicht leugnen. Aber hilfsbedürftig ist Deutschland nicht, wie der bisherige Verlauf des Krieges gezeigt hat. Und es wäre ebenso kurzsichtig, wie aussichtslos, lediglich im eigenen Interesse andere Mächte zur Teilnahme an dem Kriege veranlassen zu wollen. Ein Plan, wie der des nordeuropäischen Staatenbundes, wird ohnehin nicht in einigen Wochen oder Monaten verwirklicht, am wenigsten in Kriegszeiten, in denen die Neutralen gespannt darauf warten, wer in dem Ringen Sieger bleibt. Von der Errichtung des Staatenbundes

kann überhaupt nur für den Fall die Rede sein, daß der Krieg beendet ist, und auch nur für den Fall, daß Deutschland ihn siegreich beendet. Nicht im entferntesten sollen diese Betrachtungen bezwecken, irgend welche diplomatische Verhandlungen anzuregen. Die europäische Diplomatie hat sich nicht mit Ruhm bedeckt. Ob Anlaß vorliegt, den einheimischen Diplomaten, die bei den feindlichen Mächten beglaubigt waren, Kränze zu winden, das läßt sich aus dem bisher vorliegenden Material nicht ersehen. Wäre indessen die seit neun Jahren angezettelte Verschwörung in ihrem vollen Umfange früher entdeckt, so wäre jedenfalls manche Fürstenbegegnung, manches Verbrüderungsfest und manche Selbsttäuschung uns erspart worden, und es wären dem Deutschen Reiche mehr Sympathien der Neutralen zugefallen, als dies bisher der Fall war. Aber auch auf der Gegenseite wird man die Früchte der diplomatischen Künste mit gemischten Gefühlen genießen. Zu Anfang des Krieges, als eine Kriegserklärung der anderen folgte, konnte der Deutsche wohl unruhig und fast neidisch auf das dichte Netz von Bündnissen blicken, mit dem die kluge britische Staatskunst verstanden hatte, sich zu umgeben und Deutschland zu isolieren. Die Arbeit war in ihrer Art wirklich bewunderungswürdig. Sollte es aber nicht doch ein Danaergeschenk gewesen sein, das die anscheinend so listigen Staatsmänner ihren Ländern bereitet haben? Wie weit reichte denn das Bündnis, zu dem vor hundert Jahren Napoleon der Erste das widerstrebende Preußen zwang? Und wie weit reichte das Bündnis, das in unseren Tagen innerhalb des erneuten Dreibundes zwei Reiche auf dem Papier vereinigte, die in ihrem nationalen Empfinden so gar nicht miteinander einig waren? — Belgien liegt bereits am Boden. Es kann unmöglich Gefühle der Dankbarkeit gegen den Bundesgenossen hegen, dem es sein Unglück in erster Linie zuschreiben muß. Auch Frankreich und Rußland haben, so viel ersichtlich, wenig Grund, des Tages freudig zu gedenken, an dem sie sich bestimmen ließen, mit dem alten Feinde gemeinsame Sache zu machen. England selbst, in seiner geschützten Lage, hat zwar verhältnismäßig am wenigsten gelitten. Daß aber die Stimmung dort eine frohe, gehobene, zuversichtliche wäre, daß die öffentliche Meinung, wie sie in den führenden Blättern sich ausspricht, den Leitern der Regierung Vertrauen und Anerkennung für ihre Tätigkeit entgegenbrächte, das läßt sich nicht behaupten. Die künstliche Vereinigung von Mächten, deren Interessen einander in Lebensfragen zuwiderlaufen, — diese innere Unwahrheit, wird voraussichtlich das Ende dieses Krieges nicht erleben.

Auf ganz anderem Boden muß der Staatenbund erwachsen, von dem hier die Rede ist. Man verwerfe ihn von vornherein als leeres Hirngespinst, wenn sich bei schärfster Prüfung nicht ergibt, daß der dem Plan zugrunde liegende Gedanke ein gesunder ist. Der Bund hat nur dann Daseinsberechtigung, wenn er den ewigen Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit entspricht, die am letzten Ende in Krieg und Frieden über alle kurzsichtigen Diplomatenkünste, über allen Trug und alle Treulosigkeit triumphieren. Der Staatenbund hat nur dann Daseinsberechtigung,

wenn er in Wahrheit den dauernden Interessen aller seiner Glieder gerecht wird. Ob dies der Fall ist, muß in jedem der Bundesstaaten erwogen werden. Die Vorteile, die den vereinigten Staaten infolge ihrer Vereinigung zufallen müssen, bestehen meines Erachtens für jeden einzelnen in Zuwachs an Macht und Ansehen, sowie in wirtschaftlichen Vergünstigungen und Erleichterungen auf handelspolitischem Gebiet. Wie der Nutzen des einzelnen mit dem der Gesamtheit in Einklang zu bringen ist, wie überhaupt die Rechte des einzelnen gegen die der Gesamtheit abzugrenzen sind, das sind Fragen, die die gründlichste Prüfung erfordern. Arbeiten nach dieser Richtung anzuregen, damit der Bündnisgedanke seine Probe bestehe, zunächst aber das Problem der öffentlichen Meinung, insbesondere den führenden Patrioten in allen beteiligten Ländern zu unterbreiten, das ist der nächste Zweck dieser Betrachtung. Dann kann es wohl gelingen, in nicht zu ferner Zeit die völkerrechtliche Grundlage für gemeinsame Arbeit zum Schutze gemeinsamer Interessen zu gewinnen, — um das schöne skandinavische Wort zu wiederholen. Meinerseits bin ich davon durchdrungen, daß die vereinigten Staaten von Nordeuropa kraft ihrer Machtfülle vortrefflich imstande sein werden, die Wohlfahrt aller ihrer Glieder zu fördern und darüber hinaus ein noch festeres Bollwerk des Weltfriedens zu bilden, als es bisher das Deutsche Reich für sich allein in diesen dreiundvierzig Friedensjahren gewesen ist.

Lodz

Von Leonhard Schrickel

Neither schon grüßt sie, die „deutsche“ Stadt. Aber so trauerumflort steht sie dort im flachen, kahlen Lande, so trübe und stumm im sagenreichen Polen, wie eine Vereinsamte in der Fremde. Graue Türme, schwere, sich gleichsam unter der eigenen Last mühsam aufreckende Türme ragen aus der undeutlichen Häusermasse empor, und schwarze, kalte Fabrikschlote zeichnen sich düster am Himmel ab. Und wie diese Stadt, so die Wege zu ihr. Auch sie trostlos, zerfahren und zerrissen, bedeckt von knöcheltiefem Schlamm; kein Baum an den Seiten, kein Richtstein, kein Telegraphenmast, dessen weiße Glocken wie Frühlingslieder, wie lenzläutende Märzenblumen wirken müßten. Nichts als Schmutz und stummes Insichversunkensein.

Beklommen schier, mit angehaltenem Atem und schaudernd wie von Grabeskühle angeweht, betreten wir die anscheinend tote, leere Stadt; treten ein wie in eine riesenhafte Katakombe, in der die Seufzer der Träumer und Dichter wohnen, die durch Jahrhunderte hindurch bis an das eigene Ende die Toten ihres Volkes eingebettet haben.

Doch wie bald und wie jäh ändert sich das Bild! Zwar die erste Gasse, in die unser Weg einmündet, ist noch ebenso unerbittlich schmutzig und holperig, und die Büdchen rechts und links sitzen am Rande dieses zähen Sumpfes wie uralte, schimmelige Schildkröten; aber die Straße ist durchpulst von lärmendem Leben. Da laufen schreiende Kinder jeglichen Alters die Kreuz und die Quer, Zeitungen ältesten und neuesten Datums, deutscher, russischer, polnischer, jüdischer, englischer, galizischer Herkunft, Zigaretten seltsamster Art, Brot, Schuhnägel, Brennholz, Zuckerhuttrümmer und was es noch sonst an schnurrigem Zeug gibt feilbietend und in den schwärzlichen Händen oder fragwürdigen Mützen aufdringlich präsentierend. Auf den Haustürstufen, die hier auf-, dort abwärts zur Schwelle führen, bemühen sich lockenüberwucherte Jünglinge und dunkeläugige Jungfrauen in ernstem Eifer, jene Schreier noch zu überschreien oder durch weitausholende Geberden zu übertrumpfen, um ihre eigne Ware an den Mann zu bringen. Und in der Straßenmitte schleppen Männer und Frauen auf wackeligen Karren, vor denen

nur hin und wieder ein klapperdürres, spatlahmes Rößlein einherwankt, Kartoffeln, Rüben, Fleisch. . . .

Womöglich noch lauter und bunter geht es auf dem Markte zu, der uns alsbald aufnimmt, ohne daß wir es vorerst bemerken. Auch hier sind hohe, wasserdichte Stiefel das Unentbehrlichste, und wenn ich früher den schweren Kanonenstiefel unterm Weiberrock eine Ausgeburt gemeiner Sitte schalt und die polnischen Schönen ob dieser ihrer widerwärtigen Bestiefelung haßte wie das Gift, — angesichts dieser Schlammkufen, Gassen und Märkte vergebe ich den ehedem Verdammten ihre scheußlichen Wadenpanzerrohre, und wünsche mir selber aus ganzer Seele ein Paar gehörig geteerte Schiffersocken. Daneben braucht es allerdings auch noch Geduld und Nachsicht, denn das Schieben und Stoßen und Drängen der durcheianderhastenden Händler und Unterhändler, Käufer und Wiederverkäufer erster bis sechster Hand, Schlepper, Horcher und spekulativen Müßiggänger ist unbeschreiblich. Wäre das Völkchen nicht gar so unbekümmert, handelswütig und vorteilsfroh, wäre es ein wenig nobler und appetitlicher, es müßte beinahe eine Lust sein, in diesen wilden Strudel einzutauchen und sich vom Leben des „toten" Lodz ein Weilchen umspülen zu lassen.

Aber die lauten Gassen und lärmenden Märkte sind noch nicht Lodz. Jenseits von ihnen öffnen sich breite, großstädtisch anmutende Straßen, wie die Piotrkowska, die die Halbmillionenstadt von Nord nach Süd durchschneidet und an der sich alles angesiedelt hat, was auf das Prädikat „vornehm" und „erstklassig" glaubt Anspruch erheben zu dürfen. Da gibt es auch „Geschäfte", das heißt etwa das, was wir verwöhnten Großstadtdeutschen als Geschäfte zu bezeichnen pflegen: gut eingerichtete, saubere, bisweilen elegante Läden, Hotels, Cafés. Besonders viele Cafés, in denen man eine angenehme, unter Umständen sogar gemütliche Stunde zubringen kann, wenn einem auch der ewige Geschützdonner noch in den Ohren brummt, der seit vielen Wochen im Felde unsere einzige und immerwährende Morgen- und Abend-, Tag- und Nachtmusik gewesen ist. Jetzt klingeln draußen vor dem breiten Fenster die schmucken, stets überfüllten Elberfelder Wagen der elektrischen Straßenbahn vorüber, fahren herrschaftliche Kutschen und Droschken unterschiedlichster Klasse vorbei, jagen riesige feldgraue Autos dahin, beladen mit Offizieren und Ärzten, Ordonnanzen oder Postpaketen, traben flinke Meldereiter ihre Straße oder endlos lange schwere deutsche Bagage- und Munitionskolonnen, neben denen die österreichischen Kolonnen mit ihren leichten Wagen und Pferdchen schier fröhlich einherrollen, und zwischen all diesem kunterbunten Gewühl marschieren immer wieder Regimenter aller deutscher Gaue, und oft genug auch noch lange Züge russischer Gefangener. Und dann gibt es auch hier natürlich hunderte von emsigen Händlern jeglichen Alters und von aller Art Güte, zahllose Herumsteher und Flaneure und eine schier unabsehbare Schar von Mädchen zweifelhaften Herkommens.

Das flutet unaufhörlich, eine förmlich ins Gigantische gesteigerte „Walpurgisnacht", auf und nieder und quirlt brausend durcheinander wie von jäh aufspringendem Wirbelsturm am Strandfelsen zerschellte Wogen. Man fühlt stark heraus, daß diese ungeheure Flut sonst nicht an dieser Küste tobt, und in den nächsten Seitenstraßen fließt denn auch das Leben in ruhigem Gleichmaß dahin. Ob auch sonst so ruhig wie jetzt, erscheint nun freilich unwahrscheinlich, denn was jetzt die seltsame, fremdartige Stille erzeugt, was jetzt den Mund des sonst vielleicht laut auflachenden, kreischenden Tages mit fast unheimlicher Gewalt verschließt, alle Farben löscht und alles Klirren der Stunden dämpft, das ist das Schweigen der hochragenden Fabriken, das sind diese überall an den Seitenstraßen sich aufrichtenden, weit ausgedehnten Riesenbauten, darinnen all die gewaltigen Maschinen, diese Wunderwerke moderner Technik, einen tiefen Schlaf schlafen, all die wuchtigen, riesigen Schwungräder und Turbinen erstarrt stehen und keine Hand mehr sich regt. Verschlossen sind die hohen Eisentore, verlassen und vereinsamt die weiten Höfe und in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen wie in erloschenen Augen.

Wahrlich, keine andere Stadt ist so unter den Eindruck ihrer Fabriken gestellt wie Lodz. Welch eine Ausdehnung aber haben auch diese Unternehmungen hier, die fast ausnahmslos deutscher Kaufmannsgeist geschaffen, deutsches Kapital gespeist, deutscher Fleiß vergrößert. In ganze Stadtteile gliedern sie sich mitunter. Da stehen Wohnbauten einer Fabrik in anmutiger Ordnung für insgesamt 7000 bis 8000 Familien! Unter allen ragt diejenige hervor, die ein vormals unbekannter, nicht eben reich bemittelter deutscher Einwanderer, des Namens Scheibler, vor just sechzig Jahren gegründet, und in unermüdlicher Ausdauer binnen der verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit zu dem heutigen Riesenunternehmen von Weltruf ausgestaltet hat. Da fehlen weder Schule noch Krankenhaus, weder Parkanlagen noch Kaufhäuser und — das ist vielleicht das beste! — da waltet Sauberkeit, soweit die immerhin üble Umgebung dergleichen duldet. Denn das ist für das heutige Lodz charakteristisch, daß hart neben dem blanken Herrenhaus die elende Hütte des Hörigen steht, dicht neben dem Neuen das Alte und Uralte, neben dem Städtchen der Riesenfabrik der fast wegloſe Pfuhl des wirr zusammengewürfelten Vagabunden- und Bettlerviertels. Das macht das Stadtbild bunt und abwechslungsreich, aber nicht schön und auch nicht eigentlich interessant, zumal die „reichen" Bauten, die da so unvermittelt zwischen den schmucklosen Büdchen emporgeschossen sind, nicht selten durch eine protzig überladene, geschmacklos garnierte Fassade entstellt werden. Hingegen gibt es unter den vor etwa hundert Jahren errichteten deutschen Ansiedlerhäuschen, namentlich an der Piotrkowska, die wie aus der Kolonie Nowawes-Potsdam herverpflanzt erscheinen, etliche wenige von ganz entzückender, köstlicher Schlichtheit, und wenn sie auch in der Hauptsache fast nur aus Holz und Dachpappe bestehen, so strahlen sie dennoch einen eigenen Liebreiz aus, der noch erhöht wird durch die traulichen, kleinen Fensterchen, die oft ein wimmelndes

Häuflein von blonden Kinderköpfen umrahmen, daß es ist wie ein Bild himmlischer Heerscharen von Meister Correggio oder Rafael.

Die meisten dieser Kleinen, die da mit großen Augen durch die schmalen Scheiben in die seltsam aufgeregte Welt schauen, sehen freilich bei all ihrer kindlichen Freudigkeit nicht gerade pausbäckig und übermütig aus, denn auch sie haben jetzt unter der bestehenden Teuerung zu leiden. Man merkt es eben allenthalben, daß die Lebensmittel knapper sind als sonst wohl, wenn auch von einer Hungersnot zu sprechen kein Anlaß vorliegt. Ja, vielleicht ist die Warenknappheit nicht einmal so groß, als das Angebot glauben macht. Vielleicht haben diejenigen Kenner der Verhältnisse recht, die den spekulierenden Händlern die Schuld an der Teuerung zurechnen, jenen Gewissenlosen, die große Mengen von Mehl, Kartoffeln usw. aufgekauft und aufgespeichert haben und nur in kleinen, unzureichenden Portionen wieder absetzen, um die Preise zu treiben oder doch zu halten. Für Rußland und also auch für das „deutsche" Lodz nichts Ungewöhnliches.

Aber diesmal hat man die Rechnung ohne den Wirt gemacht, d. h. ohne die deutsche Heeresverwaltung, die umsichtig und schonungslos ihres Amtes waltet und regelnd und helfend eingreift. Nun wehe dem „Grossisten", der sein vollgerüttelt Lager nicht öffnet! Dreifach wehe ihm, denn unsre Heeresverwaltung greift nicht nur mit entschlossener Hand zu, sondern sorgt in aller Stille auch für Erschließung neuer Quellen und für stete Zufuhr von außen.

Ein großer Tag für die Bewucherten sowohl als auch für die Herren Wucherer war deshalb zum Beispiel der 26. Dezember, sah er doch die erste Lokomotive auf der durch unsre braven Eisenbahner und Pioniere wiederhergestellten Kalischer Strecke daherdampfen und in den hiesigen Bahnhof wie die Victoria selber einlaufen. Wie der Auftakt zur großen Sinfonie des Wiedererstehens von Deutsch-Lodz klang der helle, triumphierende, langhinhallende Pfiff der bekränzten Maschine. Die ganze Stadt, schien's, horchte hochauf. Kein Wunder! denn ihr Magen ist groß, zumal jetzt viel deutsches Militär die Vorräte mit verzehren hilft. Allerdings schaffen gerade für die Truppen unsre unermüdlichen Proviantkolonnen immer neue Zufuhr herbei. Wagenreihen von 40 und 50 Gespannen sind nichts Seltenes, wenn auch für die Lodzer immer etwas Erstaunliches. Da sammeln sie sich dann in dichten Reihen am Straßendamm rechts und links und starren neugierig oder auch sehnsüchtig diese vollbeladenen Gefährte an, von denen sie nicht glauben mögen, daß sie deutsche Ware bringen. Als ob es in Rußland noch etwas zu requirieren gäbe! Als ob die russischen Armeen noch etwas verschont hätten! Du lieber Gott! Und was sie wirklich mal mitzunehmen vergaßen oder nicht mehr aufzupacken vermochten, das wird von „Bauern" und streifenden Horden geholt.

Davon weiß auch Lodz zu erzählen.

Auch Lodz! jawohl. Es steckt ja trotz allem so gut wie das ganze übrige polnische Land voller Spionenfurcht, voll nagender Angst vor späterer Denunziation

und grausamer Vergeltung. Wie eine moralische Seuche hat dieser Wahnwitz fast alle Gemüter ergriffen, wie fliegendes Feuer sengt jene törichte Furcht die Gehirne aus. Die erste Folge ist, daß zahlreiche, sonst nicht übel beleumdete und nicht unintelligente Leute vor den Deutschen in die weite Ferne fliehen oder doch sich verkriechen, nur um die Truppen nicht etwa in Quartier nehmen oder verpflegen und mit Kaufware bedienen zu müssen! Die leeren Quartiere werden natürlich dennoch und nun erst recht bezogen und auch die etwaigen Vorräte werden requiriert und verrechnet, — aber man hat sich salviert! man hat reine Hände! unschuldige Hände! und ist also vor der Knute und dem Henkerstrick der Kosaken und vor dem rächenden Zorn des großen Vater Zar sicher.

O, Lodz weiß davon manches zu erzählen, Lustiges und zum Verzweifeln und Aufschreien Schmerzliches, und die verlassenen Häuser und Wohnungen, die verschlossenen Läden und Hotels künden laut von jener krankhaften, uns unverständlichen Furcht vor Verrat an die russischen Spitzel oder die — wie die Narren meinen — vielleicht doch wiederkehrende Zarenregierung.

Und wie in diesem wunderlichen, in vieler Beziehung so widerspruchsvollen Lodz, ist es auch in seiner näheren Umgebung. Auch in den Dörfern steht manches Haus leer und verödet; nur der Hund pflegt auf der Schwelle zu liegen, treuer als sein Herr, und ein Säulein etwa treibt sich auch noch auf dem Hof herum oder ein gackerndes Huhn; die menschlichen Bewohner hingegen sind auf und davon. Das heißt die Deutschen, deren Zahl in Lodz auf rund 80000 angegeben wird, und die seit mehr als hundert Jahren auch sonst zahlreich im Lande angesiedelt sind, sie haben zu allermeist ausgehalten. Und zwar — wie wenigstens die Dörfler anzugeben pflegen — aus dem Grunde: verlassen nämlich die „Wirte" ihren Hof, dann kommen die „Tauben", das heißt die polnischen Schnappsäcke der Städte, und fallen in Haus und Scheuer ein wie die Haselmäuse und nehmen mit, was sie nur immer schleppen können, graben die Rüben und Kartoffeln aus den Erdgruben, brechen die Gartenzäune und Schuppenwände nieder, Winterholz zu sammeln, und lassen nichts zurück, was irgend einen wenn auch noch so winzigen Wert besitzt. Sie erscheinen auch jetzt wieder und wieder bei dem „Wirt", bettelnd oder auch dreist fordernd und schließlich gar drohend, indem sie dem Hartnäckigen die Flucht anraten und ihn mit der Verdächtigung zu schrecken suchen: er bleibe bei all der Kriegsgefahr am Ofen sitzen, um die Deutschen zu empfangen und zu sättigen. „Aber" — so heißt dann die ewig gleiche Schlußkadenz — „hüte dich, Wirt. Der Kosak sieht's, und dann wehe. Väterchens Arm ist schwer und gerecht. Mach, daß du fort kommst, sei klug!" Dessen ungeachtet halten die „Wirte" jedoch aus, weil sie dies Lied kennen und weil sie nur zu gut wissen, weshalb die Füchse es anstimmen, die nur auf den Abzug warten, um in das Gehöft einzufallen. Etliche Hofeigner sind freilich mehr in Lodz als daheim, namentlich solche, deren Kinder und Enkel in der Stadt wohnen. Sie nun tauchen alle Morgen in den Straßen

auf, kleine Karren hinter sich, oder Säcke über der Schulter und ein Häuflein Enkel im Gefolge, und wandern festen, bedächtigen Schrittes, die scharfgeschnittenen Grauköpfe vorgestreckt, ihres Wegs wie Helden. Nein! wie Märtyrer oder die Apostel einer in jahrhundertetiefer Vergangenheit versunkenen Zeit. Das gibt dann einen seltsamen Aufzug in den noch stillen, halbverschlafenen Straßen, der an Seltsamkeit noch gewinnt, wenn er abends die Heimkehrenden wieder zeigt, wie sie scheu fast und vorsichtig daherkommen, mit Lebensmitteln aller Art beladen, die sie draußen von ihrem Gütchen geholt, das oft fünf bis sechs Meilen vor Lodz liegt. Auch Vieh bringen sie bei solcher Gelegenheit bisweilen noch mit, dergestalt den Markt wenigstens in etwas versorgend, der übrigens gerade Fleisch bedeutend billiger liefert als irgendeiner bei uns daheim, während die Preise für Butter und Milch zum Beispiel entsprechend höher sind*). Und hinter den mit schweren und bedächtigen, das Gewühl der Unrast rundum gleichsam in festen, sicheren Rhythmus bannenden Schritten dahinziehenden Alten, lachen und springen jetzt in sorgloser Kindlichkeit die Enkel, den Abglanz des stadtfernen Dorffriedens in den frischen, geröteten Gesichtern, die Verheißungen der heimatlichen Scholle im Blute; tanzen und hüpfen ihres Wegs wie die Apostelchen einer neuen Zeit, so da aus den Tiefen des Werdens emporzudämmern beginnt, um über das Land einen Strom von Licht und jungem Leben, von Kraft und Schönheit, Frieden und Lust zu ergießen. Denn die Zukunft der neuen Generation ist groß, und auch das Lodz der kommenden Zeiten, das deutsche Lodz, in das die Enkel all' jener Leidenden und Ausharrenden ihr Bestes alle Tage hereintragen und verstreuen, auch jenes Lodz wird, getragen von den ehernen Säulen des Rechtsstaats, emporwachsen zu einer Stadt von monumentaler Größe, zu einer Kulturstätte von historischer Wucht.

*) 1 Pfund (russisch = 425 Gramm deutsch) Rindfleisch: 55 bis 60 Pfg.
1 Pfund Butter: 2,40 bis 3,00 Mark.
1 Liter (= 3/4 Liter deutsch) Milch: 40 bis 46 Pfg.

Heinrich Heine über England

Von H. Behrendsen

Motto: Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Tränen fließen.

Armer Heinrich! Du Märtyrer der unglücklichen Liebe zu Deinem Vaterlande! Du stiller Held unaussprechlicher Leiden, der Du Undank, Schmähungen, Verfolgungen von denen erfuhrst, die es nicht begreifen wollten, daß Du dem Lande Deiner Liebe, Deiner steten Sehnsucht spottend den Spiegel vorhieltest, um seinen „eingeschüchterten Freiheitsmut aufzurütteln", daß Dein großes, heißes Herz sich in Schmerzen wand, wenn die Rutenhiebe Deines Spottes das matt und schläfrig gewordene Deutschland empfindlich trafen! Groß, anbetungswürdig wie zur Zeit seiner Erhebung 1813 lebte es in Deiner Seele, sahst Du es in Deinen Träumen! In Wirklichkeit aber gab es dort nichts als „Eulen, Zensurenedikte, Kerkerduft, Entsagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei, Blödsinn — eine niedergedrückte, arretierte Zeit".

Armer Heinrich! Die Luft wurde Dir schwül, als im deutschen Vaterlande Dein zweiter Band Reisebilder einen wahren Sturm der Entrüstung hervorrief. Was wunder, daß Du da nach England zu pilgern begehrtest, dem Lande der Freiheit, dem heil'gen Hort reinen Menschtums, in dem Du alles zu finden gedachtest, worin spießbürgerliche Enge des vormärzlichen Deutschland Dich getäuscht hatte. — Aber ach! Die ideale Gestalt der Freiheit, die Heine im jungen Busen trug, die allgemein menschliche Freiheit, deren Wesen aus den Gesetzen erhöhter Sittlichkeit, aus einer durchdringenden Volkserziehung hervorblüht, fand er in dem grauen Nebellande jenseits des Kanals als Zerrbild „eine englisch-historische Freiheit, die entweder den königlich großbritannischen Untertanen patentiert wird, oder auf ein altes Gesetz, etwa aus der Zeit der Königin Anna basiert ist".

Lest ihn jetzt selbst, die Ihr den Dichter des Buchs der Lieder und der Harzreise längst mit Euren Jugendträumen begraben, und Ihr, die Ihr ihn nur

als geistreichen oft allzu pikanten Spaßmacher in Erinnerung habt, zu dessen Bekanntschaft man sich „in ordentlich bürgerlicher Gesellschaft nur mit Vorsicht bekennt oder aus serviler Angst verleugnet“*). Und Ihr, die Ihr in Heinrich Heine nur den Vaterlandsverleugner, den spöttelnden, französierenden Abtrünnigen sehen wolltet, gerade Ihr sollt ihn zur Hand nehmen. Jetzt werdet Ihr Euch eins fühlen mit ihm in seiner Verachtung, seinem Ekel, seinem Grauen vor dem „perfiden Albion“, „dem widerwärtigsten Volke, das Gott in seinem Zorn erschaffen“.

Gewähren Heines politische Aufsätze und der Nachtrag zu den Reisebildern, vom ästhetischen Standpunkt betrachtet, einen hohen Genuß durch ihren unvergleichlich glänzenden Stil und immer zutreffenden Witz, so sind sie eine wahre Fundgrube von Erkenntnissen über die folgerichtige Entwicklung der europäischen Lage bis auf den heutigen Tag. An der Hand von Heines Beobachtungen und Urteilen, die über die damaligen Konstellationen der Politik und die Machenschaften der Diplomatie eine klare Übersicht gestatten, überkommt uns oft ein eigenes Gefühl: so als ob die Welt seit 1832 stehen geblieben wäre. Überall hatte England auch damals seine Hand im Spiele; aus Habgier, Herrschsucht, Neid, schließt es zweideutige Bündnisse mit anderen Mächten, heuchelt es Freundschaft, wenn es ihren diplomatischen, militärischen Beistand und ihr Geld braucht, um ohne großes Risiko für sich etwas auf dem Ländermarkte zu erschachern. Im Jahre 1832 schon hatte der schlaue John Bull Frankreich dieselbe Rolle zugedacht, wie heute in dem von ihm inszenierten Kriegsdrama. Hierüber äußert sich Heine folgendermaßen: „Ja die Engländer werden den gallischen Hahn noch besonders anspornen zum Kampfe mit den absoluten Adlern und sie werden schaubegierig mit ihren langen Hälsen über den Kanal herüberschauen und applaudieren wie im Cock-pit, und ob des Ausgangs des Kampfes viele tausend Guineen verwetten.“ Und bei einer anderen Gelegenheit: „Woher aber kommt es, daß solche Emeute aller aristokratischen Interessen immer im englischen Volke so viel Anklang fand? — weil immer im Herzen der Engländer eine geheime Eifersucht wie ein böses Geschwür juckt und eitert, sobald in Frankreich ein behaglicher Wohlstand emporblüht, sobald die französische Industrie durch den Frieden gedeiht und die französische Marine sich bedeutend ausbildet. Namentlich in bezug auf die Marine wird den Engländern die gehässigste Mißgunst zugeschrieben“. . . . Unbegreiflich ist es nur, wie Frankreich nun wieder auf den Leim gehen konnte, nachdem es solche Erfahrungen gemacht hatte.

Englands damaliger Weltruf als Vorbild, als Schule für Politiker, beirrte Heine nicht in seinem Urteil, welches er sich durch eigene Anschauung und tiefgehende Studien gebildet hatte. Er sagt: „Die Politik des Landes ist bei den Engländern nichts anderes als eine Masse von Ansichten über die mate-

*) Varnhagen von Ense.

riellen Interessen Englands und ein richtiges Abwägen der ausländischen Zustände, inwieweit sie für Englands Wohl und Handel schädlich oder heilsam sein können. Es ist merkwürdig, wie sie alle, vom Premierminister bis zum geringsten Flickschneider, hierüber die genauesten Notizen im Kopf tragen und bei jedem Tagesereignisse gleich herausfinden, was das liebe England dabei zu gewinnen oder zu verlieren hat.... Hier ist der Instinkt ihres Egoismus geradezu bewunderungswürdig." Auch folgende, 1842 datierte Briefstelle klingt wie eine Prophezeiung der jetzigen Zustände. Ihren Grundton bildet die Sorge um Deutschland! Wer zweifelt da wohl noch an Heines Vaterlandsliebe? „Ich gestehe es, ich bin nicht ganz unparteiisch, wenn ich von Engländern rede, und mein Mißurteil, meine Abneigung wurzelt vielleicht in den Besorgnissen ob der glücklichen Friedensruhe des deutschen Vaterlandes. Seitdem ich nämlich tief begriffen habe, welcher schnöde Egoismus auch in ihrer Politik waltet, erfüllen mich diese Engländer mit einer grenzenlosen, grauenhaften Furcht. Ich hege den besten Respekt vor ihrer materiellen Obmacht; sie haben sehr viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückt, aber sie vereinigen mit der römischen Wolfsgier auch die Schlangenlist Karthagos. Gegen erstere haben wir gute, erprobte Waffen; aber gegen die meuchlerischen Ränke jener Punier der Nordsee sind wir wehrlos. Und jetzt ist England gefährlicher denn je, jetzt, wo seine merkantilischen Interessen unterliegen — es gibt in der ganzen Schöpfung kein so hartherziges Geschöpf wie ein Krämer, dessen Handel ins Stocken geraten.... Wie wird sich England aus solcher Geschäftskrisis retten? Ich weiß nicht, wie die Frage der Fabrikarbeiter gelöst werden kann; aber ich weiß, daß die Politik des modernen Karthagos nicht sehr wählig in ihren Mitteln ist. Ein europäischer Krieg wird dieser Selbsucht vielleicht zuletzt als das geeignetste Mittel erscheinen, um dem inneren Gebreste einige Ableitung nach außen zu bereiten*)."

Ganz merkwürdige Einblicke in das englische Agenten-Wesen erhalten wir durch Heines Berichte: „Man hat keinen Begriff davon, wie England jährlich die ungeheuersten Summen ausgibt, bloß zur Besoldung seiner ausländischen Agenten, deren Instruktionen alle für den Fall eines europäischen Krieges berechnet sind." Und dann: „Mehr als je wimmelt es in der Levante von britischen Agenten, die über jeden Beduinen, ja über jedes Kameel, das durch die Wüste zieht, Erkundigungen einziehen.... Aber nicht bloß im Orient, auch im Occident hat England seine zuverlässigen Agenten und hier (in Paris) begegnen wir nicht selten Leuten, die mit ihrer geheimen Mission auch die Korrespondenz für Londoner aristokratische und ministerielle Blätter verbinden...."

„... wir sehen im grellsten Lichte den Egoismus jener britischen Oligarchie, die uns damals gegen die Franzosen verhetzte. Ihre Agenten schlichen sich ein in die deutsche Presse, um die politische Unerfahrenheit meiner Landsleute aus-

*) Vergleiche den Leitartikel dieses Heftes Seite 41.

zubeuten." (Hier möchte ich auf das famose kleine Gedicht „Deutschland" aus den Zeitbildern hinweisen. Es müßte „Siegfried" betitelt sein.)

„Ich bin des trocknen Tons nun satt" — deshalb geb' ich Euch jetzt einige Kostproben echt heinisch-satirischer Äußerungen über „jenes Land, welches der Sonne fast während zwölf Monate des Jahres entbehrt, jene Insel der Verdammnis, jenes steinkohlenqualmige, maschinenschnarrende, kirchengängerische und schlecht besoffne England." „England müßte man eigentlich," sagt er an einer andern Stelle, „im Stile eines Handbuches der höheren Mechanik beschreiben, ungefähr wie eine ungeheuer komplizierte Fabrik, wie ein sausendes, stampfendes und verdrießlich schnurrendes Maschinenwesen, wo die blankgescheuerten Utilitätsräder sich um alte verrostete historische Jahreszahlen drehen."

„Ich denke mir das egoistische England nicht als einen fetten, wohlhabenden Bierwanst, wie man ihn auf Karikaturen sieht, sondern in der Gestalt eines langen, mageren, knöchernen Hagestolzes, der sich einen abgerissenen Knopf an die Hosen näht, und zwar mit einem Zwirnfaden, an dessen Ende als Knäuel die Weltkugel hängt — er schneidet aber ruhig den Faden ab, wo er ihn nicht mehr braucht und läßt ruhig die ganze Welt in den Abgrund fallen."

Schon die Sprache an sich erfüllt Heine mit Widerwillen, wie jede Lebensäußerung „dieses kurznasigen, halbstirnigen, hinterkopflosen Volkes": „sie quäken wie die Frösche, sind langweilig, ungesellig, eigensüchtig, unhöflich, stoßen mit ihren eckigen Gliedmaßen überall an, ohne sich je zu entschuldigen." — Weiter: „die Stockengländer sind mir in tiefster Seele zuwider, ... ich halte sie für leibige Automaten, für Maschinen, deren inwendige Triebfeder der Egoismus. Es will mich dann bedünken, als hörte ich das schnurrende Räderwerk, womit sie denken, fühlen, rechnen, verdauen und beten — ihr Beten, ihr mechanisches anglikanisches Kirchengehen mit dem vergoldeten Gebetbuch unterm Arm, ihre blöde, langweilige Sonntagsfeier, ihr linkisches Frömmeln ist mir am widerwärtigsten; ich bin fest überzeugt, ein fluchender Franzose ist ein angenehmeres Schauspiel für die Gottheit, als ein betender Engländer!"

In einem Briefe vom 29. Juli 1840 erzählt er, daß Strauß (der Ahnherr der österreichischen Walzerdynastie) in der Grafschaft Middlesex zu Tode erkrankt sei, als er Alt-England tanzen sah. „Diese Menschen haben kein Ohr, weder für Takt noch für Musik überhaupt, und ihre unnatürliche Passion für Klavierspielen und Singen ist um so widerwärtiger." Und nun zum Schluß ein kleines, mit kurzen groben Strichen gezeichnetes Bild des ganzen Englands. Es befindet sich in der Vorrede zu „Shakespeares Mädchen und Frauen"*):

„Es wird mir flau zumute, wenn ich bedenke, daß Shakespeare am Ende doch ein Engländer ist . . ." „Welch' widerwärtiges Volk, welch' ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie eng, wie englisch! Ein Land, welches der Ozean längst verschluckt hätte, wenn er nicht

*) Ursprünglich der begleitende Text zu 45 Stahlstichen des gleichbenannten Werkes.

befürchtete, daß es ihm Übelkeiten im Magen verursachen möchte . . . Ein Volk, ein graues, gähnendes Ungeheuer, dessen Atem nichts als Stickluft und tötliche Langeweile, und das sich gewiß mit einem kolossalen Schiffstau am Ende selbst aufhängt . . ."

„Jedenfalls glaube ich mit diesen Publikationen meinen heimischen Freunden eine Freude zu machen."

Armer Heinrich! Als Du diese Worte an den Schluß derselben Vorrede setztest, ahntest Du freilich nicht, daß sie drei Viertel Jahrhundert später zutreffender sein würden als in ihrer damaligen Bedeutung. Verzeihe mir den Mißbrauch. Es geht damit wie mit einem Nachlaß, der im Laufe der Jahre durch Verschiebung der Konjunkturen reichere Zinsen trägt als der Erblasser sich hat träumen lassen. Ich sehe ein feines Lächeln über Dein bleiches Gesicht huschen. Du stimmst mir bei? Dann rasch noch ein Zitat: „Ich grüße die Heimat mit freundlichem Gruße!" Geschrieben zu Paris im Monat Dezember 1834.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unterricht

Zeitgemäße englische Schullektüre. Den Zöglingen unserer höheren Schulen will es heute nur schwer in den Kopf, daß sie soviel Zeit und Schweiß auf die Erlernung des Englischen, der Sprache unserer Todfeinde, verwenden sollen. Nur mit Mühe kann man ihnen begreiflich machen, daß wir Englisch lernen nicht aus Liebe zu den Engländern, sondern vor allem um in künftigen wirtschaftlichen Kämpfen eine Waffe mehr gegen sie zu haben. Auch der Hinweis darauf, daß Englisch ja ebensogut die Sprache der Amerikaner ist, wird vielfach als eine bloße „lehrerhafte" Ausrede betrachtet. Nun gibt es aber ein ausgezeichnetes und unmittelbar einleuchtendes Mittel, die Schüler und Schülerinnen vom Wert der Beherrschung des Englischen zu überzeugen: das ist die Lektüre unserer offiziellen für Amerika bestimmten Denkschriften in englischer Sprache. Die meisten von ihnen sind allerdings lediglich Dokumentsammlungen oder ausschließlich für Kaufleute gedacht, doch gibt es auch einige, die für das große Publikum berechnet sind. Die beste dürfte die mir vorliegende sein mit dem Titel: „The Truth about Germany .... Facts about the war." Sie enthält auf 130 Seiten aus der Feder unserer ersten politischen Schriftsteller, wie Naumann, Graf von Oppelsdorf, Graf zu Reventlow, Rohrbach, E. Jäckh u. a. stilistisch zum Teil ganz hervorragende, von jedem Hurrapatriotismus vornehm freigehaltene Abhandlungen über die Ursachen des Krieges, die Eröffnung des Reichstags, über unsere Mobilisation, die Haltung und Verleumdungen unserer Feinde, die belgische Neutralität usw., kurz, über Dinge, die heute jedes deutsche Herz, ob alt oder jung, weit lebendiger interessieren als die gewöhnlich als Schullektüre gewählten Ruhmestaten der englischen Geschichte oder die albernen Schwänke Jeromes oder die sentimentalen und tugendreichen Erzählungen, die namentlich in Mädchenschulen beliebt sind. Würden nun die Behörden die Behandlung dieser Schrift, von der sich Exemplare ja wohl noch leicht beschaffen lassen würden, im englischen Unterricht, wo Zeit und Lust dafür vorhanden sind, gestatten, so würde dieser dadurch nicht wenig an Reiz

gewinnen können. Da es sich nur um eine Gelegenheitslektüre handelt, stehen diesem Vorschlag prinzipielle Bedenken so gut wie gar nicht entgegen. Das einzige einigermaßen in Betracht kommende wäre, daß hier ein Ziel der Schullektüre: Vermittlung von Kenntnissen über das Leben des fremden Volkes vernachlässigt wird. Indessen ist die Schulzeit lang genug, als daß diese Lücke nicht durch andere Werke völlig ausgeglichen werden könnte. Dagegen bietet unsere Broschüre eine Reihe anderer nicht zu unterschätzender Vorteile: höchstes stoffliches Interesse (zu einer Zeit, da von allen Seiten über, übrigens [seien wir ehrlich!] begreifliches Nachlassen des Interesses an den Schulgegenständen geklagt wird), Pflege vaterländischen Sinns (im fremdsprachlichen Unterricht!), Aufklärung der Jugend weit nachhaltiger als es durch Zeitungen möglich ist, reichste Gelegenheit zu wirklich interessanter Konversation, Pflege der Umgangssprache, Erweiterung der geschichtlichen Kenntnisse namentlich betreffs der vielfach so stiefmütterlich behandelten jüngsten Vergangenheit. Die Anforderungen an Grammatik- und Vokabelkenntnisse gehen nirgends über die der mittelschweren gewöhnlichen Schullektüre hinaus und bleiben weit hinter denen, die Shakespeare, Byron, selbst Dickens stellen, zurück, fast überall ist die Möglichkeit schnellen Fortschreitens gegeben. R. S.

Kriegstagebuch

26. Dezember 1914. Ein Zeppelin wirft Bomben auf Nancy.

26. Dezember 1914. Vergebliche Angriffe der Franzosen nordöstlich Albert, im Meurissonsgrunde (Argonnen), südöstlich Verdun und östlich Thann-Dammerkirch (Elsaß).

26. Dezember 1914. Russische Angriffe in Richtung Inowlodz unter schweren Verlusten der Russen zurückgeschlagen. — Die Österreicher schlagen die Russen am unteren Dunajec und an der unteren Nida.

26. Dezember 1914. Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Wilhelm" versenkt an der Südostküste Südamerikas 4 englische Handelsschiffe.

27. Dezember 1914. Gescheiterte Angriffe der Franzosen und Engländer bei Nieuport, nordwestlich Arras, südöstlich Verdun und westlich Sennheim. — Südlich Ypern ein feindlicher Schützengraben genommen.

27. Dezember 1914. Das portugiesische Expeditionskorps unter Oberst Rocadas erlitt auf deutsch-südwestafrikanischem Gebiet eine schwere Niederlage; es mußte sich über die Grenze nach Angola zurückziehen.

27. Dezember 1914. Die Österreicher weisen heftige Angriffe der Russen nordöstlich Zakliczyn zurück.

28. Dezember 1914. Französische Angriffe bei St. Menehould abgeschlagen, mehrere hundert Gefangene gemacht, drei Maschinengewehre erbeutet, ein Schützengraben im Bois Brule genommen.

28. Dezember 1914. Russische Angriffe südlich Inowlodz zurückgeschlagen. — Russische Niederlage im Kaukasus, die Türken nehmen über 100 Mann gefangen und erbeuten 2 Kanonen, 1 Maschinengewehr, sowie vieles Kriegsmaterial.

28. Dezember 1914. Angriff der Montenegriner bei Trebinje von den Österreichern zurückgewiesen.

29. Dezember 1914. Russische Kavallerie auf Pillkallen zurückgeworfen.

29. Dezember 1914. Offizieller Protest Amerikas gegen die Übergriffe Englands bei der Untersuchung amerikanischer Handelsschiffe.

29. Dezember 1914. Französische Niederlage in Marokko am Oberlauf des Inauenflusses, vier Offiziere und 78 Mann gefallen.

29. Dezember 1914. Am Uzsokerpaß in den Karpathen nahmen die Österreicher mehrere Höhen. Russische Angriffe nördlich Gorlice, nordöstlich Zakliczyn und an der untern Nida unter schweren Verlusten der Russen zurückgeschlagen.

30. Dezember 1914. Seit 11. November sind von uns in Polen 136 600 Russen gefangengenommen, über 100 Geschütze und über 300 Maschinengewehre erbeutet.

30. Dezember 1914. Französische Angriffe nördlich des Lagers von Chalons bei Flirey und westlich Sennheim abgewiesen, bei Reims eine ganze Kompagnie Franzosen vernichtet, in den Argonnen mehrere Schützengräben genommen und 250 Gefangene gemacht.

30. Dezember 1914. Ein deutsches Luftgeschwader bombardiert mit großem Erfolg Dünkirchen.

31. Dezember 1914. Die Zahl der in Deutschland internierten Kriegsgefangenen beträgt ohne die noch im Abtransport befindlichen und ohne die Zivilgefangenen 8138 Offiziere und 577 875 Mann.

31. Dezember 1914. Russische Angriffe in den Karpathen und in Westgalizien zurückgewiesen.

31. Dezember 1914. Östlich Bethune den Engländern einen Schützengraben entrissen, in den Argonnen 400 Gefangene gemacht, 6 Maschinengewehre, 4 Minenwerfer erbeutet; ein französisches Lager bei La Haymeix in Brand geschossen, Angriffe bei Flirey und westlich Sennheim abgewiesen.

31. Dezember 1914. Die Russen von den Österreichern südlich Tarnow geschlagen; letztere machen 2000 Gefangene und erbeuten 6 Maschinengewehre.

1. Januar 1915. Das englische Linienschiff „Formidable" im Kanal durch ein deutsches Unterseeboot vernichtet.

1. Januar 1915. Angriffe in Flandern und in den Argonnen unter schweren Verlusten des Feindes abgewiesen, ebenso nördlich Verdun und gegen Ailly-Apremont, 3 Offiziere und 100 Franzosen gefangen, das ganze Bois Brule genommen.

1. Januar 1915. Die Türken nehmen Ardalhan im Kaukasus.

2. Januar 1915. Französischer Angriff nordwestlich St. Menehould unter schwersten Verlusten der Angreifer abgeschlagen.

2. Januar 1915. Der stark befestigte Stützpunkt der russischen Hauptstellung, Borzymow, nach erbitterten mehrtägigen Kämpfen genommen. 100 Gefangene, 6 Maschinengewehre erbeutet.

2. Januar 1915. Die Österreicher schlagen die Russen bei Gorlice, 56 Offiziere, 850 Mann gefangen, 2 Maschinengewehre erbeutet.

2. Januar 1915. Türkischer Sieg bei Tauschkerd, Kaukasus. Seit 25. Dezember 1914 2000 Gefangene gemacht, 8 Kanonen, 18 Schnellfeuergeschütze, große Mengen Munition und Kriegsmaterial erbeutet, die Eisenbahnlinie Kars—Sarikamisch zerstört, 2 Militärzüge samt Ladung genommen. — Ein Landungsversuch des russischen Kreuzers „Askold" in Palästina vereitelt.

3. Januar 1915. Eine von den Franzosen eroberte Höhe westlich Sennheim wird im Bajonettangriff von unseren Truppen wiedergenommen. Steinbach von den Franzosen besetzt.

3. Januar 1915. Zum Vizekönig von Irland wird Lord Wimborne ernannt.

3. Januar 1915. Der auf dem Dreimaster „Agosha" entkommene Teil der Besatzung der „Emden" nimmt den Kohlendampfer „Oxford".

4. Januar 1915. Nördlich Arras einen Schützengraben durch Sprengung erobert. — In den Argonnen mehrere französische Angriffe zurückgeschlagen, ebenso zwischen Steinbach und Uffholz.

4. Januar 1915. Vordringen unserer Truppen im Osten, östlich der Bzura bei Kozlow—Biskupi, nordöstlich Bolimow östlich der Rawka über Humin.

4. Januar 1915. Italienische Kriegsschiffe greifen vor Durazzo gegen die aufständischen Albanier ein.

4. Januar 1915. Neuer Seekampf im Schwarzen Meer zwischen zwei türkischen Kreuzern und 17 russischen Schiffen, die türkischen blieben unbeschädigt. — Die Türken besetzen Urmia.

5. Januar 1915. In den von den deutschen Truppen besetzten Teilen Polens wird eine Zivilverwaltung eingesetzt, zum Verwaltungschef wird Exzellenz von Brandenstein ernannt.

5. Januar 1915. Bei Souain und im Argonnenwald einige Schützengräben erobert, 200 Gefangene gemacht. Die Höhe westlich Sennheim im neuen Bajonettkampf gehalten, 50 Alpenjäger gefangen.

5. Januar 1915. Westlich der Weichsel mehrere feindliche Stützpunkte genommen und bis zum Suchaabschnitt vorgestoßen; 1400 Gefangene, 9 Maschinengewehre erbeutet.

5. Januar 1915. Zwei deutsche Flieger bewerfen das englische Lager bei Lüderitzbucht mit Bomben.

5. Januar 1915. Die Engländer bombardieren die offene Stadt Dar-es-Salam an der Deutsch-Ostafrikanischen Küste.

6. Januar 1915. Abgeschlagene französische Angriffe in den Argonnen und westlich Sennheim.

7. Januar 1915. Östlich Reims, südlich Diedolshausen und westlich Sennheim französische Angriffe abgeschlagen, 150 Gefangene gemacht.

7. Januar 1915. Östlich der Rawka 2000 Russen gefangen, sieben Maschinengewehre erbeutet.

7. Januar 1915. Die Österreicher schlagen einen russischen Angriff in den Ostbeskiden, östlich Czeremcha zurück; 400 Gefangene, 3 Maschinengewehre eingebracht.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Zur Geneſis des Weltkrieges

Von Dr. Jan Eyſſen

Dieſer Aufſatz unterſucht in der Hauptſache ebenſo wie der des Herrn Profeſſor Gerloff in Nr. 2 der Grenzboten d. J. den deutſch-engliſchen Gegenſatz. Dabei gelangt der Verfaſſer ſowohl was Urſprung als auch Auswirkungen des Gegenſatzes anlangt, zu anderen Ergebniſſen als Herr Profeſſor Gerloff. Und dieſe erſcheinen uns wichtig genug, um die Ausführungen zu bringen. Die Schriftleitung

Längſt iſt es ein Gemeinplatz, die panbritiſche Politik als folgerichtiges Niederwerfen der jeweils ſtärkſten Macht zu kennzeichnen. Wir wiſſen, daß Spanien, Holland und Frankreich nacheinander die Segel ſtreichen mußten; wir wiſſen auch, daß England ſein gewaltiges Kolonialreich zum Teil aus den Trümmern des überſeeiſchen Beſitzes des jeweils niedergerungenen Gegners baute. Weniger iſt bekannt, daß Englands Reichtum und Weltherrſchaft ſich urſprünglich auf den durchaus kontinental gerichteten Stockfiſchhandel gründeten. Nicht Kaufleute und Forſchungsreiſende waren es, die England das hohe Meer in Sehweite rückten, ſondern Fiſcher. Vor fünfhundert Jahren war Briſtol der engliſche Hauptmarkt, von dem aus ganz Südeuropa mit getrockneten Fiſchen verſorgt wurde. Unter der Führung eingewanderter Südeuropäer unternahmen engliſche Fiſcher die erſten Vorſtöße nach der atlantiſchen Küſte. Und mit dieſen Vorſtößen beginnt die Geſchichte des britiſchen Kolonialreiches. Eine Geſchichte, deren Blätter von kaltherziger Grauſamkeit und Gewinnſucht triefen; eine Geſchichte, die uns in der panbritiſchen Heldengalerie die Clive und Warren Haſtings an erſter Stelle zeigt. Und dieſe indiſchen Eroberer ernteten Ruhm und Reichtum juſt in den Jahrzehnten, da unermüdlich engliſche Schiffe die Sklavenzufuhr von Afrika nach Amerika beſorgten. Das Geſchäft war ſo lohnend, daß der ſpaniſche und franzöſiſche Wettbewerb die Gewinnrate verdarb, weshalb dann England ſich automatiſch neu orientierte und zu Beginn

des neunzehnten Jahrhunderts sanft anschwellend die Arbeit gegen die Sklavenausfuhr begann. An dem Geschäft war nichts mehr zu verdienen, ein Vorgang, der die soziologische Bewertung der panbritischen Kulturpolitik immer in starkem Maße bestimmt hat. Der britische cant ist eben uralt, so alt wie die magna charta, oder noch älter. Weshalb auch heute die britischen Zeitungen sich über kriegsmäßige Beschießung offener Städte entrüsten können. Ihr geschichtliches Gedächtnis der eigenen Vergangenheit gegenüber versagt immer. Sonst müßte man noch wissen, daß vor genau hundert Jahren, im Dezember 1814, englische Truppen die offene amerikanische Bundeshauptstadt Washington brandschatzten und das Kapitol zerstörten.

Über ein Jahrzehnt hat der deutsch-englische Gegensatz die kontinentale Politik beherrscht. Wie Gezeiten sind alle Verständigungsversuche über ihn hinweggeflutet. Sie alle waren in der Wurzel krank, weil sie Wirkungen für die Ursachen nahmen. Und so konnte es nicht gelingen, die „Mißverständnisse" durch das Zurückführen auf die gemeinsame „Kulturwurzel" zu erklären, noch weniger, sie zu beseitigen. Dabei sind wir offensichtlich sehr zartfühlend verfahren, unterließen es beispielsweise, die Briten daran zu erinnern, daß sie den kulturellen Glanz der viktorianischen Epoche aus Deutschland bezogen hatten. Nichts ist so wenig bodenständig, als der geistige Oberbau der englischen Kultur. Zähe wie Londoner Novembernebel hat sich in unserer Vorstellungswelt die Legende eingenistet, die Briten hätten die freie Persönlichkeit im freien Staat geschaffen. Die englische Verfassungsgeschichte galt uns als das Heldenlied des freien Staatswesens. Montesquieu hatte das entdeckt und Rudolf von Gneist hatte die These mit der Gründlichkeit des deutschen Staatsrechtslehrers systematisiert. Tatsächlich war aber schon die magna charta nichts anderes als die Erklärung der unantastbaren Vorrechte des englischen Adels. Alle Königsgeschlechter, von den Plantagenets bis zu den Stuarts haben sich daran verblutet. Cromwells Umwälzung hat diese Entwicklung beschleunigt, indem sie die umfriedete Macht des Parlaments vollends den herrschenden Geschlechtern auslieferte. England war und ist bis heute eine reine Aristokratie, die als solche verstanden hat, jede Änderung der Verfassung den im Geist der Zeit gewandelten Bedürfnissen der Oberschicht anzupassen. Die gentry, die als Torys und Whigs seit zwei Jahrhunderten England regiert, ist im Kern noch unverändert, ja, noch verstärkt, da sie mit dem industrie- und finanzkapitalistischen Neuadel organisch verwachsen ist. Nun ist es in der neuesten politischen und soziologischen Literatur förmlich zum Dogma geworden, daß England in der jüngsten Vergangenheit seine geistige Energie in einem Demokratisierungsprozeß auslebe. Als Beweisstücke bietet man dafür die staatssozialistischen Experimente Lloyd Georges an, wie die Zertrümmerung der Rechte des Oberhauses, den rentenfeindlichen Staatshaushalt, endlich die Agrarreform. Selbst Gustaf F. Steffen hat sich in seiner „Demokratie in England" davon blenden lassen, nicht minder auch sein Landsmann R. Kjellén, der die englische Großmacht in der Gegenwart als beginnende

Demokratie sieht. Schürfte man tiefer, beobachtete man gleichzeitig schärfer die internationale Erdbebenwarte, so hätten sich Zusammenhänge bloßgelegt, die die herrschende Oberschicht Englands im Kampfe um ihre Vorrechte als würdigen Erben jenes Macbeth zeigt, der mit seiner Sünden Unmaß den aus der Hölle Abgründen steigenden Teufel überhöhte. Nun ist das Beben so stark geworden, daß der Apparat zersprang. Dennoch sollen die Urheber des Weltkrieges zu erkennen sein. Macbeth ist reif zum Schütteln, und der Ewige legt Werkzeug an.

Großbritannien, dessen Aristokratie sich in der magna charta die Plattform schuf, von der aus sie das Inselreich und nachmals die Welt beherrschte und zu beherrschen suchte, das seinen Reichtum durch den Stockfischhandel begründete, dessen Oberschicht in allen innern und äußern Fehden Macht einheimste, Großbritannien, das in seiner kolonialen und industriellen Epoche jene Reichtümer sammelte, die später durch das System der Kapitalanlage im Auslande goldene Ketten über die ganze Welt warfen, dies Großbritannien wäre in seiner geschichtlichen Einheit zerstört, könnte nicht neue Jahresringe ansetzen, glitte der herrschenden Oberschicht die Macht aus den Händen.

Die Untersuchung des Wesens dieser Macht stellt den Satz an die Spitze, daß England das industriestaatliche Zeitalter längst hinter sich hat, daß es zu einem plutokratisch regierten Rentnerstaat geworden ist. Als Industriestaat brauchte England den deutschen Wettbewerb auf dem Weltmarkt nicht zu fürchten, um so weniger, als die Hauptsäulen des britischen Exports, die Textilindustrie und die Kohlenerzeugung in ihrer Tragfähigkeit noch unerschüttert sind. Deutschlands wirtschaftliche Struktur vermag die Tragfähigkeit gerade dieser Säulen nicht zu erschüttern. Englands Vorsprung ist so groß, daß er in unabsehbarer Zeit schon aus industriell-entwicklungsgeschichtlichen Gründen nicht eingeholt werden könnte. Am 1. März 1914 liefen in England rund 56 Millionen Baumwollspindeln, gegen rund $11^1/_2$ Millionen in Deutschland. Selbst das größte Baumwollproduktionsland der Welt, die Vereinigten Staaten, stehen mit 31 Millionen Spindeln weit hinter England zurück. In der Liste der britischen Hauptexportartikel steht denn auch die Textilindustrie mit drei und einer halben Milliarde Mark an erster Stelle. Der deutsche Export, der nur in zugerichteten und gefärbten Baumwollgeweben nennenswert ist, verschwindet dem gegenüber. Die Kohlenausfuhr Großbritanniens überstieg 1913 den Wert von einer Milliarde Mark, betrug also das Vierfache des deutschen Exportes. Allein die deutsche Maschinenausfuhr hat mit über 600 Millionen Mark den Wert der britischen nahezu erreicht. Indessen bedroht dieser Export nicht die merkantile Weltherrschaft Englands, noch weniger die enorme weltwirtschaftliche Kraftentfaltung der sogenannten wissenschaftlichen Industrien Deutschlands, der chemischen und der elektrotechnischen, in denen wir dank unserer gründlichen und gewissenhaften Arbeit unzerstörbare Weltmonopole besitzen.

Das ist also ein Wettbewerb auf dem Weltmarkt, der auf ehernen Geleisen aneinander vorbeifährt, ohne daß der eine den andern wesentlich zu

behelligen vermöchte. Dennoch bedachte uns das britische Inselreich seit mehr als einem Jahrzehnt mit einer Gegnerschaft, die Jahr für Jahr an Breite und Tiefe zunahm. Das Verständnis hierfür gibt nicht einseitig das Studium der Ein- und Ausfuhrziffern. Es schließt sich indessen auf, sobald wir die weltwirtschaftlichen Grundlagen der britischen Macht untersuchen. Seit Jahrzehnten ist die engliche Handelsbilanz passiv. Die Ursache liegt in der Preisgabe der englischen Landwirtschaft, die in der Abfolge der Jahrzehnte dazu führte, daß Großbritannien seinen Bedarf an Nahrungsmitteln bis auf einen geringen Rest einführen muß. Rund sechs Milliarden Mark wendet England jährlich dafür auf, um seine Bevölkerung ernähren zu können. Dieser Posten allein macht die Handelsbilanz andauernd passiv. Nun reicht indessen die industrielle Erzeugung schon seit Jahrzehnten nicht mehr hin, die notwendigen und unentbehrlichen Nahrungsmittel zu bezahlen. Wäre England nur Industriestaat, so hätte es staatswirtschaftlich längst die Waffen strecken müssen. Den Zuschuß, den die Nahrungsmitteleinfuhr verlangt, muß die sogenannte Forderungsbilanz leisten. Unter Forderungsbilanz versteht man volkswirtschaftlich, im Unterschied von der Handelsbilanz, jenen Teil des Zahlungsausgleichs im internationalen Wirtschaftsverkehr, der nicht aus Waren, sondern aus Forderungen des einen Staates an den anderen besteht. Er setzt sich zusammen aus Schiffahrtsspesen, aus Renten im Auslande angelegter Kapitalien usw. Aus ihnen zieht England jährlich einen Überschuß, der die passive Bilanz des Spezialhandels völlig deckt, darüber hinaus aber steigende Kapitalanlagen im Auslande ermöglicht. Nun ist gerade dies System der Schulter- und Tragpunkt der britischen Volkswirtschaft geworden. Es ist empfindlicher und künstlicher, als die organisch gesunde industrielle Struktur Deutschlands. Um so künstlicher, als die eigenwirtschaftliche Basis, auf der das System ruht, verhältnismäßig schmal ist. So ist London der Hauptmetallmarkt, zieht daraus beträchtliche Vorteile finanzwirtschaftlicher und industriepolitischer Natur, nicht zum wenigsten auf Kosten Deutschlands. Denn die Eisen- und Stahlerzeugung Deutschlands erreicht beinahe 70 Millionen Tonnen, während die des United Kingdom nicht über 30 Millionen hinauskommt. Weiter: der Eisen- und Stahlverbrauch Deutschlands ist relativ und absolut größer als der Englands. Die Marktverhältnisse und der industrielle Knochenbau der Industriestaaten rechtfertigen also in keiner Weise, daß London weiter der Weltmetallmarkt bleibt. Daraus ergeben sich so unnatürliche Verhältnisse, wie zum Beispiel, daß der Merton-Konzern, die größte Metallgesellschaft der Welt, ihren Kopf- und ihren Hauptsitz in London hat, während sie ihre bedeutendsten Geschäfte in Deutschland und in den Vereinigten Staaten macht. Hier war ein Wechsel unvermeidlich, ohne Rücksicht darauf, daß er die weltwirtschaftliche Ausnahmestellung Großbritanniens schädigte. Und die Sorge vor diesem Wechsel ist eine der stärksten Triebkräfte des britischen Kriegzornes. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß uns englische Zeitungen ein Strafgericht ankündigten, das die Vergeltung für die „Verwüstung" Belgiens

sein sollte. Nun sind belgische Industrieorte nicht zerstört worden, wir haben sogar stillgelegte Fabriken wieder in Betrieb gesetzt. Trotzdem kündigten uns Times und Genossen an, daß die Kruppwerke im Vergeltungswege dem Erdboden gleichgemacht werden sollten. Allerdings stellt Krupp Geschütze her, indessen ist er noch aus anderen Betriebsgründen der größte Stahlverbraucher der Welt. Und den englischen Interessen hätte es gewiß entsprochen, das rheinisch-westfälische Industriegebiet zu vernichten. Zwar nicht deshalb, weil der deutsche industrielle Wettbewerb gefahrdrohenden Umfang angenommen hat — wir haben ja gesehen, daß er sich auf dem Weltmarkt mit dem englischen gut vertragen kann — sondern nur darum, weil allein die Zertrümmerung der deutschen Industrie London den Weltmetallmarkt weiter sichert. Es ist nachzuweisen, daß England aus der Behauptung des Metallmarktes mehr Nutzen zieht, als aus seiner Metallindustrie. Die Einbuße des Metallmarktes würde sich sofort greifbar in Zahlen umsetzen und auf die Bankwelt und auf die Schiffahrtsgewinne gewaltig zurückwirken. Nun ist die Überlegenheit der britischen Handelsmarine für unabsehbare Zeit streitfrei: das gesamte britische Reich verfügte 1912 weit über 39000 Fahrzeuge mit über 14 Millionen Registertonnen netto. Im Verhältnis dazu nimmt Deutschlands Handelsflotte sich sehr bescheiden aus: rund 5000 Fahrzeuge mit etwas über drei Millionen Registertonnengehalt. Indessen ist auf die hinter der Handelsflotte stehende tatsächliche eigenwirtschaftliche Kraft Rücksicht zu nehmen. Deutschlands Ausfuhr im Spezialhandel hat die britische nach hartnäckiger Verfolgung nahezu erreicht. Freilich wird die britische Einfuhr der deutschen schon deshalb überlegen bleiben, weil das Inselreich jährlich rund sechs Milliarden allein für die notwendige Nahrungsmitteleinfuhr ausgeben muß. Will aber England seine gewaltige Handelsflotte dauernd lohnend beschäftigen, so muß London das heftig pulsierende Herz des Welthandels bleiben. Jede Abgabe, besonders des für die Weltwirtschaft immer mehr entscheidenden Metallmarktes würde die Adern des britischen Welthandels in absehbarer Zeit fast blutleer machen. Denn nur die handelspolitische Überlegenheit Londons stützt das über die ganze Erde verzweigte System der englischen finanzkapitalistischen Weltherrschaft. Jede Erschütterung löst andere aus und würde endlich das kapitalistische Zentralnervensystem an der empfindlichsten Stelle berühren. Jede Erschütterung wäre ein Verlust, jeder Verlust würde die sogenannte Forderungsbilanz unheilvoll beeinflussen. Das würde besonders zutage treten, sofern Deutschland die Tonnage vergrößerte, um den Zuwachs des internationalen Verkehrs nicht nur an sich zu reißen, sondern ständig zu behalten und zu vermehren. Was Großbritannien dann Deutschland an Schiffahrtfrachten abgeben müßte, reichte hin, um Englands Forderungsbilanz passiv zu gestalten. Nun hat es gerade England zu einem System ausgebaut, von Jahr zu Jahr seine Milliarden im Auslande anzulegen. Indessen sicherte es sich Gegenwerte, zum Beispiel durch die Verpflichtung des beliehenen Staates, alle Industrieerzeugnisse aus Großbritannien zu beziehen. Jedoch hat dies seine natürlichen

Grenzen, denn die neu aufgeschlossenen Länder müssen ihre Eigenerzeugung überall anbieten, wo Bedarf dafür ist. Als Konsumland besitzt England nicht die Bedeutung Deutschlands. Diese wechselseitigen weltwirtschaftlichen Beziehungen sind es vornehmlich, die Englands Absicht, Deutschland wirtschaftlich zu isolieren, letzten Endes an ihm selbst rächen werden. Will beispielsweise Großbritannien aus Argentinien und Brasilien regelmäßig die Zinsen der dort in Staatsanleihen, Bahnbauten usw. angelegten Kapitalien hereinziehen, so muß vor allem Brasilien seine Kaffeernte im Werte von 800 Millionen Mark jährlich glatt absetzen können. Von dieser Ernte bezieht Deutschland allein über 150 Millionen Mark, Österreich-Ungarn ebenso ein erhebliches Quantum, während das teetrinkende England aus Brasilien nur Kaffee im Werte von kaum 10 Millionen Mark jährlich einführt. Weiter ist die Gesamtausfuhr Brasiliens nach Deutschland nach Wert und Umfang größer, als die ins United Kingdom. Umgekehrt ist die Ausfuhr Englands nach Brasilien beträchtlich höher als die Deutschlands. Wieder sind es Textilwaren, Kohlen und Maschinen, mit denen Großbritannien Brasilien überschwemmt. Fiele die Ausfuhr nach Deutschland glatt fort, so hätte mittelbar nur England den Schaden, weil dadurch die Verbrauchskraft Brasiliens erheblich eingeschränkt würde. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Argentinien. Deutschland bezog 1913 für rund 500 Millionen Mark Agrarerzeugnisse, während der Wert der deutschen Ausfuhr 250 Millionen Mark nicht überstieg. Auch hier beherrscht die englische Textil- und Eisenindustrie den Markt, und sie schnitte sich selbst ins Fleisch, bliebe Argentinien ohne handelspolitische Verbindung mit Deutschland. Man sieht gleich, was es mit der englischen Drohung auf sich hat, den deutschen Auslandsmarkt an sich zu reißen. Erwarten muß man indessen, daß unsere Auslandsvertretungen überall rücksichtslos diesen englischen Versuchen gegenübertreten, zumal sie in der ungeschwächten Kauf- und Verbrauchskraft Deutschlands eine Waffe besitzen, der England nichts gleichwertiges gegenüberstellen kann.

Die englische Drohung hätte nur dann einen Sinn, wenn es gelänge, einen neuen Verbraucher vom Range Deutschlands ausfindig zu machen. Denn England reicht mit seiner Bevölkerungszahl von 45 Millionen nicht aus, um so weniger, als es zunächst in der Versorgung mit Rohstoffen seine eigenen Kolonien berücksichtigen muß. Gar kein Gedanke wäre daran, daß es etwa die südamerikanische Gesamterzeugung aufnehmen könnte, soweit diese bislang von Deutschland übernommen wurde. Wenn hier und da ängstliche Gemüter bei uns fürchteten, Großbritannien würde uns während der Dauer des Krieges weltwirtschaftlich matt zu setzen suchen, so sollten sie sich erinnern, daß jedes Ding zwei Seiten hat. England möchte wohl; aber gerade hier muß es wie in anderen Dingen und Verhältnissen auch die ganze Unzulänglichkeit seiner eigenen Kraft spüren.

Großbritannien ist kein Industriestaat mehr. Schon aus technischen Gründen würde seine industrielle Erzeugung nicht ausreichen, um den deutschen Ausfall

zu decken. England kennt dieſe Schwäche; wenn es trotzdem unternimmt, die deutſchen Handelsverbindungen zu ſtören, ſo iſt die Furcht vor dem deutſchen Wettbewerb dabei nur mittelbar wirkſam. Stärker greift die Sorge durch, das methodiſch ſichere und unbeirrte Vordringen der Deutſchen auf dem Weltmarkt werde die Maſchen des goldenen Netzes zerreißen, das England über die Völker der Erde geworfen hat. Dies goldene Netz ſind die Milliarden, die das britiſche Inſelreich in ausländiſchen Staatsanleihen und Unternehmungen angelegt hat. Ihretwegen iſt ihm die halbe Welt tributpflichtig, ſie haben den Charakter der britiſchen Volkswirtſchaft gewandelt und England zum Rentnerſtaat gemacht, von einem Ausmaß, für den es in geſchichtlicher Zeit an jedem Beiſpiel fehlt. Nicht einmal der ſagenhafte Reichtum Karthagos im Altertum, nicht Spaniens, nicht Hollands gold- und ſilberdurchwirkte Weltherrſchaft der neueren Zeit reichen da heran. Allein die britiſche kapitaliſtiſche Weltherrſchaft iſt nicht geſicherter Eigenbau. Es ſind nicht die ſtählernen Glieder einer Kette, die hier ineinandergreifen, ſondern ein wildes und unruhiges Zuſammenraffen, um den Rentenbezug des Mutterlandes außerhalb jeder Gefahrzone zu rücken. Das engliſche Problem iſt, um es noch einmal zu wiederholen, dies: der induſtrielle Export des Inſelreiches genügt längſt nicht mehr, um die Einfuhr notwendiger Lebensmittel und Rohſtoffe zu bezahlen. Den Ausgleich muß England in den Überſchüſſen ſeiner Forderungsbilanz ſuchen. Dieſe ſetzen ſich zuſammen aus Schiffahrtſpeſen, aus Renten und Zinſen der im Auslande angelegten Kapitalien. Vornehmlich war und iſt es die britiſche Handelsflotte, die auf allen Hochſtraßen des Weltverkehrs die reichſten Ernten einheimſt. Dieſe Flotte umfaßt 45 von Hundert der ſchwimmenden Tonnage der geſamten Welthandelsflotte. Der Seeverkehr Großbritanniens und Irlands iſt allein größer als der der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutſchlands zuſammen. In deutſchen Häfen ſind im Jahre 1912 rund 13 000 Schiffe angekommen, gegen 44 000 in Häfen des britiſchen Inſelreichs. Ängſtlich muß England beſorgt ſein, dies Übergewicht ſeiner Handelsflotte zu behaupten, da es ſonſt nicht imſtande wäre, die notwendige Einfuhr zu bezahlen. Würde dies Übergewicht ernſtlich bedroht, ſo ſtünde Großbritannien vor ſeiner Schickſalswende. Verſchärft wurde das Problem durch die innerpolitiſche Entwicklung. Der plutokratiſch verſeuchten Ariſtokratie drohte durch den beginnenden Prozeß der Demokratiſierung Gefahr. Zwar iſt England noch immer eine Ariſtokratie, trotz aller Verfaſſungsreformen des viktorianiſchen Zeitalters. Indeſſen gab es doch einſichtige Köpfe, die in ſchweigendem Egoismus erkannten, daß Großbritannien gerade wegen ſeiner imperialiſtiſchen Energie in einer Weltkriſis ſcheitern müßte, wenn nicht die eigenwirtſchaftliche Grundlage des Inſelreiches erweitert und ſtärker untermauert werden würde. Zu dieſen Köpfen gehörte auch der des demokratiſchen Brandfeuerwerkers Lloyd George. Deshalb die ſtaatsſozialiſtiſchen Verſuche, die doch letzten Endes in der Agrarreform ihre Krönung finden ſollten, um die Ernährung Englands vom Auslande etwas

unabhängiger zu geſtalten. Nun hatte das Kabinett Asquith wohl der parlamentariſchen Macht der regierenden clans im Oberhaus das Rückgrat gebrochen, nicht aber ihren gewaltigen und ererbten Einfluß auf Altenglands Geſchicke reſtlos beſeitigt, zumal der Regierung die echtbürtigen Ariſtokraten Grey, Churchill und Crewe angehörten, die wohl nicht rein zufällig die panbritiſche Politik mit dem bronzenen Willen zum Kriege erfüllten, nicht um Altenglands Ruhm und Größe, ſondern um den kapitaliſtiſch überſättigten Wirtſchaftsbau des Inſelreichs zu ſtützen, den überlieferten Herren, den alt- und neuadligen clans den ungeſtörten Rentenbezug zu ſichern. Die Welt mag in Blut und Feuer aufgehen, aber Altenglands regierender Kaſte muß die Zunahme des mobilen und immobilen Vermögens gewährleiſtet werden. Da galt uns Großbritannien immer als das Muſter- und Mutterland des Parlamentarismus. Da gab das viktorianiſche Zeitalter der Welt das Schauſpiel ohnegleichen, wie ein Volk ſich ſcheinbar ſelbſt regierte. Und dies England, das bis zu Beginn der viktorianiſchen Renaiſſance buchſtäblich kulturlos dahingelebt hatte, deſſen größte Geiſter, die Bacon, die Hume, Locke und Carlyle die öffentliche und politiſche Moral ganz und gar nicht beeinflußt hatten, dies England, deſſen geiſtiger Oberbau nicht einmal ſtark genug war, um Shakeſpeare zu empfinden, den erſt der Deutſchen Genius Goethe für die Weltliteratur entdecken mußte, dies England, das niemals die geiſtige und befreiende Kraft echtbürtiger Denker über ſich hinbrauſen und wehen fühlte, dies England hat bei uns über ein Jahrhundert die Legende von der tiefen Weisheit ſeines Parlamentarismus behaupten können. Genug Schweiß des Hirns und des Herzens haben wir zugeſetzt, um dies Vorbild nachzuahmen, ein Vorbild, das niemals von den Ideen politiſcher Freiheit feuertrunken war, das weltenfern lag von der urgermaniſchen und wahrhaft demokratiſchen Auffaſſung des Volkskönigstums: Englands Parlamentarismus war in der Vergangenheit immer nur eine wechſelſeitige Verſicherungsgeſellſchaft der regierenden clans. Die herrſchende Kaſte hatte Reichtümer erworben in der kolonialen Raubperiode des britiſchen Staates, dann im Zeitalter der induſtriellen Vorherrſchaft, als man um dieſer Gewinne willen ſogar die Landwirtſchaft preis gab, endlich, als das Syſtem der volkswirtſchaftlichen Kapitalanlage im Auslande den meerbefahrenen Handel einer Goldquelle glich, die im Raubbau gefaßt und ausgebeutet wurde.

Im Raubbau gefaßt. Das allein iſt die „Folgerichtigkeit" der panbritiſchen Politik. Die rentenhungrige herrſchende Kaſte eroberte Kolonien, um ihre Reichtümer ſich allein dienſtbar zu machen. Um die Kolonien zu ſichern, um ein großes zuſammenhängendes Gebiet zu ſchaffen, wurden immer weitere Ländermaſſen angegliedert. Darin liegt auch die Bedeutung Ägyptens. Es iſt der Schlüſſelpunkt, denn von hier aus ſoll ſich das britiſche Reich ununterbrochen bis Indien und Südafrika ausdehnen. Kairo-Kalkutta und Kairo-Kapſtadt ſind die großen Linien, die man über alle Widerſtände hinweg durchzudrücken ſucht. Als Frankreich nach Faſchoda aus dem Wege ging, konnte

die Flurreinigung erfolgen, die endlich in der Entente gipfelte. Ebenso war es mit der Auseinandersetzung auf dem Wege nach Indien, wo Rußland aus Südpersien wich, während Deutschland auf die iranische Hochebene stieg und die Lebensnotwendigkeit seiner kleinasiatischen Interessenzone behauptete. Hier sowohl als auch in Ostafrika war ein Ausweichen Deutschlands vor Großbritannien nicht möglich, da es das unbeirrte Ziel der panbritischen Politik war und ist, das asiatische und afrikanische Reich geschlossen zusammenzuschweißen. Wenn einmal die portugiesischen ostafrikanischen Besitzungen England als reife Frucht in den Schoß gefallen wären, hätte der Druck auf Deutschostafrika die Reibungsflächen verstärkt. Die gewaltsame Auseinandersetzung wäre also unvermeidlich gewesen. Würde indessen Ägypten aus dem britischen Kolonialkranz gebrochen, so fehlte das Mittelstück, in das sich das britische-asiatische und britisch-afrikanische Reich mit Mauernklammern einhaken könnte.

Nicht die machtvolle aber organisch gesunde industrielle Energie Deutschlands war es, die Großbritannien in uns seinen gefährlichsten Nebenbuhler sehen ließ. Denn für die wirtschaftliche Kraft beider Reiche hätte es auf der Erde schon ein Tätigkeitsfeld gegeben; ihre wichtigsten Interessen mußten sich nicht notwendig kreuzen. Nur die Sorge, die weltwirtschaftliche Entwicklung Deutschlands könnte sich einmal auch handelspolitisch (Metallmarkt) von Großbritannien unabhängig machen, hat uns unversöhnlichen Haß eingetragen, der schließlich in den Vernichtungswillen überfloß, als uns England auf den Wegen von Ägypten nach Indien und nach Kapstadt widerstandsfähig fand. Und die herrschenden clans, die in Altengland noch immer alles bedeuten, sahen ihre geschichtliche Stunde um so näher rücken, als sie gleichzeitig im Innern vor einer Entwicklung standen, die ihre jahrhundertealte und ausgebeutete Stellung zugunsten einer bescheidenen Demokratie allmählich zertrümmern wollte. Da dem britischen Wesen von jeher jeder mystische Einschlag fremd war, hatte die geschulte staatsmännische Kunst der herrschenden clans nur die Aufgabe, Deutschland überall Feinde zu werben und erstehen zu lassen. Ordalienspuk brauchte man dazu nicht; es genügte, der Welt die stärkste Ausgeburt der britischen Nationaleigenschaft, des cants, zu liefern. Und so konnte man von einem Befreiungskrieg wider die militärische Despotie Deutschlands fabeln, obschon der tatsächliche Energiespender dieses Krieges die rücksichtsloseste plutokratische Aristokratie ist, die jemals Weltgeschichte gemacht hat. Ihre Stunde hat geschlagen. Der unvermeidliche Sturz der herrschenden Kaste Altenglands wird dieser Welt allein Freiheit und Frieden sichern.

Der ruſſiſch-ſchwediſche Bahnanſchluß und der Narvik-Konflikt

Von Dr. Richard Hennig

Mit bemerkenswerter Häufigkeit iſt in den letzten Wochen ein Thema erörtert worden, das ſchon im Frieden ſeit Jahren hier und da behandelt wurde und das nun mit einem Male inmitten des Weltkrieges einen unerwartet hohen Gegenwartswert erlangt hat: die Frage des ruſſiſch-ſchwediſchen Eiſenbahnanſchluſſes. In Deutſchland ſind weite Kreiſe geneigt, die Bedeutung dieſes Problems auch für unſere eigene Beteiligung am Weltkrieg ſehr beträchtlich zu unterſchätzen; das Intereſſe dafür iſt auffällig gering — ein deutliches Zeichen, daß nicht eben viele Gebildete vollkommen überſehen, um was es ſich dabei handelt. Der außerordentlich rege Eifer, mit dem Rußland jetzt inmitten ſeiner Kriegsnöte und ungeachtet ſeiner bedenklichen finanziellen Lage das raſche Zuſtandekommen des ruſſiſch-finniſchen Eiſenbahnanſchluſſes zu fördern beſtrebt iſt, läßt ohne weiteres den Schluß zu, daß es ſich hier um eine Lebensfrage für Rußland handelt, bei der vielleicht Sein und Nichtſein der heutigen Regierung auf dem Spiel ſteht. Um dieſe Tatſache beſſer zu würdigen, erinnere man ſich an folgende Umſtände.

Rußland verfügt ja als größter Landſtaat der Erde über eine Geſamtküſtenlinie wie kein anderer Staat. Aber dieſer Küſtenbeſitz iſt von geringem Wert, da der größte Teil der Küſte faſt ſtändig von Eis blockiert oder an Meeren gelegen iſt, deren enge Ausgänge zum Ozean von anderen Mächten kontrolliert werden. Die Zufahrtſtraßen zu den ruſſiſchen Oſtſeehäfen werden von Deutſchland, Dänemark und Schweden, die zu den Schwarzmeerhäfen von der Türkei, die zu den oſtaſiatiſchen Häfen von Japan beherrſcht. Dazu iſt kein einziger von allen ruſſiſchen Seehäfen eisfrei; die einzigen eisfreien Häfen, die Rußland je beſaß, Port Arthur und Dalni, waren nur ſechs Jahre in ſeinem Beſitz und ſind ihm von Japan wieder entriſſen worden. Die Sehnſucht nach dem Seehafen am warmen Meer bildet den Grundſtein der ruſſiſchen Expanſionspolitik ſeit vielen Jahrzehnten. Nachdem im fernen Oſten die Hoffnung auf den

dauernd eisfreien Hafen durch die Ereignisse der Jahre 1904 und 1905 für unabsehbare Zeit zum Scheitern gebracht war und jedes aggressive Vorgehen in Südasien, das die Besitzergreifung eines Hafens am Persischen Golf oder auch an der kleinasiatischen Mittelmeerküste zum Ziele hatte, unweigerlich den seit Jahrzehnten drohenden, welthistorischen Zusammenstoß mit England heraufbeschworen hätte, suchte die russische Politik den auf die Dauer unentbehrlichen warmen Hafen wieder auf europäischem Boden zu gewinnen, sei es am Bosporus, sei es am Mittelmeer oder Norwegischen Meer. Der Krieg gegen Österreich-Ungarn, der auch den Krieg mit Deutschland nach sich zog, sollte ja nach dem Wunsche der russischen Imperialisten nur die unvermeidliche Vorstufe sein zur Errichtung der russischen Herrschaft im Bereich des Mittelmeerbeckens, gemäß dem seit zehn Jahren gepredigten russischen Dogma, daß der Weg nach Konstantinopel über Wien und Berlin führen müsse. Gegenwärtig, da Rußland den schwersten Krieg durchmacht, den es seit mehr als zweihundert Jahren zu führen hat, steht ihm ein Hafen am warmen Meer noch nicht zur Verfügung, und dieser Umstand bringt die Gefahr einer Katastrophe in Sichtweite, da Rußland seit dem Winterbeginn von jeder Ein- und Ausfuhr größeren Stils ungleich fühlbarer als Deutschland oder Österreich abgeschnitten ist.

Der Krieg gegen Deutschland hat Rußland die Ostsee verschlossen, der gleichzeitige Konflikt und Krieg mit der Türkei auch die Dardanellen. Nur auf dem Wege über Schweden und über Bulgarien (Dedeagatsch) konnten Rußlands Häfen noch im bescheidensten Umfang eine Aus- und Einfuhr von und nach der Nordsee und dem Mittelmeer aufrecht erhalten, und diese beide neutralen Staaten, auf deren guten Willen das russische Wirtschaftsleben angewiesen war, verhielten sich nichts weniger als russenfreundlich und wachten strengstens darüber, daß keine Transporte nach Rußland kamen, deren Beförderung mit der Neutralität nicht im Einklang zu bringen war, insbesondere also keine Zufuhr von Munition und Geschützen, auf die Rußlands Kriegführung unbedingt angewiesen war. Die Frage war noch wenig brennend, solange der Hafen von Archangelsk offen war, der dem europäischen Rußland eine Seeverbindung mit dem nichtfeindlichen Auslande gewährte, wenn auch nur auf einem sehr großen, umständlichen und (infolge der anschließenden langen Eisenbahnfahrt) äußerst kostspieligen Umweg über das Eismeer und Weiße Meer. Der Hafen von Archangelsk begann aber Ende November zuzufrieren, und wenn auch ein aus Kanada verschriebener, großer Eisbrecher die Schiffahrsperiode von Archangelsk noch um etwa zwei Wochen zu verlängern gestattete, so war dieser Notbehelf doch nur von geringem Wert, da der enge Hals des nördlichen Weißen Meeres, der den einzigen Zugang nach Archangelsk bildet, doch in jedem Fall schon frühzeitig derartig mit Packeismassen angefüllt wird, daß kein Eisbrecher zu helfen vermag. Obwohl der Winter bisher ziemlich milde ist, ist der Hafen von Archangelsk jetzt voraussichtlich bis zum Mai und der letzte vom Feind unabgesperrte russische Haupthafen, Wladiwostok, etwa bis zum März oder April für jeden Verkehr völlig unbenutzbar.

Rußland besitzt freilich noch einen weiteren, zwar jenseits des Polarkreises gelegenen, aber dennoch mit günstigen Eisverhältnissen gesegneten Hafen, Jekaterinsky Port (Katharinenhafen) an der Murmanküste, wo die Nähe des Golfstroms eine überraschend lange und vollständige Eisfreiheit bedingt; die kurzsichtige Verkehrspolitik Rußlands aber, die die Schaffung so vieler unendlich wichtiger Bahnlinien verabsäumte und im jetzigen Kriege darunter schwerer als unter jedem anderen Umstande leidet, hat es bislang auch versäumt, dem Eisenbahnnetz des Landes eine Verbindung mit Jekaterinsky Port zu bieten, und der Erfolg dieser Unterlassungssünde ist nun, daß in einem Zeitpunkt, da der Besitz von Katharinenhafen ein Rettungshafen für Rußlands Wirtschaftsleben und für Rußlands Kriegführung sein könnte, dieser wichtige Seehafen, der von der nächsten Eisenbahnstation, Rovaniemi, noch volle 230 Kilometer entfernt ist, völlig wertlos für das Zarenreich ist!

Seit Anfang Dezember ist Rußland infolgedessen vom Weltverkehr nahezu abgeschnitten — abgesehen vom Personenverkehr und vom Telegraphenverkehr, der aber auch nur noch über zwei europäische Kabelstränge verfügt. Die Lage ist für die russische Kriegsführung um so verhängnisvoller, als die eigene Industrie des Landes nur in allerbescheidenstem Umfang daran denken kann, den Heeresbedarf an Geschützen und Munition zu ergänzen. Der außergewöhnlich große Abgang an Geschützen, Maschinengewehren, Artillerie- und Infanteriemunition — allein an Geschützen sind etwa 2000 an die Deutschen und die Österreicher verloren gegangen! — und die geradezu unsinnige Munitionsverschwendung in den ersten Kriegswochen hat einen Mangel an Kriegsmaterial bei den Russen erzeugt, der vielleicht noch verhängnisvoller ist als die empfindliche Knappheit an geeigneten Offizieren. Nur über Fusan und Tairen-Dalni kann Rußland allenfalls noch seine Bestände ergänzen, und es ist ja bezeichnend genug, daß, laut einer Mitteilung aus Washington, Rußland die wertvolle Nordhälfte von Sachalin an Japan abgetreten haben soll, lediglich um dafür Artilleriegeschütze nebst Bedienungsmannschaft und Munition überlassen zu erhalten. Daß diese Auffrischung des Geschützbestandes nur „einen Tropfen auf einen heißen Stein" darstellt, liegt auf der Hand. Rußland kann sich aus seiner überaus fatalen Lage nur auf zweierlei Weise zu befreien hoffen, indem entweder die Mittelmeerflotte seiner Verbündeten die Durchfahrt durch Dardanellen und Bosporus gewaltsam öffnet, wozu zwar ein Versuch wohl gemacht werden wird, der aber recht wenig aussichtsreich erscheint, oder aber indem Rußland einen eisfreien neutralen Hafen für seine Bedürfnisse vorbehaltlos geöffnet bekommt. Der letzte Weg scheint noch am schnellsten zum Ziele zu führen. Nachdem Bulgarien es kategorisch abgelehnt hat, seinen neugewonnenen Hafen Dedeagatsch am Ägäischen Meer für die Zufuhr des russischen Kriegsmaterials zu öffnen, um seiner Neutralität nichts zu vergeben, hat Rußland seine ganze Hoffnung auf den norwegischen Hafen Narvik gerichtet, der trotz seiner hochnordischen Lage durch den Golfstrom ständig eisfrei gehalten wird

und überdies durch die Ofotenbahn, die nördlichste Eisenbahn der Erde, Anschluß an das Bahnnetz Schwedens hat, so daß von Narvik bis Haparanda, das in nächster Nähe des russisch-finnischen Bahnnetzes liegt, ein fortlaufender, auch im Winter dauernd benutzbarer Schienenweg vorhanden ist. Auf ihn richteten sich die russischen Erwartungen von Woche zu Woche begehrlicher.

Schon Anfang Dezember hat die russische Regierung an Schweden und Norwegen das dringende Ersuchen gerichtet, den Hafen Narvik und die Ofotenbahn für die von England kommende Ergänzung seines Heeresbedarfs zu öffnen; England dürfte diesen Schritt nachdrücklichst unterstützt haben, weil es genau weiß, daß Rußland militärisch bald am Ende und der ganze Feldzug für die Verbündeten verloren ist, wenn es nicht gelingt, die aus dem Gleis geratene „russische Dampfwalze" aufs neue in Gang zu bringen. Schon haben sich in Rußland auch unverantwortliche und halboffiziöse Stimmen vernehmen lassen, Rußland solle, wenn die skandinavischen Staaten sich weigerten, gewaltsam die Hand auf die wichtige Bahn und den noch wichtigeren Hafen Narvik legen. In Schweden aber blieb man harthörig und ebenso in Norwegen. Die skandinavischen Staaten haben nicht die leiseste Veranlassung, die Wehrkraft Rußlands zu stärken, sich mit Deutschland darüber vielleicht zu verfeinden und überdies den begehrlichen Moskowitern ein Stück ihres Territorialgebietes zu überlassen, auf das der russische Bär schon seit Jahren einen wachsenden Appetit verspürte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine „vorübergehende" Überlassung der Ofotenbahn und Narviks an Rußland unter irgend einem Vorwand (die englische Politik hat ja genug Beispiele hierfür geliefert) alsbald in eine dauernde verwandelt werden würde. England würde unter den heutigen Umständen eine territoriale Festsetzung Rußlands am Norwegischen Meer vielleicht geradezu begünstigen, wenn es hoffen kann, den unbequemen Bundesgenossen dadurch dauernd vom Bosporus, vom Mittelmeer und Persischen Golf fernzuhalten. An England würden die skandinavischen Länder also heute wohl keinen Rückhalt gegen einen russischen Gewaltstreich finden.

Ein solcher wird immerhin nicht zu fürchten sein, solange der unmittelbare Eisenbahnanschluß zwischen den schwedischen und den russischen Bahnen an beiden Ufern des Torne-Elfs, des Grenzflusses, nicht besteht. Schweden hat sich aus strategischen Gründen, um im Kriegsfall nicht die russische Invasion zu erleichtern, dieser Bahnverbindung von jeher mit Recht widersetzt. In der gegenwärtigen Kriegslage kann ihm weniger denn je daran liegen, den Anschluß zu wünschen, und wenn es auch das russische Drängen nicht rundweg abzulehnen wagt, so setzt es doch den Forderungen einen passiven Widerstand entgegen und behandelt unter allerhand staatsrechtlichen Bedenken die Frage dilatorisch. Gerade hiermit ist aber der russischen Regierung, für die die Frage brennend eilig ist, am allerwenigsten gedient. Es besteht demnach eine empfindliche Reibungsfläche zwischen den skandinavischen Ländern und Rußland, ein Gegensatz, der viel inhaltsschwerer und bedeutender ist, als man bei uns zumeist ahnt. Man geht

wohl kaum fehl in der Annahme, daß bei der Malmöer Dreikönigs-Zusammenkunft die Narvik-Ofoten-Frage eine größere Bedeutung hatte als die Belästigung der neutralen Schiffahrt durch die englische Regierung.

Rußland tat inzwischen sein Möglichstes, um zunächst den Anschluß zwischen finnischen und schwedischen Bahnen seinerseits so weit wie möglich vorzubereiten. Da an der Mündung des Torne-Elf zwischen dem schwedischen Haparanda und dem russischen Tornea die Herstellung des Bahnanschlusses schwieriger und zeitraubender sein würde als 30 Kilometer weiter flußaufwärts, bei Karungi, so hat Rußland zunächst während des Krieges so rasch wie möglich die Bahn Tornea—Karungi vollenden lassen. Die Eröffnung dieser Strecke ist am 15. Dezember erfolgt, und nun setzt Rußland alle Hebel in Bewegung, um von Schweden schnellstens die Zustimmung zu dem Bahnanschluß zwischen dem russischen und dem schwedischen Karungi zu erhalten, das bereits eine schwedische Bahnstation ist. Um Schweden dem Plan geneigter zu machen, hat Rußland sich bereit erklärt, die gesamten Kosten des Bahnanschlusses zu tragen; aber Schweden weiß, was es von diesem „uneigennützigen" Anerbieten zu halten hat, und schiebt seine Antwort immer aufs neue hinaus. Bald ließ es erklären, es könne ohne Befragung und Zustimmung des Reichsrats keine Zusage erteilen, bald gab es bekannt, daß für seine Interessen nur der (schwierigere) Bahnanschluß zwischen Haparanda und Tornea diskutabel sei. Inzwischen mußte noch in jüngster Zeit die führende Stockholmer Zeitung Aftonbladet die von der russischen Presse auf einen Wink von oben gebrachte, tendenziöse Meldung, daß die Verhandlungen zwischen der russischen und der schwedischen Regierung nahe vor dem Abschluß ständen, als eine gegenstandslose Erfindung dementieren — ein deutliches Zeichen, daß Schweden gar nicht daran denkt, den russischen Wunsch zu erfüllen und damit eine mehr oder weniger selbstmörderische Handlung zu begehen! Schließlich hat am 9. Januar die schwedische Regierung gar ein kategorisches Durchfuhrverbot für alle Kriegsmaterialien und der Kriegführung dienenden Gegenstände erlassen. Man weiß nun in Petersburg, wie der Stockholmer Hase läuft, und steht vor der verhängnisvollen Alternative: Verzicht oder Gewalt. Gewalt bedeutet Krieg mit Schweden, Verzicht dagegen: Niederlage im gegenwärtigen Kriege und wahrscheinlich hellen Brand im eigenen Hause!

Die Frage ist so wichtig und so brennend, daß man ihr auch in Deutschland größte Aufmerksamkeit schenken muß. Zweifellos wird Rußland vorläufig in kurzen Zwischenräumen immer wieder auf sie zurückkommen. Jedenfalls liegt hier ein beachtenswerter Keim zu neuen politischen Konflikten vor und die Möglichkeit, daß der große Brand des Weltkrieges noch weiter um sich greift.

Ein französisches Herz

Von Kurt Münzer

In der Morgendämmerung hatten unsere Truppen das kleine französische Dorf genommen. Alle Bewohner hatten es längst verlassen, aber der Feind hatte es drei Tage besetzt gehalten und verzweifelt gekämpft. Da hatten schließlich die Württemberger mit letzter Kraft gestürmt. Sie stürzten in den Kugelregen hinein, tollkühn, furchtlos. Und vor dieser Attacke flohen die Franzosen. Das Dorf wurde unser. Aber das Gefecht zog sich weiter. An einem Bach entlang, durch ein Gehölz. Da rettete sich der Feind in die eigenen Schützengräben, und wir begannen, ihm gegenüber neue auszuwerfen. Artillerie rasselte nach. Die kleinen Dorfhäuser zitterten.

Die Kirche hatte bereits dem Feind als Lazarett gedient. Aber die Verwundeten hatte man mitgenommen oder bereits vorausgeschickt. Wir fanden nur noch unbedecktes Stroh, das hier faulte, dort blutig war. Und alsbald begannen wir, zu säubern und zu rüsten. Schon warteten draußen auf dem Plätzchen vor dem Portal die ersten Angeschossenen. Zwei Ärzte waren tätig, indessen wir Gehilfen Decken ausbreiteten und Laken glätteten. Die Morphiumspritzen wurden gefüllt, und in der Sakristei bereitete ich den Operationstisch. Es war ein ausgedienter Altar. Und schon legten sie einen Stöhnenden auf diesen Tisch Gottes. Ich entkorkte die Ätherflasche.

Gegen Mitternacht wurde es still. Der letzte Verwundete war eingebracht. Sechzig Mann lagen in dem Schiff der kleinen Kirche, Seite an Seite, unter sauberen Decken. Die Ärzte und Helfer waren gegangen, und ich hatte die Nachtwache. Kein anderer Sitz bot sich mir als ein Beichtstuhl. Ich öffnete ihn und setzte mich auf die Stufe. Eine Laterne stand neben mir, eine andere schaukelte statt des ewigen Lämpchens vor dem Altar. Es wurde still überall, draußen in der Ferne vergrollte die Schlacht, die Nacht kam zur Ruhe, und in der Welt begann es zu schweigen. Aber da hörte ich die Stimmen alle der Stille. Süße, feine, klingende Stimmen, ein wunderlich-wunderbares Schlachten-

echo. Es säuselte draußen und wisperte, ein Lied auf allerhöchsten Saiten zirpte im Dorf. War es der Frost, der Wind? oder nur die Reaktion meiner Gehörsnerven? war alles das nur in mir? sang mein Blut, erwachte Fieber in mir?

Dann wurden die zarten Stimmen lauter, sie verdichteten sich und schwollen an. Und da war es das Stöhnen der Verwundeten. Sie lagen da im Nachrausch der Narkose und atmeten tief und schwer. Und ich erinnerte mich, wie ich vor Jahren einmal drüben bei einem Präriehirten geschlafen und nachts erwacht war, weil ich zu hören meinte, wie Wasser, Meer sich an uns heranwälzte. Aber da war es die Büffelherde gewesen, die draußen im Schlaf so tiefwogend geatmet hatte. Diese vielen hundert Tiere hatten in dumpfem Traum die heiße Luft eingesogen und ausgestoßen, daß es wie Ozeanatem klang. Daran dachte ich jetzt. Aber in dieses tiefe Auf und Ab klangen Seufzer, Ächzen, Rufe und Stöhnen. Im Schlaf litten sie vielleicht oder träumten vom Kampf. Fiebernde stießen ein Kommando aus, und aus einer Ecke klang immer wieder ein Name, sehnsüchtig und zärtlich gerufen.

Ich stand auf und ging durch die vier Reihen. Ich benetzte hier trockene Lippen und füllte dort einen Eisbeutel. Der gefrorene Dorfteich hatte das Eis hergegeben. Es lag auf der Schwelle des Portals, und ich mußte vor die Tür, es zu holen. O, welcher Friede! Wieviel Sterne im Unermeßlichen! Und dieselben Sternbilder wie daheim, Kassiopeia und Orion und Jupiters stiller Glanz. Da war der Krieg verschlungen. Die Stille über dem Schnee! Fern ein Feuerglanz. Und Pferdeschnauben aus einer Scheune, dann Postenschritt. Sonst Schlaf und Schweigen. Aber drinnen, als ich eintrat, wieder das Grauen des Krieges. Luft voll Äther und Karbol und Jod. Süß und schwer. Und Blutgeruch, von Strohduft durchzogen. Ein bleicher Mensch richtet sich auf und starrt mich im Wundfieber an. Und das trübe Licht. Die hohen weißen Wände. Laut, laut geht oben die Turmuhr. Sie geht weiter, obschon der Turmhelm abgeschossen ist. Nur schlägt sie nicht mehr. Sie rasselt alle halbe Stunden laut, als würden Ketten über Steinböden gezogen.

Da sitze ich wieder im Beichtstuhl. An was alles könnte man denken, wovon träumen! In diesem engen Gehäuse hinter dem grünwollenen Vorhang, was ist da alles geflüstert worden! Liebe und Sünde, Haß, Verbrechen. Junge und alte Stimmen. Tränen der Reue sind auf das Holz geflossen, Andenken an Wollustschauer sind aufgebebt und erstorben. Die blassen Gesichter schöner Büßerinnen könnten vorüberziehen, milde und harte Züge alter Priester. Nichts von alledem. Müde bin ich, müde. Und um nicht in Schlaf zu fallen, steh ich wieder auf und geh umher und beschau mir die Kirche.

Sie ist alt und klein und armselig. Vom Hauptaltar haben die Bauern das Bild gerettet. Billig versilberte Leuchter ohne Kerzen recken sich vor der Leere auf. Ungeschickt geschnitzte oder gar gipserne Heilige stehen in Nischen. Von der Kanzel ist die Treppe gerissen. Der stukkatierte Balkon hängt wie ein Riesennest an der einen der zwei Säulen, die das Gebälk tragen. Noch

ein kleiner Altar ist da mit einem Bilde der heiligen Agathe. Es ist dunkel und schmutzig, nur der entblößte Oberleib des Mädchens schimmert wie etwas Unverletzliches und Unnahbares. Dort brennt auch noch ein ewiges Lämplein. Es schwankt über einem Schläfer auf den Altarstufen, einem Trompeter, der eine Kugel im Kopf hat und verzerrten Gesichtes hindämmert.

In der Sakristei schläft fest ein Krankenträger. Er hatte die Wache haben sollen, aber er konnte sich nicht mehr halten. Gehend war er eingeschlafen. Da hatte ich ihn abgelöst. Aber auch ich war zu müde gewesen, um noch den Steinboden der Sakristei zu säubern. Dort gerann das Blut. In starren Tropfen hing es am Altar, auf dem Menschen sich geopfert hatten. Und wie mir da Ahnungen des Heidentums, Offenbarungen untergegangener Völker aufgingen, Empfindung des Glaubens an blutdürstige Götter, da schwindelte mir fast.

Auf einmal flüstert eine Stimme zu mir herauf: „Mon camarade —".

Ich erschrak. So unwirklich war alles gewesen, so traumhaft, daß eine Menschenstimme mir jetzt wie etwas aus anderer Welt erschien. Lebte das Bild da vor mir?

Es war ein Franzose, den man mit einem Bauchschuß aufgelesen hatte. Es war nichts mehr zu hoffen, und wir hatten ihm genug Morphium gegeben, um ihm den Rest des Lebens nicht mit Schmerzen zu verbittern. Aber nun schien er zu sich gekommen. Ich beugte mich über ihn. Ja, das war der Tod. Das war des Todes Daumen, der so das Gesicht ummodellierte, der darin wie in Ton arbeitete, die Nase schärfer schnitt, die Augen in Höhlen legte, Falten um den Mund drückte, die Wangen abglättete.

„Wie geht es, Kamerad?" sagte ich leise. „Hast Du Schmerzen? Durst?"

Als er seine Sprache hörte, ging ein Licht in seinen blauen Augen auf. Er sah sich um. Und ich verstand diese Frage und beruhigte ihn und sagte: „Du bist bei Freunden. Willst Du etwas?"

Er schloß die Augen und lächelte mühsam und flüsterte: „Einen Priester, ich bitte. Beichten. Bald." Und er sah mich wieder flehend an.

Aber das Dorf war leer. Ich konnte niemanden zu ihm holen. Ich beruhigte ihn und tröstete ihn. Aber er schien wohl zu spüren, daß seine Zeit knapp wurde.

„Willst Du es mir sagen, Kamerad?" fragte ich ihn. „Wenn es gesagt sein muß. Ich höre und schweige. Freisprechen wird Dich Gott. Du kannst mir vertrauen."

Plötzlich sagte er: „Du bist ein Preuße!" Nicht „Deutscher" sagte er; das alte verhaßte, dem Franzosen wie Gift im Blut wirkende „Prussien" stieß er hervor.

„Ich bin Dein deutscher Bruder, Kamerad."

Er tastete nach meiner Hand, leise bewegte er zustimmend den Kopf. Und dann erfaßte sein Blick den roten Stern der ewigen Lampe, die vor dem Agathen-Altar schwankte. Da lächelte er. Er begriff wohl, daß er in einer

Kirche lag. Als wäre es mein Verdienst, blickte er dankbar zu mir auf. Ich saß neben ihm im Stroh.

„Deutscher Bruder," flüsterte er, dann begann er die Beichte — hinüber zu der Heiligen, die aus Blut und Wunden rein und freudig lächelte und glänzte.

„Ich bin geboren und wuchs auf in einem großen Dorf oben in Hoch-Savoyen. Wenn man eine kleine Anhöhe ersteigt, so sieht man die weiße Kuppe des Montblanc. Dort zu Haus gibt es einen herrlichen langen Winter und einen Frühling, den keiner schöner kennt. Der Sommer ist still und schwer. Nur wenig Fremde kommen zu uns. Denn wir sind ganz abgelegen und haben drei Fußstunden zur nächsten Station. Aber wir haben eine Kirche, ein kleines Hotel, im dem wir im Winter Theater spielen, und wenn wir Stadtluft atmen wollen, fahren wir nach Genf hinüber. In fünf Stunden sind wir da. Und Genf ist so gut wie Frankreich. Da versteht man uns.

Einmal ist draußen einer aus unserem Dorf gestorben, der war reich geworden. Und er vermachte dem Dorfe ein Stück Geld, von dessen Zinsen ein Lehrer bezahlt werden sollte, bei dem wir allerlei Höheres lernen sollten: Literaturgeschichte und Weltgeschichte und vor allem Englisch. Denn dieser Mann hatte sich in Amerika sein Geld erworben, und auf diese Weise wollte er dem Lande danken, indem er uns seine Sprache übermittelte. Aber diese Lehrerstelle war nur mit hundertfünfzig Franken besoldet, und dafür fand sich nur schwer ein Mann, der soviel leisten konnte. So waren wir wieder einmal längere Zeit ohne Lehrer gewesen, da fuhr der Wirt von der „Roten Lilie" nach Genf und brachte von dort einen neuen Lehrer mit. Ich weiß nicht, wie er ihn gefunden hatte, vielleicht auf der Straße, denn er war ein verhungerter, armseliger, blasser Mensch, mager und dürftig. Aber er sprach unsere Sprache besser als wir und konnte auch alles andere fein und war dennoch ein Deutscher. Das merkten wir sofort an seinem Namen, und befragt machte er auch keinen Hehl daraus.

Ich war damals ein Junge von zwölf Jahren, der Anführer der Dorfjugend. Ich stieg schon den Mädchen nach und hatte schon Glück bei ihnen, und es verdroß mich arg, daß ich noch auf der Schulbank sitzen und Dinge lernen mußte, von denen ich mir nichts fürs Leben versprach. Mein Vater hatte ein großes Stück Land und Vieh. Ich war sein Einziger.

Um den deutschen Lehrer nun mit Haß und Spott zu verfolgen, gab es zwei Gründe: er war Lehrer und er war Deutscher. Wir quälten den Armen auf alle erdenkliche Weise. Niemand unten im Lande oder draußen bei den anderen weiß ja, wie in den kleinen Ortschaften unter dem Volk der Deutsche verhaßt ist. Unsere Großväter, die den Krieg siebzig und einundsiebzig mitgemacht, die vererben den Haß, und er wird den Kindern schon im Blut mitgegeben. „Preuße" — das ist schlimmer als ein Schimpfwort, und keiner dürfte es wagen, jemanden so zu beschimpfen. Das müßte mit Blut gerächt werden.

Wenn der Deutsche in die Schulstube trat, dann stand auf der Tafel ein Spottgedicht auf ihn oder sein Vaterland. An die Tür, die er öffnen mußte, schrieben wir einen bitter höhnenden Schimpf. Auf sein Katheder zeichneten wir giftige Karikaturen der großen Männer seines Landes. Und wenn wir daheim davon erzählten, so lachten die Großen und bewunderten und ermunterten uns.

Aber der Lehrer trug alles wie ein Held oder Weiser. Vielleicht mochte es ihn tief verletzen oder kränken — er zeigte es nie. Er sprach uns freundlich zu, redete wie zu Erwachsenen, riet uns milde und gütig, verständig und vorurteilslos zu sein. Und gerade mich, den Allerschlimmsten, hatte er besonders lieb. Wieviel Güte und Überredungskunst hat er an mich verschwendet! Als wäre ich sein Bruder, sein Kind, der ich nur zehn Jahre jünger war als er. Vielleicht erinnerte ich ihn an einen, den er daheim lieb hatte.

Wir wußten fast nichts von ihm. Gar nichts von seinem Leben, von seiner Vergangenheit. Er sprach sich auch nie aus. Zwar verkehrte er mit dem Pfarrer, dem Bürgermeister, dem Lilienwirt und dem anderen Lehrer, aber da ward ihm auch nicht genug Freundschaft entgegengebracht, daß er hätte zutraulich werden können. Er spielte Geige. O wie schön spielte er. Wir standen viele Abende lang bis in die Nacht vor seinem Fenster, wenn er spielte. Aber nie sagte ihm jemand etwas Freundliches darüber oder bat ihn gar, einmal zu spielen. Vielmehr ward ihm angeblich des Spielens wegen sein Zimmer aufgesagt. Er wohnte bei einem argen Deutschenhasser. Dann zog er zu einem alten Weib in eine armselige Hütte, wo die Wände feucht waren und der Kamin rauchte.

Er blieb immer ein Fremder — und mehr als das: ein Deutscher! Obschon wir nie ein deutsches Wort von ihm hörten, es sei denn, daß wir an seiner Tür lauschten, hinter der er bisweilen laut deklamierte. Das waren dann gewiß die Dichter seines Volkes, von denen er uns auch oft in der Schule zu erzählen versuchte. Aber wir gaben niemals acht. Schwerer hat es wohl noch kein Lehrer gehabt. Ebenso gut hätte er die Herden des Dorfes unterrichten können.

Einmal behauptete er, ich wäre musikalisch, denn er hatte mich auf einer selbstgemachten Flöte spielen hören. Er ging zu meinen Eltern und bat, mich auf seiner Geige spielen zu lehren. Aber ich lachte nur und grimmassierte, und er ging beschämt wieder fort. Wie sanft war er! wie traurig immer und doch kein Kopfhänger. Er machte schwere Touren auf die Berge, er lief Ski wie keiner von uns, er badete im eisigen Bach, er ging auf Fuchs- und Marderjagd. Aber je mehr wir ihn achten mußten, desto toller trieben wir es mit ihm, und wir verspotteten ihn schon deshalb, um uns dagegen zu schützen, ihn liebzugewinnen.

Er schien niemanden auf der Welt zu kennen. Er bekam nie einen Brief und schrieb niemals einen. Er war ganz allein und am verlassensten wohl

unter uns. Aber er ertrug diese Hölle sieben ganze Jahre. In dieser Zeit war er immer gleich liebevoll zu mir gewesen und ich gleich abstoßend und höhnisch. Dann kam ich unter die Soldaten nach Grenoble.

Ich glaube und glaubte schon damals, daß in den großen Städten bei den Gebildeten ein anderes Verhältnis als bei uns Volk zu den Deutschen bestand: Achtung, Höflichkeit und vorurteilslose Einschätzung. Aber ich blieb ja in meiner Klasse. Da wurde weitergeschimpft und -gehaßt, blind, töricht, überheblich. Ich ging in Singspielhallen und hörte Schmählieder auf Deutschland, ich las illustrierte Journale, wo die Nachbarn blutig verspottet wurden. Das war Wasser auf meine Mühle. Ich kam im Urlaub nach Haus und spornte die neue Jugend zu tollen Streichen gegen den Lehrer an. Als ich ihm begegnete, kam er mit ausgestreckten Händen auf mich zu; aber ich wandte mich ohne Gruß ab und ließ ihn stehen. Manchmal mitten in der Nacht oder in irgendeiner lauten Lustbarkeit mußte ich an sein blasses, trauriges Gesicht denken und daran, wie einsam er war — aber diese Schwäche rächte ich, indem ich mit verdoppeltem Haß an ihn und mit glühender Rachsucht an sein Land dachte.

Hätte man uns nach dem Grunde dieses Hasses gefragt, so hätte ihn vielleicht keiner zu nennen gewußt. Wir haben ihn wie Auge und Ohr, haben ihn ererbt wie die Fähigkeit der Sprache. Und dieser Krieg wird vielleicht einmal gesegnet werden als Auslösung und Ausgleichung. Er wird den Stoffwechsel Europas umgestalten, und gesündere Völker werden daraus hervorgehen, befreit von schädlichen Erbteilen.

Und dieser Krieg brach nun aus, bald nachdem ich aus Grenoble heimgekehrt war. Es gab damals Schulferien, und unser deutscher Lehrer war verreist. Ich mußte wieder fort, und mir war es wie ein persönlicher Feldzug gegen diesen einen Preußen. Denn ich dachte mir, er würde natürlich nicht zurückgekehrt sein, sondern sich dem Vaterlande gestellt haben und nun wie ich ins Feld ziehen. Dieser Mann, der mich geliebt hatte, der mir immer alles verziehen hatte — nach seinem Blut dürstete ich vor allem."

Der Sterbende atmete tief und schloß die Augen. Aber diese Erinnerung und Beichte schien ihn doch zu beleben. Vom Morphium in Wohlgefühl gewiegt, lächelte er im Angedenken seines Knabenhasses, noch einmal erhöhte sich sein Lebensgefühl von dieser Leidenschaft. Jetzt sah ich erst, wie jung er war. Sein wild gewachsener Bart hatte den Zwanzigjährigen alt gemacht. Ich gab ihm zu trinken. Er dankte und griff wieder nach meiner Hand. Und nun erzählte er mir ins Auge sein Verbrechen, von dem er absolviert sein wollte.

„Immer suchte ich ihn und wartete auf ihn. Ich war in die Vogesen gekommen, wo wir so oft siegreich waren und deutsche Truppen hinmähten, daß Berge von Leichen sich türmten. Im Vorwärtsstürmen suchte ich die bleichen Gesichter ab. Wenn wir geworfen wurden und flohen, wandte ich mich um, ob nicht mein deutscher Lehrer dabei wäre. Dann wäre ich stehen

geblieben und gestorben, um ihn töten zu können. Ich sah ihn nirgends. Dann wurden wir abgerufen, nach Nordfrankreich, wo es schlimm um uns stand. Wir ahnten es alle. Trotz der Siegesberichte. Welcher Druck lag auf uns, welche unheilvolle Ahnung! Es war eine schwere Zeit. Vom Schützengraben zum Sturm, vom Gefecht zur Festungsbesatzung. Und wieder Flucht und dann eingegraben und im Herbstregen auf dem Lehmboden liegen oder in Bäumen sitzen und herunterschießen. Und Patrouillengänge und Melderitte. Schwer, schwer, aber doch herrlich. Das war Mannesleben und Tätigkeit. Und alle unreine Leidenschaft tobte sich aus.

So gab es wieder einmal einen Patrouillenschleichgang. Ich mit zwei Leuten. In der Nacht. Es war Ende Oktober, ganz lau und mild. Die Ardennen dufteten nach welkem Laub, nach Holzfeuern und gerösteten Kastanien. Der Wald war still, ganz unbewegt. Wir sollten die feindliche Stellung auskundschaften. Es war wie in einem Indianerbuch. Was wir einmal als Jungens gelesen, so einen unwahrscheinlichen Kriegstraum, das erlebten wir jetzt. Stumm schleichen wir von Baum zu Baum, es lichtet sich, wir sehen ein Licht in der Ebene, das sucht den Himmel ab und kommt vom Feind. Auf den Bauch und kriechend durch das nasse riechende Gras. Man ist so erregt, daß einem alles lebendig erscheint, die Erde unter den Händen, jeder Baumstumpf, jeder Stein.

Auf einmal hinter uns ein Ruf. Wir zucken auf. Da stehen ein halbes Dutzend Deutsche, das Gewehr im Anschlag. Wie ich meines aufnehmen will, pfeift mir eine Kugel am Ohr vorbei, wie ein Schimpfwort. Aber meine beiden Leute haben schon die Arme hoch, und schon sind wir gefangen. Ein Stoß und vorwärts. Mich hält ein schlanker Offizier am Arm. Ohne Waffe bin ich. Ich komme mir wie geschlagen vor, beschimpft. O Ehre, Ruhm, Vaterland, alles verloren.

Da sagt eine Stimme in erschreckter Freude: „René, Du —"

Ich seh ihn an. Der Leutnant ist unser deutscher Lehrer. Ich erkenne ihn sofort, so verwandelt er auch ist. Nicht mehr traurig, sanft, still — nein, ein Mann. Er ist es, und ich schreie: „Lassen Sie mich los. Ich komme nicht lebendig in Ihr Lager. Ich zerhaue mir den Kopf am Stein!"

Und ich werfe mich auf die Erde und will meine Stirn gegen den Boden schmettern; aber er fängt mich auf, stark und fest, und sagt: „Du René, sei kein Kind. Du hast die Heimat, den Vater, dein eigen Land im Vaterland —"

„Was!" schreie ich. „Nichts habe ich als Schmach und Schande und Euren Spott, Herr. Ich gehe nicht in deutsche Gefangenschaft. Ich mache mich tot. Und ich erwürge Sie!"

Er zeigt auf die Soldaten vor uns. Wir sind die letzten. Bald, bald sind wir wohl im deutschen Quartier. Was tun? O, ich verbrannte vor Haß, ich weinte vor Wut. Was tun?

Und der Deutsche redet weiter auf mich ein, daß ich es gut haben werde bei ihnen und nach dem Krieg heimkehren kann.

„Ich heimkehren?“ frag ich. „Nachdem mich die Deutschen gefangen haben? Da spring ich vom Zug in den Rhein runter, wenn ich nicht vorher sterben kann.“ Und so rede ich verzweifelt weiter und weiter. Und dann sage ich: „Herr, lassen Sie mich frei. Gott segne Sie. Aber lassen Sie mich laufen. Oder erschießen Sie mich. Herr, erschießen Sie mich. Ich bitte Sie bei der Madonna und Ihrer Mutter. Eine Kugel ins Herz oder wo Sie wollen. Ich will mich quälen und langsam verrecken. Aber nicht gefangen —.“

Er bleibt stehen und schweigt. Ich fühls, er kämpft in sich. Endlich sagt er: „René, es ist ein Unrecht, vielleicht ein Verbrechen von mir, und ich muß es dem Hauptmann sagen und werde vielleicht bestraft werden, aber Du sollst laufen.“

Ich schrei auf. Er packt mich an der Brust und ruft: „Still, hör! Du mußt mir aber versprechen, nie mehr auf uns zu schießen, keine Waffe mehr gegen uns zu heben. Willst Du?“

„Ja,“ stammle ich, „ja, ja.“ Und dabei geht mir schon ein teuflischer Plan im Kopf um.

„Schieß in die Luft, wenn es nicht anders geht.“ fährt er fort. „Aber siehst Du, ich denke an das Dorf, wo es doch schön war trotz Eurem Haß, und Du warst mir der Liebste, Du Schlingel. Werd ein rechter Mann, mach Herz und Augen auf. Wir sind alle Brüder.“

Er steht ganz dicht vor mir. Er will mich laufen lassen und dafür Strafe auf sich nehmen. . . Mir ists, als ob ich ihn lieben müßte. Aber dieses gute Gefühl beschämt mich, und ich muß es sofort durch das böseste ausgleichen. Er gibt mir die Hand, und ich reich ihm die Linke. Und meine Rechte fährt in den Hosensack, da habe ich ein Messer. Er legt beide Hände um meine Linke und sagt: „Grüß mir das Dorf. Ich habe viel gelernt bei Euch, Beherrschung und Selbstzucht und Schweigen. Es ist bitter, daß wir auf Euch schießen müssen. Ihr armes, verblendetes Volk! Für wen verblutet Ihr Euch! Eure letzte Kraft opfert Ihr einem Phantom. Die Freunde haben Euch verraten. Und gegen uns, das Brudervolk, raset Ihr. Geh, lauf. Aber Du hast versprochen, keine Waffe mehr gegen uns zu führen.“

Und während er so Liebes und Mitleidiges zu mir spricht, habe ich das Messer in der Tasche aufgeklappt, und meine Linke in seinen treuen Händen, stoß ich ihm mit der Rechten das Messer ins Herz.

Er bleibt stehen, er umklammert jäh meine Hand so heftig, daß ich denke, er läßt mich nie mehr los. Aber dann bin ich plötzlich frei, er schwankt mit lautlos aufgerissenem Mund — und schon lauf ich davon. Hinter mir hör ich ihn fallen und einmal laut aufschreien. Und schon knallt es. Kugeln sausen an mir vorbei, ich werde verfolgt, aber schon bin ich im Wald, taumle in einen nassen Graben mit verstauchtem Fuß.

Am nächsten Tage erst schleppe ich mich zu den Unsrigen zurück. Ich hatte Fieber und bekam die Ruhr. Ich lag vier Wochen im Lazarett.

Und da, wie ich so lag, da erwachte mein Gewissen. Ich wollte mich töten, denn ich war ja ehrloser, als wenn ich gefangen gewesen wäre. Aber meine Kugel war zu gut für mich. Die Deutschen sollten mich erschlagen, aufspießen, hinschlachten! Dieses Los bestimmte ich mir. Denn schließlich sind wir gerecht. Wir sind alles in einem: Helden und Feiglinge, Meuchelmörder und eigener Henker. Und wenn wir die Ehre verscherzen, büßen wir's freiwillig ab.

Ich kehrte ins Feld zurück. Es war Winter geworden. Ich hielt mein Versprechen und schoß nur noch in die Luft. Immer, immer sah ich sein schönes, gütiges Gesicht vor mir. Ach, ich krümmte mich vor Reue. Ein Kugeltod schien mir zu ehrenvoll. Ich wollte bei einem Bajonettsturm aufgespießt werden, langsam sterben. Ach, ich hab's gebüßt. Oft war ich wie von Sinnen. Die Kameraden bekamen Angst vor mir. Und der Tod verschonte mich.

Erst heute traf mich eine Kugel. Ich glaube, mir ist vielleicht verziehen, weil ich so ehrenvoll sterben darf. Ich sterbe ja. Bei Deutschen. Sie rächen sich mit Liebe. Das tut am bittersten weh. Aber auch wohl. Kann ich absolviert werden?"

Ich trocknete ihm die nasse Stirn. Bald darauf fiel er in Delirien. Im Morgengrauen, als fern längst wieder die Schlacht donnerte, schlug er die Augen auf und sah mich an.

„Mein Bruder," flüsterte er.

Das war das Letzte. Bald darauf starb er. Ich drückte ihm die Augen zu.

„Mein Bruder."

Rassenverhältnisse und die Rassenpolitik Englands in Übersee

(Ägypten, Indien, Australien, Südafrika)

Von W. Neumann

Wenn dereinst vielleicht ein Edw. Gibbon der Zukunft die „Geschichte des Verfalles und Sinkens des Britischen Weltreiches“ in ihren Ursachen und einzelnen Phasen verfolgen wird, — so mag er wohl bei keinem Kapitel den letzten Gründen und Ursachen dieses Zerfalles näher kommen, als bei der Erörterung des großen Problems der Rassenherrschaft jenes Reiches, das als erstes und einziges an eigentlich allen Rassen und Völkern der Erde mindestens einen beträchtlichen Anteil besitzt; mag er wohl nirgends so lange mit Staunen verweilen, als bei der Erörterung der merkwürdigen Tatsache, daß jener Staat als erster und einziger von allen großen Kolonialgründern der Geschichte eine lange dauernde Herrschaft über eine Vielzahl von Rassen und Rassenteilen behaupten konnte, ohne eigentlich ein bestimmtes, greifbares Rassenprinzip zu besitzen, ja ohne sich um die innere Bildung und Weiterentwicklung dieser Rassen auch nur im mindesten bekümmert zu haben. Erstaunlich ist und bleibt zunächst schon das bloße Faktum, daß im britischen Weltreiche die herrschende weiße Rasse rein zahlenmäßig so gering vertreten ist, daß eine wirkliche Durchsetzung und Beherrschung staatsrechtlich und praktisch überhaupt ein Wunder heißen müßte, solange man eben nicht die politische und vor allem soziale Struktur oder besser Strukturlosigkeit jener Rassenelemente genauer bedacht hat.

In Ägypten zum Beispiel, wo die englische Weltherrschaft eigentlich unter allen großen Domänen Großbritanniens mit am raschesten erfolgt ist, machen die Europäer — also nicht etwa die Briten allein — nur ein gutes Prozent der Bevölkerung aus; und in Indien kommen sogar auf einen weißen Einwohner mehrere hundert farbige Ureinwohner; ja selbst in der regierenden Okkupationsarmee Großbritanniens entfallen in diesem Lande auf einen einzigen weißen Soldaten gegen 1500 Eingeborene, — im Gegensatz zu anderen Kolonialarmeen, wie zum Beispiel der französischen in Algerien, wo das Verhältnis der weißen zu

den farbigen Soldaten 1 : 20 beträgt (K. Dove, „Die angelsächsischen Riesenreiche“ 1, S. 47). Weit günstiger lauten allerdings die Zahlen für Australien, wo die Eingeborenen — hauptsächlich unter dem tötlichen Einfluß des Alkohols und der völlig veränderten Erwerbsverhältnisse ihrer Heimat — langsam aber gewiß aussterben: hier kann man im ganzen Dominium schon etwa acht bis zehn Europäer auf einen Australschwarzen rechnen; wenn auch streckenweise — wie zum Beispiel im ganzen Nordterritorium und im Innern — das Zahlenverhältnis noch geradezu umgekehrt ist.

Auch in der Union von Südafrika weichen die Verhältniszahlen der einzelnen Staaten nicht unbeträchtlich voneinander ab: rechnet man etwa nach den Angaben S. Passarges („Südafrika“, S. 309) die Werte der eingeborenen Bevölkerung gegen die der weißen Rasse auf, so ergibt sich zum Beispiel in der am günstigsten stehenden Oranjeflußkolonie ein Verhältnis von zwei Weißen zu drei Schwarzen, während hingegen im Sotholand 550 Schwarze, allerdings hier meist getaufte, einem einzigen Weißen gegenüberstehen. Das Gesamtverhältnis des Uniongebietes von Südafrika ergibt den Quotienten 1 : 5, während im Kernlande, der eigentlichen Kapkolonie, schon ein Weißer auf drei Schwarze kommt. Dabei vermehrt sich jedoch die farbige, besonders auch die Negerbevölkerung Südafrikas viel rascher als die weiße; so daß, während nach obigen Angaben im ganzen Staatsgebiet die Neger etwa vier Fünftel der Bevölkerung ausmachen, ihre Zahl in einem einzelnen Landesteile mit günstigeren Wirtschaftsverhältnissen, nämlich Natal, in wenigen Dezennien auf neun Zehntel gestiegen ist. Auch der Zustrom von Hindus und Chinesen, der von der britischen Mineninduſtrie des Golddistriktes ebenso begehrt, wie von der burischen Bauernschaft des flachen Landes verfehmt wird, hält, trotz zurzeit schärfster polizeilicher oder Gesetzesmaßregeln, noch immer ungemindert an.

In Australien hingegen hat die gelbe Einwanderung, die zwischen 1851 und 1901 jährlich zwischen 20000 und 30000 Menschen ans Land spülte, seit etwa zehn Jahren infolge gesetzlicher Maßnahmen praktisch so gut wie ganz aufgehört: die Zahl gelber Ansiedler soll dort jetzt mit etwa 40000 nur noch ein knappes Hundertstel der Gesamtbevölkerung ausmachen. — Dafür vermehrt sich der Bestand an gelben Arbeitern in mehreren Provinzen des britischen Indiens, so vor allem in Assam und Ost-Bengalen, wo sie aber im Gegensatz zu den eben genannten mobilen Kulis Südafrikas zum großen Teil siedlungsbedürftige Kleinbauern sind. Bleibt doch nach der amtlichen Statistik von der Viertelmillion gelber Indiengänger, die das Hafenamt von Singapur alle Jahre passieren, etwa die Hälfte in Britisch-Indien ansässig, um so das schon von Natur verwirrende Problem der Rassenbildung und Rassenmischung Indiens noch um einen neuen, bedeutenden Faktor zu vermehren.

Diese bazarartige Buntheit der Rassen und Völkermischung Indiens ist ja schon geradezu sprichwörtlich geworden, und mit Recht: die Dravida, Khol, Sikh, Parsi, Araber, Tibetaner, um nur einige der bekanntesten Volksteile zu

nennen, sind durch Abgründe an geistiger und körperlicher Bildung voneinander geschieden; und, was diese unüberbrückbare Kluft nur vergrößert, ein zweites, unendlich verästeltes System von Scheidungen sozialer und religiöser Natur unterbindet außerdem noch jede mögliche nähere Berührung der Rassen, der Völker und der Einzelpersonen aufs sorgfältigste. — In der Tat muß das Kastenwesen Indiens das große unaufgelöste Rechenexempel der indischen Kulturproblematik genannt werden; und solange hier auch nur annähernd eine rassen- und sozialpolitische Lösung nicht erreicht ist, kann von einer Beherrschung und Entwicklung des braunen Weltteiles im Sinne der Gesittung und Bildung Europas im Ernste nicht gesprochen werden. — Mehr als dreitausend und einige hundert Kasten hat man schon gezählt, deren jede an ihren eigenen Sitten, Lehren, Gewerben, Gesetzen, Rechten und Bräuchen hängt, die sich voneinander in Abstammung, Wohnung, in Speisegeboten und Heiratsgebräuchen, in Kleidung, Nahrung und Ritual nicht minder unterscheiden als in Ansichten, Lebensgewohnheiten und Sprachausdrücken. . . Allein schon die vornehmste dieser Kastengruppen, die der Brahmanen, umfaßt gegen 1800 besondere Gruppen und Untergruppen, deren jede eine getrennte Welt sich zu erbauen bestrebt ist, die mit geheimen starken Mauern gegen alle fremde, besonders aber weiße Kultur sich abzuschließen bemüht ist.

Und merkwürdig, — während den Engländern die Herrschaft über die Leiber der Braunen leicht geworden ist, — über diese geistigen Mauern der Hindu-Gesittung und -Bildung sind auch sie nicht um eines Haares Breite hinübergekommen. Im Gegenteil: wenn etwa der wohlhabende Engländer Bombays sich in seinem vornehmen „Yacht-Club" oder den noch vornehmeren „Byculla Club" wo, wie er sich rühmt, kein Farbiger Mitglied werden kann, und sei er ein Parsimillionär oder ein autonomer Rajah selbst, hermetisch ein- und abschließt, was tut er denn eigentlich anderes, als dem Systeme der tausend Kasten Indiens ein neues Glied hinzufügen, als dem Rassen- und Kastenstolz eben jener Brahmanischen Hindus nachahmen, die ihrerseits mit dem weißen „Sahib" dasselbe Brot nicht teilen wollen noch dürfen, ohne nicht dadurch sogleich ihre Kaste zu verlieren und sich selbst und den Stammesgenossen auf ewig verächtlich zu werden.

In der Tat, so vielfältig die Kasten Indiens, so streng bemessen hier Grade, und so launenhaft im einzelnen Falle ihre Abgrenzungen gegeneinander sein mögen, — kein Kastengeist ist strenger, keine Scheidewand schroffer, als jene, die den britischen Herrn von seinem dunkelfarbigen Diener trennt. Hier liegt ein Abgrund, eine Kluft der wechselseitigen Bewertung und des Glaubens nicht minder als der Hautfarben, die keine Militärgewalt übersehen darf und keine zivile Verwaltungspolitik überbrücken kann. Bezeichnenderweise und mit vollem Recht gestehen deshalb auch einsichtige Politiker, daß, „so oft auch die persönlichen Beziehungen zwischen den britischen Beamten und ihren indischen Hilfskräften ausgezeichnet sein mögen, — Beziehungen gegenseitiger Achtung und Freundschaft, — dennoch alle Versuche, diese Beziehungen aus dem offiziellen

ins soziale oder gesellschaftliche Leben zu übertragen durchweg „nur laborius failure" sind. . . . Selbst die sozial so bindekräftigen Lehren des Christentums, die ihre kastenüberbrückende Kraft doch schon an den Senatoren und Sklaven des alten Rom bewiesen haben, selbst sie scheitern an dem elastischen, aber festen Widerstande des Hindugeistes so gut wie völlig: entweder hat der weiße Missionar überhaupt nur bei kastenlosen Indern, bei den Wildstämmen der Berge oder den Parias der Ebene einige Erfolge, oder aber der Eingeborene wird Christ, ohne seine alte Kaste in seinen und seiner Angehörigen Augen nach der Taufe abzulegen, was im Grunde genommen doch nur eine Verdrehung des inneren Prinzips seines neuen Glaubens ist.

Dieser, schier seltsam anmutenden Buntheit der kolonialen Kasten- und Rassenverhältnisse Großbritanniens entsprechend, ist auch das theoretische und praktische Verhalten der Engländer den Eingeborenen gegenüber völlig verschieden, um nicht zu sagen systemlos. Das tritt besonders deutlich in der Stellung der englischen Beamten und Offiziere zu den Eingeborenen hervor. — Da verlangt z. B. ein Diplomat vom britischen Kolonialoffizier, er solle sich in Übersee „nicht nur als Herr, sondern auch als Gentleman" fühlen und betragen; ein anderer, selbst Offizier der angloindischen Armee, fordert dagegen, daß „der Eingeborene Indiens, — mögen seine Stellung und sein Gehalt sein, so hoch sie wollen, — nicht nur stets und ständig sich vergegenwärtigen solle, daß britisches Blut Indien erobert hat, und beherrscht, sondern auch, daß diesem deshalb zu allen Zeiten und an allen Orten (!) Achtung und Unterwürfigkeit (!) bezeigt werden müsse." — (Civil and Military Gazette of India, abgedruckt in Fortnightly Review 1914, Juli, S. 105). — Dabei machen gerade die von England zur Niederhaltung der fremden Völker reichlich benutzten rassenabtrünnigen Eingeborenen die breite Kluft zwischen den farbigen Volksteilen und ihnen selbst nicht kleiner: „Sie verleumden euch," schreibt ein einsichtsreicher Mohammedaner mit Recht von den Spionen des „Geheimdienstes", „wenn sie zu uns herabstolzieren; und sie denunzieren uns, wenn sie vor euch scharwenzeln."

Genau so hochfahrend aber wie der eben erwähnte englische Offizier in Indien die Eingeborenen behandelt wissen möchte, verfuhren seine Kameraden im englischen Ägypten durchweg. Als kleines, aber immerhin lehrreiches Beispiel mag hier nur der sportmäßig betriebene, unerlaubte Abschuß der so gut wie heilig gehaltenen Dorftauben des Nillandes seitens der angloägyptischen Offiziere genannt sein, der vor einigen Jahren zu einer blutigen Revolte der empörten armen Fellahin führte, wobei mehrere der widerrechtlichen Sportsleute ihren wohlverdienten Tod fanden.

So wird also die große Frage der Rassenbeherrschung, ganz abgesehen davon, daß sie schon ein schweres wirtschaftliches Problem, das der Lebens- und Lohnfrage der weißen Arbeit, umschließt, zu einer geradezu vitalen Frage der englischen Kolonialpolitik durch die Beherrschung von Millionen

Seelen durch einige wenige anders organisierter Geister. — Aber die große Last der sittlichen Verantwortung, die ein solches Kulturproblem dem kolonisierenden Volke auferlegt, macht dem Engländer im Grunde kein besonderes Kopfzerbrechen: mußte doch selbst Lord Curzon als Vizekönig von Indien in seiner großen Guildhall-Rede von 1904 gestehen, daß „den Durchschnittsengländer das neueste Fußball- oder Cricketwettspiel, ein Motorrennen oder ein Ringkampfmatch viel mehr interessieren, als die große Verantwortung, die seine Landsleute auf dem Erdenrund auf sich geladen haben." — Und was der kluge Staatsmann hier vom Durchschnittsengländer sagt, das gilt mit ungemindertem Rechte auch von der englischen Durchschnittspolitik selbst: sie ist, zum mindesten in der Beurteilung des verwickelten Rassenproblems, so gleichgültig und verlegen, daß man sie geradezu als grundsatzlos bezeichnen muß.

Aus dieser Grundsatzlosigkeit erklärt sich denn auch allein die auffallende und störende Vielfältigkeit der rechtlichen und sozialen Regelung der eingeborenen Rassenverhältnisse in den englischen Kolonien. In der Union von Südafrika zum Beispiel haben die Kaffern in der eigentlichen Kaplolonie das aktive Wahlrecht, seitdem 1907 das Stimmrecht „jedem zivilisierten Mann" statt jedem „Weißen" erteilt wurde; die Kaffern des benachbarten Natal jedoch besitzen es nur theoretisch, während es ihnen praktisch so gut wie unerreichbar bleibt.

Die Neueinwanderung beziehungsweise Einführung von Kulis gelber und brauner Farbe in das Uniongebiet ist seit demselben Jahre — vornehmlich auf das Drängen der burischen Großgrundbesitzer hin — gesetzlich verboten worden; die vorhandenen farbigen Arbeiter asiatischer Herkunft wurden wieder abgeschoben. Später heimlich eingeschmuggelte Kulis wanderten zum Teil ins Gefängnis oder wurden zwangsmäßig in ihre Heimat zurückbefördert. Die Zahl dieser besonders seit dem Friedensschlusse von 1902 von den englischen Großminenbesitzern eingeführten Kulis hatte übrigens bis zu dem obigen Datum etwa 50000 Mann betragen; und in Natal waren schon 1904 die Inder allein genommen zahlreicher als die Europäer, so daß in der rassenbewußteren Presse Australiens und Neuseelands schon damals betont wurde, man solle Provinzen, die mit so vielem britischen Blute erobert seien, nicht widerstandslos den „asiatischen Horden" überlassen. Ebenso müssen zum Beispiel schon seit Jahren alle bei dem Einwanderungsamt von Vancouver gelandeten Chinesen eine enorme Kopfsteuer — wenn wir recht berichtet sind, 600 Mark — hinterlegen; Inder aus dem britischen Kolonialgebiet werden überhaupt zurückgewiesen: der farbige Verbündete Englands aber, Japan, wurde genötigt, die Auswanderung der eigenen Landeskinder nach Britisch-Nordamerika selbst zu verbieten, und in Neuseeland ist man schließlich gleichfalls entweder zu Kopfsteuern oder zu Einwanderungsverboten mit Gefängnisstrafe für braune Arbeiter übergegangen. Gerade in Australien war man mit der Politik der Rassenabwehr schon im Jahre 1901 so gut wie fertig geworden: nach 1906 zum Beispiel durfte in Queensland kein Kanake (malaiopolynesischer Arbeiter) mehr eingestellt werden,

und ähnlich führten auch Kanada und Neuseeland gesetzliche Regelung und praktische Schutzmaßregeln gegen die große sinojapanische Überflutung ein. Besonders in diesen pazifischen Gebieten war — wie der Herausgeber des Sidneyer Hauptblattes des S.-Bulletin im Jahre 1911 mit Recht schrieb — die Rassenpolitik „nicht mehr eine politische Theorie geblieben, sondern ein Evangelium geworden" — „ein Dogma, das auf der Zwangslage beruht, zwischen nationalem Bestehen und völkischem Selbstmorde zu entscheiden." (Zitiert im „United Empire", Roy. Col. Inst. Journ. N. S. III, 1912, S. 320.)

Was hier vom australischen Politiker zunächst bloß von Australien selbst gesagt worden war, das bestätigte für Kanada ein so weitblickender Gelehrter wie F. Brooman, wenn er in seinem Vortrag über Britisch-Columbia der Londoner kolonialen Gesellschaft erklärte: „Die von dem Volke Großbritanniens, und zwar bald zu entscheidende Frage ist die, ob dieses letzte große Feld der angelsächsischen Rasse, nämlich Westnordamerika, von einer angelsächsischen Zivilisation besetzt, oder von den Horden fremder, nicht assimilierbarer Völker überflutet werden solle." (Jb. Seite 463.) Aber schon das betretene Schweigen der Versammlung und die heftigen Vorwürfe einiger Imperialisten mußten dem Manne vom Ostrande des Pazifik zeigen, daß er mit der Erörterung der Zukunftsfrage des kolonialen Rassenproblems in ein Wespennest gestochen hatte, von dem man in England möglichst wenig zu erfahren gewillt war.

Somit lassen sich die Leitlinien der Rassenpolitik der selbständigen Kolonialen im Gegensatz zu der Prinzipienlosigkeit der Londoner Regierung selbst, in die Worte eines neueren englischen Politikers zusammenfassen, daß „diejenigen Kolonien, die eine asiatische Bevölkerung schon haben, entschlossen sind, sie nicht weiter anwachsen zu lassen; während diejenigen, welche noch keine haben, gewillt sind, sich eine solche gänzlich fernzuhalten. . . ."

Von der gemischten Laune aber, mit der man im Mutterlande selbst jenen Proben eigenständiger Rassenpolitik der Kolonien zusieht, spricht deutlich die sauersüße Bemerkung des schon soeben erwähnten englischen Kolonialpolitikers, daß zwar die „Gründe für diese Haltung der Kolonien oft genug erörtert worden seien; jedoch die Möglichkeit, diese Stellungnahme zu unterstützen, eine andere (!) und kompliziertere (!) Frage" sei. . . . („United Empire", Roy. Col. Inst. Journ. 1914, Juli, S. 529.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Theologie

In seinem frisch geschriebenen Buch **„Moderne und Positive"** (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig. Preis 2 Mark) empfindet **Karl Sell** den Gegensatz zwischen Modern und Positiv so stark, daß er von zwei „Weisen der Religion" spricht, die „bis auf die Wurzel der Art nach" verschieden sind. Denn der Positive geht von Tatsachen der Geschichte, „Heilstatsachen", aus. Der Moderne redet nur von den Empfindungen seines Bewußtseins, von denen dann vielleicht auf objektive Größen (z. B. Gott) zurückzuschließen ist; sein Ideal ist „gotterfülltes Diesseits". Dennoch hält Sell ein friedliches Zusammenarbeiten beider Richtungen für möglich, und gerade der moderne Pfarrer soll durch Takt und Rücksichtnahme auf des anderen Frömmigkeit dazu beitragen. Das wird an Beispielen erläutert. Und so will seine Schrift zur „praktischen Verträglichkeit" beitragen. Ob es aber wirklich richtig ist, den Gegensatz der Richtungen so scharf zu fassen? Wenn Sell meint, daß unsere religiösen Empfindungen die Annahme einer göttlichen, transzendenten Welt nahelegen, wenn er dagegen sich energisch verwahrt, daß nach ihm oder Jatho „Gott überhaupt nur im Menschengehirn existiere", so ist ein Dualismus aufgerichtet, der ihn abrückt von allem modernen Monismus und der alten Theologie näher bringt, als es zunächst scheint.

Karl Sappers konservativ gestimmter **„Neuprotestantismus"** (Verlag von Beck, München, Preis geb. 3,50 Mark), der ungefähr dem Standpunkt des evangelischen Oberkirchenrats entspricht, dürfte nach Sells Begriffsbestimmung nicht zur modernen Theologie hinzugerechnet werden. Denn ihm ist die historische Persönlichkeit Jesu der tragende Grund aller Frömmigkeit. Er gibt die Erklärung, daß die moderne Theologie nur eine neue Form ist, um „den Menschen unserer Zeit den Weg zu Christus und durch Christus zu Gott zu führen". Wenn aber das Wesentliche des alten Glaubens, das „persönliche Vertrauensverhältnis zu Gott und Christus", im Neuprotestantismus festgehalten wird, so ist ein Streit der Richtungen nicht nötig. Die Darstellung Sappers ist leicht verständlich, geht aber noch zu sehr für den Laien in dem Gleise theologischer Formeln und Ausdrücke, wie sie in der Ritschlschen Schule aufgekommen sind. Jedenfalls kann man aus dem Buch, aus dem eine edle Frömmigkeit spricht, den theologischen Standpunkt kennen lernen, der in jüngeren Pfarrerkreisen weitgehende Verbreitung heute hat.

Das Resultat der Schrift **Bernhard Liebermanns**, dessen Titel **„Biologisches Christentum"** (Verlag von Mühlmann in Halle. Preis 4 Mark, geb. 5 Mark) mich zunächst erhoffen ließ, hier neue Erkenntnisse über die Beziehungen der Naturwissenschaft und Theologie zu finden, kann in den Satz zusammengefaßt werden: Christus, das wesensgleiche Ebenbild Gottes, muß in das Herz aufgenommen werden, immer völliger, immer reiner. Alte orthodoxe, lebenswarme Frömmigkeit tritt uns in dem Buch entgegen. Aber „ein System eines biologischen Christentums" hat der Verfasser nicht aufgerichtet. Es ist warmherzigen, oft predigtartigen Ausführungen ein kleiner wissenschaftlicher Mantel umgehängt, und das Fremdwort „biologisch" wird bei dem starken naturwissenschaftlichen Interesse zur buchhändlerischen Verbreitung der Schrift beitragen.

Bisher lebte die Theologie in dem Gedanken, daß die großen sittlich-religiösen Gedanken Jesu, abgesehen von einigen zeitgeschichtlichen Schalen, in unsere Zeit übertragen werden können. Harnacks berühmtes

Buch über das Wesen des Christentums hat uns dieses besonders eindringlich nahegebracht. **Albert Schweitzer** kommt in seinen Untersuchungen „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung" (2. Aufl. Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen. Preis 12 Mark, geb. 13,60 Mark) zu einem durchaus anderen Resultat. Er faßt Jesus ganz eschatologisch auf, der das Ende der Dinge stündlich erwartete. Wenn aber Gottes Reich vor der Tür steht, dann muß nach dem jüdischen Glauben, den Jesus teilte, der Menschensohn-Messias schon im Verborgenen auf Erden wandeln. Und nun kam Jesus in irgendeinem Augenblick seines Lebens zu dem Wahn, daß er zu diesem Menschensohn bestimmt sei. Von hier aus ist alles in seinem Leben zu verstehen, vor allem das geheimnisvolle Verbergen seines Messiasanspruches. Es ist klar, daß eine eschatologische Auffassung aller Worte Jesu es unmöglich macht, ihn als sittlich-religiöses Vorbild unmittelbar in unsere Zeit hineinzustellen. Denn ein Schwärmer — und das ist er dann — wird nicht unsere Richtschnur werden. Dennoch will Schweitzer nicht rein negativ schließen. Wie Jesus sollen wir „von dem Wollen und Hoffen auf das Reich Gottes hin" erfüllt sein. Sein Ziel, die Weltvollendung, soll neu von uns ergriffen werden, und die religiöse Verkündigung wird größere Ziele und größere Kraft erhalten. Mit großer Energie wird das uns nahe gebracht. Schweitzer bietet seine Resultate in Form einer Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, deren erste Abschnitte besonders durch eine knappe und klare Darstellung hervorragen; die letzten Kapitel orientieren uns, vielleicht öfter zu breit, über die neuesten Phasen der Forschung, z. B. Jensens und Drews', bis zum Jahre 1912. So stark ich das Buch ablehne, so dringend empfehle ich es zur Lektüre. Durch den zum Teil glänzenden deutschen Stil, durch die oft scharfsinnige Kritik, durch den temperamentvollen Ton des Buches, der die inneren Kämpfe des Verfassers mit überlieferten Auffassungen deutlich hindurchfühlen läßt, reißt das Buch den Leser fort, und dann stößt es plötzlich durch rücksichtslose Polemik gegen verdiente Forscher, z. B. Ritschl oder Jülicher, durch die scharfe Hervorhebung der eigenen Resultate, als ob sie einen Wendepunkt in der Forschung bedeuten, ab. Jedenfalls steht hinter dem Buch eine eigenartige, vielleicht nicht leicht zu ertragende Persönlichkeit. Trotz aller negativen Resultate weht durch das Buch ein starker religiöser Zug.

Karl Beths gedankenreiches Buch **„Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion"** (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig. Preis 5,50 Mark, geb. 6 Mark) führt in das Problem des Verhältnisses von Geschichte und Religion ein, das im Mittelpunkte der heutigen theologischen Debatten steht. Der orthodoxe Standpunkt kannte eigentlich keine wirkliche Entwicklung des Christentums, sondern nur Abfall oder Rückkehr zu den Schriften des Neuen Testaments. Die ganze theologische Arbeit bestand darin, aus diesen Schriften, die man als inhaltlich einheitlich faßt, „einen festen, stabilen Kodex zu gewinnen, der für alle Zeiten absolute „Geltung" hat. Der neuere Theologe sucht, historisch einen ewigen Kern des Christentums aus seinen Schalen herauszusondern. Auch dieses hält Beth für unmöglich (vgl. S. 228 ff.). Er geht neue Wege. Eine einheitliche Formel für das Wesen des Christentums gibt es nach ihm nicht. Das Neue Testament zeigt schon verschiedenartige religiöse Ausprägungen. Selbst die Gedanken Jesu sind nichts Eindeutiges, das sich nur folgerecht zu entfalten braucht, um sein Wesen darzutun. Verschiedenartige Entwicklungsmöglichkeiten liegen von Anfang an dem Christentum zugrunde. Darin liegt ein ungeheuerer Vorzug. Denn nun konnte das Christentum in die Kulturwelt eingehen und sich zur Kulturreligion entwickeln. Und so faßt er das Christentum nicht als eine Evolution auf, d. h. als Entfaltung einer von Anfang fix und fertig abgeschlossenen Größe, sondern als eine Epigenesis, d. h. „als ein Werden auf Grund von verschiedenen Motiven, die im Ausgangspunkt nicht enthalten waren, sondern erst gelegentlich sich einstellen und sich geltend machen" (S. 127). Es ergibt sich daraus, daß wir bewußt an der Weiterbildung unserer Religion, d. h. an ihrer Einigung mit der Kultur, arbeiten müssen. Er faßt neue Formen des Christentums ins Auge, damit

es Kultur- und Universalreligion stets neu bleiben kann. Und doch will er nicht etwa eine Religion heraufführen, die sich ganz losgelöst hat von ihren christlichen Ursprüngen. Wenn sich präzis das Wesen des Christentums nicht feststellen läßt, so ist doch die Tendenz oder Zielstrebigkeit „des inneren Gehaltes" erkennbar. Es will Erlösung von Sünde, Gottesferne und deren Übeln bringen. Es hat universale Züge (vgl. S. 284 f.) usw. Und diese Zielstrebigkeit ist maßgebend für die Weiterentwicklung. Und so hat Beths Buch auch einen konservativ-religiösen Zug, der es verhindern soll, etwa eine rein monistische sogenannte Religion heranzuentwickeln. Das erste Kapitel mit seinem Rückblick auf bisherige Forschung kann bei der Stoffülle geradezu von weiterer Lektüre abschrecken.

Eine gesonderte Stellung nimmt unter den Theologen **August Dorner** ein, der in seinem Werk **„Die Metaphysik des Christentums"** (Verlag von Spemann, Stuttgart. Preis 12,60 Mark) davon ausgeht, daß die denkende Vernunft, die uns zu der Annahme eines Gottes zwingt, das religiöse Glauben in ein sicheres, gewisses Wissen umwandeln muß. Ich gebe ihm darin recht, daß, wenn die Größe Gott wankend geworden ist, die Religion schließlich zusammenbricht. Es wird also immer Aufgabe der Theologen bleiben, den Glauben an Gott apologetisch sicher zu stellen, und es kann das auch wohl nur geschehen, wenn Metaphysik in die Theologie eingeführt wird, wie es auch bei Schleiermacher war. Aber sein Denken hat etwas Kaltes und wenig Einleuchtendes, weil es nicht wie etwa bei Fichte oder Eucken mit einem Aufschwung des Ich zu der ewigen Welt verbunden ist, sondern weil es nur von erkenntnis-theoretischen Erwägungen ausgeht. Genauer handelt es sich in dem Buch um das metaphysische Grundverhältnis zwischen Gott und Mensch, dessen Eigenart darin gefunden wird, daß Gott transzendent und immanent sein muß. Dies Verhältnis Gottes wird genauer beschrieben, wie wenn es uns möglich ist, über ihn zu spekulieren. Und er kann doch nur geahnt werden als letzte Größe. Sechshundertvierundsechzig große Seiten umfaßt das Buch. Nur die Erinnerung an den ehrwürdigen, gelehrten Verfasser hat mich gezwungen, mich hindurchzuarbeiten.

Ein herzerfreuendes Buch ist die **Luther-Biographie** von **Georg Buchwald** (2. Aufl., Verlag von Teubner in Leipzig Pr. geb. 8 Mark, bzw. 10 Mark), die in zweiter Auflage vorliegt und von allen Seiten bereits viel empfohlen ist. Dem evangelischen Haus kann sie als Familienbuch auf das wärmste angepriesen werden: vorzügliche Bilder, guter Text, erstaunlich billiger Preis. Wenn in allen gebildeten Häusern Biographien von Goethe und Bismarck zu finden sind, so sollte es doch auch Mode werden, etwas Luther zu studieren. Daß auch der Forscher von Buchwald lernt, ist selbstverständlich.

Paul Wernles Buch **„Evangelisches Christentum in der Gegenwart"** (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen. Preis 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark) enthält drei Vorträge, die vor gemischtem Publikum gehalten sind — so wie alles, was aus Wernles Feder kommt, frisch und anregend geschrieben, eine vorzügliche Lektüre für Nichttheologen. Die Themen sind: „Christentum und Entwicklungsgedanke! Was haben wir heute an der Reformation? Die Forderungen der Bergpredigt und ihre Durchführung in der Gegenwart." Der erste Vortrag sucht, im Sinne von Beth, Christentum und Kultur zu einen, der zweite will die religiöse Empfindung Luthers von der Verdammnis und der Erlösung des Menschen, die uns fern liegt, wieder verständlich machen in seinem ewigen Wert; der dritte Vortrag ist stilistisch und inhaltlich eine geradezu glänzende Leistung. Alle Vorträge sind von starker religiöser Empfindung getragen.

Pfarrer lic. theol. Walter Wendland

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Suum cuique

Das warſt du, Friedenskaiſer: offen
Trugſt du das Herz auf deiner Hand,
Und wie du ſelber, raſch zu hoffen
Hielteſt du jeden dir verwandt.
Undank dir, Kaiſer, ward!
Kaiſer, werde hart!

Deutſchland im Krieg! Mit raſchen Schlägen
Schaffte ſich Raum der Rieſenmut.
Schon fühlt der Feind ſich unterlegen
Und raſt in Freveln wilder Wut.
Sind wir wehrloſer Art?
Kaiſer, werde hart!

Klage erhebt die Volksgemeinde,
Dir liegt das Reichsſchwert auf den Knien:
Vergeltung fordern wir am Feinde,
Nimm du das Schwert und ſchlage ihn!
Jedem nach ſeiner Art!
Kaiſer, werde hart!

Dann wird dir einen Namen ſchmieden,
Wie keinem je zuvor, die Welt.
Er zeigt dich, wie du warſt im Frieden,
Er zeigt dich, wie du biſt im Feld,
Milde mit Kraft gepaart:
„Wilhelm Werdehart!“

Ric von Carlowitz-Hartitzſch

Der Vernichtungskrieg und seine Folgen

Von Hartwig Schubart

Der Krieg in seiner absoluten Form erstrebt Vernichtung des Gegners. Aber dieser Krieg, der wohl in den ersten Anfängen menschlichen Gesellschaftslebens die Regel gewesen sein mag, zeigt sich in historischer Zeit seltener und seltener — eine Ausnahme bedeutet wohl nur die Vernichtung Karthagos durch Rom, der Kampf des Kontinentalprinzips gegen die Seemacht. Das Ziel der übrigen Kriege ist im allgemeinen ein weit beschränkteres; nicht die Vernichtung des Gegners, sondern die Erreichung eines bestimmten politischen Endzwecks wird im „Kulturkrieg", um dieses Wort zu benutzen, durch Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte angestrebt.

Jetzt, in der höchsten Blüte moderner Kultur, sehen wir vor unseren Augen wieder einen Krieg sich abspielen in seiner ursprünglichen Form; ein Vernichtungskrieg mit allen seinen Folgen wird gegen Deutschland geführt.

Und wieder hat der alte Gegensatz, der Rom und Karthago zu diesem Kampf auf Leben und Tod führte, diesen neuen Vernichtungskrieg entfesselt, — die maritime Macht, England, will sich den Kontinent dauernd zum Sklaven machen, hiergegen kämpft der durch Deutschland repräsentierte, unabhängige Kontinent —, wenn es auch England gelungen ist, räumlich unverhältnismäßig größere Kontinentalmassen gegen Deutschland ins Feld zu führen.

Zweck dieser Betrachtung soll es nun sein, zu untersuchen, wieweit die geplante Vernichtung Deutschlands die Art des Kampfes gegen uns beeinflußt hat, zu untersuchen, welche Gegenmaßregeln ergriffen werden müssen, um Deutschlands Staat und Volk zu erhalten.

Bezweifeln möchte ich, ob unseren Gegnern das jetzt klar erfaßte Ziel der Vernichtung mit allen Mitteln von Anfang an bewußt war. Wohl war von Anfang an eine Zertrümmerung des Deutschen Reiches vorgesehen, und die diesbezüglichen Aufteilungskarten, welche in auswärtigen Blättern erschienen, mögen nicht lediglich der Redaktionsphantasie entsprungen sein; wenigstens beweisen speziell die England wie Frankreich zugedachten Gebiete eine richtige ökonomische Bewertung. Gerade dieser ökonomische Gesichtspunkt, welcher die Absicht wirtschaftlich nutzbaren Erwerbes zeigt, mußte es aber anderseits wünschenswert erscheinen lassen, den wirtschaftlichen Wert dieser Gebiete zu erhalten, und so mag bei unseren Gegnern im Anfang wohl nur die Zer-

trümmerung der deutschen Staatsform, nicht aber des Deutschtums schlechtweg, das Ziel des Krieges gewesen sein.

Das deutsche Volk stand in ungeahnter Einigkeit zusammen für sein Reich; alle Parteien fanden sich, auch diejenige Partei, deren ureigentliches Wesen der Internationalismus sein muß, die Sozialdemokratie, erkannte klar, daß ihr Ziel der Arbeiterfürsorge nur durchführbar sei bei Erhaltung der deutschen Staatsform und trat bedingungslos mit auf den Plan zur Erhaltung des Reiches.

Diese Einmütigkeit Deutschlands war die erste Folge des Vernichtungsgedankens unserer Gegner — im Verein mit der nicht genug anzuerkennenden Mobilmachungsvorarbeit und der Schlagfertigkeit unserer Heere hat sie ihn heute bereits, obwohl der Kampf noch lange nicht beendet ist, zunichte gemacht.

Wohl erst das Fehlschlagen der politischen Vernichtungsträume hat dann unsere Gegner dazu geführt, die Vernichtung des Gesamtvolkes in seinen einzelnen Individuen zu erstreben, und zwar die persönliche wie die wirtschaftliche. Ausgegangen ist dieser Gedanke von England — England ist der Feind, der den Krieg herbeigeführt, und auf die Art seiner Führung, militärisch, wirtschaftlich und ethisch, den bestimmenden Einfluß ausgeübt hat und weiter ausübt; Frankreich, Rußland und die übrigen Gegner sind nur Englands ausführende Organe. Daher wird es nicht nur möglich, sondern praktisch und sogar notwendig sein, auch jetzt, mitten im Krieg, bereits die Zukunftsbeziehungen mit letztgenannten Feinden nicht außer Rechnung zu lassen. Trotz aller jahrelangen Eifersüchteleien Frankreichs, trotz allen Gegensatzes zwischen deutscher Kultur und russischen Anschauungen möchte ich den Kriegszustand doch mehr als etwas akzidentelles, von außen hereingetragenes, ansehen und glauben, daß diese verschiedenen Staatswesen des Kontinents sehr gut nebeneinander und miteinander zu leben vermögen; die Gegensätze zwischen England und Deutschland aber sind organischer Natur, der alte Gegensatz zwischen Rom und Karthago kann nur einer Macht das Bestehen erlauben.

In England ist man zur vollen Erkenntnis dieser Notwendigkeit durchgedrungen — England weiß, daß es den Lebenskampf kämpft, und daher heißt es immer wieder: „Deutschland muß vernichtet werden." In Deutschland aber stehen weite Kreise, vor allem der Gebildeten, diesen tatsächlichen Verhältnissen noch immer fremd und verständnislos gegenüber, noch immer wird ein gutes Einvernehmen mit dem englischen Reich nicht nur für möglich, sondern für wünschenswert gehalten.

Gewiß ist die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Frieden geschlossen werden kann auf anscheinend freundschaftlicher Basis mit England — ein solcher Friede könnte aber nur ein Waffenstillstand sein, benutzt zu neuen Kriegsvorbereitungen. Der Gegensatz zwischen Europas Kontinent und englischer Seemacht, der zuerst durch Napoleon den Ersten klar erkannt worden ist, muß jetzt zum Austrag kommen. Zudem erfordert die

Pflicht gegen unseren neuen Bundesgenossen, die Türkei, diesen Austrag. Ein vorzeitiger Friede, ein solcher, der nicht die Bedingungen des Falls der englischen Hegemonie in sich schließt — sofern es uns nicht gelingen sollte, dies Land direkt militärisch niederzuringen —, würde die planmäßige Unterjochung des mohammedanischen Elements in den nächsten Jahren mit Bestimmtheit herbeiführen, und damit wäre die erfolgreichste Möglichkeit zur Bekämpfung des Inselreichs, der Abfall der Kolonien, zum größten Teil von vornherein auszuscheiden.

An einen solchen vorzeitigen Frieden scheint aber England in eigenem Interesse bereits jetzt zu denken, wenn es allerlei Notizen über angebliche deutsche Kriegsmüdigkeit in auswärtige Blätter bringen läßt; und folgerichtig bereitet es sich jetzt schon auf den nächsten endgültigen Waffengang vor, indem es nicht sowohl die deutschen Kämpfer außer Gefecht zu setzen, sondern die deutsche Volkszahl dauernd herabzumindern, die deutsche wirtschaftliche Lage dauernd zu schädigen eifrigst bemüht ist.

Ich halte die unwürdigen Verhältnisse in den englischen Konzentrationslagern, die Verwendung von Expansionsgeschossen, neuerdings mit Phosphorfüllung, sowie den wirtschaftlichen Krieg für eine wohldurchdachte Vorbereitung für den nächsten Krieg, falls der jetzige die Vernichtung Deutschlands nicht herbeiführen sollte.

Bei den von uns beklagten Verstößen gegen die Genfer Konvention, sowie gegen sonstige Grundsätze des Völkerrechts, ist streng zu unterscheiden zwischen den von einzelnen Personen im Zustande der Erregung begangenen Verbrechen und den Verbrechen von Staats wegen. Die Verbrechen von Einzelpersonen sind gewiß zu beklagen und erfordern strenge Gegenmaßregeln. Immerhin sind diese „Franktireurtaten" leichter zu unterdrücken und schaden auch der Zukunft unseres Volkes weniger, als das gesetzwidrige Vorgehen der feindlichen Staaten. Das Land des Franktireurtums par excellence ist stets Frankreich gewesen, woher ja auch der Name stammt; und trotzdem sind wir stets geneigt gewesen, die Franzosen als Gegner zu achten und in gute Beziehungen zu Frankreich zu treten. Das Land aber, welches immer kalten Blutes zur Vernichtung des Gegners die grausamsten Verbrechen begangen hat, ist England gewesen — und hier dürfen wir nicht verzeihen!

Grausamste Vernichtung verbrämt mit ekelhafter Heuchelei war von jeher die Gewohnheit englischer Staatsleitung. Der eigentliche Vater des „cant" ist der politische Tartuffe sans phrase, Oliver Cromwell, der es fertig brachte, die unmündigen Kinder seiner politischen Widersacher, des katholischen Adels, in ihren Schlössern zu verbrennen, und dann in frommen Briefen zu erzählen, daß es Gott dem Herrn gefallen habe, die Papistenbrut dem Flammentode zu überliefern! Und in würdiger Nachfolge schufen die Engländer die berüchtigten Konzentrationslager des Burenkrieges, in denen *während* des Krieges 25 000 Burenfrauen und Kinder am Hungertyphus starben. Da aber diese Lager

noch Jahre lang nach dem Kriege bestanden, da ferner von den endlich Entlassenen viele bereits den Todeskeim in sich trugen, so beziffert sich die Gesamtzahl der von England tatsächlich gemordeten Frauen und Kinder auf etwa 57000.

Diese Methode der Konzentrationslager hat die englische Staatsraison jetzt bewußt wieder angewandt. Der englische Gedankengang ist eben völlig logisch und klar: „es steht zu befürchten, daß Deutschland in diesem Kriege noch nicht vernichtet werden kann. Dann soll ihm möglichst viel Abbruch an Menschen wie an Geld getan werden, damit der spätere Vernichtungskrieg für England um so leichter ist."

Untersuchen wir, wie weit England diesem Ziel bereits nahegerückt ist.

Unsere Kampfmittel bestehen in erster Linie in Menschen, in zweiter in Geld. Sind diese beiden in ausreichender Menge vorhanden, so ist ein dauernder Mangel an allem anderen kaum zu fürchten. Gegen diese beiden Grundbedingungen eines deutschen Kriegserfolgs, auch in der Zukunft, kämpft also England systematisch an.

Nun wird zunächst ein großer Teil der Gefangenen, die während ihrer Gefangenschaft Entbehrungen und Witterungseinflüssen ausgesetzt sind, körperlich außerstande sein, in einem künftigen Kriege ihre Person für das Vaterland einzusetzen, wie auch ein sehr großer Prozentsatz der durch Dum-Dum-Geschosse Verwundeten, namentlich wenn die Geschosse noch chemisch infiziert, beziehungsweise mit Phosphor gefüllt sind, wie dies in der letzten Zeit vorgekommen sein soll — sie werden aber auch im sozialen Erwerbsleben stark beschränkt sein.

Schon dies allein ist geeignet, unseren Gegnern für die Zukunft Überlegenheit zu verschaffen.

Nun ist aber erfahrungsmäßig bisher nach allen Kriegen der letzten Zeiten Hand in Hand mit einem wirtschaftlichen Aufschwung eine Steigerung der Geburtenziffer eingetreten. Es steht also zur Frage, ob wir nach der Beendigung dieses Krieges mit denselben Folgen rechnen dürfen. Hier möchte ich sehr skeptisch sein. Die ungeheuren Kosten des Krieges, der riesige Verlust an Kulturwerten, werden uns, selbst wenn wir auf allen Fronten einen entscheidenden Sieg erringen, nicht ersetzt werden können. Wer sollte sie uns ersetzen? Frankreich, das Milliarden über Milliarden in Rußland, der Balkanhalbinsel und der Türkei verlieren würde, wird nicht genügend Mittel besitzen. Selbst wenn man nun Frankreich auf lange, lange Jahre hinaus mit Abzahlungen drücken könnte, so würde doch für die nächste Gegenwart nicht genug Geld geschafft werden. Zudem möchte ich bezweifeln, ob ein solches Unterdrücken Frankreichs in unserem Interesse läge — ein blühender deutscher Handel, eine blühende deutsche Industrie benötigen eines kaufkräftigen Frankreichs. Rußland hat bereits jetzt den Staatsbankrott für den Fall des Unterliegens angekündigt, — von England werden wir, wenn wir jetzt nicht ganze Arbeit mit ihm machen können, keinen Penny erhalten.

Kriegsentschädigungen werden also einen neuen wirtschaftlichen Aufschwung kaum herbeiführen können. Dagegen haben wir ungeheuer vermehrte Abgaben

durch Schuldverzinsung, durch Hinterbliebenen- und Invalidenfürsorge, und durch Neubeschaffung verbrauchten Materials.

Endlich ist noch der enorme Verlust an deutschem im Auslande investierten Vermögen in Betracht zu ziehen. Alles dies wird unsere Lebenshaltung herunterdrücken; die Vorbedingung der Volksvermehrung, die Prosperität, wird fehlen.

Zudem dezimiert dieser Krieg das kräftige Männermaterial, wie nie einer zuvor; die rein physischen Zuchtbedingungen unseres Volkes werden auf das schwerste gelitten haben, ganz abgesehen davon, daß die Zeit des Feldzuges für Zeugungen fast ganz ausfällt. Auch die Zurückgebliebenen, wohl schon an sich schwächlicher, werden zum Teil noch durch Unterernährung zu leiden haben.

Aus allem diesen folgere ich also, daß England durch sein planmäßiges Vorgehen gegen deutsches Blut und deutsches Vermögen bereits jetzt die Bedingungen eines erst später erfolgenden Entscheidungskampfes auf das günstigste für sich selbst beeinflußt hat, und daß eine rein zahlenmäßige Betrachtung uns schon dazu zwingen muß, nicht eher mit England Frieden zu schließen, als bis wir zum mindesten die Vorbedingungen zum Sturz seiner Hegemonie herbeigeführt haben.

Die Ausdehnung des Kampfes zwischen England und Deutschland bis zum endgültigen Zusammenbruch eines der beiden Völker ist unabwendbar. Es liegt im Wesen der maritimen Macht, andere Völker für sich arbeiten und schaffen zu lassen; selbst wurzellos in gewissem Sinne, wenigstens außerstande, die nötige Lebenskraft aus seinem eigenen Boden zu ziehen, muß eine rein maritime Macht zur Schmarotzerpflanze werden an anderen Völkern, zum aussaugenden Polypen, der den Arbeitspreis der anderen als Gold, lediglich durch Handel und mühelosen Bankiergewinn, bei sich anhäuft, und darauf seine Herrschaft aufbaut. Auf solcher Grundlage war das Staatswesen Karthagos gegründet — auf diesen Verhältnissen beruht die heutige Macht Großbritanniens. Es ist daher eine Lebensbedingung Englands, alles niederzuhalten, was dieser seiner Aussaugetätigkeit entgegenstehen könnte. So mußten Spanien und Holland aus der Reihe der Großmächte verschwinden, so wurden handelspolitische Aufwärtsbewegungen Frankreichs oft hart unterdrückt, so soll jetzt Deutschland aus der Reihe der Konkurrenten Englands verschwinden. Und auf dieses Ziel kann die englische Politik nicht verzichten — dies Ziel muß auch nach Beendigung des jetzigen Ringens die englische Politik stets von neuem beherrschen, solange Great Britain eben existiert, und nicht nur die kleine Insel England.

Diese klare Erkenntnis muß auch unsere Kriegsführung beherrschen, und ihr die Ziele zeigen. Das Ziel muß heißen: „Deutschlands Bestehen, also Englands Untergang!“ Daher vor allem kein fauler Friede — würde hier die Diplomatie versagen, so würde in absehbarer Zeit von neuem das Schwert zu arbeiten haben.

Zunächst muß den vielerlei kolonialen Abbröckelungsversuchen Zeit und Möglichkeit zum wirklichen Abfall gegeben werden. Dann aber ist beim Frieden

des Kontinents wirtschaftliche Einigung anzustreben. Ein gutes wirtschaftliches Verhältnis, etwa eine Zollvereinigung, mit Frankreich, mit dem wir uns in glücklichster Weise ökonomisch ergänzen könnten, — eine der Lieblingsideen Rankes — unter Ausschluß Englands vom Kontinentalhandel würde eine weit bessere Grundlage für deutsches Aufblühen und Gedeihen nach dem Kriege sein, als alle nur denkbaren Kriegsentschädigungen; es würde aber auch Frankreich Wohltaten zukommen lassen, und zum Verwischen manches im tiefsten Innern unlogischen Gegensatzes und Hasses zwischen beiden Völkern dienen können. Für England aber wäre dies der Todesstoß!

Über diesem großen Endziel dürfen wir aber auch die augenblicklich erforderlichen Gegenmaßregeln gegen England nicht vergessen.

Nochmals ist zu betonen, daß alle die von staatlicher Seite gegen uns begangenen Verbrechen wie Verstöße wider die Abmachungen des Völkerrechts nur die Folgen eines genau durchdachten Planes, des Vernichtungswillens unserer Gegner, sind. Der einzelne Kommandant eines englischen Concentration-Camp mag eifrigst bemüht sein, die Lage der seiner Obhut übergebenen Gefangenen gut zu gestalten — die Tatsache, daß er durch die mangelnden Einrichtungen hieran gehindert wird, ist ein Ausfluß des Regierungswillens. Ein Land, welches sich seit langen Jahren in eingehendster Weise auf den heutigen Krieg vorbereitete, welches die sofortige Ergreifung aller in seinen Territorien befindlichen Deutschen seit langer Zeit als Kriegsmaßregel vorgesehen hatte, und den Ausdruck der Freude über die hierdurch erwartete Schwächung der deutschen Armee in seinen Presseäußerungen nicht verborgen hat, kann sich bezüglich der Unterbringung der Gefangenen nicht mit der Unzulänglichkeit von Zeit und Mitteln entschuldigen — volle Absichtlichkeit aller Maßnahmen muß hier als erwiesen gelten.

Es ist nun absolute Pflicht der Reichsregierung, gegen diesen Versuch, die Zukunft unseres Landes zu untergraben, vorzugehen, um so mehr, als ja die öffentlichen englischen Stimmen diese Absicht ruhig zugeben. Ob im englischen Parlament die Äußerung fällt, man müsse einfach die 70 Millionen Deutsche totschlagen, ob in der Zeitschrift „the Engineer" Artikelserien wissenschaftlich berechnen, in welcher Weise deutsche Kapitalkraft und Arbeitsfähigkeit zu ertöten seien — der Grundton heißt: Vernichtung des Deutschtums mit allen Mitteln! Hiergegen helfen aber keine papierenen Proteste, hiergegen hilft nur Zwang! Gewiß weiß ich, daß der Gedanke an Vergeltung zunächst abschrecken muß, namentlich in Deutschland, wo ein großer Teil der Bevölkerung, und zwar gerade der gebildeten Kreise sich gewöhnt hat, alle Tatsachen mit einem leider der Wirklichkeit nicht immer entsprechenden Idealismus zu beurteilen, wo vor allem die Denkweise des Auslandes viel zu wenig bekannt ist. In England gilt der Spruch: if I am kicked, I kick again! und Unterlassungen aus Humanität gelten als verächtliche Feigheit und Dummheit. Zudem: ist es nicht die erste Pflicht der Humanität, Leben und Gesundheit der eigenen Staatsan-

gehörigen zu schützen? Charity beginns at home — sagt der Engländer. Wenn erst einmal unsere Gegner sehen, daß wir nicht nur die „dummen Deutschen" sind, daß sich nicht nur „Peitsche auf Deutsche" reimt, wie Börne so geschmackvoll herausgefunden hat, werden sie klein beigeben, das Rechenexempel machen, daß wir viel mehr Staatsangehörige von ihnen in der Hand haben, als sie von uns, und werden sich dann genau ebenso fügen, wie dies Frankreich in der Frage der widerrechtlich gefangenen Parlamentäre auf ernstliche Drohung hin getan hat.

Der stärkste Widersacher gegen Vegeltungsmaßregeln ist der deutsche Formalismus — besser gesagt die deutsche Feigheit vor der Macht der Form. Seit jenen Tagen der übereilten Rezeption des römischen Rechtes, als eine unserm Empfinden fremde Form die deutschen Rechtsbegriffe knechtete, wo der Widerstand gegen ihre Anwendung, insbesondere ihre Anwendung zur Regelung des Grundbesitzes, niederbrach in den Bauernrevolten, hat der Deutsche die Herrschaft der Form anerkannt, — er ist ihr Knecht geworden, statt sie zu beherrschen. Gerade die aus Gelehrtenkreisen stammenden Proteste gegen Vergeltungsmaßnahmen sind nicht unbeeinflußt durch dies Beugen unter die Macht der Form, durch eine gewisse Angst vor dem einmal Anerkannten, und gar vor der eigenen Verantwortung einem übernommenen, aber jetzt nicht mehr angebrachten Moralbegriff gegenüber.

Aber selbst eine rein formale Auffassung würde übrigens speziell in der Frage der völkerrechtlich verbotenen Geschosse uns Vergeltungsmaßregeln gegen die gefangenen Offiziere gestatten. Daß die Dum-Dum-Geschosse, um diesen Sammelnamen zu brauchen, völkerrechtlich verboten sind, weiß auch der jüngste englische wie französische Leutnant, also auch, daß ihre Anwendung ein Verbrechen darstellt. Dieses Verbrechen fällt aber dem Offizier, der ihm durch Kommandos und Befehle Vorschub leistet, mit zur Last. Von der moralischen Stellung eines Offiziers muß man verlangen können, daß er sich weigert, ein solches Verbrechen zu begehen, und für seine Leute andere Munition ernstlich fordert. Die gewiß besonders strengen deutschen Vorschriften enthalten die Bestimmung, daß einem Befehl, der ein Verbrechen fordert, Gehorsam nicht zu leisten sei. Wir sind also formal wie innerlich völlig berechtigt, die gefangenen Offiziere, unter deren Befehl das Völkerrecht durch Anwendung von Dum-Dum-Geschossen verletzt ist, hierfür zur Verantwortung zu ziehen, und verdienter Strafe zu überliefern.

Die Vergeltungsmaßregeln des deutschen Staates würden sich nach obigen Ausführungen nach drei Richtungen zu erstrecken haben.

Zunächst muß für alle diejenigen, deren wirtschaftliche Lage untergraben ist, sei es durch Einziehung ihres im Ausland befindlichen Vermögens, oder durch mittelbaren Verlust desselben infolge des Krieges, sei es durch Herabminderung ihrer körperlichen oder geistigen persönlichen Erwerbsfähigkeit, eine hinreichende Entschädigung für das Verlorene geschaffen werden. Wie gesagt,

ist die Hoffnung auf eine entsprechende Kriegsentschädigung gering, aber es wäre unbillig, die Last auf die Schultern des deutschen Volkes zu legen. Deshalb sind zu diesem Zweck in erster Linie die in Deutschland aber auch in Belgien investierten englischen und französischen Privatvermögen, und alles fremde Privateigentum in denjenigen derzeit von uns besetzten Gebieten, welche nicht mit Sicherheit jetzt bereits dazu ausersehen sind, beim Friedensschluß als integrierender Bestandteil dem Deutschen Reich einverleibt zu werden, heranzuziehen. In letzteren Teilen Frankreichs käme nur englisches — in Belgien auch französisches — Privateigentum für die Konfiskation in Betracht. Die Rücksicht auf unsere leidenden Volksgenossen erfordert solche Handlungsweise, das französisch-englische Vorgehen gegen deutsches Privateigentum berechtigt zu ihr.

Die zweite Vergeltungsmaßregel käme besonders gegen England in Betracht, das Deutschland durch Abschneiden jeder Zufuhr zum Hungern bringen will — Germany must starve! Wenn auch die Aushungerung im vollsten Sinne des Wortes nicht gelingen wird, so leiden wir doch heute schon Mangel an Weizen, Eiern und anderen Genußmitteln, deren Ersatz wohl möglich, aber doch für manche nicht ohne gesundheitliche Schädigung durchzuführen ist. Wir wissen auch nicht, wie lange der Krieg noch dauern wird, wir wissen nicht, ob nicht ein Mindererertrag der Ernte im nächsten Jahr unsere Lage bedeutend verschlechtern wird. Wir müssen also Einfuhr an Nahrungsmitteln erzwingen, eventuell, wenn andere Mittel versagen, selbst durch die Androhung physischen Hungers für die den besseren Klassen angehörigen englischen Gefangenen. Wir dürfen nicht durch deren Ernährung unter Umständen die Gefahr eigenen Darbens für später heraufbeschwören! Nun würde Minderernährung des Tommy Atkins in England gar keinen Eindruck machen — für ihre niedrig stehenden Volksgenossen, die paupers, hat die englische Plutokratie, in deren einzigem Interesse dieser Krieg vom Zaun gebrochen ist, nur Verachtung, aber nie Mitgefühl gehabt — um so mehr Gefühl aber für ihre eigenen Mitglieder. Der Eintritt derartiger Maßregeln von einem bestimmten Zeitpunkt an, falls bis dahin nicht die Einfuhr von Nahrungsmitteln freigegeben ist, wäre leicht mit militärischer Notwendigkeit zu begründen, einer Notwendigkeit des Nahrungssparens, die für England und Frankreich nie eintreten kann, da ihre Küsten dem Import offen stehen. Jedenfalls wäre es nicht zu ertragen, wenn deutsche Witwen und Waisen mehr oder minder darbten, während den Gefangenen Vollernährung zuteil würde. Wir müssen während des Krieges selbst humane Kriegführung, Einfuhr von Nahrungsmitteln und Schadloshaltung unserer körperlich oder pekuniär schwer geschädigten Volksgenossen erzwingen. Die Regierung darf nicht vor Vergeltungsmaßnahmen zurückschrecken, schwächliche Milde wäre ein Vergehen gegen die Zukunft Deutschlands.

Grundzüge für den Wiederaufbau Ostpreußens

Von A. G. Jaeger

Unter den großen Kulturaufgaben, die des deutschen Volkes in der nächsten Zukunft harren, steht der Wiederaufbau der Provinz Ostpreußen mit an erster Stelle. Zum erstenmal ist hier weitesten Kreisen deutscher Bautechnik, Architektur, dem Kunstgewerbe und der Verwaltungstechnik die kaum jemals wiederkehrende Gelegenheit gegeben, ein gewaltiges Werk deutscher Besiedlungskunst aufzurichten, das für alle Zeiten und Völker ein unvergängliches Denkmal der Kultur unserer Zeit in des Wortes umfassendster Bedeutung darstellen wird. Alle neuzeitlichen Erkenntnisse und Erfahrungen, die bisher nur in Einzelerscheinungen, auf das ganze Reich zerstreut, zum sichtbaren Ausdruck gelangen konnten, werden zweifellos ein Gesamtbild von überwältigender Schönheit und bestmöglicher Zweckmäßigkeit schaffen.

Nach dem Willen der Königlichen Staatsregierung ist der gesamte technische, wirtschaftliche und soziale Aufbau der Provinz Ostpreußen in der vom Oberpräsidenten von Batocki-Bledau geleiteten Kriegshilfskommission zentralisiert, die ihrerseits in dauernder Verbindung mit den betreffenden Ministerien beziehungsweise deren Kommissariaten steht und zu ehrenamtlicher Tätigkeit die hervorragendsten Sachverständigen des Siedlungswesens berufen hat. Bekanntlich ist der Staat verfassungsrechtlich zum Ersatz der Kriegsschäden verpflichtet und anderseits berechtigt, den Wiederaufbau nach seinen eigenen Plänen und Wünschen zu bewirken. Um so erfreulicher ist der Umstand zu begrüßen, daß sich die Regierung aus freien Stücken ihres Rechtes begeben und privater Initiative und Mitwirkung durch die Bildung einer Abteilung 5 der Kriegshilfskommission breitesten Spielraum gewährt hat. Diese Unterkommission hat bereits mit den Vorarbeiten für jenen Teil des technischen Wiederaufbaus begonnen, der zur Wiederaufrichtung unentbehrlicher landwirtschaftlicher und gewerblicher Existenzen notwendig ist. Alle darüber hinausgehenden Vorbereitungen für das große Werk können und dürfen vorläufig lediglich projektierenden, nicht etwa ausführenden Charakter haben.

Was zunächst den Städtebau in Ostpreußen betrifft, so war bisher besonders in den Klein- und Mittelstädten die Tatsache von ausschlaggebender Bedeutung, daß fast alle Stadtsiedlungen in den letzten Jahrzehnten nicht nur keinen Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen, vielmehr einen zum Teil erheblichen Rückgang der Einwohnerzahl zu beklagen hatten. Hierfür war hauptsächlich der Mangel eines nennenswerten Durchgangsverkehrs infolge Fehlens bedeutender Bahn- und Schiffahrtswege verantwortlich zu machen. Die Städte des Ostens zeigen in ihrer Anlage häufig keinen lebenden Organismus, sondern eine aus den jeweiligen Bedürfnissen hervorgegangene leblose Agglomeration. Wo in den letzten vierzig Jahren überhaupt eine bemerkenswerte Bautätigkeit einsetzte, machte sich der geschmacklose Baustil der Gründerzeit und der Nachfolgeperiode mit seinen häßlichen Stuckfassaden und unschönen Dachformen in aufdringlicher Weise breit, und wirkt in den Kleinstädten um so verletzender auf das Auge, als er für großstädtische Linealstraßen zugeschnitten ist. Zum Teil weisen die Gebäude jedoch eine bescheidene, gefällige Bauform, oft aber auch ärmliche und mangelhafte Ausführung und armselige Ausstattung auf, so daß sie in anderer Hinsicht eine Verschandelung des Städtebildes bewirken. Bisher war trotzdem die Häßlichkeit der Bauformen das kleinere Übel gegenüber der beklagenswerten wirtschaftlichen Unzweckmäßigkeit der Bauanlagen. An diesen Mißständen trug vor allem die sachliche Unkenntnis sowohl des Bauunternehmers wie auch des Bauherrn und die Skrupellosigkeit des ersteren die Schuld. Der Grundstücksbesitzer suchte einfach den ihm persönlich bekannten Unternehmer und Handwerksmeister auf und übertrug ihm aus freundnachbarlichen Rücksichten ohne wesentliche Vorbehalte die Ausführung des Projekts, nachdem die Baupolizei wenigstens den gröbsten Unfug verhindert hatte. Es fehlte hier, abgesehen von der mangelhaften Anwendung der kleinstädtischen und ländlichen Baupolizeiverordnungen, an einer ausreichenden, wirklich sachkundigen Beratung bei Aufstellung und Durchführung der Baupläne. Seitdem in den letzten Jahren in einzelnen Kreisstädten die Baupolizeiverordnungen revidiert worden waren und und öffentliche Bauberatungsstellen ins Leben traten, ist diesem Übelstand wirksam gesteuert worden. Dies gilt auch für das platte Land, da die Bauberatung durch die Landwirtschaftskammer und die Landesversicherungsanstalt, die sich durch Beleihung der Grundstücke ein Recht auf Mitbestimmung der verständigen Ausgestaltung der Wohn- und Wirtschaftsbauten erworben haben, ausgeübt wird.

Auch im Bewußtsein der großen Dankesschuld, die ganz Deutschland seinem Grenzland abzutragen freudig bereit ist, darf nicht im Bausch und Bogen und unter Mißbrauch des Schlagwortes „Großzügigkeit" en bloc projektiert und gebaut werden, vielmehr müssen, soweit dies irgend angängig, alte Fundamente und Baumaterialien Verwendung finden. Während die Neueinteilung des Baugeländes und des Straßennetzes sowie eine Umteilung zur Erzielung besser abgegrenzter Freiflächen und Baugrundstücke in den kleineren Städten erforderlich ist, spielt diese Maßnahme in den ländlichen Bezirken keine Rolle

und wird höchstens aus landwirtschaftlichen, nicht aber aus bautechnischen Gründen notwendig. In ökonomischer Hinsicht werden bei dem Wiederaufbau unter anderen auch die Erfahrungen der Praxis zu berücksichtigen sein, und zum Beispiel Städte, die durch ihren Handel und ihre Industrie vor Anlegung des Eisenbahnnetzes oder von Wasserstraßen eine gewisse handels- oder industriewirtschaftliche Bedeutung besaßen, später aber infolge Umlegung der Trace wieder zu landwirtschaftlichen Zentren wurden, eine Verkleinerung ihres früheren Umfanges erfahren müssen. Durchaus mit Recht betont Oberpräsident von Batocki unter Hinweis auf die folgenden Leitsätze der Regierung, daß der oberste Grundsatz neben der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit äußerste Sparsamkeit sein müsse, die jedoch keineswegs zu verhindern brauche, nach dem Auge wohlgefälligen und sich dem Landschaftsbild anpassenden Formen zu streben. Die Leitsätze machen folgende Forderungen geltend:

1. In verschiedenen Städten ist ein Umlegeverfahren notwendig, für welches gesetzliche Grundlagen zu schaffen sind. In einzelnen Dörfern sind Umlegungen zur Verbesserung der Verkehrsstraßen nötig.

2. In stark zerstörten Ortschaften werden Ortsstatute gegen Verunstaltung zu erlassen sein.

3. Die Bauordnungen für das platte Land und vor allem für die Städte sind durchzuarbeiten, besonders im Sinne der Wirtschaftlichkeit (Vermeidung unnützer kostspieliger Anforderungen) und der Schönheit des Stadtbildes (Beschränkung auf zwei Stockwerke, richtiger Anschluß an die Nebenhäuser, Bedachungsart). Die Festsetzung von Fluchtlinien, hinteren Bebauungslinien und Bauzonen ist zu erwägen.

4. Eine einheitliche Hauptbauberatungsstelle für die Provinz mit ihr unterstellten örtlichen Organen ist erforderlich. Durch geordnete Heranziehung der Bauberatungsstellen in die baupolizeilichen Angelegenheiten ist ihre Wirksamkeit zu fördern. Schon bei der Festsetzung der Bauordnungen ist neben örtlichen Sachverständigen die Hauptberatungsstelle heranzuziehen.

5. Ein Handinhandgehen der Staatsbauverwaltung mit der Hauptberatungsstelle zur einheitlichen Gestaltung der Stadtbilder ist erwünscht.

6. Die Anzahl der einzustellenden Bauberater ist nicht auf Beamte zu beschränken. Auf praktische, technische und wirtschaftliche Erfahrung ist der Hauptwert zu legen. Die Besoldung ist so zu regeln, daß wirklich geeignete Kräfte gewonnen werden können.

7. Das Handwerk und die Architektenschaft der Provinz sind in erster Linie zu berücksichtigen.

Dieses Programm des staatlichen Wiederaufbaues der Provinz Ostpreußen stützt sich in der Hauptsache auf bereits in Kraft befindliche Rechtsgrundlagen, so unter anderem auf das Fluchtliniengesetz von 1875, das Gesetz über die Verunstaltung von Ortschaften und die lex Adickes. Soweit diese Rechtsgrundlagen nicht ausreichen, ist ihre Erweiterung durch Erlaß von Ortsstatuten von

Fall zu Fall zu bewirken. Da die Gliederung der halbamtlichen Organisation inzwischen vom Ministerressort bis zum Bauhandwerker gediehen ist, sind wenigstens in projekttechnischer Hinsicht alle Vorbereitungen getroffen, so daß bei Friedensschluß sofort mit dem ersten Spatenstich und dem ersten Hammerschlag begonnen werden kann. Eine ganze Reihe untergeordneter Fragen, wie die Materialbeschaffung, Ausschaltung der Bodenspekulation, Kanalisation und Wasserleitung usw. finden ohne Schwierigkeit ihre Lösung ganz von selbst. Dagegen stellen sich die baukünstlerischen und städtebaulichen Probleme in ihrer Gesamtheit als außerordentlich schwierig dar.

Die Stileinheit wird sich ohne große Mühe dort wahren lassen, wo der Neubau ganzer Stadtteile, Straßenzüge und Plätze erforderlich ist, während bei Beseitigung von Einzelschäden, zur Vermeidung unnötiger wirtschaftlicher Unkosten, eine totale bauliche Umänderung fortfallen muß. Immerhin können auch hier bei einigem guten Willen die elementarsten Anforderungen an den modernen Wohnungsbau und die unabweisbaren, berechtigten Forderungen in bezug auf den neuzeitlichen Stil Befriedigung finden, wenn dadurch der einheitliche Stil, dem sich auch die öffentlichen Gebäude bei ihrem Wiederaufbau unterzuordnen haben, nicht gestört wird. In den Dörfern wird stets die Bauart der Kirche, der historischen und öffentlichen Bauwerke — örtlich und stilistisch — den Kristallisationspunkt für die Gesamtsiedlung bilden müssen. Besonderes Gewicht ist in den Kleinstädten auf den Bau kleiner Wohnungen in kleinen Quartieren zu legen, der nicht teurer ist als der in Massenquartieren. Den modernen Verkehrsverhältnissen ist durch Anlage breiter Straßen und Erweiterung der Straßeneinmündungen Rechnung zu tragen. Die sich — besonders in ländlichen Bezirken — der Umgebung meist so glücklich anpassenden und daher malerisch wirkenden ostpreußischen Siedlungsbilder sind vielfach von einem grobfühligen, künstlerisch sterilen Unternehmertum verschandelt worden. In der staatlichen Organisation ist daher Vorsorge getroffen, daß Großgrundbesitzer, die neu bauen müssen, ihre technischen und künstlerischen Berater ebenso finden werden wie der einfache Landwirt, der früher sein blindes Vertrauen in den Geschmack und Schönheitssinn des ausführenden Bauunternehmers gewöhnlich erst beim Richtfest schmählich getäuscht sah und seufzend resignierte. Die Regierung wird sich deshalb der von vielen Interessentenkreisen an sie ergangenen Anregung nicht verschließen, unabhängige, künstlerische Individualitäten, das heißt selbständige, reich erfahrene und in der Praxis bewährte Architekten in die Kriegshilfskommission zu berufen. Wenngleich die Provinz selbst über eine ganze Reihe derartiger angesehener Kräfte verfügt, die wirksam für eine ausreichende Beibehaltung der ostpreußischen bodenständigen Bauweise sorgen und auch die Forderungen des Heimatschutzes zu befriedigen vermögen, kann man nur lebhaft befürworten, was die Vereinigung der Berliner Architekten in ihrer Eingabe an den Reichskanzler zu diesem Thema ausführt:

„Die bisherigen Bauberatungsstellen werden ihrem Charakter nach nicht ausreichen und auch nach ihrer bisherigen Tätigkeit nicht geeignet sein, das zu

erreichen, was im Osten in höherem Sinne erstrebt werden muß. Dazu bedarf es unabhängiger künstlerischer Individualitäten mit freieste Kraftentfaltung und einer Organisation, die diese freieste Kraftentfaltung gewährleistet und dem Künstler bei einem sich entwickelnden Gefühl der Verantwortlichkeit alle die subjektive Freiheit läßt, die zu erfolgreicher Ausübung ihrer Kunst unerläßlich ist. Denn es handelt sich darum, große bedeutende Summen zu verbauen, die als öffentliche Gelder und als Beihilfen für den einzelnen gewährt werden. Sie wirtschaftlich, nutzbringend und zugleich schön zu verwenden und damit dem Besitzer eines Anwesens Grund zu neuer Lebensfreude, zu gehobener Arbeitsstimmung zu gewähren, ist ein sorgsam zu beachtendes Ziel. Zusammenfassend dürfte demnach der Grundsatz aufzustellen sein, an die zu gewährenden Unterstützungssummen des Staates oder des Reiches die Bedingung zu knüpfen, nach welcher der Bedachte sich den baukünstlerischen Maßnahmen der Bezirksstelle zu unterwerfen hat, aber das Recht behält, alle Wünsche geschäftlicher, wirtschaftlicher, wohnungstechnischer Natur zu äußern. Das bezieht sich sowohl auf die Städte, die Dorfgemeinden, das einzelne Wirtschaftswesen, wie auf die Gutsanlagen. Nur aus einer autoritativen Einflußnahme auf den Besitzer seitens einer Stelle, die mit allen organisatorischen und baukünstlerischen Eigenschaften in praktischer wie in idealer Hinsicht ausgestattet ist, läßt sich ein Wiederaufbau erreichen, der die Keime und die Grundlage zu einer blühenden Weiterentwicklung für alle Zeiten enthält. Mit ihr werden Heimats- und Vaterlandsliebe, gehobene Lebensauffassung und ein gesundes, auf ideale Grundlagen gestelltes Volkstum Hand in Hand gehen."

Der den ostpreußischen Verhältnissen Fernstehende darf sich durch die enorme Höhe der für Ostpreußen zur Verfügung gestellten Staatsmittel nicht zu falschen Schlüssen und zu einer ungerechten Beurteilung der Materie verleiten lassen, insonderheit betreffs der Landwirte. Es kann kaum bestritten werden, daß Ostpreußens Landwirtschaft vorbildlich organisiert und in dieser Beziehung allen anderen deutschen Provinzen weit voraus ist. In Würdigung dieses Umstandes beschränkt sich der Staat, das heißt die Kriegshilfskommission vorerst — und mit Recht — auf die pekuniäre Unterstützung der Gutsbesitzer hinsichtlich der Wiedererrichtung ihrer Wohn- und Wirtschaftsgebäude, während er alle weiteren Maßnahmen seinen nachgeordneten halbamtlichen Organen, der Landwirtschaftskammer, den landwirtschaftlichen Genossenschaften und Vereinen, Spar- und Darlehnskassen usw., überläßt. Das sofortige, sinngemäße und rationelle Funktionieren aller dieser vorzüglich organisierten Institutionen bewahrte die meisten ostpreußischen Landwirte vor der wirtschaftlichen Katastrophe, die auch noch so große, weil zu spät kommende staatliche Beihilfen nicht aufzuhalten vermocht hätte. Als die ersten Flüchtlinge in Königsberg eintrafen, schickte die Landwirtschaftskammer sogleich ihre Beamten in Ermangelung anderer Beförderungsmittel auf Fahrrädern in die verlassenen Ortschaften, die das halbverhungerte, verwahrloste Vieh, Pferde usw. einfangen ließen, registrierten und in

jeder Weise die Interessen der geflüchteten Landwirte wahrnahmen, soweit dies militärisch zulässig erschien. Die Landwirtschaftskammer richtete Vermittlungsstellen für den An- und Verkauf von Pferden, Zucht-, Zug- und Schlachtvieh ein, bemühte sich um die Verwertung von Erntevorräten usw., rettete also ohne ausdrückliches Mandat des rechtsmäßigen Besitzers an lebendem und totem Inventar, was überhaupt noch zu retten war. Aus den wenigen angeführten Beispielen erhellt, daß der kerngesunde Organismus der ostpreußischen Landwirtschaft nach der Überwindung der vorübergehenden schweren Krankheit sich ganz von selbst wieder zu der alten bewunderungswerten Kraft erheben und entfalten wird, während ein über die genannte Beihilfe hinausgehendes Eingreifen des Staates nur störend und komplizierend auf den Heilungsprozeß einwirken müßte. Für den Wiederaufbau auf dem platten Lande ist der Fundamentalsatz der Nationalökonomie maßgebend, daß der Erfolg des landwirtschaftlichen Betriebes wesentlich von der Größe, Ausdehnung und Ausführung der landwirtschaftlichen Gebäude abhängig ist. Vor allem liegt es im Interesse des Landwirts, die Baukosten durch Beschränkung der Anzahl und Ausdehnung der Gebäude, durch ihre zweckmäßige Einrichtung, Bauart und Zusammenstellung um den Wirtschaftshof herum niedrig zu halten. Während einerseits räumlich unzureichende und unzweckmäßig eingerichtete Gebäude den Gutswert erheblich beeinträchtigen, sind anderseits überzählige und luxuriös ausgeführte Gebäude eine schwere, drückende Last, selbst wenn sie mit Staatsbeihilfen erbaut wären! Bei kostspieligen Bauten kann die gesamte Gutsrente durch die Gebäudemiete verschlungen werden. Ferner ist in diesem Zusammenhang zu beachten, daß nach unwiderleglichen statistischen Berechnungen gerade bei landwirtschaftlichen Bauten die leichtere Bauart der massiven vorzuziehen ist. Aus Kraffts „Betriebslehre“ (Berlin 1904) sei dafür folgendes Beispiel, das für sich selbst spricht, wiedergegeben: Wenn eine massive, hundert und mehr Jahre benutzungsfähige Scheune 6000 Mark kostet, dagegen eine nur fünfzig Jahre haltbare Fachwerkscheune 4000 Mark, so würden im letzteren Falle 2000 Mark erspart, die nur zu 3 Prozent Zinseszinsen in fünfzig Jahren auf 8768 Mark anwachsen würden, von denen nicht nur eine neue Fachwerkscheune für 4000 Mark erbaut werden könnte, sondern noch 2768 Mark übrig blieben. Für die Regierung verbietet es sich daher ganz von selbst, über das Maß des unbedingt Notwendigen hinauszugehen, weil sie andernfalls den Landwirten anstatt der überaus segensreich wirkenden Beihilfe ein verhängnisvolles Danaergeschenk bieten würde.

Enthält auch nach alledem die baulich-technische Wiederherstellung eine unabsehbare Fülle äußerst schwer lösbarer Probleme, so ist und bleibt doch der landwirtschaftliche, soziale und allgemeine wirtschaftliche Wiederaufbau der Ostmark die Kardinalfrage, denn schon in jahrzehntelangen Friedenszeiten war in dieser Hinsicht eine nach jeder Richtung hin gefahrdrohende Kalamität eingetreten, die alle eingeweihten Kreise mit stetig wachsender Sorge erfüllte. Die

großen Verluste an Menschenmaterial, die der gewaltigste Völkerkrieg aller Zeiten erfordert, die Abwanderung von 300000 Ostpreußen, von denen ein großer Prozentsatz nicht mehr zur alten Scholle zurückkehren dürfte, das noch kurz vor Ausbruch des Krieges infolge des neuen Kurses in der russischen Agrarpolitik erschwerte oder ganz unmöglich gewordene Heranziehen russischer landwirtschaftlicher Saisonarbeiter nach Ostpreußen, gewisse soziale Bewegungen unter den eingesessenen landwirtschaftlichen Arbeitern sowie die nach dem Krieg drohende Industrialisierung Ostpreußens sind Momente, die auch den Optimisten an der Zukunft der Ostmark verzweifeln lassen könnten. Tatsächlich werden ganz besonders weitreichende Maßnahmen und Aufwendungen sowie das Zusammenarbeiten aller in Frage kommenden Kreise und Körperschaften notwendig, um der Provinz viele tausende menschlicher Arbeitskräfte zuzuführen und hier dauernd seßhaft zu machen. Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es vor allem einer Reform der bisherigen Landwirtschaftspolitik und einer nach neuen Gesichtspunkten umgestalteten sozialpolitischen Gesetzgebung, um einerseits eine gute Verteilung des kulturfähigen Grundeigentums und höchstmögliche, nachhaltige Verwertung der landwirtschaftlichen Produktionskräfte herbeizuführen, anderseits die wirtschaftliche und soziale Lage der — seien wir ehrlich! — doch ein wenig stark vernachlässigten ostpreußischen Gutstagelöhner, Instleute, Kätner usw. zu bessern, damit die privat- und volkswirtschaftlichen Aufgaben der Landwirtschaft erreicht und dauernd gesichert werden.

Was den landwirtschaftlichen Arbeitern in allen anderen deutschen Gauen möglich ist, nämlich die Erlangung einer kleinen Gutswirtschaft als Eigentümer oder Pächter, ist im Osten direkt unmöglich, da hier im allgemeinen nur große Güter und größere Bauernhöfe existieren. Die landwirtschaftlichen Arbeiter „Ostelbiens" sind zum größten Teil Gutstagelöhner, die ihnen von dem Grundbesitzer vertraglich gewährte Wohngelegenheit und Naturalverpflegung ist oft schlecht und unzureichend, die Löhne sind minimal und die Abhängigkeit vom Arbeitgeber entschieden zu groß. Es taucht hier eine große soziale und agrarpolitische Frage auf, an der man seit Jahrzehnten herumlaboriert. Die krassesten Schäden wurden aufgehoben, aber doch nur Flickwerk geschafft, ohne dem Hauptübel beizukommen. Zur glücklichen, definitiven Lösung war — betrachten wir den ehrenvollen Friedensschluß als vollendete Tatsache — dem Problem keine Zeit so günstig als die gegenwärtige und die preußischen Ressortminister müßten zum Schaden der ganzen Nation den sprichwörtlich gewordenen Weitblick erheblich vermissen lassen, wenn sie nicht mit Wilhelm Tell kraftvoll und entschlossen sprächen: „Hier vollend' ich's! Die Gelegenheit ist günstig."

Es fehlt in Ostpreußen, wie bereits angedeutet, an einem lebens- und leistungsfähigen Kleingrundbesitz, der später als landwirtschaftlicher Mittelstand dem übermäßig vorwiegenden Großgrundbesitz ein Gegengewicht bieten könnte. Es müßte daher für ein Angebot solcher kleinen Besitzungen gesorgt und erwerbslustigen, sachkundigen, tüchtigen Arbeitern, denen die Mittel zur Erlegung des

Kaufpreises und das weiter erforderliche Anlage- und Betriebskapital fehlen, durch Gewährung staatlicher Mittel der Erwerb ermöglicht werden. Dies könnte durch Bildung gemeinrechtlicher Eigentumsgüter, Rentengüter, Erb- oder Zeitpachtgüter durch größere Grundbesitzer, besondere Gesellschaften nach Art der englischen Landbaugesellschaften, den Staat oder kommunale Verbände geschehen. Die Ansiedlung sollte jedoch möglichst im Anschluß an Dörfer und Gutsbezirke erfolgen, nicht in isolierten Arbeiterkolonien, weil diese den Anforderungen an ein gesundes Gemeindeleben nicht genügen könnten. Auf keinen Fall wäre es zu empfehlen, daß eine derartige Kolonisation den Charakter und das Odium einer reinen Wohltätigkeitsveranstaltung großen Stils und der Armenunterstützung nach Art der bestehenden Armenkolonien enthält, die absolut keine inneren Beziehungen zu dem Ansiedlungsproblem haben, nicht ganz zu Unrecht bei wirklich tüchtigen, strebsamen Landarbeitern — und nur solche dürfen angesetzt werden — verpönt sind und sich im übrigen auch gar nicht so sehr gegen die wahren Ursachen der Arbeitslosigkeit als vielmehr gegen deren äußere Erscheinungen wenden. Ein Analogon des Ansiedlungswesens im großen besteht bereits — allerdings mit ausgesprochen nationalistischer Tendenz — in Westpreußen und Posen, wo die mit Ausführung der Gesetze vom 26. April 1886 und 20. April 1898 beauftragte „Ansiedlungskommission" mit einer Dotation von 200 Millionen Mark in der Ansetzung von Kleinbauern, Handwerkern und Arbeitern vorzügliche Ergebnisse erzielte. Die Überlassung von einzelnen Anbauflächen kleinen und mittleren Umfangs hätte, da sich die Einrichtung der Zeitpacht- und Erbpachtgüter in Preußen aus mancherlei Gründen nicht bewährte, am besten nach Art der Rentengüter zu Eigentum gegen Zahlung einer festen, aber ablösbaren Geldrente zu geschehen, und zwar müßte unter gemeinverständlicher Kenntlichmachung des staatlichen Interesses sowie der Rechte und Pflichten der „Parzellisten" durch öffentliches Angebot in den Zeitungen eine möglichst große Anzahl von Bewerbern gewonnen werden.

Wenn auch die moderne Agrarbewegung die völlig freie Verfügung des Gutsinhabers erstrebt, so ist dennoch (nach den nun einmal bestehenden und allein maßgebenden Verhältnissen im Osten) die einzig mögliche und empfehlenswerte Form der Seßhaftmachung kleinerer Landwirte zur Erreichung der Endzwecke der inneren Kolonisation die generelle Einführung von Rentengütern. Auch das preußische Gesetz vom 27. Juni 1890, das die Veräußerung von Großgrundbesitz erleichtern wollte, kannte kein anderes Mittel als die Bildung von Rentengütern zur dauernden Seßhaftmachung ländlicher Arbeiter. Dieses Gesetz bedarf nach seiner Bewährung in der Praxis kaum nennenswerter Abänderungen, damit es in großem Maßstab angewendet werden kann und seinen Zweck zur Besiedlung der Ostmark glänzend erfüllt. Dem Grundsatz und der Orientierung der neuzeitlichen Landwirtschaftspolitik trägt zudem das Ergänzungsgesetz vom 7. Juli 1891 Rechnung, indem es vorsieht, daß die auf Rentengütern kleineren oder mittleren Umfangs lastenden Renten auf Antrag der

Beteiligten durch Vermittlung der staatlichen Rentenbanken abgelöst werden können. Die Höhe der von dem Ansiedler zu leistenden Geldrenten und der Abfindung an den Veräußerer untersteht jedoch nicht der Kompetenz der Rentenbanken, sondern kann nur von der Generalkommission und dem Kreisausschuß festgesetzt werden. Ferner ist nach dem zuletzt angezogenen Gesetz ein im Gesamtbetrag unbeschränkter staatlicher Kredit zur Begründung von kleineren oder mittleren Rentengütern eröffnet worden. Der Staat gewährt also innerhalb einer bestimmten Sicherheitsgrenze (drei Viertel des Taxwertes oder des Dreißigfachen des Grundsteuerreinertrages) dem Ansiedler ein Ablösungskapital für die Rente in Form von $3\,^1/_2$ prozentigen Rentenbriefen, womit der Verkäufer abgefunden wird, so daß dem Begründer des Rentengutes die Möglichkeit an die Hand gegeben ist, durch Zahlung einer Rente von 4 Prozent (wovon $^1/_2$ Prozent zur Tilgung der Rente verwendet wird) in etwa sechzig Jahren — bei größeren Kapitalzahlungen entsprechend früher — die Hypotheken seines Stammgutes zu tilgen. Die Generalkommission ist ausschließlich als Vermittlungsinstanz tätig und kann nicht (wie die Ansiedlungskommission) selbst Land erwerben und besiedeln. Sie sichert sich jedoch insofern Einfluß bei der Ansiedlung, als sie bei der Aufteilung und bei der Aufstellung des Besiedlungsplans mitwirkt und seine Durchführung sowie das weitere Gedeihen der Kolonisation überwacht. Die Generalkommission unterstützt die Ansiedlung auch durch Regelung der Gemeinheitsteilungen, Ablösung von Reallasten, Errichtung von Winter- und Fortbildungsschulen, Pflege des Genossenschafts- und Versicherungswesens usw. Die Parzellierungstätigkeit selbst gehört zu den Obliegenheiten der Ansiedlungskommission, deren Tätigkeit sich jedoch nur auf die Provinzen Posen und Westpreußen erstreckt, der (1895 gegründeten) Landbank und einiger gemeinnütziger Kolonisationsgesellschaften, deren Ansiedlungsgeschäft gegen Gewährung des Rentenbankkredits der Kontrolle der Generalkommission unterstellt ist.

Die Rentenbanken gewähren zur erstmaligen Einrichtung der erforderlichen Wohn- und Wirtschaftsgebäude Darlehen, so daß in der bereits bestehenden Gesetzgebung alle Anforderungen an die Landeskultur, Staatsökonomie, Sozialpolitik usw. erfüllt werden, zudem die freie Teilbarkeit der Rentengüter durch gesetzliche Verfügungsbeschränkungen verhindert wird, oder mit anderen Worten: alle durch den Staat gegründeten Rentengüter dürfen ohne ausdrückliche Genehmigung der Generalkommission und des Kreisausschusses weder zerteilt, noch Teile von ihnen veräußert werden, sie bieten vielmehr durch die Einordnung in das Intestat-Anerbenrecht die Garantie dafür, daß die einzelnen Stellen dauernd im Besitz derselben Familien bleiben. Wenn der neu angesiedelte Rentengutsbesitzer nach dem Gesetz das erste Jahr von allen Abgaben befreit und ihm vielleicht darüber hinaus noch eine besondere, einstweilen laufende „Ostmarkenzulage" durch den Gesetzgeber bewilligt wird, so ist hier ein Muster deutscher Besiedlungs- und Verwaltungstechnik geschaffen, das seinesgleichen sucht. Wie weit eine Neu-

besetzung bereits vorhandener kleiner Anbauflächen, eine Zerschlagung großer Güter und Aufteilung der in Staatsbesitz befindlichen früheren (jetzt kulturfähigen) Ödländereien in Frage kommt, ist von untergeordneter Bedeutung. Will man für Ostpreußen nicht eine besondere Ansiedlungskommission schaffen, so wäre, da die Durchführung des großen Ansiedlungswerkes eine behördliche Zentralisation erforderlich macht, der Geschäftsbereich sowie die Kompetenz der Generalkommission sinngemäß zu erweitern. Jeder, der Fühlung hat mit minderbemittelten, aber arbeit- und strebsamen, dörflichen Verhältnissen entstammenden Leuten unseres Volkes, weiß, wie lebhaft und groß der Wunsch nach dem Besitz eines eigenen Stückes Ackerlandes ist, ein Wunsch, der sich in den meisten Fällen zur Sehnsucht steigert, die bei Aussicht auf Erfüllung allen Lockungen des Westens und der Großstädte widerstehen würde. Das Heil und die Zukunft ganz Ostpreußens hängt von einer glücklichen Inspiration und frischen Initiative der Regierung in dieser Hinsicht ab, — und ein gütiges Geschick bewahre uns vor verhängnisvollen Mißgriffen!

Wie erinnerlich sein wird, ist der Bundesrat nach § 3 des Gesetzes betreffend den Erlaß wirtschaftlicher Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 ermächtigt, das Wirtschaftsleben nach eigenem Ermessen gegen Schädigungen durch den Krieg, besonders in den vom Krieg direkt betroffenen Landesteilen möglichst zu schützen. Von beteiligter Seite ist daher an den Bundesrat ein Antrag gerichtet worden, ein Kriegsgewerbeamt für Ostpreußen (eventuell in Angliederung an die Kriegshilfskommission) zu organisieren, dem folgende Aufgaben und Tätigkeiten zufallen sollen:

1. Die Vornahme von Untersuchungen über den gesamten Umfang der wirtschaftlichen Verluste in Industrie, Handel und Handwerk; 2. die Prüfung und Abschätzung besonderer Schadenersatzansprüche geschädigter Betriebsinhaber und die Erstattung diesbezüglicher Gutachten an die Kriegshilfsausschüsse usw., 3. Die Mitwirkung beim Wiederaufbau zerstörter Städte und Dörfer, sowie nach Anhörung der Bauberatungsstellen die Heranziehung tüchtiger Architekten, Bauhandwerker und Arbeitskräfte; 4. die Wiederbesiedlung und Neubelebung verlassener Ortschaften mit Betriebsanlagen, Einrichtungen (besonders Elektrizität) und Personen, die dem ostpreußischen Gewerbe (der Industrie, dem Handel und Handwerk) sowie der Landwirtschaft Nutzen bringen; 5. die Vermittlung von Arbeitsgelegenheit bzw. Übertragung von öffentlichen Leistungen an einheimische Unternehmer und Lieferungsvereinigungen unter Zugrundelegung angemessener Preise; 6. Versorgung des Gewerbes mit Handwerkszeug, Maschinen, Kohlen und sonstigen Bedarfsmitteln zur Behebung der Schwierigkeiten bei Fortführung geschädigter Betriebe.

Außerdem soll das Kriegsgewerbeamt innerhalb seines Wirkungskreises Anträge an Behörden, Kommunalverbände und Körperschaften des öffentlichen Rechts stellen und Umfragen über gewerbliche und wirtschaftliche Verhältnisse

selbständig veranstalten. Es ist kaum zweifelhaft, daß der Bundesrat dem Antrag stattgeben wird.

Heute schon ausführlicher über die Zukunftsmöglichkeiten des ostpreußischen Handels und der heimischen Industrie, deren bedeutendste Zweige die Getreide- und Holzausfuhr sowie die Zellstoffabrikation, Zuckerraffinerie, Spiritus-, Stärke-, Papierfabrikation, Bernsteinverarbeitung, Glashütten, Schiffbau, Eisenwerke usw. sind, zu sprechen, wäre müßig. Jedenfalls wird gerade Ostpreußen an dem künftigen wirtschaftlichen Aufschwung hervorragend beteiligt sein, denn es besitzt schon jetzt in östlicher Richtung drei Hauptbahnen internationalen Charakters, deren eine die jetzigen Grenzorte Eydtkuhnen und Wirballen mit den Ostseeprovinzen Rußlands und mit Petersburg verbindet, während die Südbahn im Anschluß an russische Bahnen den direkten Verkehr über Prostken—Grajewo bis zum Schwarzen Meer und über Allenstein—Soldau—Mlawa bis Warschau vermittelt. Außerdem ist der Überseeverkehr von Königsberg aus über den Seehafen Pillau, und von Memel aus schon vor dem Krieg bedeutend gewesen. Von außerordentlicher Bedeutung ist schließlich auch ein seit langem bestehendes Wasserstraßenprojekt, das dem preußischen Landtag zur Beschlußfassung vorliegt und dessen Kosten auf 80 Millionen Mark veranschlagt sind. Die vier größten der in den Berichten des Großen Hauptquartiers oft genannten masurischen Seen im Süden der Provinz Ostpreußen, der Rosch-, Spirding-, Löwentin- und Mauersee sind bereits untereinander durch den (noch nicht vollendeten) „Masurischen Kanal", und direkt mit der Provinzialhauptstadt Königsberg verbunden. Der geplante große „Ostseekanal" soll nun im Anschluß an den „Masurischen Kanal" eine direkte Wasserstraße von dem südöstlichsten Ort Johannisburg in ostwestlicher Richtung bis nach Deutsch-Eylau bilden, eine Länge von 300 Kilometer, eine Breite von 23,4 Meter und zehn Schleusen erhalten, und bei Thorn in die Weichsel münden. Falls der beabsichtigte Bau eines Kanals Magdeburg—Hannover ausgeführt, und die Absicht, den Oberpregel bis Insterburg schiffbar zu machen, verwirklicht wird, so ist eine direkte Wasserstraße durch ganz Deutschland geschaffen, womit übrigens ein Projekt Napoleons verwirklicht würde, dem man kaum den Vorwurf der Kurzsichtigkeit machen kann.

Nicht allein die Industrie, sondern auch die Landwirtschaft ist in der Verwertung ihrer Produkte in größter Abhängigkeit von den Wasserwegen. Ostpreußen produziert durchschnittlich 950000 Tonnen Brotgetreide, wovon bisher etwa 550000 bis 600000 Tonnen nach dem Auslande ausgeführt wurden, und zwar zu niederen Preisen, als wir ausländisches Getreide einführen, während der deutsche Landwirt für die Tonne Getreide 5 bis 10 Mark mehr erzielen könnte, wenn sein Produkt im Inland verbraucht würde. Auf dem Bahnwege ist das nicht zu erreichen, jedoch mit Leichtigkeit bei der Wasserfracht, denn bei Bahnfracht würde sich zum Beispiel die Tonne Getreide von Allenstein nach Dortmund auf 41,70 Mark stellen, beim Wassertransport hin-

gegen nur auf etwa 15 Mark. Die alte Streitfrage unter den Nationalökonomen, ob Wasserstraßen die Eisenbahnfinanzen benachteiligen oder nicht, ist durch praktische Erfahrungen zugunsten beider Beförderungswege geschlichtet, vor allem durch das geradezu klassische Beispiel des rheinisch-westfälischen Industriegebietes. Von einem Eindringen der Industrie in den Osten sind nur willkommene und segensreiche Wirkungen zu erwarten, denn der Landwirtschaft ist es gleichgültig, ob die der Industrie sich zuwendenden landwirtschaftlichen Arbeitskräfte nach dem Westen wandern oder in nächster Nähe bleiben. Im letzteren Fall vermehren die Industriearbeiter sogar die der Landwirtschaft so sehr erwünschten, in nächster Nähe seßhaften, kaufkräftigen Verbraucher. Der Generalkommission wäre noch ans Herz zu legen, jedem Industriearbeiter den Erwerb eines kleinen Stückchen Landes zu ermöglichen, auf dem er für seinen eigenen Bedarf Kartoffeln, Gemüse usw. bauen und sich der Kleintierzucht widmen kann. Noch wünschenswerter allerdings erscheint es, da es sich um die Neuanlage ganzer Industriezentren handelt, gleich von vornherein, mit dem industriellen Betrieb als Zentrum, bäuerliche Kleinsiedlungen zu begründen.

Die ganze Welt war und ist noch heute nicht aus dem Staunen, der Überraschung und der Bewunderung herausgekommen über unsre ungeahnte urwüchsige Kraft und geschlossene Begeisterung Deutschlands, sowie über eine militärische, finanz- und volkswirtschaftliche Organisation, und unsere Feinde lähmt Entsetzen ob der Wunder, mit denen wir sie an jedem Tag aufs neue überraschen. Ja, wir selbst sind ein wenig erstaunt, daß wir wirklich eine so kraftvolle, tapfere, aufopferungsfähige, herrliche und unbesiegliche Nation, ein großes, schlechthin des deutschen Namens würdiges Geschlecht sind, das sich seinen ruhmreichen Vätern ebenbürtig und seiner glorreichen Vergangenheit würdig erwies, ein wahrhaft einig Volk von Brüdern das die Nachwelt mit Stolz und Ehrfurcht preisen wird. Dieses erhebende Gefühl und das uns über uns selbst hinaushebende Bewußtsein unserer inneren Werte und schaffenden Kräfte, sowie die Erkenntnis der Rolle und Aufgaben, die uns die Weltgeschichte zugewiesen, läßt uns durchhalten bis zum glückhaften, herrlichen Ende. Und wie uns der Krieg so bewunderungswürdig vorbereitet fand, genau so wird uns die Zeit des allbezwingenden Sieges und erlösenden Friedens für andere große Kulturaufgaben gerüstet und bereit sehen. Einstweilen aber noch regiere Mars die Stunde.

Zur neueren Goethe-Literatur

Von Dr. Richard Meßleny

Die Musterung, die hier über einige Goethestudien vorgenommen werden soll, maßt sich nicht die Eigenschaft einer allgemeinen Übersicht über neuere Goethe-Literatur an. Die hier zu besprechenden Werke fanden sich vielmehr zufällig auf dem Redaktionstisch der Grenzboten zusammen.

Ein weitgefaßtes, allgemeines Ziel setzt sich das Buch Theobald Zieglers: „Goethes Welt- und Lebensanschauung." (Verlag von Georg Reimer, Berlin. 1914. Preis 2.40 Mark. 126 Seiten.) Zu bieten, was der Titel verspricht, wäre sicherlich eine bedeutende und begrüßenswerte Leistung gewesen, eine, die nie ein für allemal abgetan werden kann, sondern von neuem Daseinsberechtigung erhält, so oft ein großer Geist neubildend, neuschaffend an das Phänomen Goethe herantritt und der ewigen Sphinx neue Fragen vorlegt. Allein dies geschieht nicht so häufig, wie man gerne glauben möchte. Aber auch ohne ein Neuland des Goethegedankens zu entdecken, überhaupt ohne irgendwie neue Erkenntnisse zu ernten, wären wir dem Verfasser schon dankbar gewesen, wenn es ihm wirklich gelungen wäre, in seiner klarverständlichen Sprache, auf 126 Seiten die vorhandenen, ja die allzugeläufigen Erkenntniselemente mit kühner, starker Systematik zusammenzubauen, und aus den so wohlbekannten Steinen, die er verwendet, ein Gebäude zu schaffen, deren Teile sich tragen und stützen. — Das ist leider nur zum Teil erreicht. Das Kompendium blickt doch überall durch und wir bekommen nur den Leitfaden in die Hand, der uns belehrt, auch zu den gangbaren Problemen heranführt, das übrige müssen wir aber selber „supplieren". Sicherlich mußten das die Hörer von Professor Ziegler nicht in dem Maße tun, wie seine Leser — allein das beste Vortragsheft ist noch kein Buch; bloße stilistische Haut- und Gesichtspflege kann diese Umwandlung auch nicht bewirken. Die Gültigkeit dieser Bemerkung sei nicht auf den vorliegenden Fall beschränkt. Ist es doch geradezu zur Unsitte geworden, jeden Vortrag schnurstracks in Buchform erscheinen zu lassen.

Im Heft 39 1913 der Grenzboten habe ich den ersten Band von Traumanns Faustkommentar besprochen. Nun liegt auch der zweite Teil vor. Goethes „Faust" nach Entstehung und Inhalt erklärt. Zweiter Band: Der Tragödie zweiter Teil. (Oskar Beck, München. 1914. Preis

6.— Mark. 424 Seiten.) Wir stehen heute ungefähr denselben Vorzügen, denselben Nachteilen gegenüber. Allein für den zweiten „Faust" dasselbe zu leisten wie für den ersten, war nicht nur weit schwieriger, sondern auch verdienstvoller. Schwieriger, weil für den ersten Teil das Werk Minors vorlag, das meiner Ansicht nach von Traumann weder übertroffen, noch ersetzt, höchstens im einzelnen, etwa anmerkungsweise ergänzt, vervollständigt wurde; verdienstvoller, weil nun die in mancher Hinsicht ebenbürtige Leistung Traumanns den leider nur bis zum Schlusse des ersten Teiles gediehenen Minorschen Kommentar ergänzt.

Die Entstehungsgeschichte des zweiten Faust behandelt der Verfasser auf den ersten 110 Seiten. Die Fülle der sorgfältig aneinandergereihten Angaben zeugt von Traumanns großer Bewandertheit, von seinem gründlichen Wissen und seiner Genauigkeit. Die Schwierigkeit einer solchen Systematisierung des ungeheueren historischen Stoffes darf sicherlich nicht unterschätzt werden, wenn man sich auch die gar zu äußerliche Fassung oder Handhabung des Begriffes „Entstehung" bei Traumann nicht aneignen möchte. Tatsächlich bietet Traumann eher das wertvolle, wissenschaftlich einwandfrei gesichtete Material zu einer Entstehungsgeschichte des zweiten Teils, als diese selbst. Die Teile hätten wir in der Hand, und zwar vollständiger, besser, übersichtlicher als bisher — „fehlt leider nur das geistige Band!" Den größeren Teil des Werkes nimmt die eigentliche Erklärung ein, und der Verfasser hat hierin seine exegetische Begabung nicht verleugnet.

Vortrefflich ist der Aufbau der Tragödie klargelegt, die führenden Gedanken in ihrer Kontinuität durchgehend beleuchtet, und der Sinn der einzelnen Gestalten mit feinem Empfinden enthüllt, ohne daß der Verfasser zu unbegründeten, oder nur persönlich begründeten Hypothesen griffe, eine Gefahr, die bekanntlich jeden Faustforscher bedroht. Für die Mühe des Lesens wird man von Traumann reichlich entschädigt und das will schon was heißen, denn die Mühe ist nicht gering: an Längen der Inhaltserzählung kargt der Verfasser nicht und seine etwas lahme Darstellung läßt auch nicht viel urkräftiges Behagen aufkommen. Es geht einem wie mit dem Baedeker: überaus nützlich — und man atmet auf, wenn man ihn beiseite legen darf. Jedoch es ist ganz gewiß der Mühe wert und ich könnte keinem, der sich ernstlich mit Faust beschäftigen will, für den zweiten Teil einen besseren, verläßlicheren Führer empfehlen.

Zur Faust-Literatur werden wir auch ein anderes Werk zu zählen haben, das sich uns in diesem Zusammenhang wie eine neue, wundersam liebliche Landschaft auftut. Man sieht sich um, späht nach Brücken, erblickt sie nicht und weiß nicht, wie man herübergekommen, da doch nachträglich die große Kluft zwischen dem Bisherigen und dem Neuen gar zu sichtbar ist. Die Werke der Goethe-Literatur, die man mit Genuß und Erbauung lesen kann, sind zu zählen und um gerecht zu sein, muß betont werden, daß zunächst meist Belehrung ihr Ziel ist, — nicht Genuß und Erbauung. Julius Burggraf aber ruft uns in seinen „Goethepredigten" (Alfr. Töpelmann, Gießen, Preis 4 Mark)

zu Genuß und bietet wirklich Trost und Erbauung. Mit dem Maßstab philologischer Fachliteratur ist hier nichts anzufangen, so reich und ausgiebig das Werk auch wissenschaftlich genährt ist. Ein starker, mutiger Geist spricht sich hier über einzelne Teile des Faust aus, fest verharrend auf dem ihm besonderen Standpunkt des liberalen, wirklich liberalen protestantischen Geistlichen. Eine Vorbedingung für das Verständnis dieses genuß- und anregungsreichen Werkes, ist eine klare Fassung des ihm eigenen Problems. Der Standpunkt des positiven Christen, der innerhalb seiner Kirche steht, ist von vornherein gegeben und die Frage ist die: welche religiös-moralischen Gefühlswerte findet der evangelische Christ im Faust? Das Werk wird also zunächst für alle, die auf Burggrafs Standpunkt stehen, eine wertvolle Gabe sein, denn sie finden durch ihn den Weg zu jenem Größten, der es gerade ihnen nicht leicht gemacht hat. Ohne Vertuschung und Beschönigung, ohne dialektische Künste, mit heiligem Ernst, tiefem Glauben und solidem Wissen gestaltet Burggraf das mögliche Verhältnis des evangelischen Christen zum größten Werk des „dezidierten Nichtchristen". Die Wissenschaft aber wird das im besten Sinne des Wortes nichtwissenschaftliche Buch Burggrafs keineswegs beiseite legen dürfen. Zweierlei sind hierzu die Gründe: das Verhältnis des Faustwerkes zur Bibel ist eine kaum geklärte Frage und wenn Burggraf sie auch nicht im entferntesten erschöpft, so deutet er viele viele Wege an, die ein forschender, kritischer Geist, nicht der feurige, herzgewinnende und erhebende Gottesbekenner, zu gehen haben wird, ehe wir das Verwandtschaftsverhältnis zwischen der lutherischen Bibel, der hebräischen Poesie, wie sie bei Herder lebte, und dem „Faust" werden ganz übersehen können. Dann aber wird Burggrafs Buch uns allen, Goetheleſern und Forschern, eine grundsätzliche und wertvolle Lehre geben können, ganz abgesehen von dem Genuß, den seine lebendige, jugendwarme Darstellung bietet, die himmelweit entfernt ist von pastoraler Amtssprache. Protestanten, Katholiken, Juden, Atheisten, Freireligiöse, Monisten usw. — sie alle zusammen sind bloß die Nation: was Goethe heute der Nation ist, können wir nur ermessen, wenn wir den Faust in allen Kirchen singen hören. Möge sich bloß in jeder Kirche ein Sänger wie Burggraf finden. Und um jedes Mißverständnis zu vermeiden, will ich dies Gleichnis mit den Kirchen ganz zu Ende führen. Goethe und Faust lassen sich noch auf ganz anderen Wegen im Innersten erleben, als auf denen, die im philologischen oder philosophischen Ordinariat münden. Der Faust des liberalen oder orthodoxen Geistlichen, des Juristen, des Kaufmannes, des Militärs, des Landwirtes und meinetwegen des Landstreichers wird uns ebensoviel zu bieten haben, vorausgesetzt, daß der Faustbekenner, sei er welcher Art er wolle, das höchste Glück der Erdenkinder, uns wie Burggraf verbürgt: nämlich die Persönlichkeit.

Den zwei durch ihre religiöse Problemstellung verwandten Fragmenten, oder richtiger Fragmentgruppen: Mahomet und Prometheus widmet Saran eine ebenso gelehrte wie anziehende Untersuchung (Franz Saran, Goethes Mahomet

und Prometheus, Halle a. S. bei Max Niemeyer, 1914). Obschon er durchaus innerhalb der Grenzen einer Spezialuntersuchung bleibt und methodische Fragen unmittelbar kaum berührt, auch streng philologisch im Sinne des Einzelfalles verfährt, zwingt er den Leser dennoch wie wenige, nachzudenken, sowohl über Verfassung und Beschaffenheit der deutschen Literaturwissenschaft überhaupt, wie über die allgemeinsten methodologischen Grundfragen dieses Faches im besonderen. Wir wissen alle, daß die Germanistik einer tiefgehenden Wandlung entgegensieht. Es ist wie ein Blick, den man in die Zukunft tun darf, wenn man inmitten der vielen grauen Gesichter die markanten Züge eines Gelehrten erblickt, der vor allem Mensch ist und Menschen bildet nach seinem Bilde. Was die Schwere der wissenschaftlichen Rüstung, die Vollständigkeit der verwendeten Quellen und die kritische Genauigkeit ihrer Handhabung anbelangt, so steht Saran keinem nach. Dennoch hat das Buch einen gerechten Anspruch auf die Beachtung der weiteren Kreise aller derer, für die Goethe eine niemals endgültig zu beantwortende Lebensfrage bleibt, wes Berufes sie auch sein mögen. Dieser Anspruch liegt nicht verankert in der äußeren Gefälligkeit der Darstellung — es wäre Schmeichelei, Saran diesen „Vorwurf" zu machen —, oder auch nicht in einer bloßen Mannigfaltigkeit, die vom Grundsatz ausginge, „wer vieles bringt, wird manchem etwas bieten", sondern in der entschlossenen und restlosen Durchführung einer streng wissenschaftlichen Methode, die aber keinem Vorgänger auf der Schulbank abgeguckt wurde, sondern als der vergeistigte Ausdruck eines Charakters vor uns steht und eines Mannes, der mit klammernden Organen das Leben erfaßt hat und seine Wissenschaft vor allem aus dieser Quelle nährt.

Im Gegensatz zum überwiegenden Teil unserer Goetheforschung rückt Saran das Werk selbst in die Mitte der Betrachtung. Aus den Werken selbst, aus ihrem methodisch herausgearbeiteten und in den Zeitzusammenhang eingestellten Gedankeninhalt schöpft er in erster Linie jede Erklärung, während alles Biographische, alles von außen Herankommende erst in zweiter Linie herangezogen wird. Der Weg, auf dem dies im vorliegenden Falle der Mahomet- und Prometheus-Fragmente möglich war, war ein theologischer, religionsgeschichtlicher. Ich zweifle nicht daran, daß Saran mit derselben Freiheit in einem anderen Falle den wirtschaftspolitischen oder naturwissenschaftlichen Weg gehen würde, wenn die Natur des Problems ihm diesen Weg deutete, in jedem Falle aber wird ihm die papierne Wand der Fakultät nicht standhalten. Die beiden Fragmente, die so oft behandelt und so wenig verstanden, mit Recht als die intimsten Offenbarungen des jungen, in der religiösen Wandlung begriffenen Goethe vor uns stehen, erklärt uns Saran als die Frucht der Auseinandersetzung Goethes mit dem orthodoxen Christentum seiner Freunde und ihren Bekehrungsversuchen einerseits, mit der rationalistischen Weltanschauung anderseits. Unbeirrt von dem Namen Prometheus und Mahomet, führt uns eine scharfe Sichtung und eine für die vorliegenden Fragmente bisher unerreichte Systematik des gedanklichen Inhalts auf eine innerlich begründete Stoffgeschichte.

Wie uns an Hand dieser Darstellung Schritt für Schritt das tiefere Verständnis der beiden wunderbaren Bruchstücke aufgeht, in ihrer Gesamtheit und in ihren Einzelheiten, so erleben wir auch Zug um Zug die Entfaltung des religiösen Fühlens in den entscheidenden Jahren des jungen Goethe. Unbefriedigt, sowohl von der Zerrissenheit und mangelnden Sinnfälligkeit seiner bisherigen äußeren Erfahrung, wie von der Flachheit kirchlich-konfessioneller Metaphysik, wendet er sein verirrtes Auge zur Sonne. Im Kreise der Klettenberg vertieft sich das Verlangen des Gottsuchers und auf der Grundlage neuplatonischer und mystischer Christologie vereinigt sich der Einfluß der großen Irrationalisten seiner Zeit: Rousseau, Hamann und Herder. Die poetische Einwirkung Klopstocks, der Gegensatz zu ihm bietet Goethe den vielverzweigten Seeleninhalt, den er ins Realistische, ins Sinnlichgestaltbare umbiegt, ohne in die Aufklärung zu verfallen. Diesen Vorgang bietet uns Saran als Deutung und Erklärung der beiden Fragmentgruppen. Es ist uns unmöglich, an dieser Stelle im einzelnen seinen Beweisführungen nachzugehen oder auch nur in den wenigen Fällen, in denen es uns nötig erscheint, einen Vorbehalt auszusprechen. Es würde dies den Rahmen dieser Betrachtung sprengen. Es sei nur noch einmal darauf hingewiesen, daß uns hier eine der wenig zahlreichen Arbeiten vorliegt, die wir allen Grund haben, als lebendige Literaturwissenschaft mit Freuden zu begrüßen.

Egmont gilt die Arbeit C. Kleibers: „Studien zu Goethes Egmont" (Verlag von Reinhold Kühn). Die knappe Abhandlung von nur 63 kleinen Druckseiten erhebt nicht den Anspruch, die Probleme von Egmont monographisch zu erschöpfen, sondern versucht bloß das zentrale Problem herauszugreifen. Nun ist aber leider dieser Griff vorbeigeraten. Kleiber stellt sich die Frage: ob denn Egmont „wirklich nur die dichterische Verherrlichung genialer Leichtlebigkeit" wäre, oder ob er „durch Kampf und Sieg zur Freiheit, zu wahrer sittlicher Größe" gelangt sei? (S. 12.) Schon mit der Frage rennt der Verfasser offene Türen ein. Sie mag noch Scherer, Hettner, Buhlthaupt und Bielschowsky gegenüber berechtigt sein, R. M. Meyer und Muncker (11. Band der Cottaschen Jub.-Ausgabe) gegenüber ist sie's nicht und auch andere haben in Egmonts Entwicklung den Sinn wahrgenommen, den Kleiber mit dem Wort bezeichnet:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Diesen nicht neuen Gedanken aufsteigender sittlicher Läuterung im Egmont hat Kleiber feinsinnig und umsichtig durchgeführt, nicht ohne die Grenze zwischen selbstverständlicher Haltung des hochadeligen Herrenmenschen und dem Märtyrertum des tragischen Helden zu verkennen und zu verwirren. Der Stoa, der majestätischen Haltung eines Ritters, schreibt der Verfasser allzuviel Bedeutung zu, wenn er meint, daß darin, in der würdigen Haltung, die Wandlung des Ritters zum Helden gestaltet sei. Gute Haltung auch am Schafott ist in Kreisen vererbter Erziehung, entwickelter Lebenskultur im Formalen, etwas Selbstverständliches. Eine Egmontuntersuchung — übrigens weder eine überflüssige, noch reizlose Arbeit — müßte

von anderen Voraussetzungen ausgehen. Zunächst von dem unverhohlenen Bekenntnis, daß wir einer poetisch mißlungenen Kristallisation, keinem organisierten Gebilde gegenüberstehen, daß Egmont sogar notwendigerweise mißlingen mußte. Zur Zeit der Vollendung war der Dichter diesem Plan innerlich entfremdet, nicht die Poesie, sondern schriftstellerische Ökonomie trieb ihn neuerdings Hand anzulegen. In der Morgenstunde aufkeimender Freiheitsgedanken wurde Egmont empfangen, als sich das drohend chaotische Gewölk der Revolutionsidee noch nicht erkennen ließ, — beendet aber erst während des zweiten römischen Aufenthaltes, im Sommer 1787. Der Freiheitsdrang des Jünglings hat ganz anderen Gedanken, Stimmungen Platz gemacht, und der Zwiespalt zwischen dem Inhalt des vorliegenden Fragments und dem der gegenwärtigen Stunde in des Dichters Brust ward nur notdürftig verkittet. Wichtiger als die poetisch-ästhetische Ehrenrettung Egmonts wäre also die volle Erkenntnis dieses Zwiespaltes. Die ursprüngliche, jugendlich empfundene Freiheitsidee, in wirklichkeitsentrückter, bezaubernder Unbedingtheit stand auf der einen Seite, die reife soziale Kritik des Vielerfahrenen auf der anderen. Daß gerade der römische Kirchenstaat eine kommende Auflösung des ancien regime in des Dichters prophetischem Geiste vorahnen ließ, ist nichts Überraschendes. Da läßt er denn — und mit einer sozialen Differenzierung, vor der wir billig staunen dürfen — alle Kräfte des Feudalstaates aufmarschieren, so gleichsam, als wollte er noch einmal selber sehen, was sie, den besten Willen, die größten Fähigkeiten vorausgesetzt, zum Wohle der Menschheit leisten könnten. In finsterer Größe ragt das hieratische Königtum Philipps empor, neben ihm steht Alba, nicht ein Bühnentyrann, sondern groß in seiner Treue zum König wie Hagen, auch er getragen vom Glauben, dem Besten zu dienen und nicht sich selbst, ein Vertreter des Ministerialadels, der aus dem Gedanken der absoluten Fürstengewalt heraus ein staatlich garantiertes Bürgerglück erstrebt; ihnen steht der eigentliche Adel, das territoriale Herrentum, feindlich gegenüber, eigensüchtig im unbedingten Wollen zur Selbsterhaltung, ist diese Eigensucht auch wieder im höchsten Sittlichen begründet, denn ein Oranien, ein Egmont ist ja das Volk, die Nation in ihrer völkisch bedingten höchsten Blüte, in ihrer bodenständigen aber auch reinsten Läuterung. Sie sind der blühende Obstbaum, der auf dem von Millionen niedrigerer Wesen qualvoll gedüngten Felde gewachsen ist, in ihnen sehen alle Enterbten sich selbst, verschönt, verherrlicht. Doch der Boden unter ihnen ist hohl; es wogt und brandet. Der ungestaltige Demos selbst erhält Gestalt kraft der zwingenden Gegensätzlichkeit der Goetheschen Anschauung, in der Jämmerlichkeit der Bürger einerseits, in der Gefühlsgröße Klärchens anderseits. Nicht Gutes und Böses, sondern nur das verschiedene Gute und Böse aller gesellschaftlichen Schichten prallt aneinander und zerreißt die Existenz Egmonts, um vor dem Hochgericht des Dichters ihr Wesen zu offenbaren, sich zu rechtfertigen, ihm klarzulegen, welche Daseinsberechtigung jeder einzelnen innewohnt, um ihm zu sagen, wer für das Ganze, für die

Menschheit, für die Humanität das Größte leisten könne, der König oder der Adel, das Volk oder der dämonische Held, der große Einzelne. Absichten sind das alles, die im Egmont stecken, noch mehr im Zwiespalt zwischen dem Egmont von 1772 bis 1775 und dem von 1787, Blütenträume, die nicht reiften, oder doch nicht im Egmont. Es ist sonst nicht die Art meiner Kritik, vom Birnenbaum Kirschen zu fordern, vom Verfasser die Lösung meiner Probleme zu erwarten. Dennoch mußte ich hier die Beschaffenheit des Egmontproblems nach meiner Auffassung dartun, wenn meine Behauptung, Kleiber habe sich vergriffen, als er die bereits gelöste Frage der sittlichen Entfaltung Egmonts in die Mitte gerückt, nicht in der Luft hängen bleiben sollte.

Eine ganz besondere Art von Goethebüchern, die ich als technisch-wissenschaftliche Leistungen bezeichnen möchte, werden immer zahlreicher. Ausgaben, Zusammenstellungen von Goethestellen (von und über ihn) unter den verschiedensten Gesichtspunkten gehören hierher. Diese Veröffentlichungen sind von recht verschiedenem Wert, ja man kann über die grundsätzliche Berechtigung mancher von ihnen sehr verschiedener Meinung sein.

Die im Verlag der Ratsbuchhandlung E. Bamberg in Greifswald erschienene Doktordissertation von Oskar Kanehl: „Der junge Goethe im Urteile des jungen Deutschland" nimmt eine Zwischenstellung ein: sie ist nicht ganz technisch und nicht ganz gestaltend, erfüllt aber mit tüchtiger und verläßlicher Arbeit die Orientierung, die der Titel verspricht.

Der Wert eines technisch-wissenschaftlichen Werkes, wie Hans Gerh. Gräfs nun bis zum zweiten Band (1. Hälfte) des dritten Teiles gediehenen: „Goethe über seine Dichtungen" (Frankfurt a. M., 1914, Rütten u. Loening), ist für den Goetheforscher unschätzbar. Die Verläßlichkeit und die vortreffliche Einordnung des ungeheuren Materials hat längst jede Kritik erübrigt und wir sehen dies vortreffliche Nachschlagewerk überall angewendet.

Zu den wertvollsten technischen Leistungen der Goetheforschung gehören selbstredend die Ausgaben. Da können wir die Unternehmung von Prof. von der Leyen, die weniger zugänglichen kleineren Briefgruppen aus dem ungeheueren Goetheschen Briefschatz in Einzelbänden herauszugeben, nur mit der lebhaftesten Freude begrüßen. Was als erste Probe, als augenblickliche Verwirklichung des großzügigen Planes geboten ist, entspricht auch durchaus den Erwartungen, die wir an die Person des Herausgebers zu stellen gewohnt sind. Es liegt vor: „Goethe und seine Zeitgenossen." Herausgegeben von Prof. von der Leyen: „Goethe, Kestner und Lotte." Herausgegeben von Dr. Eduard Berend. (Verlag Steinicke u. Lehmkuhl, München.) Das geschmackvoll schlicht ausgestattete, übrigens nicht gerade billige Bändchen — es kostet 3 Mark — vereinigt Briefe Goethes und Äußerungen über ihn aus der Wertherzeit. Wie sehr gerade diese Dokumente uns die entscheidende, wenn auch vorübergehende Seelenlage des Dichters offenbaren, ist allbekannt, und es war trotz des mannigfaltigen bisherigen Abdrucks nicht überflüssig, sie so leicht zugänglich zu machen. Die editorische Leistung des

Dr. Berend kann als gewissenhafte Anwendung sozusagen fertigen Materials anerkannt werden, da dasselbe nicht allein in der Weimarer Ausgabe, sondern wenigstens zum größten Teil von Morris im „Jungen Goethe" aufs beste durchgearbeitet wurde.

Wie dem auch sei, gute, gewissenhafte Ausgaben des Goetheschen Briefwechsels werden immer Zuspruch haben, was mir weniger sicher zu scheint für die Art von Veröffentlichungen, wie sie uns von Heinz Amelung und von Theodor Schauffler vorliegen. Amelung hat im Anschluß an die Georg Müllersche Propyläenausgabe von Goethes Werken, sozusagen eine Rundfrage unter Goethes Zeitgenossen vorgenommen. („Goethe als Persönlichkeit." Berichte und Briefe von Zeitgenossen, gesammelt von Heinz Amelung. I. Band, 1749 bis 1797. Georg Müller 1914. 400 Seiten.) Die Durchführung der Sammlung von Äußerungen über Goethe ist zu loben. Neben manch unbedeutendem Wort, neben vielen allbekannten Schriftstücken sind bisher schwer zugängliche und interessante Aussprüche nicht allzuselten, um nur auf Seite 64, 131, 134, 365, 367 hinzuweisen. Mehr als Amelung ist Schauffler in seinem Buch („Goethes Leben, Leisten und Leiden." Karl Winter, Heidelberg. Preis 4,80 Mark) auf eine zitatenmäßige, Register- und Schlagwortanwendung eingerichtet. Solche Bücher können zu einer rein äußerlichen Anwendung des poetischen Gutes verleiten. Ihre Gefahr als technische Hilfsmittel der Forschung liegt darin, daß sie die für jeden Zweck nötige Belegsammlung fertig, losgelöst vom Zusammenhang, bieten. Der Benutzer könnte sich verleiten lassen, den förderlichsten Teil der Arbeit, das Lesen im ganzen, die geruhige Aufnahme des ganzen dichterischen Lebenswerkes, zu sparen und die Folge ist die Amerikanisierung, die so beklagenswerte, schon weit vorgeschrittene Verindustrialisierung — das schöne Wort ist dem Begriff ebenbürtig — der Literaturwissenschaft. Von hier aus ist der Schritt zur rein gewerbsmäßigen Herstellung des Buches als Ware oft nicht mehr groß. In diesem Zeichen steht der Faustabdruck des Einhorn-Verlages in Dachau. (Preis 20 Mark.) Den Faust in würdiger äußerer Form erscheinen zu lassen, in Einband, Druck, Illustration etwas des Werkes Würdiges und für unseren zeitgenössischen Geschmack Bezeichnendes zu schaffen, war offenbar das lobenswerte Bestreben. Das Ziel ist nun in vielem verfehlt; es ist ein unruhiges, üppiges, schwüles Ding, dies Faustbuch, das nur zu sehr an Schwabing erinnert. Am Ganzen sind überhaupt nur die Holzschnitte von Walther Klemm ernst zu nehmen. Sein Titelbild, das Vorspiel auf dem Theater, Gretchen vor dem Münster (Mein schönes Fräulein) sind Blätter von packender Größe und Freiheit der Darstellung, die hoffentlich aus dem jetzigen Zustand des genialen Versuchs fortschreitend zu einer vollen, reifen Ausgestaltung einer neuen Faustillustration gelangen werden*).

*) Nach Abschluß dieses Berichts geht uns der erste Band des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft, das von Hans Gerhard Gräf im Auftrage des Vorstandes herausgegeben wird, zu. (In Kommission beim Inselverlag in Leipzig, 1915.) Wir werden später auf dies Unternehmen zurückkommen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Zur italienischen Kolonialpolitik. Ende 1912 oder Anfang 1913 brachte die bedeutendste italienische Kolonialzeitschrift, die Rivista coloniale einen Artikel über die Ziele und Aussichten der italienischen Kolonialpolitik, wie sie sich nach der Erwerbung der nordafrikanischen Kolonie Libia (Tripolitanien und Cyrenaika) gestalteten. Sie hob hervor, nach der Erwerbung von Libia habe Italien nun drei Kolonien, nämlich außerdem noch Eritrea am Roten Meer, und Italienisch-Somaliland am Indischen Ozean. „Wir müssen nun," sagte die Rivista, „von den drei auseinanderliegenden Punkten des italienischen Afrika (Libia, Eritrea, Somaliland) einen organischen Kolonisationsplan gleichzeitig von allen Seiten ins Werk setzen, und daran denken, daß es dabei noch ein größeres und würdigeres Unternehmen gilt." Welches sollte nun dieses „größere und würdigere Unternehmen" sein? Das von einer italienischen Kolonialschrift zu hören, ist gerade in heutiger Zeit vielleicht nicht uninteressant. „Man vergesse nicht," sagt die Rivista weiter, „daß Libia nur dann eine große Kolonie werden kann, wenn ihre wirtschaftlichen Schlüssel in unsere Macht gelangen durch geeignete Grenzberichtigungen und ein Vorgehen bis zum Tschadsee. Man vergesse nicht, daß Eritrea und Somaliland nur zerstreute Fragmente einer geographischen und politischen Einheit sind, die in Zukunft in unsere Hände fallen kann, wenn wir uns dieser beiden wichtigen Ausgangspunkte zur rechten Zeit zu bedienen wissen. Man vergesse nicht, daß wir in Libia, wie in Eritrea und Somaliland zu Nachbarn eine süße lateinische Schwester*) (dolce sorella latina) und eine traditionelle Freundin**) (amica tradizionale) haben, die aber unangenehm werden könnten, mit denen wir daher in einer näheren oder ferneren Zukunft uns auseinanderzusetzen haben werden."

*) Frankreich.
**) England.

Soll also aus den italienischen „Kolonialfragmenten" eine geographische und politische Einheit werden, so muß man sich mit der süßen lateinischen Schwester und der traditionellen Freundin auseinandersetzen, die mit ihren Besitzungen eben den Zusammenhang zwischen den „Fragmenten" unterbrechen. Zwischen Eritrea und Somaliland schiebt sich das französische Somaliland (Obok-Dschibuti) und das englische (Berbera). Zwischen Libia, den Tschad und Eritrea schiebt sich das französische Saharagebiet, der französische und der englisch-ägyptische Sudan. Die süße lateinische Schwester ging nach der italienischen Besetzung von Tripolis energisch vor, um den Italienern die von der Rivista als notwendig bezeichnete Ausdehnung bis zum Tschad unmöglich zu machen. Sie befestigte sich in den Gebieten von Borku und Tibesti, und besetzte noch nach Ausbruch des Krieges Barakat bei Ghat in der Südwestecke Tripolitaniens. Wichtiger aber als diese Saharagebiete wäre für Italien eine „Auseinandersetzung" mit der lateinischen Schwester, die ihm das französische Gebiet von Obok-Dschibuti (Französisch-Somaliland) am Golf von Aden einbrächte. Dann hätte Italien den wichtigsten und besten Weg nach Abessinien in seiner Hand, den Weg, der heute der Hauptweg ist, und der den beiden italienischen von Norden (Eritrea) und Süden (Italienisch-Somaliland) eine von den Italienern bisher nicht überwundene Konkurrenz macht. Daß auf diesem Wege auch andere Dinge als Waren nach Abessinien hineinkommen, haben die Italiener 1896 wohl erfahren. Kein französischer Garibaldi eilte ihnen damals in ihrem Konflikt mit Abessinien zu Hilfe, sondern die süße lateinische Schwester war voller Freude über die italienischen Mißerfolge und beutete sie zum Vorteil ihrer Eingangspforte von Dschibuti gehörig aus. Die italienischen Pläne von Eisenbahnen nach Abessinien hinein sind bisher nur Pläne geblieben, die einzig wirklich vorhandene Bahn geht von der französischen Kolonie aus und zwar nach dem Teile Abessiniens, der unter den jetzigen

politischen Verhältnissen der wichtigste ist. Es wird für Italien nur darauf ankommen, hier den richtigen Moment und den richtigen Weg zur Auseinandersetzung mit der lateinischen Schwester zu finden. Die Erwerbung von Dschibuti würde für Italien die Herrschaft über alle Eingangswege nach Abessinien und die Herrschaft über den größten Teil aller Somalistämme bedeuten. Von den letzteren fehlten dann nur noch die in dem englischen Somaliland, die dort unter der Führung des sogenannten „tollen Mullah" den Engländern soviel Schwierigkeiten machen. Mit den Italienern würden sie sich vielleicht eher abfinden. Die Italiener haben es ja bereits verstanden mit den Senussi, die ja in Nordafrika ihrer „traditionellen Freundin" England auch mindestens unfreundlich gegenüberstehen, gute Beziehungen anzuknüpfen. Wenigstens empfahl die Rivista coloniale Anfang 1913 durchaus gute Beziehungen zu den Senussi zu pflegen, die bei ihren weitreichenden Verbindungen und ihrer Fähigkeit, die Güte und Brauchbarkeit einer Ware trefflich zu beurteilen, für den italienischen Handel von großem Wert sein würden.

Daß in kolonialen Kreisen Italiens vor dem Krieg wenigstens die Ansicht herrschte, die Zukunft Italiens läge auf dem Wasser, und zwar in erster Linie auf dem des Mittelmeers, dafür ist ein charakteristischer Beleg, daß die Revista coloniale seit 1913 ein Titelbild zeigt, auf dem man einen antiken Römer mit dem Liktorenbündel der Ruten und Beile sieht, der auf das Meer hinausblickt. Dort werden die neuen Römer, wenn sie genau hinsehen, das neue Karthago, Biserta, an der Stelle des alten sehen, von dem aus die süße lateinische Schwester sie bedroht, und wenn sie ganz genau hinsehen, sehen sie vielleicht dazwischen noch die englische Insel Malta, wo die Schiffe der traditionellen Freundin liegen, die jetzt ihren Handel unterbindet.

Auf welche Seite eine konsequente Weiterführung der italienischen Kolonialpolitik Italien hinweist, darüber sollte wohl in den Kreisen, die an einer solchen Weiterführung Interesse haben, kein Zweifel bestehen.

Oberregierungsrat Dr. E. Jacobi

Länderkunde

Verkehrsgeschichte der Alpen. Unsere Reisehandbücher für die Alpen pflegen zwar in der Einleitung einen Überblick über die Erdkunde und Geschichte der dabei in Frage kommenden Landesteile zu geben, berichten auch wohl im einzelnen über die geschichtlichen Vorgänge der Landschaften und Städte in Tirol und der Schweiz, aber in der Hauptsache beschränken sie sich auf die Schilderung der gegenwärtigen Zustände und auf die Führung durch die Schönheiten der Alpenwelt. Auf einer höheren Warte steht eine Reihe von Schriften, die entweder die Landeskunde dieses oder jenes Teiles behandeln oder bestimmte Abschnitte aus der Landes- und Kulturgeschichte zum Gegenstande eingehender Forschungen machen. Derartige Schriften gibt es über alle Gebiete der Alpen; sie gehen zum Teil aus der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins, zum Teil aus den Geschichts- und Altertumsvereinen hervor, sind deshalb aber auch von vornherein auf einen begrenzten Leserkreis beschränkt. Zu der landeskundlichen Gruppe kann man die Verkehrsgeschichte der Alpen von P. H. Scheffel (Verkehrsgeschichte der Alpen von P. H. Scheffel, I. Band 1908. II. Band 1914. Berlin. Dietrich Reimer [Ernst Vohsen] 8 Mark und 12 Mark, 206 und 297 Seiten) rechnen, doch geht sie über den Rahmen einer Einzelschrift hinaus und beansprucht den Wert quellengeschichtlicher Forschungen. Die beiden vorliegenden Bände, denen ein dritter folgen soll, behandeln, um es kurz mit den Worten des Verfassers zu sagen, die Geschichte der Alpenländer in der Römerzeit und im Mittelalter mit besonderer Berücksichtigung der Verkehrswege, und zwar führt der erste Band, der seinerzeit auch in den Grenzboten besprochen worden ist, bis zum Ende des Ostgotenreiches Theoderichs des Großen, während der zweite, kürzlich erschienene, das gesamte Mittelalter umfaßt. Bei dem gemessenen Raume, der zur Verfügung steht, ist es unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen, zumal da die Fülle des Stoffes ohnehin auf Beschränkung drängt. Wie im Mittelpunkte des ersten Bandes die Schilderung der Römerstraßen in den Alpen

von der Eroberung der Alpenländer durch die Römer bis zum Untergange des weströmischen Reiches steht, so gruppieren sich im zweiten Bande die Forschungen um das Straßenwesen zur Zeit der Römerzüge der deutschen Kaiser und Könige von Karl dem Großen bis zum Ende des Mittelalters.

Es ist erstaunlich, wie umfangreich die Studien des Verfassers, der als früherer Soldat besonders zu Beobachtungen der Wegeführungen an Ort und Stelle befähigt ist, gewesen sein müssen, um alles das zusammenzutragen, was in dem Werke geboten wird, und zwar zuverlässig geboten wird, da die Quellen fortlaufend angegeben werden, namentlich im zweiten Bande. Und doch betont Scheffel ausdrücklich, daß sich das Werk nicht in erster Linie an den Geschichtsforscher, sondern an den gebildeten Leser wende. Diesem soll es deshalb auch besonders empfohlen sein, namentlich den vielen Tausenden, die alljährlich in die Alpen gehen und ihre Weisheit aus den roten Büchern von Meyer und Baedeker schöpfen. In der Wirtshauskunde und in Sportsachen mögen diese Führer vortrefflich sein, aber über die in der Geschichte der Alpenländer wirkenden Naturkräfte, die Entstehung der Alpenvölker, die deutsche Reichspolitik in den Alpenländern, oder über Poesie und Prosa in der mittelalterlichen Alpenwelt und ähnliches kann nur das Scheffelsche Werk ausgiebig und zuverlässig unterrichten. Für den wahren Alpenfreund wird deshalb diese Verkehrsgeschichte, die vermutlich mit den Verkehrswegen der Neuzeit abschließen wird, eine schätzenswerte Führerin werden.

R. Krieg

Kunst

Unsere Führer im Weltkrieg 1914 hat E. Fröhlich mit der Feder auf Stein gezeichnet und damit dem deutschen Volke eine Gabe von bleibendem Wert beschert. Die von Herrmann Springer in Leipzig (Kommissionsverlag Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung) herausgegebenen prächtigen Kunstblätter sind von einleitenden Worten aus der Feder Karl Lamprechts begleitet, der mit Recht darauf hinweist, daß Liebe und Haß stets Personen gelten wollen, deren Darstellung im Bild sie begehren. Tacitus erzählt, daß die Führer der Germanen sich immer so aufstellen mußten, daß sie von allen gesehen werden konnten — so geht es uns heute noch: das deutsche Volk will seine Fürsten und Helden sehen. E. Fröhlich hat mit sicherer Hand die Eigenart der Männer zu Papier gebracht, deren inneres Wesen wir immer wieder fragend zu ergründen suchen, um unsere Zukunftshoffnung daran zu ranken. Die „kostbare Last deutscher Liebe" ruht bereits auf Hindenburg, möge sie sich nach getaner Arbeit auch auf die Häupter der anderen Helden segnend breiten können.

Wie kein anderer aber steht in unseren Tagen der Kaiser dem Herzen der Deutschen nahe. Da ist es freudig zu begrüßen, daß der Verlag von Bruckmann A.-G. in München zum geringen Preise von 1,50 M. einen Farbenkunstdruck in Folioformat herausgegeben hat, der den Kaiser in vorbildlicher Naturtreue darstellt. Es handelt sich um eine in Homburg angefertigte Photographie, die mit Pastellstift übermalt wurde. Wir wünschen dem Blatt um seiner außergewöhnlichen Vorzüge willen weiteste Verbreitung. *

Berichtigung. Im Aufsatz von Prof. Dr. Wilhelm Gerloff „Der deutsch-englische Gegensatz" in Heft 2 der Grenzboten muß es auf Seite 38 Zeile 5 statt 11,7 14,3 (1911) und Zeile 7 statt 60 100 Prozent heißen.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/37.

Belgiens Neutralität 1870

Von Luise Schoeps

Vorwort. Die nachstehende Erinnerung an Bismarcks Stellung zur belgischen Neutralität im Jahre 1870 dürfte die Leser der Grenzboten umsomehr interessieren, als sie eine wertvolle Ergänzung bietet zu der verschleierten und gewundenen Darstellung dieser Frage in Sir Edward Greys großer Unterhausrede vom 3. August 1914. Der englische Minister zitierte in dieser Rede nur einige prinzipielle Phrasen Gladstones und Granvilles über Ehre und Interessen Englands, die eine Erhaltung der belgischen Neutralität erfordern; dagegen vermied er jede Andeutung, die wie die oben veröffentlichten Ausführungen beweisen konnte, daß nicht England, sondern Bismarck es war, der damals die Erhaltung der belgischen Neutralität durch öffentliche Brandmarkung napoleonischer Geheimpläne erzwang.

Der Unterschied der Zeiten kann nicht deutlicher werden. Damals gelang es durch rücksichtslose Preisgabe kompromittierender Sondierungsversuche den Feind ins Unrecht zu setzen und das keineswegs deutschfreundlich gesinnte England durch das Gespenst französischer Absichten auf Belgien zur wohlwollenden Neutralität zu bestimmen. Darüber hinaus aber war für den Fall eines napoleonischen Sieges und einer Verwirklichung seiner belgischen Wünsche sogar der Anschluß Englands an Deutschland gesichert, weil nach Gladstones damaligen Worten (ebenso wie zu den Zeiten Napoleons des Ersten) das englische Staatsinteresse jeder maßlosen Vergrößerung irgend einer Macht an der Nordsee entgegenstehen mußte.

Im gegenwärtigen Krieg aber war es England, das den belgischen Trumpf gegen Deutschland ausspielte, obwohl es ihn gar nicht mehr in Händen hatte, nachdem es sich an der belgischen Neutralität durch mehrere Geheimverträge seit Jahren versündigt hatte. Durch skrupellose Tatsachenverdrehung, die Deutschland als den böswilligen Verächter des Völkerrechtes hinstellte, versicherte sich England für seine Beteiligung am Kriege der Sympathien vieler neutraler Staaten, und es hat den Anschein, als würden diese in ihrer Gesamtheit erst nach einem endgültigen Siege Deutschlands auch unser Recht in der Behandlung des belgischen Staates verstehen, der sich durch seine kriegsschwangeren Abmachungen mit den Drahtziehern des Dreiverbandes schon längst jeden Anspruch auf Achtung seiner Unabhängigkeit verscherzt hatte. M. v. H.

* * *

as Thema „Garantie der belgischen Neutralität" taucht 1870 in der öffentlichen Meinung während der Emser Verhandlungen auf. Am 12. Juli setzen die Meldungen aus Brüssel von Truppenbewegungen nach der französischen Grenze ein und werden im Laufe der folgenden acht Tage wiederholt bestätigt. Die Veranlassung, so berichtete der Korrespondent der Kreuzzeitung, sei das Vorgehen Frankreichs, das Besorgnis erregt habe; man fürchte alles von Frankreich, dagegen nichts von Preußen. Ähnliche Vermutungen äußerte König Wilhelm in einem Brief vom 19. Juli. Er schreibt an die Königin Augusta: „Die von uns und Frankreich respektierte Neutralität Belgiens und Hollands inklusive Luxemburgs ist wichtig; aber werden die Franzosen sie wirklich lange respektieren? Die Belgiens vielleicht wegen England, was sich auch zu rüsten anfängt."

Vorläufig schien Belgien allein für seine Sicherheit sorgen zu wollen. Am Tage der französischen Kriegserklärung vollendete sich der Aufmarsch seiner Observationsarmee. Sie streckte vom Zentrum Namur den linken Flügel nach Nordosten zum Plateau von Herve, den rechten südlich nach Givet aus, um gleichsam mit dieser Frontstellung die beiden kriegführenden Staaten vor einem Angriff auf die Neutralität Belgiens zu warnen. Zugleich bemühte sich die belgische Regierung auf diplomatischem Wege um die erneute Bestätigung der Neutralität, wie sie der Vertrag von 1839 festgelegt hatte.

Die Gesandten Belgiens hatten am 15. Juli bereits in Paris und Berlin die Zusicherung der Garantie erbitten müssen. Die preußische Regierung erfüllte einfach ihren Wunsch; Gramont, der französische Minister des Auswärtigen, glaubte seine Antwort durch die Versicherung verstärken zu müssen, daß Frankreich unter keinen Umständen die Neutralität Belgiens verletzten würde. Er gab mit diesen Worten eine Erklärung ab, die schon am folgenden Tage durch eine schriftliche amtliche Mitteilung der französischen Regierung aufgehoben wurde, da diese Belgien die Garantie seiner Neutralität nur unter der Voraussetzung versprach, daß Preußen sie ebenfalls nicht verletzen würde. Diese Klausel, auf Frankreich angewandt, konnte die belgische Regierung auch in der amtlichen Zusicherung der Garantie lesen, die Bismarck am 22. Juli, als er allem Anschein nach den Wortlaut der französischen Mitteilung erfahren hatte, dem belgischen Gesandten übergab, in der er hinzufügte, daß die von Belgien geforderten Erklärungen im Hinblick auf die vorhandenen Verträge überflüssig wären.

Die beiden Aktenstücke, die die belgische Regierung jetzt in den Händen hatte, waren nicht nur überflüssig; sie schufen eine neue Situation, da sie durch die Bedingung die Garantie der belgischen Neutralität zu einer aktuellen politischen Frage umwandelten, deren Lösung über den Machtbereich der belgischen Regierung hinausging. England, die erste der Signatarmächte von 1839, hatte sich schon am 16. Juli nach der Stellung der preußischen und der französischen Regierung zur Garantie der belgischen Neutralität erkundigt und

sogar Gramonts voreilige Erklärung als nachahmenswertes Beispiel für Preußen hingestellt. Jetzt, nach Zuspitzung der Frage, hielt es sich vorsichtig zurück.

Bismarck machte seinem Unmut darüber gegen Moritz Busch Luft, als er ihm eine Stelle in der Nationalzeitung zeigte, die besagte, daß die Engländer einen Angriff auf Belgien nicht dulden würden. „Gut," sagte Bismarck dazu, „aber was hilft es den Belgiern, wenn man wartet mit seinem Schutz und seiner Unterstützung? Wenn, was Gott verhüte, Deutschland erst geschlagen wäre, würden die Engländer den Belgiern gar nichts nützen können, sondern froh sein, wenn sie selbst im Lande sicher blieben." Dieser ärgerliche Eindruck der Haltung Englands wurde bei Bismarck verstärkt durch Meldungen von größeren wirtschaftlichen Unterstützungen, die England durch Kohlenzufuhr und Pferdesendungen Frankreich zukommen ließ. Als am 21. Juli Gramont in einem Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter der französischen Regierung durch Entstellung der preußischen Politik in der Kandidatur Hohenzollern die öffentliche Meinung des Auslandes, namentlich die Englands, an sich zu reißen versuchte, entschloß sich Bismarck zu einem Schritt, von dem er sich die weitgehendste Wirkung auf Englands Haltung in jeder Beziehung, auch in der belgischen Frage versprechen konnte.

Der preußische Gesandte in London, Graf Bernstorff, erhielt von ihm den Auftrag, der damals deutschfreundlichen Times die Kopie eines Dokumentes zu übergeben, das sie am 25. Juli unter der Überschrift: „Entwurf eines französisch-preußischen Vertrags. Von Benedetti" veröffentlichte. Die Hauptgedanken des diplomatischen Aktenstücks waren folgende: Frankreich bestätigte Preußen seine Erwerbungen durch den Krieg 1866 und läßt ihm freie Hand bei der Gestaltung des Norddeutschen Bundes und bei einem Zusammenschluß des Norddeutschen Bundes mit Süddeutschland. Dafür verspricht Preußen, Frankreich die Erwerbung Luxemburgs zu erleichtern und eine Eroberung Belgiens mit seiner gesamten Land- und Seemacht zu unterstützen. Das Bündnis sollte offensiv und defensiv sein.

Die englische Regierung beeilte sich noch an demselben Tage die Erklärung abzugeben, daß sie der Veröffentlichung fern stände. Am nächsten Tage erfuhren die ausländischen Diplomaten in Berlin, Bismarck werde ein Vertragsprojekt veröffentlichen, das mit jenem in der Times übereinstimme.

Die preußische Presse brachte den Abdruck am 28. Juli. Dem Vertragsentwurf war hier eine Einleitung vorausgeschickt, die einen Überblick über die französischen Kompensationsforderungen während des Sommers 1866 gab und die Überreichung des Projektmanuskripts durch Benedetti in die Zeit der Luxemburger Angelegenheit 1867 verlegte. In einem längeren Schreiben an Bernstorff, das ebenfalls sogleich veröffentlicht wurde als Antwort auf das Kriegsmanifest Napoleons vom 23. Juli und auf ein zweites Rundschreiben Gramonts vom 24. Juli, schildert Bismarck noch eingehender die Geschichte der französischen Kompensationsforderungen, die mit dem Jahre 1862 begannen, und deutet

seine dilatorische Behandlungsweise der französischen Ansprüche an. Seinem Bericht fügt er die Vermutung hinzu, daß Frankreich, wenn die Veröffentlichung in der Times nicht stattgefunden hätte, nach Vollendung seiner eigenen militärischen Vorbereitungen und der Preußens, den Vorschlag gemacht haben würde, den Benedettischen Entwurf an der Spitze zweier bewaffneter Armeen zu verwirklichen, das heißt einen sofortigen Frieden auf Kosten Belgiens zu schließen.

Bismarck hatte durch die Veröffentlichung in der Times Frankreich die Rolle des Angeklagten zuerteilt. Dessen erste Verteidigung auf die Publikation der englischen Zeitung war freilich recht schwach. Die französische Regierung begnügte sich, am 26. Juli im Journal officiel ihre Kenntnis von einem formellen französisch-preußischen Vertragsentwurf abzuleugnen, und gestand allein zu, daß nach dem Prager Frieden 1866 Besprechungen über den Entwurf eines Allianzvertrages zwischen Bismarck und dem französischen Gesandten Benedetti stattgefunden hätten. An einige der damals geäußerten Gedanken könnte das Aktenstück der Times erinnern; Napoleon habe aber alle Vorschläge der preußischen Regierung zurückgewiesen. Da Bismarck das Manuskript des veröffentlichten Dokumentes den ausländischen Diplomaten vorlegte, es photographisch vervielfältigen ließ und einwandsfrei Benedettis Handschrift auf französischem Papier offiziell festgestellt wurde, konnte jedoch die Beteiligung der französischen Regierung an der Gestaltung des Vertragsentwurfs jenseits des Rheins nicht mehr bestritten werden.

Benedetti versuchte nun in einem offenen Brief an Gramont wenigstens Bismarck zum eigentlichen Urheber der Kompensationsverhandlungen zu stempeln, der erst Frankreichs Auge auf Belgien gelenkt habe. Gramont nahm seine Beweisgründe auf und bemühte sich, sie wirkungsvoll zu unterstützen. Beide hatten keinen Erfolg. Die Erinnerung an die napoleonische Politik der letzten Jahre widersprach ihren Argumenten und Erklärungen. Frankreichs Streben nach Luxemburg 1867 hatte den Verdacht erweckt, daß Luxemburg eine Etappe auf dem Wege nach Belgien werden sollte. Im Jahre 1869 waren Napoleons Absichten noch deutlicher hervorgetreten, als er Belgien durch eine Eisenbahnkonvention von Frankreich abhängig zu machen suchte. Solche Tatsachen konnten die moralische Niederlage der französischen Diplomatie nur noch unterstreichen.

Für die augenblickliche politische Lage war vor allem wichtig die Wirkung der Publikation in England. Das Dokument der Times hatte sofort das Interesse des gesamten englischen Volkes wachgerufen. Am Abend des 25. Juli erfolgte eine Interpellation Disraelis, des Führers der konservativen Opposition im Unterhause. Gladstone, der englische Premierminister, mußte — ebenso wie der Minister des Auswärtigen Granville auf die Anfrage Stratfords im Oberhause — zurückhaltend antworten, da die aufklärenden Mitteilungen der von der Publikation betroffenen Mächte noch ausstanden. Die Erregung des englischen Volkes wuchs in den folgenden Tagen; englische Politiker machten eifrig auf die Gefahr aufmerksam, die England bedrohte, wenn Belgiens

Unabhängigkeit verletzt würde. Die englische Presse stellte den Vertragsentwurf als eine Beleidigung Englands, des Beschützers der belgischen Neutralität, hin.

Am 1. August ergriff Disraeli zum zweiten Male das Wort im Unterhause und forderte die Regierung zur bewaffneten Neutralität auf; denn auf keinen Fall dürfe sich eine starke Militärmacht England gegenüber an der europäischen Küste zwischen Dünkirchen, Ostende und den Nordseeinseln festsetzen. Gladstone lehnte die Forderung Disraelis ab und überließ es Granville, das Oberhaus zu beruhigen durch die Versicherung, daß er in der Zwischenzeit nicht untätig gewesen sei, und durch das Versprechen, sobald als möglich den Vertretern des englischen Volkes die Ergebnisse seiner diplomatischen Maßnahmen mitzuteilen.

Die englische Regierung hatte sich inzwischen offiziell am 30. Juli an die französische gewandt. Sie hatte dieser ihr Bedauern ausgesprochen, daß befreundete Mächte jemals daran gedacht hätten, die Neutralität eines Staates anzutasten, dessen Verteidigung mit der Ehre und dem Interesse Englands eng verbunden sei. Ein klarer Bericht über die Verhandlungen mit Preußen sei jetzt eine Pflicht für die französische Regierung, da die kurzen Bemerkungen im Journal officiel als zu allgemein und dürftig zu beurteilen wären. Angesichts dieser Enthüllungen betrachte es nun die englische Regierung als ihre Pflicht, die Garantie der Neutralität Belgiens für den augenblicklichen Krieg und für einige Zeit danach zu kräftigen.

England schlägt daher Frankreich und Preußen vor, getrennt voneinander mit ihm einen Vertrag oder ein Protokoll zu unterzeichnen, das auf dem betreffenden Artikel des Vertrages von 1839 fußen und Englands bewaffnetes Eingreifen bestimmen sollte, wenn eine der beiden kriegführenden Mächte die Neutralität Belgiens verletzen würde. Die militärischen Operationen Englands sollten sich innerhalb der belgischen Grenzen vollziehen. Ferner wünschte England, daß dieser Vertrag noch zwölf Monate nach einem Friedensschluß in Geltung bliebe, damit eine ruhige Ausführung der einzelnen Friedensartikel gesichert wäre. Dann sollte die Garantie der Neutralität Belgiens wieder allein auf dem Artikel des Vertrages von 1839 beruhen. Granville fügte diesem Vorschlag einige Tage später noch Erläuterungen hinzu, die besagten, daß vor allen Dingen keine der durch den Vertrag verpflichteten Parteien eine belgische Festung ohne vorherige Vereinbarung mit der anderen besetzen dürfe, um mit dieser Bestimmung den Moment für ein Eingreifen Englands etwas zu fixieren.

Ehe Bismarck den Wortlaut des englischen Projektes kannte, erteilte er telegraphisch seine Zustimmung zu jeglicher Maßnahme, die die Neutralität Belgiens stärken würde. Die übrigen Signatarmächte schlossen sich ohne weiteres dem englischen Vorschlag an. Belgien, das Englands Fürsorge später als Preußen und Frankreich erfuhr, konnte weiter nichts mehr tun, als seine Dankbarkeit aussprechen. Frankreich versuchte zwar, den Passus über die Geltung des Vertrages nach einem Friedensschluß zurückzuweisen. Die englische Regierung aber hatte Bismarcks uneingeschränkte Zusage in Händen und ging auf die

französischen Wünsche nicht ein. Gramont sah sich gezwungen, dem englischen Projekte seine Zustimmung zu geben und auf diese Weise der vorausgegangenen moralischen Niederlage eine diplomatische hinzuzufügen. Am 9. August unterzeichnete Granville den Vertrag mit Bernstorff, am 11. August mit La Valette, dem Botschafter Frankreichs in London.

Der Rückblick auf das Schicksal der belgischen Neutralität 1870 ruft die Frage hervor, von welcher Bedeutung die diplomatische Lösung dieser Verwicklungen für die beiden kriegführenden Staaten gewesen sei. Eine unmittelbare militärische Bedeutung enthielt das Abkommen mit England für keinen der beiden Gegner. Napoleons Kriegsplan zielte allein auf einen schnellen Vorstoß nach Süddeutschland, in der Hoffnung, daß nach einigen französischen Siegen die süddeutschen Staaten an seine Seite treten und sich gegen Preußen und den Norddeutschen Bund wenden würden. Der preußische Generalstabsplan war durch das gleiche Interesse an dem Anschluß Süddeutschlands und durch den Gedanken gemeinsamer Operationen gegen Frankreich bestimmt. Die erneute Garantie der belgischen Neutralität bewahrte Preußen zugleich vor einer Zersplitterung seiner militärischen Kräfte. Dies mußte ihm um so willkommener sein, als es sich bei Beginn des Krieges von der Gefahr bedroht sah, an zwei Fronten kämpfen zu müssen, wenn Österreich und Italien ihre schwankende Haltung aufgaben und zu Frankreichs Gunsten in den Kampf eingriffen.

Der eigentliche Wert des Vertrages vom 9. und 11. August 1870 konnte sich jedoch erst zeigen, wenn Napoleon nach preußischen Niederlagen daran gehen würde, sich Belgiens zu bemächtigen. Dann mußte sich in England für Napoleon ein zweiter Gegner, für Preußen ein wertvoller Bundesgenosse erheben. Bismarck gab mit der Veröffentlichung des Aktenstückes in der Times den ersten Anstoß zu dieser Gruppierung der Mächte. Er erfüllte dadurch die Aufgabe des Diplomaten und Staatsmannes, die darin besteht, ungünstigen militärischen Ereignissen, die im Bereich der Möglichkeit liegen, durch diplomatische Maßnahmen im voraus entgegenzuarbeiten.

Ultima ratio regis

Von Moritz Goldstein

Ueber den Krieg zu philosophieren jetzt, da der Krieg gewaltige Wirklichkeit ist, dürfte nicht wenig lächerlich erscheinen, der Zeitvertreib eines Müßigen und Daheimgebliebenen. Die da mitgezogen sind und handelnd und leidend das große Schicksal vollbringen helfen, werden freilich über den Spintisierer am Schreibtisch lächeln als über einen, dessen Gedanken und Resultate auf den Gang dieses oder eines künftigen Krieges ohne Einfluß bleiben werden. Sie haben Recht mit ihrer Meinung, aber nicht mit ihrem Lächeln. Sie freilich brauchen über den Krieg nicht nachzudenken, da sie ihn erleben und da eine Wirklichkeit, welche so sehr all ihre Kräfte weckt und verbraucht, keiner Rechtfertigung durch das Denken bedarf, uns anderen aber, die wir die bebende Erregung dieser Zeit nicht in Taten umsetzen dürfen, uns ist es wohl erlaubt, des Ereignisses dadurch Herr zu werden, daß wir es zu verstehen suchen. Wagen wir also, unter der vibrierenden Erwartung der Entscheidung, die uns Kanonen, Gewehre und Bajonette bringen sollen, eine stille Philosophie des Krieges. Und zwar nicht dieses europäischen Krieges, sondern des Krieges überhaupt.

In solchen philosophischen Fällen pflegt man zu zitieren: Der Anfang der Philosophie ist die Verwunderung. Und so müssen auch wir, um den Krieg unter die philosophische Lupe zu nehmen, uns über ihn wundern lernen. Das ist nicht ganz leicht. Scheint es doch nichts plausibleres, nichts unproblematischeres zu geben, als die Aufhebung von Vertrag und Recht und die Rückkehr zur bloßen Gewalt. Allein es scheint nur so. Bei ein wenig Nachdenken ist der Krieg ein sehr verwunderliches, kaum begreifbares Phänomen. Wo liegt denn der Sinn dieser seltsamen Aktion, daß ein Volk, dessen Ziel und Stolz der friedliche Wettstreit wirtschaftlicher, wissenschaftlicher, künstlerischer Kräfte, aufbauender Kräfte gewesen ist, nun mit einem Male seine besten Söhne hinaussendet, damit sie sich in organisierte Haufen sammeln, den entsprechenden Teil des anderen Volkes aufsuchen, und beide nun aufeinander losschießen? Was soll damit bewiesen werden? Worüber wird da entschieden und wer entscheidet da? Ferner: Muß ich die Entscheidung anerkennen? Worin besteht

der Sieg? Was heißt siegen? Wie kann der Sieg über das feindliche Heer beim feindlichen Volke realisiert werden? Weiter: Ist Krieg notwendig? Muß der Krieg gerade mit Waffen, auf Leben und Tod geführt werden? Und endlich: Wie ist es möglich, nachdem man sich gegenseitig Menschen getötet, Städte zerstört, Felder verwüstet, Schiffe versenkt, Geld und Waren beschlagnahmt und ein Volk das andere barbarisch, verräterisch, perfide genannt hat, wie ist es möglich, eines Tages Frieden zu schließen? Was heißt Friede zwischen Staaten, die sich so gehaßt haben?

Vielleicht ist mit Aufstellung dieser Fragen noch nicht deutlich gemacht, daß es sich hier um Probleme handelt; vielleicht läßt die naive Selbstverständlichkeit, mit der wir diese Begriffe anwenden und danach handeln, sich nicht ohne weiteres überwinden. Soweit dies der Fall ist, muß die versuchte Antwort zugleich die Bedeutung der Fragen erweisen.

* * *

Gehen wir von den Tatsachen aus, aber lieber nicht von den noch unfertigen unserer Tage, sondern etwa von denen des Jahres 1870. Da war also, um einen vom Zaune gebrochenen Anlaß, der Krieg erklärt worden, der Aufmarsch vollzog sich auf beiden Seiten, die Schlachten und die deutschen Siege folgten Schlag auf Schlag, die französischen Hauptarmeen wurden, samt ihrem Kaiser, gefangen, Paris wurde belagert, eingenommen, und endlich Frieden geschlossen. Deutschlands Gewinn, Frankreichs Verlust waren Elsaß-Lothringen und fünf Milliarden Kriegsentschädigung. Das sind die Fakta.

Nehmen wir an, es habe zu jener Zeit irgendwo im Süden Frankreichs, in Avignon oder Toulouse, ein friedlicher Pächter und Pfennigrentner gesessen, der hier behaglich, nach Weise des französischen Mittelbürgers, die selbsterarbeitete Muße seiner reifen Jahre genoß. Ihm hat der Krieg weder einen Sohn, Bruder, Neffen noch einen Freund und guten Bekannten geraubt, sein Haus und Garten sind von keiner Granate, von keinem Flintenschuß, von keiner Requierierung und Einquartierung heimgesucht worden, er hat kaum einen Feldsoldaten und gar keinen prussien zu Gesicht bekommen, er hat von dem ganzen Krieg nur aus den Zeitungen erfahren. Dieser friedliche Mann und Patriot, der zugleich ein Philosoph auf eigene Faust ist, leugnet ganz einfach die Gültigkeit des Krieges und Sieges; er erkennt die von den Waffen gefällte Entscheidung nicht an; er erklärt die Affäre, die sich unter Blutvergießen und Grausamkeiten jeder Art zwischen den beiden Heeren zugetragen hat, für eine Angelegenheit der Kriegerkaste, die ein unwürdiger Rest urmenschlicher Barbarei sei und deren Empfindungen er weder teile noch begreife; er behauptet, daß Wert und Bedeutung der Völker, ihre Macht und ihr Einfluß auf ganz anderen Dingen beruhen, als Kanonen, Flinten und Bajonette es sind, und er bleibt trotzig dabei, daß nicht das siegreiche Deutschland, sondern das besiegte Frankreich die Vormacht europäischer Kultur darstelle.

Wer könnte diesen Mann zwingen anderer Meinung zu werden? Niemand. Wenn er die Entscheidung der Waffen nicht anerkennen will, so ist kein Sieg so groß und kein Sieger so mächtig, um ihm die Anerkennung abzutrotzen. Und Deutschland mag sich diesem Erzfeind gegenüber allenfalls damit trösten, daß seine Meinung nicht besonders wichtig ist.

Allein nun sind, von den Ansichten dieses Herrn abgesehen, fünf Milliarden Kriegsentschädigung zu zahlen. Vermutlich lag dieses Geld nicht in den Staatskassen, und die französische Regierung mußte, um ihrer Verpflichtung nachzukommen, eine allgemeine Steuer auflegen. Es kommt also höchstwahrscheinlich auch zu unserem protestierenden Rentner der Steuereinnehmer und fordert seinen Beitrag in barem Gelde, abgemessen nach seinem Gesamtbesitz und wohl einen immerhin entbehrlichen Teil, aber ganz gewiß einen schmerzlichen Teil. Und der also Bedrängte schlurft brummend und scheltend zum Geldkasten, schließt auf und zahlt auf Heller und Pfennig seinen Beitrag an Frankreichs Besiegtheit.

Warum tut er das? Es ist, seinen Gesinnungen zum Trotz, gar kein Zweifel, daß er es tut. Denn er wird nicht riskieren, daß die Polizei kommt und ihm das Seine mit Gewalt nimmt und noch einen Strafteil obendrein. Aber warum fährt die Polizei mit ihm so übel? Ihre Beamten sind doch auch keine Deutschenfreunde und es liegt ihnen nichts daran, daß Deutschland seine vollen fünf Milliarden erhält. Aber sie handeln diesmal zum Nutzen Deutschlands, weil es ihnen ihr eigener französischer Vorgesetzter befohlen hat und weil, wenn sie sich weigerten, sie entlassen würden und mit samt ihren Familien nichts zu essen hätten. Der Polizeihauptmann aber hat es befohlen, weil er dem Landrat gehorchen muß. Und so pflanzt es sich fort, aus der Breite des Volkes bis dort hinauf, wo über den Frieden verhandelt worden ist und man sich vom Sieger hat das Gesetz diktieren lassen müssen. Jeder hängt an dem Höheren mit seiner ganzen bürgerlichen Existenz, und an der obersten Stelle hängt der besiegte Staatsleiter an dem Sieger mit Blut und Leben, seinem eigenen und dem seines Volkes.

Vielleicht klingt diese ganze Betrachtung sehr banal; aber sie bringt uns auf den Weg der Lösung des großen Rätsels Krieg. Warum hat der Sieg über das Heer Sinn und Wirksamkeit auch für den unbeteiligten Zivilisten, der den Krieg ablehnt? Weil beide, das Heer und der Zivilist, Teile eines Staates sind. Der Staat erst gibt dem Kriege Sinn; der Krieg ist nicht zu begreifen, wenn wir nicht vorher den Staat begriffen haben. Versuchen wir also, uns einen Begriff vom Staate zu machen, soweit es für unseren Zweck notwendig ist.

* * *

Der Sinn des Staates ist Macht. Der Staat ist genau so weit wirklich und gerechtfertigt, wie seine Macht reicht. Sein Leben und Funktionieren deckt sich mit seiner Macht. Diese Machtsphäre ist das Resultat einer Spannung: der eigenen nach außen wirkenden Kräfte und der sich dagegen

stemmenden der fremden Staaten. Der Staat wächst solange, als ihm kein unüberwindlicher Widerstand entgegenwirkt, wird aber, je leichter ihm das Wachstum fällt, um so schwächer. So ist das alte Rom unter zu geringem Widerstand der umwohnenden Völker zum Weltreich aufgequollen, dabei schlapp und schwach geworden und schließlich bei lebendigem Leibe verfault. Gäbe es auf der ganzen Erde nur einen Staat — so gäbe es keinen Staat.

Es ist der ganz einzige Zustand Westeuropas, daß hier die festgefügten Gebilde so eng aneinander stoßen und so hart aufeinander drücken, daß jeder Staat alle seine Kräfte zum Gegendruck aufbieten muß. Eine gewisse Elastizität bestand noch, solange die Mitte Europas ein haltloser Haufe von Kleinstaaten füllte. Seitdem sie aber ebenfalls zur Einheit sich zusammengeschlossen haben, pressen die Kräfte eisern aufeinander; und Deutschland, als das Land der Mitte, hat dabei den stärksten Druck auszuhalten. Dies nebenbei.

Es umfaßt also in Europa jeder Staat genau soviel Raum, wie er Macht besitzt (was nicht nur geographisch aufzufassen ist), und je weiter die Teilung der Erde vorwärts schreitet, desto enger stoßen die Mächte auch auf den anderen Kontinenten aneinander. Bald wird es überall auf Erden so sein wie schon jetzt bei uns, daß die Staaten bei jedem Nachlassen der inneren Spannung sofort entsprechend zusammengedrückt werden. Dies ergibt den Zustand beständiger Überhitzung, in dem wir leben: ein fieberhafter Wettbewerb der friedlichen, das heißt der werteschaffenden und aufbauenden Kräfte, um den notwendigen inneren Druck aufzubringen, und eine beständige Gefahr, das Kräfteverhältnis miteinander zu messen und zu korrigieren, eine Gefahr, die sich scheinbar alle vierzig bis fünfzig Jahre einmal entlädt.

Offenbar aber muß der Macht des Staates, die sich nach außen richtet, eine Macht entsprechen, die sich nach innen, gegen die eigenen Staatsbürger kehrt und die zahllosen, in Deutschland z. B. fünfundsechzig Millionen Einzelwillen zu einem Gesamtwillen organisiert. Und offenbar stehen diese beiden Machtäußerungen in der seltsamsten Wechselwirkung, indem die Staatsmacht nach innen, das heißt die Unterwerfung oder Vereinigung aller Sonderinteressen unter das Staatsinteresse, die Voraussetzung ist für eine Machtentfaltung nach außen, zugleich aber die Bedrohung von außen her die Ursache ist einer Organisation der Einzelkräfte und Individuen zu jenem Ganzen, das wir Staat nennen.

Ohne uns auf die schwierige Frage der langen, langen Entwicklung vom Urmenschen und seiner Familie zum Staate einzulassen, wollen wir uns nur vergegenwärtigen, worin seine Macht über seine Bürger besteht.

Obzwar ohne Zweifel der Staat als Organismus oder Maschinerie etwas Abstraktes und Außermenschliches, vielleicht Übermenschliches hat, hängt doch seine Möglichkeit daran, daß der reale Inhalt Menschen sind, und zwar ebensosehr am Ewigmenschlichen wie an ihrem Allzumenschlichen.

Daß der einzelne sich dem Staate fügt und sogar — er mag nun gerade diese besondere Staatsform oder diesen Beamten oder diese Maßregel bekämpfen — den

Staat im Ganzen will und seinen Bestand nach Möglichkeit stützt und fördert, dafür liegt der Grund, schlicht ausgedrückt, offenbar darin, daß er seinen Vorteil dabei findet. Seine und der Seinigen Existenz, Möglichkeit des Erwerbs, Sicherheit, Behaglichkeit, Ansehen, Ehre, Einfluß, alles hängt davon ab, daß ein Staat vorhanden ist, eine Organisation aller Kräfte, die er zu seinem eigenen Vorteil benutzen kann. Um diese Abhängigkeit einzusehen, braucht man durchaus nicht in irgendeiner Form Beamter zu sein und also ohne Umwege vom Staat das Brot zu beziehen. Sondern auch der Kaufmann etwa, der seine Waren umsetzt, kann ohne die zahlreichen und mannigfachen Institutionen des Staates seine Geschäfte nicht in Gang bringen. Längst ist ja nun freilich dieser ganze Apparat so kompliziert und unser Abstand von der einfachen Existenz des naturnahen Jägers oder Hirten so groß geworden, daß wir, im Staat geboren, für den Staat erzogen, fast verlernt haben, ohne den Staat auch nur einen Schritt zu tun.

Da dem nun einmal so ist, so ergibt sich von selbst ein Gesamtinteresse, das nun dem einzelnen, neben und über seinem Privatinteresse, als Autorität und höhere, fast göttliche Gewalt gegenübertritt, ein Gesamtwille, der die Einzelwillen in seinen Bann zieht, emporzieht und über sich selbst hinaufreißt. Es entstehen Vaterlandsliebe, Opfersinn, Nationalgeist. Nun wird es Pflicht, den eigenen Vorteil dem des Ganzen unterzuordnen, nun wird von jedem gefordert, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch den Staat fördere, nun entsteht die Bereitschaft, Existenz und Leben für das Vaterland hinzugeben.

* * *

Man wird einräumen, daß die staatliche Macht nicht etwa Gewalt ist; sondern was die Form des Staates, den Apparat anlangt, so wird sein Funktionieren gewährleistet durch Einsicht und guten Willen, durch Achtung vor der Staatsautorität und Pflichtgefühl, und mehr dergleichen persönliche und ethische Antriebe; was aber den Inhalt dieser Form betrifft, so beruht die Macht des Staates offenbar auf seinen produktiven Kräften, auf Menge und Qualität der Bevölkerung, auf den Schätzen des Bodens und ihrer Gewinnung, auf der Geldkraft des Landes, auf seiner wissenschaftlichen, künstlerischen und allgemein kulturellen Bedeutung. Dies alles zusammen, nicht aber rohe Gewalt, macht die wirkliche und eigentliche Kraft und Macht des Staates aus. Aber ebensowenig kann bezweifelt werden, daß es ohne die Möglichkeit der Gewalt keinen Staat geben würde. Seine Voraussetzung ist die Fähigkeit, Gewalt zu üben, zu zwingen. Die Autorität des Schutzmanns beruht darauf, daß ihm, wenn er keinen Gehorsam findet, hundert Schutzleute zu Hilfe kommen, und wenn das nicht reicht, ein Bataillon Soldaten, und wenn das nicht reicht, ein Armeekorps. Und ebenso ist die Voraussetzung dafür, daß die Macht des Staates sich nach außen Geltung verschaffe, die Tatsache, daß ein Feldheer bereit steht, wenn seinen produktiven Kräften der notwendige Raum nicht mehr gegönnt wird.

Sehen wir uns also die Armee, als das Instrument dieser möglichen Gewalt, näher an, sehen wir uns den Staat an, insofern er Gewalt übt.

* * * *

Alle Entwicklung ist Differenzierung. Was im Urzustand gemischt und ungetrennt war, scheidet sich um so mehr, je mehr es sich vervollkommnet, und lebt ein Sonderleben. So ist im Anfang staatlicher Entwicklung, im Zustand des Stammes oder Dorfes, jeder Mann zugleich und ohne weiteres Krieger, und er ist dies, weil der Krieg niemals aufhört, weil Krieg und Frieden nicht geschieden sind. Erst auf einer höheren Entwicklungsstufe wird der Frieden zum normalen Zustand, der Krieg zur Ausnahme, so sehr zur Ausnahme, daß wir uns in den dreiundvierzig Friedensjahren fast gewöhnt hatten, nicht mehr an seine Möglichkeit zu glauben, und uns vor dem ungewohnten Zustand mehr fürchteten, als vor den Opfern, die der Krieg kosten würde.

Erst auf dieser Entwicklungsstufe, wo der Krieg zur Ausnahme geworden ist, liegt der eigentliche Sinn des Staates im Frieden: die Bändigung und Abwehr der Gewalt, der Schutz von Leben und Eigentum ist die Bedingung für seine kulturelle Entwicklung und das freie Spiel seiner produktiven Kräfte. Der Friede unter den Staaten beruht auf der Voraussetzung, daß jeder einen Raum einnimmt, der seinen inneren Kräften genau entspricht — Raum im eigentlichen geographischen Sinne wie im übertragenen von wirtschaftlichen Beziehungen, politischem Einfluß usw. Der Friede ist das Gleichgewicht der Spannkräfte; er beruht, wie gesagt, nicht auf Gewalt, sondern auf Bändigung und Unterdrückung des Gewaltsamen, wohl aber auf der Möglichkeit zur Gewalt.

Krieg heißt, daß die Kräfte nicht mehr richtig verteilt sind, daß der eine Staat eine Ausdehnung, der andere eine Zusammenpressung erfahren muß. Krieg heißt, daß der Zustand des Vertrages und der Verhandlung, wie er auf Grund der angenommenen Gleichheit der Kräfte bestand, aufgehoben ist und die bloße Gewalt, die Kraft des Stärkeren entscheiden soll. Krieg heißt, daß der Wille zweier Staaten, der in irgendeinem Punkte differiert, mit Gewalt durchgesetzt werden soll, zum Beispiel 1870 der Wille Frankreichs in bezug auf die spanische Thronkandidatur eines Hohenzollern. Dieser Kriegsgrund ist natürlich nur ein Vorwand, er ist das sichtbare und benennbare Objekt des Streites, das Symbol der zu groß gewordenen Spannung. Subjektiv, in unserem Bewußtsein, haben wir den Eindruck, als sei Friede, weil wir befreundet sind, und Krieg, weil wir uns verfeindet haben. In Wirklichkeit ist es wahrscheinlich umgekehrt: die staatliche Notwendigkeit, die Verteilung der außermenschlichen Kräfte bewirkt den Krieg, und wir unterliegen diesem Massenereignis so, daß wir Feinde werden, uns hassen und verachten; wenn der Ausgleich der Spannung erfolgt ist und mit naturgesetzlicher Notwendigkeit der Friede sich wieder herstellt, so unterliegen wir diesem Ereignis aufs neue mit

der Wirkung, daß wir uns anfreunden, Kulturbündnisse schließen und von einem gemeinsamen Europa träumen.

So wie mit fortschreitender Entwicklung Krieg und Frieden sich mehr und mehr scheiden, so auch der Krieger vom Nichtkrieger, der Teil des Volkes, der schützt, von dem, der geschützt werden muß. Logischerweise sollte also der Weg vom Urzustand, wo jeder Mann ohne weiteres und als solcher schon Krieger ist, zum Berufssoldaten führen. Daß dies nicht der Fall ist und wir statt dessen die allgemeine Wehrpflicht haben, liegt gewiß nur daran, daß der Bedarf an Soldaten während eines Krieges ungeheuer groß ist, während zugleich ihre Verwendbarkeit zu den Ausnahmen gehört. Ein Berufsheer in der Stärke unseres Feldheeres wäre wirtschaftlich unmöglich; übrigens auch unnötig, da bei der Vollkommenheit unserer Waffen eine Lernzeit von ein bis drei Jahren genügt. Aus diesen Gründen, und nicht wegen der mancherlei moralischen Vorteile der allgemeinen Wehrpflicht, begnügen wir uns damit, daß nur der Kern des Heeres, seine Lehrer und Führer Berufssoldaten sind.

Übrigens hat sich, trotzdem das Volk in seinem besten Teil mit dem Heer identisch ist, die rein logisch zu erwartende Trennung von Militär und Zivil in der Tat bis zum Komischen entwickelt, insofern die militärische Rangordnung mit der bürgerlichen gar nichts zu tun hat und jeder „Angehörige des Beurlaubtenstandes" quasi ein Doppelleben führt, dessen beide Hälften voneinander nichts wissen. Der angesehene Universitätslehrer, der es nur zum Gefreiten gebracht hat, steht in Uniform unter seinem Studenten, der bereits das Portepee trägt, der als Kassenbote zivilversorgte Feldwebel wird der Vorgesetzte seines Bankdirektors usw. In den Tagen der Mobilmachung, als jeder nur nach seinem militärischen Rang galt, vollzog sich eine soziale Umschichtung, die manchmal sehr schmerzlich gewesen wäre, hätte man über der Gefahr des Ganzen an sich selbst zu denken vermocht.

* * *

Wenn also der Staat, dessen Macht zwar nicht in der Gewalt besteht, aber auf der Möglichkeit zur Gewalt beruht, gezwungen wird, von dieser Gewalt Gebrauch zu machen: was kann er damit erreichen? Nehmen wir wieder das historische Ereignis von 1870 zu Hilfe, setzen wir aber den Fall, daß nicht wir, sondern Frankreich gesiegt hätte. Wie konnte es den König von Preußen zwingen, eine Erklärung in bezug auf die spanische Kandidatur des Hohenzollern abzugeben, wenn er sie nicht abgeben wollte? Gesetzt, Preußen wäre bei seiner Weigerung geblieben auch nachdem die deutschen Truppen geschlagen waren, und der Krieg wäre weitergegangen; gesetzt, die Weigerung wäre, einmütig im ganzen Volke, aufrecht erhalten worden, auch wenn unsere Streitmacht völlig vernichtet, der König gefangen genommen, Städte und Felder verwüstet, die Hauptstadt besetzt, die widerstrebenden Beamten füsiliert, beseitigt und durch französische Beamte ersetzt worden wären. Wenn der Widerstand des Volkes noch immer fort-

dauerte, und die französische Verwaltung keinen Gehorsam fand, so hätte das Land zur Einöde gemacht und mit französischen Ansiedlern ein neuer Staat aufgebaut werden müssen, und dann wäre jene förmliche Erklärung allerdings überflüssig gewesen; aber Preußen zu seinem Willen zwingen hätte Frankreich nicht können, wenn der König mit seinem Volke im Widerstand einig war bis zum Tode und zur Vernichtung des Staates.

Dies ist eine bloße Konstruktion; jeder weiß, daß wir in Wirklichkeit, wenn wir damals besiegt worden wären, es soweit nicht hätten kommen lassen. Widerstand bis zur Selbstvernichtung ist zwar in der Geschichte nicht ohne Beispiel, wie der Kampf Jerusalems gegen Rom; er kommt aber wohl nur als Kampf einer durch eine Idee, und dann meist eine religiöse Idee, fanatisierten Minderheit vor. In unserem Falle, da jene französische Forderung nur das Symbol des Streites war, und der Kampf um die Macht der Staaten ging, hätte der Widerstand, auch bei größtem Mut und Opfersinn, nicht bis zur Vernichtung des Staatsgebäudes führen dürfen. Mindestens nach Absetzung der Behörden, wahrscheinlich schon nach Vernichtung des Heeres, ja schon nach seiner entscheidenden Niederlage wäre man bereit gewesen, die Forderung zu erfüllen — wenn der Sieger nicht darauf verzichtet hätte; denn sie war nur ein Vorwand, und die durch den Sieg entschiedene Verschiebung des Machtverhältnisses hätte sich auf ganz andere Weise geäußert — zum Beispiel durch die Verhinderung einer Einigung Deutschlands.

Also, was selbstverständlich klingt, aber nicht selbstverständlich ist: weil es Staaten sind, die miteinander Krieg führen, und weil der Staat aus Leuten besteht, die an Eigentum, Freiheit und Leben geschädigt werden können; weil der Mensch die Anarchie verabscheut und die Ordnung will, darum ist der Sieg über das Heer ein Sieg über die Nation. Und man muß noch hinzufügen: je vollkommener die Staatsmaschine des Feindes arbeitet, desto leichter läßt sich der Sieg realisieren. Wird sie durch den Krieg zertrümmert und die Ordnung in Anarchie verwandelt, so ist mit dem Sieg über das Heer noch gar nichts gewonnen. Eine Menschenmasse vollends, die noch unterhalb jeder Staatsform steht, kann man wohl bekämpfen, aber nicht mit ihr Krieg führen, und also auch nicht sie besiegen.

* * *

Bisher haben wir die Armee einfach als das Instrument der Gewalt angesehen. Sie ist aber zugleich mehr als ein bloßes Instrument. Durch ihre Zahl drückt sie die Volksmenge des Staates aus, durch die Zahl im Verhältnis zur gesamten Einwohnerschaft sowie durch die leibliche Beschaffenheit der Soldaten die Volksgesundheit. In Gehorsam und Disziplin zeigt sich die Festigkeit des Staatsorganismus, in Mut und Todesverachtung die ethischen Qualitäten, in der Kriegsbegeisterung die Einigkeit des Staatswillens mit dem Volkswillen. In der sorgfältigen Vorbereitung der Mobilmachung, der Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung, des Transports und der Verpflegung verrät sich Gewissen-

haftigkeit und Geschick der Verwaltung und Beamtenschaft, und endlich und vor allem: die Kriegsinstrumente selbst, die Gewehre und Geschütze, Schiffe und Eisenbahnen, Flugzeuge und Automobile, Telephon und Telegraph, decken sich mit der gesamten technischen Kultur des Landes.

Die Armee ist also nicht nur ein Instrument, sondern sie gehört zum Körper, der sie handhabt. Die Armee ist die Waffe und der Arm, der sie führt. Und so wie der Arm ein Repräsentant und Maßstab der Körperkraft ist und zugleich die Kraft des Körpers in dem Arme mit besteht, so ist auch die Armee zugleich Repräsentant und Maßstab, Instrument und Ursache der Staatsgewalt.

Daher ist der Sieg des Heeres ein Ausdruck der Überlegenheit seines Staates über den besiegten, er ist aber zugleich die Ursache seiner Überlegenheit; ebenso wie die Niederlage das Merkmal der Schwäche ist, zugleich aber die Schwächung bewirkt. Der Sieg ist ein Mittel zum Zweck, um nämlich dem Feind seinen Willen aufzuzwingen, zugleich aber der Zweck selbst, der an sich erstrebt werden muß, ohne Rücksicht auf die Folgen. Und so sind endlich die Friedensbedingungen, zum Beispiel Landabtretung, sowohl Zweck, nämlich Schwächung des feindlichen Staates und Stärkung des eigenen, als auch Mittel zum Zweck, nämlich Demonstration der größeren Macht. Und endlich darf nicht vergessen werden, daß der Sieg über das Heer nur dann ein Sieg ist, wenn er den Besiegten wirklich zu einem ungünstigen Frieden zwingt; man kann sich aber auch totsiegen und seine Kraft im Kriege selbst erschöpfen, und im russisch-japanischen Kriege hat nicht das Schlachtfeld, sondern die Friedensverhandlung das wahre Machtverhältnis enthüllt.

* * *

Daß aber die Entscheidung der Heere durch bloße Gewalt erzwungen wird, ist ein Problem für sich oder ein Bündel von Problemen.

In diesen Zeiten, wo es nur ein einziges Gesprächsthema gibt, wollen Frauen sich darüber belehren lassen, wann eine Partei gesiegt habe; ob es schon ein Sieg sei, wenn das feindliche Heer zurückgeht, oder ob man sie alle fangen oder alle erschlagen müsse. Auch wollen sie etwa wissen, ob eine Ortschaft, die von der einen Partei besetzt worden sei, ihr nun ein für allemal gehöre, oder ob sie wieder daraus vertrieben werden dürfe.

Ich erkläre mir solche weiblichen Fragen damit, daß das Weib, gewöhnt in einer Welt zu leben, darin das Gesetz und der Vertrag herrscht, und zwar das vom Manne gegebene Gesetz, sich einen Zustand vollkommener Gesetzlosigkeit nicht vorstellen kann. Dieser Denkschwierigkeit sind auch wir Männer nicht durchaus gewachsen; sonst würden wir nicht immer wieder den Versuch machen, oberhalb der höchsten Gewalt wiederum eine Gewalt, oberhalb der Staaten einen neuen Staat zu konstituieren: das Völkerrecht. Wo keine Macht mehr ist, da gibt es vielleicht moralische, aber keine praktischen Gesetze. Alle Bestimmungen, die über

die Staaten als über die letzten Machtfaktoren hinausgreifen, werden nur solange erfüllt, als es im Belieben dieser Staaten steht, d. h. als es in ihrem Nutzen liegt. Das Individuum hat das Recht, lieber zugrunde zu gehen, als das gegebene Wort zu verletzen, lieber sich selbst zu vernichten als das Sittengesetz. Der Staat, als ein Kollektivwesen, hat dieses Recht nicht. Für ihn ist die höchste und einzige Ethik Selbsterhaltung, und kein Staatsmann oder Feldherr dürfte die Verantwortung auf sich nehmen, um einer Abmachung oder um der Humanität willen den Bestand seines Staates zu gefährden. Es ist schwer, dieses einzusehen, wenn die Konsequenz gegen den eigenen Staat gerichtet ist.

Auf derselben Stufe stehen die immer wieder auftauchenden Versuche einer vertragsmäßigen Einschränkung der internationalen Rüstungen. Wenn in einem Kriege nicht die wirkliche Macht zweier Staaten sich gegenüber steht, sondern eine auf Grund von Verabredungen willkürlich beschränkte, so herrscht hier nicht die Gewalt, sondern das Gesetz, und es ist nicht einzusehen, warum die Verabredung sich mit einer Reduzierung der Kriegsmacht um ein Viertel oder um die Hälfte begnügen soll. Wird schon verabredet, so kann man die Entscheidung ebensogut einem Zweikampf oder einer Schachpartie oder dem Lose übergeben. Dies geht, solange man mit Verträgen auskommt; aber solange das der Fall ist, gibt es überhaupt keinen Kampf, sondern eben Verhandlung und Abmachung. Krieg aber heißt, daß kein anderes Mittel mehr da ist, den Streit zu schlichten als der Zwang durch brutale Gewalt. Krieg heißt Aufhebung aller Verträge; ohne das wäre der Krieg nicht ausgebrochen. Es ist daher auch ein Denkfehler, im Frieden über zu schwere Militärlasten zu klagen. Militärlasten sind immer zu schwer, d. h. sie sind immer an der Grenze des Möglichen. Was würde der Hund zum Hasen sagen, der ihm zuriefe: „Einen Augenblick, ich bin außer Atem!"?

* * *

Es kann kein Zweifel sein, und wir haben es an Beispielen gezeigt, daß die Macht des Staates, insofern sie auf Gewalt beruht, darin besteht, daß er imstande ist, wirtschaftlich oder persönlich Schaden zuzufügen oder des Lebens zu berauben. Die Staatsgewalt hängt an der menschlichen Tatsache, daß die Leute sich davor fürchten. Soweit das nicht der Fall ist, soweit der einzelne bereit ist, jeden Schaden an Gut, Freiheit und Gesundheit, und schließlich den Tod auf sich zu nehmen, ist der Staat ihm gegenüber machtlos.

Nun besteht aber diese Gleichgültigkeit gegen Schädigung und Vernichtung tatsächlich in den Heeren, und die Gewalt meines Staates endet daher am feindlichen Heer, wie seine Gewalt an dem meinen. Die Macht unseres Heeres besteht in der Todesfurcht des Gegners, oder sogar schon in seiner Sterblichkeit. Wenn der Feind sich vor unseren Geschossen fürchtet, so wird er davonlaufen; wenn er sich nicht fürchtet und ohne Rücksicht auf seine Verluste gegen unsere Stellungen anstürmt, so kann er aufgerieben werden. Der Effekt ist derselbe. Was beim Soldaten Todesfurcht heißt, ist bei der Führung Vorsicht und Taktik.

Solches Aussprechen von Selbstverständlichkeiten, die unsere Brüder in diesem Augenblick erleben und erleiden, soll uns zu der Frage führen, ob denn der Krieg notwendig und in alle Zukunft auf dieselbe Weise geführt werden muß, nämlich durch den Kampf auf Tod und Leben, durch Vernichtung und Zerstörung. Wäre es nicht möglich, die Kräfte auf andere, unblutige Weise zu messen, wäre es nicht möglich zu zwingen, ohne zu töten? Der Gedanke liegt heute sehr nahe, da wir sehen, daß durch Vervollkommnung der Waffen die Fronten so stark geworden sind, daß die Parteien fast nichts mehr gegeneinander auszurichten vermögen und eine Schlacht im hergebrachten Sinne kaum noch stattfindet. Ist es durchaus undenkbar, daß nach weiterer Verstärkung der Waffenwirkung die Grenzen so geschützt sind, daß sie überhaupt nicht mehr gewaltsam überschritten werden können? Warum sollen die Kampfmittel nicht eines Tages derart sein, daß der Staat unangreifbar und unbesiegbar wird?

Dieser Gedanke wäre richtig, wenn es nur einen Staat auf Erden gäbe oder wenn nur ein einziger Staat technisch fortschritte, während die anderen zurückblieben. Dieser eine Staat hätte, nach dem Wesen des Staates, die Tendenz zu wachsen, bis er die ganze Erde umfaßte. Aber weil er nicht allein da ist und weil der andere Staat über dieselben Gewaltmittel verfügen wird wie er, darum werden ihre technischen Mittel sich gegenseitig aufheben, und genau am Ende ihrer technischen Weisheit steht der Kampf der Menschen, und das ist dann wieder der Kampf auf Leben und Tod. Der pommersche Bauernknecht, dem man ein modernes Gewehr in die Hand gibt, ist ein kleiner Gott; er ist mit seiner wundervollen Waffe imstande, sich alle Bauernknechte der Welt auf sechshundert Meter vom Leibe zu halten. Aber weil sie dort drüben genau dieselbe kunstvolle und mächtige Waffe in Händen haben, darum ist er wieder nur der pommersche Bauernknecht, der zu seinen Gunsten nichts besitzt als den robusten Körper, helle Augen und Kaltblütigkeit, dem Tod in die Augen zu sehen. Weil also ganz Europa, und bald die ganze Welt, in friedlicher Arbeit gleichmäßig fortschreitet, in dieser Tatsache, eben in der sogenannten Kultur, steckt die Gefahr und der Zwang zum Kriege, zum Kampf auf Leben und Tod. Soweit die technischen Mittel gleich sind, entscheidet die Bereitschaft zu sterben; wo sie aber nicht gleich sind, da beweist die kleine technische Überlegenheit des einen seine größere Macht, wie jetzt die deutschen Zweiundvierzig-Zentimeter-Geschütze; sie beweisen und sie entscheiden: sie sind die Machtüberlegenheit.

Solange es also Staaten gibt, wird es Kriege geben. Weil der Staat die höchste Organisation ist, die wir erreichen, weil wir keine größere Aufgabe haben als den vollkommenen Staat, darum ist der Krieg das größte Erlebnis der Menschheit. Weil wir über den Staat nicht hinaus gelangen und weil er etwas Menschliches ist und bleibt, darum ist der Krieg furchtbar und grausam, eine Unterbrechung menschlicher Kultur und ihr Widerspiel. Und das Problem des ewigen Friedens wäre denn die Frage, ob wir über den Staat hinaus gelangen werden. Aber das ist gleichbedeutend mit der Frage, ob wir den

Menschen überwinden können. Und sollte das selbst einmal, in unabsehbarer Zukunft, soweit gelungen sein, daß die ganze Menschheit ein Staat und ein Volk ist — doch wohl ein reizloser Gedanke! — so stünde die Möglichkeit vor uns auf, daß wir unsere Macht mit Wesen eines anderen Sterns messen müßten.

* * *

Wir kehren zu unserer ersten Frage zurück: Was wird im Kriege gemessen? und antworten: Es mißt sich die Macht der Staaten, indem sie einander nach ihrem Willen zu zwingen versuchen mit brutaler Gewalt. Gewalt ist freilich ein Wort, das den Gegensatz zur Kultur bedeutet. Aber was den Staaten Gewalt gibt, das ist die Quintessenz all ihrer Kultur, des technischen Könnens, der Disziplin und Gewissenhaftigkeit, des Gehorsams und der Bereitschaft zu sterben. Richten wir den Blick darauf, daß wir mit unseren furchtbaren Maschinen des Todes auf die Feinde eindringen, so ist der Krieg Barbarei. Erinnern wir uns, daß genau mit den gleichen Maschinen der Feind gegen unser Heer wütet, und daß unsere Truppen trotzdem hingehen, standhalten und vorwärtsdringen, so ist der Krieg Blüte und Frucht menschlicher Kultur. Er ist die Fähigkeit und Bereitschaft zum Opfer, und was ein Volk an Eigennutz, Genußsucht und jeder Art materieller Niedrigkeit gefehlt haben mag: all dies ist sühnbar, weil hinter allem die Möglichkeit des Krieges steht.

Und so bliebe allenfalls noch die Frage, ob die Entscheidungen der Kriege gerecht sind — wäre diese Frage nicht sinnlos. Gerechte und ungerechte Entscheidung würde voraussetzen, daß es vor dem Kriege feststeht, wer siegen soll — und dann gäbe es diesen Krieg nicht. Der Krieg selbst ist die höchste Instanz im Leben der Staaten; der Sieg ist ebensogut die Folge der Macht wie ihre Ursache. Ungerecht mag das Schicksal der Individuen sein, die in den Krieg hineingerissen werden. Der Staat — und dies dürfte „des Königs letzte Weisheit" sein — ist soweit Staat, als er zu siegen versteht.

Der Krieg und die Neuphilologen

Von Professor Dr. Robert Petsch

In der „Hilfe“ hat jüngst Dr. Hachtmann bewegliche Worte über die inneren Nöte gesprochen, in die der Lehrer des Französischen und des Englischen an unseren höheren Schulen durch die Kriegslage versetzt wird. Er soll durchaus in den Seelen seiner jugendlichen Zuhörer Begeisterung oder doch warme innere Teilnahme für ein fremdsprachliches Literaturwerk, also auch für seinen Schöpfer und weiterhin für die Gesellschaft und das Volk erwecken, dessen Geist das Werk entsprungen ist, und kann doch nicht leugnen und verbergen, daß er diesem Volk durch die Vorgänge des Tages ebenso entfremdet ist, wie die Jungen und Mädchen da vor ihm. Mit wissenschaftlicher Objektivität ist da nicht viel getan; die wird schon den berufenen Lehrern des Fachs an unseren Hochschulen schwer genug und mancher von ihnen seufzt am Semesteranfang, falls ihn nicht ein gütiges Schicksal in die Lage versetzt hat, mit den beklagenswerten Auswüchsen französischer und englischer Unkultur tätlich abzurechnen.

Aber schließlich muß auch der zurückbleibende Lehrer seine Pflicht tun, und auf deutsche Art tun: nicht aus Zwang, sondern mit freudigem Herzen. Wie ist das möglich? Zunächst einmal vielleicht nur in dem Gedanken, daß, was wir auch tun, im Felde oder daheim, dem neuen, dem alten, dem einen Vaterlande dient, dessen geistiger Entwicklungsgang durch den Krieg nicht unterbunden, noch auch gewaltsam in fremde Bahnen gedrängt werden darf. Nur wenn wir uns sagen müßten, daß der Betrieb der fremden Sprachen und Literaturen auf unseren höheren Schulen an sich zu verwerfen sei, nur dann könnten wir jetzt die Hände sinken lassen oder mit einer gewissen Verdrossenheit an die Arbeit gehen. Aber so gewiß es ist, daß der Unterricht in der Muttersprache und in allem, was die Kultur unseres eigenen Vaterlandes angeht, im Mittelpunkt des Unterrichts stehen soll und in Zukunft, wills Gott, noch viel mehr als bisher stehen wird, so sicher ist es, daß ein gut Teil Wissen um die höchsten geistigen Errungenschaften der jetzt von ihren Regierungscliquen gegen uns verhetzten Nachbarvölker für das tiefere Verständnis unserer eigenen Kultur unentbehrlich ist.

Ich brauche dem Neuphilologen nicht zu sagen, wie reich unsere Literatur wieder und wieder durch die englische und die französische befruchtet worden ist; aber ich möchte hier auf einen wichtigen Punkt noch eigens hinweisen. Ich gehöre

zu denjenigen, die das Heil für unsere Zukunft von einem verständnisvollen Anknüpfen an die größte, tiefste, weitherzigste Epoche unseres geistigen Lebens, an die Zeit des „deutschen Idealismus", an das Goethische Zeitalter erwarten; wir müssen auf dem Wege fortschreiten, den in der Mitte des Jahrhunderts ein Richard Wagner und Friedrich Hebbel schon beschritten haben und auf dem auch in unserer Zeit hervorragende Führer, wie Eucken, Tröltsch und Spranger, Altes und Neues vorsichtig miteinander zu verschmelzen versucht haben. Lebt aber die große Zeit unter uns wieder auf, sollen ihre Kräfte wieder in uns lebendig werden, so müssen auch die Quellen wieder sprudeln, aus denen unsere Großen in der Vergangenheit geschöpft hatten: wir wollen nicht zu Sklaven der Ausländer werden, so wenig wie sie es geworden sind, aber wir wollen die Ströme reiner Menschlichkeit, die durch die Dramen eines Shakespeare und eines Molière, durch die Werke der großen englischen Philosophen und Geschichtsschreiber, durch die gewaltigen Kampfschriften Voltaires und Rousseaus fluten, wir wollen die Ewigkeitswerte der Vergangenheit, und nicht bloß der deutschen, zu neuem Leben erwecken. Wir brauchen nur an Shakespeare festzuhalten, zu dem seit den Tagen Lessings jedes Geschlecht in Deutschland von neuem Stellung genommen hat und jedes Geschlecht wird wieder Stellung nehmen müssen, und wir brauchen den Vorwurf der „Engländerei" nicht zu fürchten, wenn wir ihn unserem Volk, unserer Jugend, unserer Schule erhalten wissen wollen. Daß die heutigen Franzosen und Engländer ihren großen Vorfahren wenig Ehre machen, braucht dabei nicht verschwiegen zu werden, im Gegenteil; aber es entspricht der geistigen Feindesliebe, die wir wiederum von dem Zeitalter Lessings gelernt haben, dem deutschen Gerechtigkeitsgefühl und unserem tiefen Respekt vor jeder großen, künstlerischen Leistung, wenn wir darauf hinweisen, daß in diesen selben Völkern einst Kräfte vorhanden waren, die solche Meisterwerke hervorbringen konnten. Sollten diese Kräfte für immer erstorben sein? Vielleicht ist es heut nicht gut, davon zu reden, aber ich halte es doch für meine Pflicht daran zu erinnern, daß der Zustand des Krieges nicht ewig dauern wird und daß wir dereinst versuchen werden — wir müßten sonst keine Deutschen sein —, abgerissene Fäden des Austauschs und der wechselseitigen Befruchtung behutsam und vorsichtig wieder anzuknüpfen. Gewiß wird das sehr schwer sein und jedes noch so warme, persönliche Freundschaftsband wird dadurch gelockert werden, daß man von gewissen Dingen, vor allem von der alle Erwartung und alle unsere Vorstellungen vom Menschlichen übersteigenden Verlogenheit und Heimtücke der feindlichen Regierungen mit seinen ausländischen Freunden kaum wird „sprechen" können. Aber das englische Bürgertum, von dem allein ich aus eigener Anschauung reden kann, ist nun einmal nicht die englische Regierung. Und es ist in gewisser Beziehung für den Krieg nicht mit verantwortlich. Die Wissenden wissen, daß das Parlament Englands keine Volksvertretung im eigentlichen Sinne, sondern eine von alter Überlieferung getragene, aristokratische, fast plutokratische Herrscherkaste ist*), die im Verein mit verknöcherter Gesellschaftsmoral dem einzelnen bei allem Freiheitsphrasengeklingel viel schlimmere Fesseln anlegt, als bei uns. Frei ist in England der Millionär, bequem hat es der Proletarier. Für sie ist gesorgt. Der Mittel-

*) Vergleiche den Aufsatz „Zur Genesis des Weltkriegs" in Heft 8 der Grenzboten d. J.

stand aber hat hart zu ringen um sein Bestehen, um sein Recht, um sein tägliches Brot. Mit wenigen Ausnahmen von eigentlich politischer Betätigung ausgeschlossen, ist er insofern nicht mit verantwortlich für die Ränke und Tücken seiner Landesregierung; dieser Mittelstand hat den Krieg nicht gewollt, sondern kräftig verurteilt, mit ihm der einsichtige Arbeitersmann; er übt tatsächliche Kritik an dem Vorgefallenen, indem er sich, obwohl durchaus nicht mehr dem Gedanken an nationale Wehrpflicht ganz abgeneigt, dem Feldzug für den Zaren zu entziehen sucht; daß im Verlauf des Krieges bei jedem Engländer der heiße Wunsch rege wird, das eigene Heer siegreich zu sehen, ist nur menschlich. Wer aber diese, von dem englischen Aristokraten mit sehr unverhohlener Mißachtung betrachteten „middle classes" kennt und in der Geschichte von Englands Kultur Bescheid weiß — und beides sollte man bei dem Neuphilologen voraussetzen — der weiß auch, daß alles, was die englische Literatur so groß gemacht hat, aus diesen Kräften hervorgegangen ist. Und seinen Schülern dies England zu zeigen — ich überlasse die Anwendung auf die französischen Verhältnisse den Fachleuten — bedeutet ein Verdienst um unser Volk und um die Menschheit. Die Wege der britischen Politik sind veraltet, wie die Tage der jetzigen Regierung gezählt sind. Gegen die doppelte Moral des öffentlichen Lebens erheben sich im Inlande nicht wenige und nicht unbedeutende Stimmen, so gut wie bei uns; sollte ein gnädiges Geschick — und ich spreche hier nicht bloß als Deutscher, sondern zugleich im höheren Interesse des englischen Volkes, — sollte ein endgültiger, durchschlagender Sieg unseres Volkes über die englische Armee und Flotte den törichten Inselhochmut der Engländer brechen und ihnen zeigen, daß sie weder die einzigen noch die ersten auf dieser Welt sind, sollten ihnen die äußeren politischen Schwierigkeiten zugleich die ganze Unhaltbarkeit ihres sozialen Daseins enthüllen und ihnen im Sturme neue Lebensformen schaffen, so ist gar nicht abzusehen, warum nicht ein wirkliches (kein sentimentales!) Verständnis zwischen beiden Völkern sich anbahnen lassen sollte. Dazu bedarfs keiner Gesellschaftsreisen mit viel schönen Reden, auch keiner Staatsverträge. Genug, wenn jeder den andern kennt und, im doppelten Sinne des Wortes, respektiert. Nur so ist ein wahrer, ehrlicher Friede möglich, kein fauler Kompromiß; und nur ein solcher Friede wird auch unserem Volke frommen, das in Zukunft wie bisher und vielleicht noch stärker die Hand am Schwertgriff wird halten müssen, aber doch schließlich im Verein der Völker nicht bloß mit der gepanzerten Faust wird auf den Tisch schlagen wollen. Da erwachsen schwere, große und lockende Aufgaben; für diese unsere Jugend vorzubereiten durch einen Sprach- und Literaturunterricht, der ihr alle die edelsten Kräfte des fremden Volkes, alle entwicklungskräftigen Keime seines inneren Lebens gleichsam in Reinkultur vorführt, und damit in dieser Zeit zu beginnen, wo unsere Truppen draußen mit dem eklen Abschaum einer niedergehenden Afterkultur dieser selben Völker ein Ende machen, das ist menschlich schön und vor allem echt deutsch. Es verlangt ganze Männer, ganze Deutsche, Bürger, wie sie diese herrliche, eiserne, großherzige Zeit allein zurechtschmieden kann. Möge ihnen das Bewußtsein der Schwierigkeit ihrer Aufgabe die Kraft geben, in ihrem scheinbar bescheidenen Kreise es denen gleich zu tun, die unter harter Selbstverleugnung Tage, Wochen und vielleicht Monate einem Feinde gegenüberliegen und abwarten müssen, dem sie am liebsten jeden Augenblick ans Leder möchten.

Noch eine Bemerkung zum Schluß. Hachtmann beklagt die Ausländerei, die ausländische Assistenten in unsere höheren Schulen einführt und die manchen Lehrer veranlaßt, die jungen Herrchen nach dem Unterricht demütig um Verbesserung seiner Sprachfehler zu bitten. Ob das englisch- und französisch-„Parlieren" (das Fremdwort, wo es hingehört!) wirklich jenen großen Aufgaben dient, die wir dem neusprachlichen Unterricht stecken, darüber kann man streiten. Kläglich ist es immerhin, wenn unsere Jungen nach mehrjährigem französischen Unterricht nicht imstande sind, einem französischen Vortrag zu folgen oder sich an einer gebildeten Unterhaltung zu beteiligen. Man muß ja, wenn schon Sprechübungen gehalten werden, nicht durchaus auf dem Boden des Salons und der Gasse stehen bleiben, man kann sich auch einmal über ernste Dinge besprechen und damit zugleich dem jungen Ausländer zu verstehen geben, wie es in deutschen Schulen zugeht. Jedenfalls, wenn denn einmal das Sprechen der fremden Sprache gelernt und gelehrt werden soll, dann entspricht es unserer deutschen Art, und vor allem der Art des neuen Deutschland, für dessen Erschaffung wir unser Herzblut hergeben wollen, daß es auch so gründlich wie irgend möglich betrieben wird. Die Schule, die deutsche Schule soll Qualitätsarbeit leisten, wie das deutsche Heer und die deutsche Flotte, oder sie soll sich möglichst bald begraben lassen. Und wenn die Qualitätsleistung durch ausländische Assistenten am besten erreicht wird, worüber die Pädagogen vom Fach sich einigen mögen, dann gehören diese Ausländer eben in die Schule hinein. Es ist niemals demütigend, von jemand zu lernen, der etwas besser versteht als wir. Sonst wäre es auch demütigend für den deutschen Universitätsprofessor von vielen Graden, sich einem vielleicht viel jüngeren Feuerwerker zu fügen, der ihn zum Artilleristen ausbildet. Darüber braucht's nicht vieler Worte. Wir lernen, wo wir können und sind dem dankbar, von dem wirs lernen. Eine „servile" Haltung aber brauchen wir ihm gegenüber noch lange nicht anzunehmen, die soll der deutsche Lehrer überhaupt niemand gegenüber annehmen, auch seinen alleroberſten Vorgesetzten nicht: der krumme Buckel gehört nicht ins neue Deutsche Reich. Und so zeige er sich denn als gründlicher Meister und Beherrscher der fremden Kultur, auch dem „kleinen Ausländer" gegenüber, der, wie meine Erfahrung mich lehrt, in der Entwicklung seiner eigenen Sprache, Literatur und Gesittung gewöhnlich viel unwissender ist, als unsere meist doch vortrefflich durchgebildeten Neuphilologen.

Kriegerische Volkspoesie

Von Dr. Emil Cohn-Bonn

Ueber das poetische Werk eines Dichters zu urteilen, gehört gewiß nicht zu den schwierigen Dingen. Man steht vor einem abgeschlossenen Ganzen, das nach Gesetzen gebaut und in seinen Grenzen überschaubar ist. Die Gesetze der Kunst sind da, und damit ist der Maßstab für die Bewertung des Kunstwerks gegeben. Ganz anders verhält es sich mit der Volkspoesie, die aller Gesetze spottet und uns dennoch zum Herzen redet. Gerade die Einfältigkeit ihrer Gefühle, die Ungesetzmäßigkeit ihrer Formen, ihre Sprunghaftigkeit und Unbeholfenheit erzeugt die tiefsten Wirkungen. Und zwar nicht allein beim schlichten Volke, sondern auch bei den feinsten ästhetischen Köpfen, weil eben in der Unbeholfenheit die rührende Reinheit der Volksseele, in der Ungesetzmäßigkeit ihre Ursprünglichkeit zutage tritt. Diesen Wirkungen nachzugehen und sie mit Gründen verständlich zu machen, ist fast unmöglich. Es gilt da in vollem Umfange das Goethewort: „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!"

Was von der Volkspoesie im allgemeinen gilt, gilt in noch höherem Maße von der kriegerischen Volkspoesie, deren Schönheiten, soweit es die deutsche Volkspoesie angeht, dem Leser zu vermitteln, ich mir hier zur Aufgabe gemacht habe. Handelt es sich doch um die Poesie eines Standes, des Kriegerstandes. Dieser Stand hat seine Entwicklung gehabt, die Hand in Hand ging mit der Entwicklung der Kriege selbst. Es versteht sich von selbst, daß diese Entwicklung sich auch in der Kriegspoesie widerspiegelt. Jeder Krieg hat sein Lied, kann man sagen. Während zum Beispiel das volkstümliche Liebeslied unmittelbar aus dem Volke heraus verständlich und an keine Zeit gebunden ist, da es das ewig sich wiederholende Spiel der Geschlechter besingt, ist das kriegerische Volkslied trotz seiner ewig wiederkehrenden Motive vom Kämpfen und Fallen auf grüner Haid' doch an seine Zeit gebunden. Daraus folgt, daß eine Betrachtung über kriegerische Volkspoesie nur eine historische Betrachtung sein kann. Wir wollen, was den Soldaten bewegt und zum Liede begeistert, aus seiner Zeit zu begreifen suchen und im kriegerischen Sange das Spiegelbild der Geschichte sehen.

* * *

Von einer kriegerischen Volkspoesie des alten Germanentums wissen wir nur wenig. Aber selbst wenn uns nichts überliefert wäre, müßten wir doch annehmen, daß es eine solche gegeben hat, aus dem einfachen Grunde, weil damals die Waffenpflicht aller Waffenfähigen bestand. Es gab also mehr als bloß einen Kriegerstand, Volk und Heer waren eins. Wenn der Heerbann aufgeboten wurde und der Freie den verrosteten Schild von der Wand nahm und den Speer auf der Schulter von seiner Eigenhufe auszog, um mit seinen

Stammesgenossen dem Feinde zu wehren, dann ging der Auszug zum Kampfe wie eine Art Prozession vor sich. Dabei wurden, wie uns Tacitus berichtet, Chorlieder gesungen, die das Heldentum der Ahnen oder den helfenden Gott feierten. Daß unter derartigen Liedern sich auch richtige Volkspoesie befunden hat, läßt sich um so sicherer annehmen, als es Urzeitpoesie war, und die ist doch meistens Volkspoesie.

Zu den Zeiten Karls des Großen und seiner Nachfolger änderte sich die Heeresverfassung. Der Heerbann wurde allmählich durch das Rittertum verdrängt, das heißt, der Krieg wurde aus einer Volkssache zur Sache einer bevorrechteten Kaste, der sogenannten Lehnsmannen. Der Fürst gab seinen Vasallen ein Gut zu Lehen, und an diesem Lehen hing Waffenpflicht wie Waffenrecht. Daß es dort, wo Kriegsmann und Rittersmann eins sind, also der Ritterstand den Krieg für sich allein in Anspruch nimmt, keine Volkspoesie geben kann, ist klar. Um so klarer, als das Wesen des Ritterkrieges im Zweikampf lag. Gleich nach dem Zusammenprallen der Massen löste sich der Kampf in Einzelkämpfe auf. Strategie und Taktik gab es nicht, immer machte es der einzelne, der nichts als persönlichen Kampf und persönliche Ehre suchte. Auf solchem Boden konnte wohl ein ritterliches Epos erblühen, das von Zweikämpfen, Turnieren und Ritterfahrten sang, nicht aber eine Volkspoesie. Damit diese entstehe, mußte das Kriegshandwerk erst wieder, wenn auch keine Volkssache, so doch eine volkstümliche Sache geworden sein, und es wurde volkstümlich in dem Augenblicke, wo jedem Volksgenossen der Zutritt zu diesem Handwerk ebenso offen stand wie zu irgendeinem anderen.

Diese Entwicklung vollzog sich gleichzeitig mit dem Niedergang des Rittertums, der durch die Erfindung des Schießpulvers (1350) und die Einführung des Luntenschlosses (1450) unausbleiblich war. Das strategische Übergewicht des Fußvolkes war die notwendige Folge, und als daher die Niederlagen der Ritter sich mehrten, als sie 1431 bei Taus vor den Hussiten Reißaus nahmen, nachdem sie schon hundert Jahre vorher bei Coortryk und Moorgarten von dem Schweizer Volksheer mit Streitaxt und Morgenstern zu Paaren getrieben waren, war das Schicksal des Rittertums besiegelt.

Es beginnt die Zeit der Landsknechte, die um Sold dienen, und der Kaiser Maximilian war es, der diese Entwicklung bewußt zu Ende führte. Selbst als „der letzte Ritter" in deutschen Landen genannt und gefeiert, war er doch der erste seiner Zeitgenossen, der alle Vorurteile des hoch zu Roß erscheinenden Rittertums von sich warf, und sich nicht scheute, im Jahre 1505 an der Spitze von neunhundert Fürsten und Herren, darunter zwei Pfalzgrafen bei Rhein, zwei Herzögen von Sachsen, den beiden brandenburgischen Markgrafen und vielen anderen als Landsknecht, den Speer auf der Schulter, zu Fuß seinen Einzug in Cöln zu halten. Dieses Ereignis hat mehr als eine anekdotische, beinahe eine symbolische Bedeutung: es ist das unzweifelhafte Verdienst des Kaisers Max gewesen, den Kriegsdienst dem deutschen Volke wieder zugänglich gemacht zu haben, indem er auf solche Weise die Zunft des Kriegers vor allen anderen Zünften ehrte. Das Kriegshandwerk wurde wieder populär, und damit konnte auch wieder kriegerische Volkspoesie entstehen.

Und es ist eine Poesie entstanden, so unvergleichlich, daß uns eine ewige Form davon geblieben ist: das deutsche Landsknechtlied, das in der fröhlichen Becherrunde zechender Musensöhne noch heute erklingt, und das wie kaum ein anderes Volkslied allezeit von unseren großen und größten Dichtern nachempfunden und nachgesungen wurde.

Nicht die Sache, um die gekriegt wird, ist der Gegenstand dieser Landsknechtslieder. Denn Landsknechtstum bedeutet ja gerade die Aufopferung für eine fremde Sache, und nur zu oft ist der fromme Landsknecht von seiner Fahne gelaufen, weil ihm die andere mehr versprach. Dem Solde, nicht der Sache nach lief der Landsknecht und kein Vaterlandsgedanke bewegte seine Brust. Daher fehlt auch in seiner Poesie das Vaterlandsgefühl fast gänzlich.

Dafür ist es oft genug der tapfere Führer, der ihn zum Sange begeistert, und unter allen Landsknechtsobristen ist es die populäre Gestalt des wackeren Georg von Frundsberg, des Siegers von Pavia, die in diesen Liedern ein ewiges Denkmal erhielt:

Herr Jörg von Fronsberg,
Herr Jörg von Fronsberg,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewunnen,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewunnen,
Gewunnen in einem Tiergart,
In neunthalb Stunden gewunnen Land und Leut.

so sangen die hellen Haufen im Jahre 1525 durch ganz Deutschland.

Vor allem aber war es das Leben selbst, das freie, ungezügelte Leben des nicht nur auf Krieg und Beute, sondern nur zu oft auch auf Raufen, Zechen, Spielen, Fluchen gerichteten Söldners, das in dieser Poesie besungen wurde. So hat das deutsche Landsknechtslied neben seinem poetischen Wert auch einen Kulturwert ersten Ranges. Die Welt der Landsknechte war ja eine Welt für sich, bunt und farbenreich, und wild und unbändig wie ihr Leben war ihre Poesie. Aber so frei und wild sie war, so urwüchsig und kraftvoll war sie auch.

Wenn man an jene deutschen Gewalthaufen denkt, die damals die Kriege eigener und fremder Fürsten führten, und mit dem ungeheuren Troß ihrer Weiber, Dirnen und Buben behaftet hinauszogen, auf das Recht ihrer langen Spieße pochten und mit ihrem Kriegsruf „Her! Her!“ die Herzen der Feinde erschütterten, um schließlich den Tod der Schlechten zu sterben, oder im bitteren Kampfe Arme und Beine zu lassen und als traurige Spittelknechte heimzukehren oder bestenfalls eine karge Beute zu erraffen, so versteht man den trotzigen Humor jenes Liedes, das da singt:

Der in den Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein.
Was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräuelein,
Einen langen Spieß
Einen kurzen Degen.
Ein Herren wöll wir suchen,
Der uns Geld und Bescheid soll geben.

Und geit er uns dann kein Geld nit,
Leit uns nit viel daran,
So laufen wir durch die Wälde,
Kein Hunger stößt uns nit an:
Der Hühner, der Gäns hab wir so viel,
Das Wasser aus dem Brunnen
Trinkt der Landsknecht, wenn er will.

Und wird mir dann geschossen
Ein Flügel von meinem Leib,
So darf ichs niemand klagen,
Es schadt mir nit ein Meit*)
Und nit ein Kreuz an meinem Leib.
Das Geld wöll wir verdemmen**),
Das der Schweizer um Händschuch geit.

Und wird mir dann geschossen
Ein Schenkel von meinem Leib,
So tu ichs nacher kriechen,
Es schadt mir nit ein Meit.
Ein hölzene Stelzen ist mir gerecht,
Ja, eh das Jahr herumme kummt,
Gib ichs ein Spittelknecht.

Ei, wird ichs dann erschossen,
Erschossen auf breiter Haid,
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;
So schlägt man mir den Bummerleinbum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Gebrumm.

*) Meit = Heller; nit ein Meit, gar nichts. **) Verdemmen = verpraffen.

Wer aber Leben und Lebensgefahr so trotzig verachtet, und bei der Aussicht auf den möglichen Verlust seiner gesunden Glieder keinen anderen Gedanken hat, als daß ein verlorener Arm ihm das Geld für die Handschuh spart, das er dann in einer tollen Stunde verschlemmen mag, der wird auch die bürgerliche Gesellschaft nicht sonderlich hoch halten und über Besitz und Eigentum der anderen hinweg sich ein maßloses Leben ertrotzen. Bezeichnend schildert uns dieses Leben ein altes Lied, das „Landsknechts Sitt und Brauch" in die folgenden frevelhaften, aber äußerst drastischen Verse faßt:

Nimm dirs ein Mut, Tracht nit nach Gut,
Laß niemands von dir erben,
Kauf nichts ins Haus, Tracht nur heraus,
Tu Weib und Kind verderben!
Nimm darnach einen Orden an
Und werd ein freier Kriegesmann,
Such dir einen reichen Herren,
Willt du das Kriegen lernen.

In Hungersnot Schlag Hennen tot,
Und laß kein Gans mehr leben!
Trags ins Wirtshaus, Rauf Federn aus!
Da brät man dirs gar eben.
Und setz dirs oben auf den Tisch,
Da iß und trink und leb ganz frisch!
Ein Batzen leg darneben,
Tu nur fröhlichen leben!

Ob der Wirt wär ein geizig Mann,
Wöllt sich nit lassen bescheiden,
Mit den Gsellen sach ein Hader an!
Tu keiner des andern beiten*)
Und schlagt einander aus dem Haus!
Der Wirt wird froh, wenn ihr kummt naus;
So schwingt euch über die Heiden
So gar mit großen Freuden!

Was aber ein rechter Landsknecht war, das war auch ein treuherziger Gesell, der zwar vom Bauern, bei dem es nur „saure Milch und einen groben Zwilch" gab, nicht viel wissen wollte, aber doch sein Leben, wild wie es war, mit seinem Gotte und seinem Könige ausgemacht hatte:

Wohlauf, ihr Landsknecht alle,
Seid fröhlich, seid guter Ding!

Wir loben Gott, den Herren,
Darzu den edlen Köning.

Und wenn er wirklich kein „Hundsfott", sondern ein „frommer Landsknecht" war, so wußte er auch treu zu seinem Könige zu halten und in der Schlacht seinen Mann zu stehen. Dann stimmte er mit lauter Stimme in das Feldgeschrei mit ein:

Rüst euch, ihr tapfern Kriegesleut,
Zu einer Schlacht und hartem Streit!
Der Streit will han
Manch tapfern Mann,
Drum kommt getrost auf diesen Plan!
Frisch auf! Seid keck und unverzagt!
Wer weiß, wer noch den andern jagt!
Frisch auf! Der Feind hat uns abgesagt.
Rucket all heran!
Stehet für ein Mann!
Heran, frisch heran!
Hört, ihr lieben Knechte gut,
Schöpft euch einen frischen Mut!
Stehet einander bei,
Seid nicht ungetreu!
Ihr vom Adel wehrt,
Schwingt euch auf die Pferd!

Wohlauf! Bald auf die Pferd!
Seht, daß man sich ritterlich wehrt.
Ei, so ruckt nun frisch heran,
Greift den Feind kecklich an!
Seid getrost, ihr lieben Knecht,
Wir han zum Kriege Fug und Recht.
Drum kanns uns nit leicht übel gehn:
Gott pflegt den Seinen beizustehn.
Wohlan, seid getreu! Gott steht uns bei!
Rucket zu Hauf! Greift tapfer drauf!
Ob sichs erstlich schwerlich anläßt,
Schadt nichts, tut ihr nur euer Best.
Das Glück will han ein tapfern Mann.
Sieh da, der Feind nahet heran!
Drum ein Jeder sein Ehr hab in Acht,
Und schlagt in Haufen, daß es kracht!
Schont niemand! schlagt mit Freuden drein!
Schlagt alls zu Tod als wärens Schwein!

*) beiten = warten.

So sehen wir in dieser wilden Poesie das Große sich mit dem Gemeinen berühren, und das charakterisiert in der Tat den Landsknecht und sein Lied: er, dem die Welt nach Schillers Wort auf der Spitze des Degens liegt, fühlt sich auch ganz als Herr der zerrütteten Welt, in der er lebt. Wie er daher kein Maß kennt im Raufen und Rauben, so kennt er auch im Schlemmen und Prassen kein Maß. Er rechnet sich nach einem Worte jener Zeit gern zu „diesen Knaben, die mehr verprassen als sie haben", und seine schöne Beute ist immer gleich wie gewonnen so zerronnen. Was Wunder, daß man in Friedensläuften auf allen Wegen und Stegen den sogenannten „gartenden" Landsknechten begegnet, die sich täglich vor den Türen der Bauern ihren Gulden erbetteln oder ertrotzen und zuzeiten zu einer wahren Landplage werden. Dieser oft nur zu jähe Wechsel zwischen Schwelgen und Darben hat ebenfalls im Landsknechtsliede seinen Ausdruck gefunden, ihm verdanken wir die ewige Poesie vom „tumben Brüderlein", dem sorglosen Schlemmer, der auf Frau Fortuna schwört, und seine volle Kriegsbeute ins Wirtshaus schleppt:

Wo soll ich mich hinkehren,
Ich tumbes Brüderlein,
Wie soll ich mich ernähren,
Mein Gut ist viel zu klein:
Wie wir ein Wesen han,
So muß ich bald daran,
Was ich heut soll verzehren,
Ist gestern schon vertan.

Ich bin zu früh geboren,
Wo heute ich hinkomm',
Mein Glück, das kommt erst morgen,
Hätt' ich den Schatz im Dom,
Dazu den Zoll am Rhein,
Und wär' Venedig mein,
So wär' es all verloren
Es müßt verschlemmet sein!

Was hilft, daß ich mag sparen,
Vielleicht verlör' ichs gar,
Sollt' mirs ein Dieb ausscharren,
Es reute mich ein Jahr,
Ich weiß, mein Gut vergeht
Mit Schlemmen früh und spät,
Doch der hat einen Sparren,
Dem es zu Herzen geht. — — —

Steck an den Schweinebraten
Dazu die Hühner jung,
Darauf wird uns geraten
Ein frischer freier Trunk.
Trag her den kühlen Wein
Und schenk uns tapfer ein:
Mir ist ein' Beut' geraten,
Die muß verschlemmet sein.

Drei Würfel und ein' Karte,
Das ist mein Wappen frei,
Sechs hübsche Fräulein zarte,
An jeder Seite drei.
Rück her, du schönes Weib,
Du erfreust mirs Herz im Leib,
Wohl in dem Rosengarten,
Dem Schlemmer sein Zeitvertreib. (1500—1550)

Die Blüte des Landsknechtstums fiel zusammen mit der Blüte des Humanismus in Deutschland. Darum war es kein Zufall, daß diese Zeit auch eine so unvergleichliche Blüte der kriegerischen Volkspoesie mit sich brachte. Eine allzu kurze Blüte. Das Söldnertum, das keiner Idee, sondern auf eigenen Vorteil diente, mußte schließlich an sich selbst zugrunde gehen. Das sogenannte Finanzen der Offiziere, die sich vom Fürsten den ganzen Sold auszahlen und zum Schaden der Soldaten großenteils in die eigene Tasche fließen ließen, brachte das ganze Landsknechtswesen in Verruf. Zu diesem berüchtigten militärischen Unternehmertum kam das immer mehr überhandnehmende unsittliche Leben im Lager, das zur völligen Entartung der Kriegszucht führte. Schließlich taten das steigende Übergewicht der Feuerwaffen und veränderte Taktik ein übriges, so daß gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts das deutsche Landsknechtswesen und mit ihm das deutsche Landsknechtslied eine Ende nahm.

(Schluß folgt)

Kriegstagebuch

8. Januar 1915. Die Russen beschießen die offene Stadt Sinope am Schwarzen Meer. — Vergeblicher Landungsversuch der Engländer bei Mersina. — Kotur von den Türken besetzt.

8. Januar 1915. Französischer Angriff bei Soissons und Perthes abgewiesen, ein Sturmangriff unsererseits in den Argonnen brachte uns 1200 Gefangene, einige Minenwerfer und einen Bronzemörser, bei Ober-Burnhaupt die Franzosen zurückgeworfen und 400 Gefangene gemacht, 1 Maschinengewehr erbeutet.

9. Januar 1915. Angriffe bei Nieuport, Soissons, Perthes abgewiesen, 150 Gefangene gemacht.

9. Januar 1915. Abgeschlagene russische Angriffe an der Rida und in der Bukowina.

10. Januar 1915. Französische Angriffe abgeschlagen bei La Boisselle und nördlich Soissons. Östlich Perthes ein uns entrissenes Grabenstück zurückerobert.

10. Januar 1915. Deutsche Flieger erscheinen wieder über der Themsemündung, sowie über Dünkirchen, wo Bombenwürfe beträchtlichen Schaden verursachen.

10. Januar 1915. Die Österreicher schlagen einen heftigen Angriff der Russen an der unteren Rida zurück.

11. Januar 1915. Französische Angriffe nördlich Crouy, östlich Perthes und bei Ailly unter großen Verlusten für sie abgewiesen. In den Argonnen ein französischer Stützpunkt erobert, 140 Mann gefangen. — Im östlichen Teil der Argonnen vom 8. bis 11. Januar 17 Offiziere, 1600 Mann gefangen; einschließlich der Toten und Verwundeten verloren die Franzosen in diesem kleinen Bezirk 3500 Mann.

11. Januar 1915. Erfolglose russische Vorstöße im nördlichen Polen.

11. Januar 1915. Abgeschlagener englischer Angriff im Jra (Arabien), die Engländer verloren 125 Mann.

11. Januar 1915. Für die Russen sehr verlustreiche Gefechte an der unteren Rida und südlich der Weichsel.

12. Januar 1915. Durch Artilleriekampf erzwungene Räumung feindlicher Schützengräben bei Nieuport, abgeschlagene französische Angriffe bei La Bassee, La Boisselle, Höhe von Nouvron und südlich St. Mihiel. — Bei Crouy—Soissons die Franzosen durch unsere Märker vollständig geschlagen, 1700 Gefangene, 4 Geschütze und mehrere Maschinengewehre genommen.

12. Januar 1915. Rücktritt des österreichischen Ministers des Äußern, Graf Berchtold; sein Nachfolger wird Freiherr von Burian.

12. Januar 1915. Täbris und Selmas von den Türken besetzt.

13. Januar 1915. Heftiges Erdbeben in Italien, besonders in der Provinz Rom; Avezzano und die umliegenden Ortschaften zerstört; Tausende von Personen umgekommen.

13. Januar 1915. Weitere erfolgreiche Kämpfe nördlich Soissons, die Hochebene von Vregny im Sturm genommen, die Franzosen, bis an den Rand zurückgetrieben, verlieren 1130 Gefangene, 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre, 1 Scheinwerfer. — Östlich Perthes kräftiger französischer Angriff zurückgewiesen, 160 Gefangene.

13. Januar 1915. Russische Angriffe südöstlich Gumbinnen und östlich Lötzen abgeschlagen, mehrere hundert Gefangene gemacht.

13. Januar 1915. Die schwedische Regierung verbietet den Durchgangsverkehr von Kriegsmaterial durch Schweden.

14. Januar 1915. Nördlich und nordöstlich Soissons in ununterbrochenem Angriff die Orte: Cuffies, Crouy, Buc le Long, Missy und die Gehöfte Vauxrot und Verrerie erobert, das nördliche Aisneufer vom Feinde gänzlich gesäubert. In den dreitägigen Kämpfen insgesamt 5200 Gefangene, 35 Geschütze, 6 Maschinengewehre und mehrere Revolverkanonen erbeutet.

14. Januar 1915. Französische Angriffe bei Notre Dame de Lorette, bei Conenvoye und bei Ailly abgewiesen.

14. Januar 1915. Das französische Unterseeboot „Saphir" beim Versuch in die Dardanellen einzudringen von den türkischen Batterien vernichtet.

15. Januar 1915. Ein russischer Stützpunkt nordöstlich Rawa genommen. 500 Gefangene gemacht, 3 Maschinengewehre erobert. Heftige Gegenangriffe unter schwersten Verlusten für die Russen zurückgewiesen.

15. Januar 1915. Die mit $97^1/_2$ Prozent emittierte deutsche Kriegsanleihe wird an der Berliner Börse mit 100 Prozent gehandelt.

15. Januar 1915. Wechsel im Reichsschatzamt; Geheimer Legationsrat Professor Dr. Helfferich, Direktor der Deutschen Bank, wird Reichsschatzsekretär.

15. Januar 1915. Französische Angriffe nordwestlich Arras und bei Ailly, südöstlich St. Mihiel abgewiesen.

16. Januar 1915. Über die Kämpfe bei Tanga (Deutsch-Ostafrika) vom 8. bis 5. November 1914 besagt ein amtlicher Bericht des Gouverneurs Dr. Schnee, daß die Engländer in Stärke von 8000 Mann von den 2000 Unserigen völlig geschlagen wurden und unter Verlusten von 3000 Mann sich wieder einschiffen mußten.

16. Januar 1915. Rußland nimmt bei England und Frankreich eine Anleihe in Höhe von $1^1/_2$ Milliarden Franken auf, England übernimmt davon 1 Milliarde.

16. Januar 1915. Die französischen Verluste betragen nach Berichten des deutschen Hauptquartiers seit Beginn der von General Joffre befohlenen großen Offensive 26000 Tote, 17800 unverwundete Gefangene, einschließlich der Verwundeten in Summa etwa 150000 Mann.

17. Januar 1915. Erfolge der Buren unter Kemp, Maritz und Schoemann gegen die Regierungstruppen, letztere verloren viele Tote und Gefangene.

17. Januar 1915. Russische Angriffe bei Radzanow abgewiesen.

17. Januar 1915. Bei La Boisselle 100 Franzosen im Bajonettkampf gefangen. — Im Argonnenwald mehrere Schützengräben genommen. — Kämpfe nordwestlich Pont-a-Mousson.

17. Januar 1915. Österreichische Erfolge bei Zalliczyn, die Russen räumen die vordere Schützengrabenlinie.

17. Januar 1915. Türkische Kavallerieerfolge in Persien bei Choi.

18. Januar 1915. Bei Radzanow, Biezun und Sierpe russische Angriffe unter schweren Verlusten für sie zurückgeworfen, mehrere hundert Gefangene gemacht.

18. Januar 1915. Nach einer amtlichen Meldung des Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika haben die Engländer am 21. Oktober die offene unbefestigte Stadt Swakopmund bombardiert.

18. Januar 1915. In der südlichen Bukowina bei Jakobeny ein russischer Vorstoß unter starken Verlusten zurückgeschlagen.

19. Januar 1915. Erfolge im Westen bei Notre Dame de Lorette, in den Argonnen und nördlich Semmheim, Gefangene gemacht, 2 Maschinengewehre erbeutet.

19. Januar 1915. Englische Schlappe am Schatt el Arab.

19. Januar 1915. Deutsche Luftschiffe bombardieren die englischen Ortschaften Yarmouth, Sherringham, Cromer und Kings-Lynn. Die Luftschiffe sind unversehrt zurückgekehrt.

19. Januar 1915. Österreichische Erfolge am Dunajec.

20. Januar 1915. Angriffe der Franzosen bei der Chaussee Arras—Lille, nördlich St. Mihiel zurückgewiesen, bei Notre Dame de Lorette ging der von uns eroberte Schützengraben wieder verloren, südwestlich Berry-au-Bac nahmen wir zwei Schützengräben, bei Pont-a-Mousson eroberten wir einen Teil der uns entrissenen Stellungen zurück, dabei wurden 4 Geschütze genommen und Gefangene gemacht.

20. Januar 1915. Östlich Lipno 100 Russen gefangen, russischer Angriff westlich Lopuszno südwestlich Konskie abgewiesen.

21. Januar 1915. Die deutsche Regierung nimmt Stellung gegen die amerikanischen Kriegslieferungen.

21. Januar 1915. Generalleutnant Wild von Hohenborn wird zum preußischen Kriegsminister ernannt.

21. Januar 1915. Der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" kapert die feindlichen Schiffe „Bellevue", „Oranso", „Mont Agel", „Anne Bretagne" und „Union".

21. Januar 1915. Französische Angriffe nordwestlich Pont-a-Mousson und nördlich Verdun zurückgeschlagen. — Bei St. Mihiel und am Hartmannsweilerkopf die Franzosen geschlagen, 125 Mann gefangen.

21. Januar 1915. Der englische Dampfer „Duward" von einem deutschen Unterseeboot im Kanal versenkt.

21. Januar 1915. Meuterei portugiesischer Regimenter in Lissabon.

22. Januar 1915. Erfolgreicher Fliegerangriff gegen Dünkirchen.

22. Januar 1915. Im Argonnenwald eine französische Stellung erobert, 250 Mann gefangen, feindliche Angriffe zwischen Souain und Perthes, nordwestlich Pont-a-Mousson, bei Wiesembach und im Hartmannsweilerkopf zurückgewiesen, bei Pont-a-Mousson 7 Geschütze und 1 Maschinengewehr erobert.

22. Januar 1915. Russische Angriffe bei Przasnysz und Szpital Gorny abgewiesen, die Russen aus Blinno und Gojsk geworfen.

22. Januar 1915. Die österreichisch-ungarischen Kriegsanleihen wurden in Höhe von 3306 Millionen Kronen gezeichnet.

22. Januar 1915. Wiederholte russische Angriffe in der südlichen Bukowina abgewiesen, die Österreicher nahmen Kirlibaba und die die Stadt beherrschenden Höhen.

23. Januar 1915. Angriffe der Franzosen in den Argonnen abgewiesen, in den Vogesen am Hartmannsweilerkopf und bei Steinbach Fortschritte gemacht und 50 französische Jäger gefangen.

23. Januar 1915. Erfolgreicher Angriff gegen die russischen Stellungen am Suchaabschnitt bei Borzymow, russische Gegenangriffe unter schweren Verlusten für sie abgewiesen, russische Angriffe nordwestlich Opozno scheiterten.

23. Januar 1915. Erfolge der Österreicher bei Tarnow.

24. Januar 1915. Seegefecht bei Helgoland. Panzerkreuzer „Blücher" gesunken, ein englischer Schlachtkreuzer der Lionklasse und drei englische Torpedobootszerstörer zum Sinken gebracht.

24. Januar 1915. Südwestlich Berry-au-Bac nahmen die Franzosen einen ihnen vorher entrissenen Schützengraben wieder, Angriffe auf Hartmannsweilerkopf unter schweren Verlusten für die Franzosen abgewiesen.

24. Januar 1915. Artilleriekämpfe auf der Front Lötzen — östlich Gumbinnen. Die Russen wurden zur Räumung einiger Stellungen südöstlich Gumbinnen gezwungen, Angriffe nordöstlich Gumbinnen unter schweren Verlusten der Russen abgewiesen.

24. Januar 1915. Erfolge der Österreicher im oberen Ungtale in zwei Tagen 1050 Russen gefangen.

25. Januar 1915. Der Bundesrat beschließt die Beschlagnahme von Weizen und Roggen zwecks Sicherstellung der Volksernährung.

25. Januar 1915. Sturmangriff gegen die englischen Stellungen bei La Bassee, die Badener nahmen in einer Frontbreite von 1100 Meter zwei starke Stützpunkte und machten 118 Gefangene, 1 Geschütz, 3 Maschinengewehre erbeutet.

25. Januar 1915. Angriffe der Franzosen in den Süd-Vogesen abgewiesen, 50 Gefangene gemacht.

25. Januar 1915. Erfolglose Angriffe der Russen nordöstlich Gumbinnen, für uns erfolgreiche Gefechte nordöstlich Wloclawek.

25. Januar 1915. Der englische Hilfskreuzer „Viknor" untergegangen.

25. Januar 1915. Kleiner Kreuzer „Gazelle" in der Ostsee durch Torpedoschuß leicht beschädigt.

25. Januar 1915. Erfolge der Österreicher in den Karpathen, die Russen mußten einige wichtige Höhen aufgeben.

25. Januar 1915. Bei einem Luftangriff auf Libau ging ein Parsevalluftschiff verloren.

26. Januar 1915. Revolution in Lissabon. General Pimento Castro hat vorläufig den Vorsitz im Ministerium und die provisorische Führung sämtlicher Portefeuilles übernommen.

26. Januar 1915. Erfolgreiche Kämpfe der Sachsen auf den Höhen von Craonne. Die Franzosen verloren 865 unverwundete Gefangene, 8 Maschinengewehre und viel Kriegsmaterial. — Bei St. Mihiel einen französischen Stützpunkt erobert.

26. Januar 1915. Abgeschlagene feindliche Angriffe bei Cuinchy südwestlich La Bassee.

26. Januar 1915. Die Österreicher nehmen nach dreitägigen erbitterten Kämpfen den Uzsoker Paß in den Karpathen.

26. Januar 1915. Die Türken schlagen die Russen bei Olti im Kaukasus.

27. Januar 1915. Zum Polizeipräsidenten von Lodz und Umgegend wird Geheimer Oberregierungsrat von Oppen ernannt.

27. Januar 1915. Auf den Craonner Höhen dem Feinde weitere Schützengräben entrissen, französische Gegenangriffe mühelos abgewiesen, vom 25. bis 27. Januar hier 1100 Gefangene gemacht. In den Vogesen, in der Gegend Senones und Ban de Sapt mehrere französischen Angriffe abgewiesen, 50 Gefangene gemacht, auch im Oberelsaß auf der Front Niederasbach—Heidweiler—Hirzbacher Wald Angriffe unter schwersten Verlusten für die Franzosen abgewiesen, 5 Maschinengewehre erbeutet.

27. Januar 1915. Russische Angriffe nordöstlich Gumbinnen, bei Biezun nordöstlich Sierpe zurückgeschlagen.

27. Januar 1915. In West-Yorkshire, England, beschlossen die Bergarbeiter mit 26676 gegen 7211 Stimmen in den Streik einzutreten.

27. Januar 1915. Die Österreicher drängen die Russen aus dem Nagy-Ag-Tal, Toronya genommen, 700 Gefangene gemacht, 5 Maschinengewehre erbeutet.

28. Januar 1915. Angriffe der Engländer südlich La Bassee abgeschlagen, ebenso ein feindlicher Angriff in den Dünen nordwestlich Nieuport, wobei die Algerier und Marokkaner über 300 Tote verloren. — Die englischen Etappenanlagen in der Festung Dünkirchen bei einem nächtlichen Geschwaderflug ausgiebig mit Bomben belegt.

28. Januar 1915. Russischer Angriff in Gegend Kussen, nordöstlich Gumbinnen unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. — Nordöstlich Bolimow, östlich Lowicz russische Schützengräben erobert.

28. Januar 1915. In den Karpathen, westlich des Uzsoker Passes, russische Angriffe seitens der Österreicher zurückgeschlagen, ebenso bei Bezerszallas und Velveo, 400 Russen gefangen.

28. Januar 1915. Die Türken nehmen bei Olty 300 Russen gefangen, bei Choi in Aserbeidschan erobern sie einige Schützengräben.

28. Januar 1915. Die Türkei hebt das Libanonstatut auf.

29. Januar 1915. Südlich des Kanals von La Bassee zwei Schützengräben erobert, 60 Gefangene gemacht, in den Argonnen 748 Gefangene gemacht, 12 Maschinengewehre, 10 Geschütze erbeutet. — Angomont nordöstlich Badonviller von uns besetzt, Angriffsversuche südöstlich Verdun unter schweren Verlusten der Franzosen zurückgewiesen.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Ziele des Krieges

Von Darius

Die nachfolgenden Darlegungen werden zur Einleitung einer entſprechenden Erörterung, die täglich dringender wird, gebracht, ohne daß wir uns mit den Richtlinien in allen Punkten einverſtanden erklären konnten. Beſonders in den Fragen des Oſtens weichen unſere eigenen Auffaſſungen von denen des geſchätzten Autors erheblich ab.

Die Schriftleitung

Jedem, der ſich ſeit langem deutſchen imperialiſtiſchen Gedanken hingegeben hatte, iſt der Ausbruch des Krieges und ſein bisheriger Verlauf eine große Genugtuung geweſen. Denn nach dem Gang der Ereigniſſe in den letzten Jahrzehnten und der Führung unſerer Politik hatte ſich mit voller Deutlichkeit die Tatſache ergeben, daß ſich eine Durchſetzung der berechtigten deutſchen Anſprüche auf friedlichem Wege nicht erreichen laſſen würde. Es mag dahingeſtellt bleiben, ob es einer anderen Bündnispolitik oder einer erfolgreicheren äußeren Politik überhaupt möglich geweſen wäre, dem Deutſchen Reich die gebührende Anerkennung als Weltmacht und die daraus ſich ergebende Handlungsfreiheit zu verſchaffen, ohne daß ein Krieg auf ſo vielen Fronten nötig geworden wäre.

Allen dieſen Erörterungen hat der Krieg ein Ziel geſetzt. Er zwingt einen jeden von uns mit unerbittlicher Notwendigkeit, uns des Zieles bewußt zu werden um deſſen Erreichung er geführt wird: den Eintritt Deutſchlands in die Reihe der großen imperialiſtiſchen Nationen und die Geltendmachung der ihm als Weltmacht zuſtehenden Forderungen. Was wenige von uns bisher erſehnten, was in vielen unbewußt ſchlummerte, was unſere Staatsmänner mit nur friedlichen Mitteln hier und dort anſtrebten, was unſere Feinde im ſtillen fürchteten, das hämmern die Ereigniſſe dieſer Tage jedem Deutſchen unauslöſchlich ins Hirn: dieſer Krieg wird darum geführt, daß Deutſchland größer und mächtiger

werde, als es bisher war; denn es gibt nur dies oder ein Zurücksinken zu einer Macht zweiten Ranges; ein Drittes, ein Stehenbleiben auf dem bisherigen Standpunkt, gibt es nicht mehr.

Die Klarheit dieses Gedankens, die Gerechtigkeit dieser Forderung sollte nicht verdunkelt werden durch Erörterungen über die Schuldfrage an der Entstehung dieses Krieges. Wer Deutschland nur als den Überfallenen, als in der Notwehr befindlich hinstellt, der übersieht leicht, daß es eine gerechte Forderung geltend zu machen und durchzusetzen hatte und in dieser Beziehung denen, die ihm den Eintritt in die Reihe der Großmächte verwehren wollten, als Angreifer erscheinen muß. Daß unsere Feinde uns diese Ansprüche verwehrt und so den Krieg heraufbeschworen haben, wird die Geschichte ebenso lehren, wie die andere Tatsache, daß der Krieg eine innere Notwendigkeit war. Uns ziemt es jetzt nicht, uns als verfolgte Unschuld hinzustellen. Frei und mannhaft müssen wir unsere Forderungen bekennen und durchfechten.

Welches aber sind unsere Forderungen? Deutschland als Weltmacht; das ist die theoretische Forderung. Welches aber sind die praktisch zu stellenden Forderungen? Über sie Klarheit zu gewinnen, ist jedes einzelnen dringende Pflicht. Nur dann kann der Krieg, getragen von der Einigkeit des ganzen Volkes, zu gutem Ende geführt werden, wenn ein jeder auf diese Frage klare Antwort zu geben vermag. Nicht genügen allgemeine Antworten, wie diese: bis alle unsere Feinde vernichtet sind; oder: wir müssen so siegen, daß die Wiederkehr eines solchen Krieges für absehbare Zeiten unmöglich gemacht ist. Diese oft gehörten Sätze können nur zu Enttäuschungen Anlaß geben. Denn zunächst setzen sie als Ziel des Krieges eine Verneinung voraus, während eine starke Hervorhebung unserer Forderung, also eine Bejahung vonnöten ist. Sodann täuschen sie darüber hinweg, daß es kaum möglich ist, ein Volk so niederzuringen, daß ihm die erneute Führung eines Krieges für länger als zehn Jahre unmöglich wird. Selbst Napoleon konnte Preußen 1806/13 nicht so vernichten, daß er dessen Erhebung im Jahre 1813 hätte verhindern können. Aber auch abgesehen von dieser in der Weltgeschichte einzig dastehenden Leistung: selbst Frankreich, 1870/71 militärisch und wirtschaftlich aufs äußerste geschwächt, war schon Ende der siebziger Jahre (Fall Schnaebele) in der Lage, eine aggressive kriegsdrohende Politik zu treiben. Die Verhinderung zukünftiger Kriege ist nicht so sehr die Pflicht des Soldaten, wie die des Staatsmannes, der durch kluge Bündnispolitik, klare Begrenzung erreichbarer Ziele und durch deren unbeirrte Verfolgung jedem Angreifer das Vergebliche seiner feindlichen Absichten vor Augen führt. Man hätte glauben sollen, daß diese Aufgabe für deutsche Staatsmänner eine besonders leichte gewesen wäre. Denn kaum ein Volk vermag zu seinen und seiner Freunde Gunsten so viel in die Wagschale zu werfen, wie das deutsche. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß die Kaunitzsche Koalition, die gegen das kleine, aufstrebende Preußen Friedrichs des Großen möglich wurde, als es seine Hand nach Schlesien ausstreckte, sich gegen das mächtige, neue Deutschland er-

neuern konnte, obwohl der akute Anlaß einer Wegnahme Schlesiens fehlte. Daß dies für alle Zukunft verhindert werde, muß als wichtigste Bürgschaft für dauernden Frieden gefordert werden. Denn sobald eine solche Koalition gegen Deutschland sich wiederholt, muß ein neuer Krieg die Folge sein. Und viel Blut müßte dann wieder fließen, um diese Fehler gutzumachen.

Warnend unterstützt unsere Vergangenheit diese Forderung auf Klarheit unserer Kriegsziele, und sie zeigt uns ein leuchtendes Beispiel der Nachahmung und ein Gegenbeispiel der Abschreckung: die Kriege von 1870/71 und 1813/15 und ihre Folgen. Beiden gemeinsam ist die hohe Begeisterung, Einigkeit, Opferfreudigkeit, mit der das ganze Volk in den Krieg zog, gemeinsam beiden auch die militärische Leistungsfähigkeit, Tapferkeit des Heeres, Klugheit der Führung, und der Glanz der errungenen Siege. Aber im Jahre 1870 war es die Hand eines Staatsmannes, die dem ganzen Volk seit Jahren in seiner Vereinigung das Ziel gezeigt hatte, die das Volk in den Krieg hineinführte, als ein unvermeidliches Mittel zur Erreichung des Zweckes. So wurde der Krieg nach der Erreichung des Zieles zu einer Befreiung und Erlösung für alle. Die Befreiungskriege dagegen brachten zwar die Befreiung von dem Joch Napoleons, aber diesem rein verneinenden Ergebnis folgte nicht die bejahende Frucht einer sozialen Befreiung und Neugliederung der Stände, einer politisch befriedigenden Gestaltung, die alle — vielleicht halb unbewußt — als den Lohn ihrer Opfer ersehnt hatten. Denn es fehlte der Staatsmann, der das Ziel des Krieges gesehen und die Wünsche der Nation gekannt hätte. So versandete diese Hochflut von Begeisterung und Opfermut in der gedankenarmen Dürre halber Reformen, kleinlichen Polizeiregimentes, politischer Ideenlosigkeit, wie sie die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnen.

So hat die Frage: was soll der Krieg uns bringen? und ihre klare Beantwortung eine sehr ernste unmittelbare Bedeutung für uns, auch jetzt schon, während noch der Donner der Kanonen im Ost und West dröhnt. Und zwar nicht nur eine mittelbare Bedeutung für die dem Kriege folgende Zeit, sondern auch eine unmittelbare für die Führung des Krieges selbst. Als Beispiel hierfür diene Bismarcks staatsmännische Kunst Österreich gegenüber: die schonende Behandlung im Nikolsburger Frieden 1866 zum Zweck des Abschlusses des Bündnisses im Jahre 1878. Die Behandlung der augenblicklichen Gegner während des Krieges und der geeignete Augenblick zum Abschluß von Friedensverhandlungen wird sich also nach den weiteren Wegen richten, die der Staatsmann später einzuschlagen gedenkt. Hier scheidet sich der Weg des Heerführers von dem des Staatsmannes. Während jener nur auf die unbedingte Vernichtung des Gegners bedacht ist, wird dieser im gegebenen Augenblick ein Halt zu gebieten haben. Das wird auch in diesem Kriege zu beachten sein.

„Der Krieg ist die Fortführung der Politik mit gewaltsamen Mitteln" (Clausewitz). Daraus geht hervor, daß der Krieg nicht der Anfang oder das Ende einer Entwicklung ist, sondern nur ein Glied in einer Kette. Er ist nicht

Selbstzweck, sondern eines der Mittel zum Zweck. Um so unerläßlicher ist die Klarheit über diesen Zweck.

Auf Grund dieser Vorbemerkungen erhebt sich mit verdoppelter Dringlichkeit die Frage: wissen wir, was wir von diesem Kriege wollen? Die Hoffnung scheint berechtigt, daß die meisten unserer Volksgenossen über die unmittelbare Antwort: „Die Vernichtung unserer Gegner" zu der weiteren und wichtigeren: „Deutschland als Weltmacht" vorgedrungen sind. Aber auf welchem Wege dieses Ziel zu erreichen ist, darüber zerbrechen sich wohl nur wenige den Kopf — wenn anders der Überblick über Tagespresse und -Erscheinungen ein zutreffendes Urteil gestatten.

Und doch ist auch dies wichtig. Es genügt nicht, alles den leitenden Staatsmännern anzuvertrauen oder eine Erörterung als taktlos und unangebracht abzulehnen. Gewiß entziehen sich die Einzelheiten der allgemeinen Beurteilung. Aber anderseits ist die Führung einer erfolgreichen Politik in unserem Zeitalter der Parlamente, der Selbstverwaltung und der umfassenden Heranziehung der Laien zu Staatsgeschäften nur bei der bewußten Mitarbeit und Zustimmung dieser Kreise möglich.

Der Lauf der Ereignisse hat erwiesen, daß die Forderungen, die ich in meinem Aufsatz über „Deutschen Imperialismus" (Heft Nr. 21, Jahrgang 72 der Grenzboten) als unerläßlich für Deutschlands Stellung als Weltmacht erhoben habe, berechtigt gewesen sind: Festigung der Stellung Deutschlands als mitteleuropäischer Großmacht und in zweiter Linie Vergrößeruug seines überseeischen Gebietes. Nur deshalb hat Deutschland dem Ansturm seiner Feinde bisher so erfolgreich Widerstand zu leisten vermocht, weil es militärisch gerüstet war, wie nie zuvor ein anderes Volk, und weil eine gleichmäßige Entwicklung aller seiner Erwerbsstände ihm eine wirtschaftliche Kriegsbereitschaft und Unabhängigkeit vom Auslande gewährte.

Die deutsche Wirtschaftspolitik hat also die ernsteste Probe erfolgreich bestanden. Es kann sich daher in Zukunft nur darum handeln, sie weiter auszubauen und das Deutsche Reich dem Ideal einer Weltmacht, dem sich selbst genügenden Staat (Autarkie) näher zu bringen. Eine, wenn möglich, völlige Unabhängigkeit vom Auslande in der Beschaffung unserer Rohprodukte, eine möglichst gleichmäßige gedeihliche Entwicklung aller Erwerbsstände — Landwirtschaft, Gewerbe und Handel — werden vor allem am besten dazu dienen, Deutschland gegen alle künftigen Angriffe zu wappnen und seine Stellung als mitteleuropäische Großmacht zu festigen. Nur soweit sie diesem Zwecke dienen, werden also die Forderungen zu bemessen sein, die wir an den Ausgang dieses Krieges knüpfen.

In die Praxis übertragen ergibt sich somit für Deutschland ein zweifaches Gebot: zunächst Landerwerb soweit zu fordern, und zwar unbedingt zu fordern, als er zur strategischen Sicherung, also zur Gewährleistung eines dauernden Friedens notwendig ist: und ferner, darüber

hinausgehend, Landerwerb nur insoweit anzustreben, als er eine Stärkung unserer Stellung als mitteleuropäische Großmacht gewährleistet.

Wie weit weiterer Landerwerb unserer strategischen Sicherung dient, mögen die berufenen Heerführer entscheiden; wie weit er praktisch erreichbar ist, unsere leitenden Staatsmänner. Als die geringste Forderung an unserer westlichen Grenze wird die unbedingte Sicherung unserer Vogesen, die Erwerbung von Belfort, Verdun, Lüttich und Antwerpen auch dem Laien einleuchtend sein. Im Osten wird ein besserer Schutz unserer ostpreußischen und posenschen Grenzen gegen feindliche Überflutungen gefordert werden müssen.

Ein über diese strategischen Rücksichten hinausgehender Gebietserwerb wird also nur dann anzustreben sein, wenn er uns in unseren nationalen Bestrebungen zur Stärkung dient. Oder mit anderen Worten: nur der Erwerb solchen Landes ist wünschenswert, der im Zusammenhang mit unserem alten Kolonialland liegt. Und ferner: nur insoweit dürfen wir fremdes Land erwerben, als wir es mit deutscher Bevölkerung und deutscher Kultur zu durchdringen vermögen.

Es heißt also Klarheit zu gewinnen nicht nur darüber, in welcher Richtung unsere kolonisatorische Tätigkeit in Zukunft liegen wird, sondern vor allem darüber, inwieweit wir uns noch kolonisierende Kraft zutrauen können.

Die erste Frage ist schnell beantwortet: das Kolonisationsgebiet des deutschen Volkes ist der Osten. Dahin weist die geschichtliche Entwicklung des vergangenen Jahrtausends, dahin auch die sozialen Verhältnisse, die Bodenverteilung und Bodenkultur. Somit ergibt sich, daß wir des Landerwerbs nach Westen nur zu strategischen, nicht aber zu kolonisatorischen Zwecken bedürfen. Daß der Erwerb einzelner Landstriche, die unsere heimische Erzeugung zu ergänzen imstande sind, wie die Erzgebiete von Lothringen, anzustreben und zu erreichen sein wird, ergibt sich aus der vorher aufgestellten allgemeinen Forderung der Autarkie.

Die zweite Frage aber, inwieweit uns noch kolonisatorische Kraft innewohnt, bietet in ihrer Beantwortung so ungeheure Schwierigkeiten, daß nur einige leitende Gesichtspunkte hier hervorgehoben werden können. Daß der Höhepunkt unserer kolonisatorischen Kraft einige Jahrhunderte hinter uns liegt, ergibt ein Blick auf unsere kolonisatorische Geschichte. Ein Vergleich der Kraft, Wucht, Schnelligkeit, mit der unsere Ostmarken im Mittelalter dem Deutschtum dauernd gewonnen worden sind, mit unsern heutigen, keineswegs erfolgreichen Versuchen, kleine nationale Minderheiten — wie Polen, Reichsländer, Dänen — einzudeutschen, zeigt mit Deutlichkeit, daß wir in Zukunft große Strecken fremden Landes mit fremder Bevölkerung nicht mit uns zu einer Einheit zu verschmelzen wissen werden.

Eine Besiedlung fremden Landes mit deutscher Bevölkerung wird also nur insoweit erfolgen können, als dort eine einheimische Bevölkerung nicht vorhanden ist. Diesem Umstand trägt der in letzter Zeit häufiger ausgesprochene

Vorschlag Rechnung, aus den fremden, zu erwerbenden Kolonisationsgebieten die eingeborene Bevölkerung völlig auszuräumen, bevor mit einer rein deutschen Besiedlung begonnen wird. Mir scheint, daß ein solcher Vorschlag, wenn überhaupt, nur auf verhältnismäßig geringfügigen Strecken Landes ausführbar sein wird. Die Voraussetzung für eine solche Ausräumung und Kolonisation: geringer Wert des Bodens, nur loser, nomadenhafter Zusammenhang zwischen Bevölkerung und Boden, günstige Lage zum Mutterland dürften auch bei den in Betracht kommenden russischen Gebieten nur in sehr beschränktem Umfang gegeben sein.

Vor allem ist aber auch bei dem Vorhandensein dieser Voraussetzungen die Frage zu prüfen, ob das Mutterland die genügende Anzahl von Siedlern ohne eigenen Schaden abzugeben in der Lage ist. Ernste Zweifel für die Bejahung dieser Frage erheben sich, wenn man die ungeheure Anzahl fremder Arbeiter berücksichtigt, deren Deutschland bedarf, um seine landwirtschaftlichen und gewerblichen Erzeugnisse fertigzustellen.

Eine diesem Bedenken widersprechende Erwägung wird sich vielleicht in Zukunft Geltung verschaffen: man hat den fremden slawischen Arbeiterstrom, der sich alljährlich über Deutschland ergießt, den neuen, fünften Stand genannt. Vielleicht wird eine spätere Entwicklung dahin führen, daß die rein maschinellen untergeordneten Handgriffe und Verrichtungen als eine des wertvollen germanischen Blutes nicht würdige Verwendung erscheinen, an deren Stelle die niedrigere slawische Arbeitskraft zu treten hat. (Hierbei mag die Frage unerörtert bleiben, inwieweit nationale Fremdkörper in der eigenen Mitte des Volkes erstehen oder wie deren Eindeutschung zu bewirken sein würde.) Jedenfalls wäre es denkbar, daß im Falle einer solchen Ersetzung deutscher Arbeitskräfte durch geringere Ausländer bei den niedrigen Verrichtungen ein deutscher Überschuß entstände, der für die Kolonisation im Osten Verwendung finden könnte. Aber auch in diesem günstigsten Falle bleibt zu berücksichtigen, daß eine solche Neubesetzung fremden Landes mit deutschen Ansiedlern auch bei verhältnismäßig geringem Umfang große Menschenmengen in Anspruch nimmt, während im Gegensatz hierzu eine Kolonisation in überseeischen Provinzen nur eine geringe Oberschicht für das neue Land fordert und so dem Mutterland verhältnismäßig wenig Blut entzieht. Jedenfalls erscheint eine große deutsche Kolonisation im Osten bei dem jetzigen Stand der deutschen Volksentwicklung unmöglich.

Diese Erwägungen werden bei der in Aussicht stehenden Auseinandersetzung mit Rußland zu berücksichtigen sein. Sie werden uns abhalten, Forderungen in bezug auf Landerwerb zu stellen, die uns selbst in einer späteren Entwicklung zum Schaden gereichen müßten. Die Herstellung einer strategisch günstigen Grenze, die auch eine mäßige und zu rechtfertigende Erwerbung neuen Landes zur Folge haben müßte, muß den Inhalt unserer territorialen Auseinandersetzung mit Rußland bilden.

Hinsichtlich des Friedensschlusses mit Rußland wird noch zu berücksichtigen sein, daß eine völlige wirtschaftliche Vernichtung Rußlands auch unserer eigenen Volkswirtschaft ungeheuren mittelbaren und unmittelbaren Schaden zufügen würde.

Auch in der polnischen Frage gehen Rußlands und Deutschlands Interessen nicht auseinander. Die Schaffung eines selbständigen polnischen Reiches widerstrebt ebensowohl dem russischen wie dem deutschen Interesse, ganz abgesehen davon, daß sie den eigenen polnischen Wünschen nicht Rechnung tragen dürfte. Denn sowohl die Polen Rußlands wie die Deutschlands und Österreichs haben sich während des Krieges als so gute deutsche, österreichische und russische Untertanen und Soldaten erwiesen, daß die Errichtung eines selbständigen polnischen Reiches ihnen selbst als ein längst überwundener Traum erscheinen dürfte.

Dies sind in großen Umrissen die Grundlagen für eine Verständigung mit Rußland in politischer Beziehung. Die Erörterung unserer handelspolitischen Bedingungen würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten.

Was unser Verhältnis zu Frankreich betrifft, so ist bereits erwähnt worden, daß unser Landerwerb sich auf die dringendsten strategischen Rücksichten beschränken würde. Zu einer wirtschaftlichen Schonung Frankreichs liegt weniger Anlaß vor.

Das künftige Schicksal Belgiens würde sich nach denselben Gesichtspunkten bestimmen; ein Gebietszuwachs also nur aus strategischen Rücksichten; darüber hinaus nur, insoweit keine nationale Schwächung Deutschlands erfolgt. Dieser Gesichtspunkt schließt eine Erwerbung aller Gebietsteile mit wallonischer Bevölkerung aus. Abgesehen davon, daß eine Ausräumung etwa zu erwerbenden Landes in diesem dichtbevölkerten Gebiet noch unmöglicher sein würde als im dünnbesiedelten Osten, so erscheint auch eine Angliederung dieser schlecht gezüchteten romanischen Mischrasse, die stets von tiefem Hasse gegen die Rächer ihrer Heimtücke beseelt sein wird, untunlich. Eine Vereinigung des in bezug auf Rasse höher, in bezug auf Bildung nicht sonderlich hochstehenden flämischen Volksteiles mit dem Deutschen Reich erscheint aus geographischen Gründen schwierig. Die weitere Entwicklung unseres Verhältnisses zu Holland dürfte die Beantwortung dieser Frage erleichtern. Jedenfalls liegt an sich kein Grund zur Beibehaltung eines geschichtlich so unbegründeten und politisch dem Deutschen Reich immer schädlichen Staatengebildes, wie des belgischen vor. Und selbst wenn ihm seine staatliche Selbständigkeit mit verringertem Gebietsumfang belassen werden sollte, so müßte es in militärischer und wirtschaftlicher Beziehung unbedingt Deutschland dienstbar erhalten bleiben.

Das Ziel unseres Krieges gegen England ist klar: England wird unsere Gleichberechtigung als Weltmacht anerkennen und wird gezwungen werden müssen, sich aller Eingriffe zu enthalten, die unsere Bewegungsfreiheit in der Welt hindern könnten. Eine Erörterung darüber, wie dies im einzelnen bei einem Friedensschlusse zu erreichen wäre, erübrigt sich noch bei dem jetzigen Kriegsstadium.

Die vorstehenden Ausführungen deuten darauf hin, in welchem Umfang bei dem Abschluß eines Friedens dem zu erreichenden Kriegsziel der Festigung von Deutschlands Stellung als mitteleuropäischer Großmacht unmittelbar gedient werden kann. Die größere umfangreichere Arbeit zur Erreichung des Zieles wird dann erst angefangen werden können. Denn die Forderungen Deutschlands an Gebiets- und Menschenzuwachs, die allein einen unmittelbaren Machtzuwachs bedeuten, sind aus den oben angeführten Gründen gering bemessen und würden daher auch Deutschlands mitteleuropäische Stellung nur im geringen Umfang, vor allem nur nach der strategischen Seite hin, festigen können. Um Deutschland die Stellung einer gewaltigen mitteleuropäischen Großmacht, die anzugreifen jedem Gegner zum Verhängnis gereichen müßte, zu sichern, sind andere weitergehende Handlungen notwendig.

In welcher Richtung diese Ziele deutscher Politik sich zu bewegen hätten, habe ich schon in meinem Aufsatz über „Deutschen Imperialismus" angegeben. Der bisherige Verlauf des Krieges hat mir recht gegeben und meinen Gedanken seiner Verwirklichung nähergeführt; auch andere Stimmen werden jetzt laut, die denselben Gedanken verfolgen. Die Saat ist gut aufgegangen für Deutschland, dank den unbedachten Handlungen seiner Feinde. Jetzt bedarf es nur des Schnitters, der die Ernte für Deutschland einzuheimsen und nutzbar zu machen versteht.

Deutschlands weltgeschichtliche Aufgabe in den nächsten Jahrzehnten besteht darin — und damit wird es auch am besten seinen eigenen Aufgaben dienen — daß es die Vormacht aller germanischen Völker Mitteleuropas werden muß und sie alle zu gemeinsamem Handeln in allen Funktionen des äußeren staatlichen Lebens um sich scharen muß.

Die schwerere Hälfte dieser Aufgabe haben unsere Feinde uns schon gelöst. Sie haben in diesem Kriege in allen in Betracht kommenden Völkern das Gefühl für die Notwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses geweckt. Denn das hat der Krieg gelehrt: die Zeit der kleinen neutralen Staaten ist vorbei. Auch dem kleinsten Staatengebilde wird es hinfort nicht mehr verstattet sein, die Kosten für die Wehrhaftigkeit seines Volkes zu sparen, um dafür in rein materiellem Gedeihen sein Heil zu suchen, unter Verzicht auf die Mitarbeit an den großen Fragen der Weltgeschichte. Und es wird kein Unterschied gemacht werden zwischen den Völkern, die schon längst ihre Neutralität innerlich gebrochen haben, indem sie sich an die Seite einer bestimmten Mächtegruppierung stellten — wie Belgien an die Seite des Dreiverbandes — oder ob sie in redlichem Bemühen ihre Neutralität nach allen Seiten hin aufrecht zu halten trachteten, wie Holland oder Dänemark. Sie alle werden bei künftigen Zusammenstößen gezwungen werden, nach einer Seite hin Farbe zu bekennen. Das hat sich aus dem bisherigen Kriegsverlauf mit voller Deutlichkeit ergeben. Zwar ist es einer Reihe von Staaten gelungen, ihre Neutralität aufrechtzuerhalten. Aber erst die spätere Aufdeckung aller geheimen inner- und äußerpolitischen Fäden

wird zeigen, mit wie außerordentlichen Schwierigkeiten dies in fast allen neutralen Staaten verbunden gewesen ist, sei es nun, daß sie von einer der kriegführenden Mächte zum Eingreifen in den Kampf getrieben wurden, sei es, daß die inneren politischen Strömungen sie an den Rand des Krieges trieben. Und selbst wenn in Zukunft Staaten von auch nur geringer Bedeutung gewillt sein sollten, weiterhin eine Politik der Neutralität zu treiben, um sich diese gegen Ende des Krieges durch politische Zugeständnisse bezahlen zu lassen, so werden es die großen Mächte sein, die auf eine klare Antwort dringen werden, damit sie nicht Schaden leiden von dieser Leichenfledderpolitik, die erst auf Raub ausgeht, wenn die Kämpfer blutend am Boden liegen. Aber auch die ehrlich um ihre Neutralität bemühten Staaten haben schon in diesem Kriege so ungeheure materielle Einbußen und so starke Beschränkungen ihrer Souveränität durch die rücksichtslose englische wirtschaftliche Kriegführung erlitten, daß sie in Zukunft darauf verzichten werden, allein die Nachteile des Krieges zu tragen, ohne die Vorteile einer selbständigen Politik zu genießen. Der naturnotwendige Lauf der Entwicklung wird daher dahin gehen, daß sich die schwächeren Staaten zu leistungsfähigeren Gebilden vereinen, um so gestärkt imstande zu sein, ihren Ansprüchen Nachdruck zu verleihen.

Zum Führer dieser Entwicklung muß sich Deutschland machen. Die sittliche, kriegerische, wirtschaftliche Stärke, die es jetzt gezeigt hat, wird es als einen begehrten Freund und Bundesgenossen erscheinen lassen und manchen Argwohn kleinlicher Sonderinteressenten ersticken. Diesen Stimmungen Rechnung zu tragen und die Hindernisse zu überwinden, wird die unabweisbare nächste Aufgabe der deutschen Staatsmänner sein. Sind sie nicht imstande sie zu leisten, so werden die Opfer an Gut und Blut in diesem Krieg vergebens dargebracht worden sein.

Abgesehen von seiner geographischen Lage ist auch das Deutsche Reich durch seine Geschichte und Verfassung wie kein anderes zur Vormacht eines germanischen Staatenbundes vorbestimmt, denn es besteht selbst aus einer Reihe zwar deutscher, aber doch sehr verschiedenartiger Staaten; es hat in seiner langen Reihe von Entwicklungskämpfen, die das verschiedenartige Zusammenwirken vieler Bestandteile mit sich bringt, alle Möglichkeiten bundesstaatlicher Entwicklung kennen gelernt. Es hat sich in seiner Verfassung ein brauchbares und dehnbares Werkzeug geschaffen und wird aus ihr die neuen verfassungsrechtlichen Formen entwickeln, die die neue Aufgabe erfordert.

Denn das ist einleuchtend: in den Rahmen der jetzigen Reichsverfassung werden sich die staatlichen Neugründungen nicht zwängen lassen. Deutschland ist ein national gesättigter Staat und kann in sich, ohne eigenen Schaden, nicht weitere nationale Fremdkörper, mögen sie auch derselben Rasse angehören, aufnehmen. Anderseits wird auch kaum einer der in Betracht kommenden Staaten geneigt sein, auf seine staatliche Selbständigkeit in einem Umfang zu verzichten, wie es das Aufgehen in einem Bundesstaat fordert.

Die Aufgabe unserer Staatsmänner wird es sein, die neue Formel zu finden, die die beiden wichtigen Bestandteile enthält, daß sie das eigene nationale Weiterbestehen der beteiligten Staaten gewährleistet und dem neuen Bunde doch die Erfüllung seiner wichtigsten Aufgaben, nämlich einheitliches Handeln in militärischer, außerpolitischer und handelspolitischer Beziehung, ermöglicht. Um so mehr als die Entwicklung der Bundesstaaten, wie wir sahen, abgeschlossen ist, wird sich der kommende germanische Staatenbund in einer Mittelform zwischen Bundesstaat und der rein völkerrechtlichen Verbindung eines Bündnisses zu bewegen haben. Die Geschichte der deutschen Zollvereinigung und des deutschen Bundes bieten genug Anhaltspunkte, wie dem neuen mitteleuropäischen Staatenbund zu einem dauerhaften Leben und gesunden Organismus verholfen werden kann.

Wenn er ins Leben tritt, wird Deutschland seine Aufgabe der Festigung seiner Stellung als mitteleuropäische Großmacht erfüllt haben. Dann wird es befähigt sein, — als Haupt eines einheitlichen, organisch-entwickelten, gewaltigen Gebildes — ebenbürtig in die Reihe der anderen Weltmächte zu treten und dem deutschen Gedanken in der Welt zum Siege zu verhelfen.

Gegenüber der Größe dieser Aufgabe tritt die zweite unserer Forderungen für Deutschlands Zukunft: Erwerb überseeischer Gebiete zurück. Nach der Niederringung seiner Gegner wird es diese Wünsche sich zu erfüllen ohne Schwierigkeit in der Lage sein und den Ausbau seines afrikanischen Reiches ebenso vollenden wie die Verfolgung seiner kleinen asiatischen Interessen weiter betreiben können.

Wenn all dies aus dem Reich der Gedanken in die Welt der Tatsachen umgesetzt sein wird, dann erst wird man davon sprechen können, daß Deutschland das Ziel erreicht hat, um das es diesen gewaltigen Kampf kämpft.

Die Stellung Belgiens zum alten Reiche

Von Professor Dr. Conrad Bornhak

Zunächst sei die sprachliche Bemerkung vorausgeschickt, daß der Name Belgien, der nach Caesar einen Teil Galliens und demnächst eine römische Provinz bezeichnete, in den Zeiten der Völkerwanderung für anderthalb Jahrtausende spurlos untergegangen ist. Er taucht tatsächlich erst in den Zeiten der französischen Revolution wieder auf, als man zeitweise wie an eine helvetische, ligurische, cisalpinische und parthenopäische, so auch an eine belgische Republik dachte, bis man es doch vorzog, das Land unmittelbar mit Frankreich zu verbinden und nur das nördliche Nachbarland in eine batavische Republik zu verwandeln. Während aber sonst die antiken Nachäffereien bald wieder von der Bildfläche verschwanden, fand das noch gar nicht zur Entstehung gelangte Belgien eine Auferstehung in der Revolution von 1830. Erst seitdem ist der Name Belgien wieder amtlich ausgegraben.

Von den Zeiten der Ottonen, Salier und Hohenstaufen bis zu Kaiser Karl dem Fünften ist in der Gegend des heutigen Belgien die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich fast unverändert geblieben. Sie zieht sich von der Küste quer durch Flandern die Schelde entlang, das westliche Flandern mit Brügge, Dünkirchen und Ryssel, also vorwiegend deutsche Bevölkerung zu Frankreich, Gent zu Deutschland schlagend, geht dann südlich um das Bistum Kammerik herum, das noch zu Deutschland gehört und westlich der Südgrenze von Hennegau und Bistum Lüttich entlang, bis sie auf das Bistum Virten stößt. Erst Kaiser Karl dem Fünften gelang eine bedeutende Gebietserweiterung, indem er Westflandern und die Grafschaft Artrecht im Frieden von Madrid von 1526 von der französischen Lehnsherrlichkeit befreite. Die Grenze ging seitdem nördlich von Sedan fast direkt nach Westen. Nur das unmittelbare Küstenland von Boulogne uud das damals noch englische Calais lagen außerhalb der Reichsgrenzen.

Das große Gebiet, das sich südlich von Friesland, westlich von Westfalen über das Moselland hinweg bis an den Westkamm der Vogesen erstreckte und zum kleineren Teile von romanisierten Kelten, zum größeren von salischen und ripuarischen Franken bewohnt war, hatte bei den Teilungen unter den späteren Karolingern das Erbteil Lothars des Zweiten, des Sohnes Kaiser Lothars des Ersten, gebildet, und von ihm die Bezeichnung Lotharingien erhalten. Nach Aussterben der Linie Lothars bildete Lothringen längere Zeit einen Zankapfel zwischen dem Ost- und dem Westreiche der fränkischen Monarchie, bis es endlich

Heinrich dem Ersten gelang, Lothringen dauernd für das Ostreich und damit für Deutschland bis zum dreißigjährigen Kriege zu sichern.

Seitdem bildete Lothringen eines der fünf deutschen Stammesherzogtümer. Die Politik der Ottonen, Salier und Hohenstaufen ging aber immer dahin, daß Stammesherzogtum im Interesse der obersten Staatsgewalt und der nationalen Einheit zu zersprengen. Das gelang bei Lothringen schon unter Kaiser Heinrich dem Dritten, der nach der Empörung Herzog Gottfrieds Lothringen in zwei Herzogtümer zerlegte. Oberlothringen umfaßte das heutige deutsche und französische Lothringen und das Moselland bis nach Koblenz, Niederlothringen hauptsächlich das heutige Belgien, Nordbrabant, Geldern und den übrigen Teil der heutigen Rheinprovinz. Der Name Lothringen ist dann in der Folgezeit an dem größten Teile von Oberlothringen haften geblieben, daß nun Lothringen schlechthin hieß, während er sich für Niederlothringen allmählich verlor.

Die Bestrebungen nach Sprengung des Stammesherzogtums setzten sich nämlich noch weiter im schon gespaltenen Herzogtume fort. Bistümer und Grafschaften wurden von der Gewalt des Herzogs befreit, auch einzelne Grafen, um diese Befreiuung und Gleichstellung noch deutlicher zu machen, selbst zu Herzögen, ihre Länder zu Herzogtümern erhoben.

So zerfiel denn auch Niederlothringen bald in eine Reihe selbständiger Bistümer, Abteien, Herzogtümer und Grafschaften, die zwar alle vom Reiche zu Lehen gingen, aber durch keine herzogliche Gewalt mehr miteinander verbunden waren. Das Kernland, Brabant, war nur eins von diesen Herzogtümern. So konnte sich denn schließlich sogar der Name Niederlothringen verlieren.

Das Haus Burgund, eine Nebenlinie des französischen Königshauses der Valois und mit dem französischen Herzogtum Burgund belehnt, kam 1385 nach Aussterben des Mannesstammes der flandrischen Grafen und später von 1419 bis 1430 durch Heirat, Erbschaft, Kauf oder sonstigen Vertrag erst in den Besitz von Flandern und dann der meisten anderen niederländischen Provinzen.

Aus französischen und deutschen Lehen erwuchs jetzt ein neues lotharingisches Zwischenreich, daß das französische Herzogtum und die deutsche Freigrafschaft Burgund, die deutschen Niederlande von Hennegau und Luxemburg bis zum Zuydersee, aber auch Französisch-Flandern, Artrecht und andere nordfranzösische Landschaften bis über die Somme hinaus umfaßte. Flandern und Brabant mit ihren gewerbsfleißigen Städten waren damals die reichsten Länder Europas. Der Herzog von Burgund war mächtiger als seine beiden Lehnsherren, der Kaiser und der französische König. Schon konnte Karl der Kühne seine Hand nach der Königskrone ausstrecken und deren Verleihung von Kaiser Friedrich dem Dritten erwarten. Nur eine Verstimmung zwischen beiden Fürsten ließ es nicht dazu kommen. Und bei dem Versuche, die Schweiz und Lothringen seinem Zwischenreiche einzuverleiben und dessen nördliche und südliche Hälfte zu verbinden, unterlag er selbst der neuen militärischen Kraft des schweizer Fußvolkes und verlor in der Schlacht bei Nanzig 1477 Schlacht und Leben.

Doch es waren nicht mehr bloß vereinzelte Landschaften, die die burgundischen Herzöge unter ihrer Herrschaft vereinigt hatten. Die einzelnen Lande wurden durch eine Reihe von Behörden berufsmäßiger Beamten bereits in einer Gesamtstaatsbildung verbunden. Diese Behördenorganisationen wurden später unter Maximilian dem Ersten vorbildlich für Deutschland. Der Name Burgund übertrug sich auch auf die Niederlande, die mit dem alten Volksstamme der Burgunder nie etwas zu tun gehabt hatten. Vor allem stammt aus der Zeit der burgundischen Herzöge und ihrer Behörden der zum Teil bis heute vor-

herrschende Gebrauch der französischen Sprache in fast rein deutschen Landschaften wie Flandern und Brabant. Besonders trat dies natürlich in der Hauptstadt Brüssel hervor, die an sich noch ganz im deutschen Sprachgebiete liegt.

Durch die Heirat Maximilians des Ersten mit Marie, der Erbtochter Karls des Kühnen, kamen die burgundischen Lande an das Haus Habsburg. Maximilian verwaltete sie für seinen Sohn Philipp, und von diesem gelangten sie dann schließlich an Kaiser Karl den Fünften.

Freilich ein heißer Kampf entspann sich dabei um die französischen Lehen, welche die Krone Frankreich nach Aussterben des burgundischen Mannesstammes als erledigt eingezogen hatte. Die Kriege Karls des Fünften mit Franz dem Ersten von Frankreich drehten sich außer um Mailand hauptsächlich um diese Frage. Die im Frieden von Madrid zugesicherte Übertragung des Herzogtums Burgund an Karl den Fünften erfolgte tatsächlich nicht. Dagegen gelang es, die französische Lehnsherrlichkeit von Westflandern und Artrecht abzustreifen und diese Landschaften mit dem Reiche zu verbinden. Karl der Fünfte erweiterte überdies seinen niederländischen Besitz durch das seit dem Tode Karls des Kühnen wieder einem anderen Prätendenten zugefallene Herzogtum Geldern, durch die Säkularisation des Bistums Utrecht mit den Landschaften Overyssel und Drenthe und durch die Landschaften Westfriesland und Groningen. Dagegen mißlangen Versuche, auch das Fürstbistum Lüttich und die Kleveschen Lande in den neuburgundischen Gesamtstaat hineinzuziehen.

Seit der Kreiseinteilung Maximilians des Ersten bildeten die Habsburgischen Niederlande mit der Freigrafschaft Burgund den burgundischen Kreis des Reiches. Das Fürstbistum Lüttich, das, an der Maas sich entlang ziehend bis zur französischen Grenze, Luxemburg und Limburg von den übrigen Niederlanden abtrennte, gehörte dagegen zum westfälischen Kreise.

Der ganze burgundische Kreis war unzweifelhaft ein Bestandteil des Reiches, gleich dem österreichischen von anderen Kreisen nur dadurch unterschieden, daß er nur einen einzigen Landesherrn hatte, womit sich eine besondere Kreisverfassung von selbst verbot. Karl der Fünfte stellte das Verhältnis des burgundischen Kreises zum Reiche dahin fest, daß er so viel zu leisten habe wie zwei Kurfürstentümer. Dafür sollte er den Schutz des Reiches genießen. Der kaiserlichen Gerichtsbarkeit waren die gesamten burgundischen Lande nur in Ansehung jenes doppelten kurfürstlichen Anschlages unterworfen, sonst aber ganz davon befreit. So viel deren vom Reich zu Lehen rührten, sollten sie wie bisher vom Reiche zu Lehen empfangen und getragen werden. Aber außerhalb der Kontribution sollten sie ganz frei, ohne eingezogen Land und Fürstentum sein und ewig bleiben, auch von den Kaisern und Reichsständen frei, und ohne eingezogen Land und Fürstentum, Superiorität und Principat erkannt werden (Reichstag zu Augsburg von 1548).

An der Zugehörigkeit des burgundischen Kreises zum Reiche kann hiernach kein Zweifel sein. Nur hatte es das Haus Österreich verstanden, sich abgesehen von dem doppelten kurfürstlichen Anschlage im wesentlichen lediglich die Vorteile der Reichsverbindung zu sichern, ohne außer dem Lehnsbande weitere Lasten und Verpflichtungen gegenüber dem Reiche zu übernehmen. An diesen Grundlagen der Verbindung mit dem Reiche, wie sie unter Karl dem Fünften geschaffen waren, ist auch bis zum Untergange des Reiches für diejenigen Teile des burgundischen Kreises, die dem Hause Österreich verblieben, nie gerüttelt worden.

Nun war es freilich ein verhängnisvoller Fehler der Habsburger Hauspolitik, daß bei der Abdankung Karls des Fünften im Jahre 1555 die Nieder-

lande und die Freigrafschaft Burgund nicht der deutschen Linie des Hauses Habsburg, mit der zwar nicht rechtlich, aber tatsächlich erblich die Kaiserwürde verbunden war, sondern der spanischen Linie zufielen. Die an sich schon lose Verbindung mit dem Reiche, das zur Verteidigung seines burgundischen Kreises verpflichtet war, mußte sich politisch noch mehr lockern, wenn Landesherr und Lehnsträger des Reiches der Beherrscher der spanischen Weltmacht war.

Staatsrechtlich gehörte der burgundische Kreis zum Reiche, politisch erscheint er seit der Abdankung Karls des Fünften gleich Neapel, Sicilien, Mailand und Amerika als Teil des spanischen Weltreiches, von spanischen Infanten oder kastilianischen Granden als Statthaltern regiert.

Gerade die Versuche Philipps des Zweiten, die Niederlande fester in das spanische Weltreich einzufügen, führten zu dem achtzigjährigen Freiheitskampfe und zu dem berühmten Abfalle der Niederlande. Ähnlich wie bei der englischen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts war es weniger der religiöse Gesichtspunkt, obgleich dieser natürlich auch eine Rolle spielt, als der Versuch, durch eine Revolution von oben den bisherigen Einfluß der besitzenden Klassen in den Landständen, den Hauptstützpunkten des Partikularismus, zu beseitigen.

Nachdem sich sämtliche niederländische Landschaften mit Ausnahme von Luxemburg zuerst 1576 in dem Bunde von Gent vereinigt hatten, verbanden sich schließlich nur die sieben nördlichen Provinzen Holland, Seeland, Geldern, Overyssel, Utrecht, Friesland und Gröningen 1579 zur Utrechter Union, der staatenbündischen Grundlage der Republik der Vereinigten Niederlande. In ihrem Befreiungskampfe gelang es ihr noch, die Landschaft Drenthe, die Seeland gegenüberliegende flandrische Küste, Nordbrabant und einige feste Plätze an der Maas als sogenannte Generalitätslande zu erwerben. Im Westfälischen Frieden verzichteten Spanien und das Reich auf alle Rechte gegenüber der Republik der Vereinigten Niederlande, die damit erst zu anerkannter Souveränität emporstieg. Zu ihren Gunsten wurde auch die Schelde mit dem Hafen Antwerpen dauernd geschlossen.

Die südlichen Provinzen, die sich anfangs auch im Genter Bunde an dem Abfalle beteiligt hatten, wußte Philipp der Zweite nur dadurch für das Haus Habsburg zu retten, daß er die Verfassungsfrage von der religiösen, die ihm wichtiger war, trennte. Die katholische Kirche blieb allein herrschend, dafür wurden aber die Versuche aufgegeben, die ständische Verfassung zu beseitigen und damit die Niederlande enger an das spanische Weltreich zu ketten. Ja Philipp der Zweite stellte sogar sein Hausinteresse so weit über das Spaniens, daß er 1598 die südlichen Niederlande an seine Tochter Isabella und deren Gemahl Erzherzog Albrecht abtrat. Da diese Ehe kinderlos blieb, fielen jedoch die südlichen Provinzen 1621 an Spanien zurück.

Die Utrechter Union von 1579 sprengte eigentlich erst den alten burgundischen Gesamtstaat und legte den Grund zu den bis heute bestehenden Staaten Niederlande und Belgien. Auch die Grenzen zwischen beiden Gebieten sind, nachdem die Vereinigten Niederlande Staatsflandern und die Generalitätslande erworben hatten, ungefähr die heutigen Staatsgrenzen geworden.

Nachdem der Westfälische Friede die Republik der Vereinigten Niederlande vom burgundischen Kreise und vom Reiche losgerissen hatte, bröckelte es aber unaufhaltsam weiter. Es fehlte eben das gemeinsame politische Interesse zwischen dem Reiche und der Krone Spanien, ja durch die Abtretung des Sundgau an Frankreich war auch der unmittelbare Gebietszusammenhang zwischen den

Ländern der deutschen und der spanischen Linie des Hauses Habsburg unterbrochen.

Schon im Pyonnäischen Frieden von 1659 mußten die Grafschaft Artrecht und Teile von Flandern und Luxemburg an Frankreich abgetreten werden. Der Friede von Aachen 1668 und von Nimwegen 1679 rissen weitere Teile von Flandern und Hennegau und die ganze Freigrafschaft Burgund mit dem Erzbistum Bisanz von Spanien und vom Reiche los. Wenn im Laufe der verschiedenen Friedensschlüsse auch einzelne niederländische Plätze öfter ihren Herrn wechselten, so stellte sich doch schließlich die französische Grenze gegen die spanischen Niederlande im wesentlichen so fest, wie sie noch heute gegen Belgien besteht. Die Versuche Frankreichs, die ganzen spanischen Niederlande zu erwerben und damit Frankreich an seiner Nordgrenze abzurunden, schlugen jedenfalls fehl. Was Frankreich erwarb, war im wesentlichen französisches Sprachgebiet an der Grenze. Nur ein kleiner Teil von Französisch-Flandern, die Gegend von Dünkirchen, Gravelingen und Hasebruck, gehörte zum deutschen Sprachgebiete.

Die spanischen Niederlande, für das Reich der Rest des burgundischen Kreises, umfaßten daher im wesentlichen das bisherige Königreich Belgien. Nur waren sie durch das dem westfälischen Kreise angehörige Fürstbistum Lüttich, das sich von Nord nach Süd die Maas entlang zog, in zwei Teile gespalten und die dadurch abgesprengten östlichen Landschaften Luxemburg, Limburg und Obergeldern reichten etwas weiter nach Osten in die heutige preußische Rheinprovinz hinein.

Nun drohte aber seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Aussterben der spanischen Habsburger. Die Verbindung der spanischen Niederlande mit Spanien und dem Reiche war gleich locker. Die verfallende spanische Monarchie hatte das entfernte Nebenland schließlich überhaupt nur mit Hilfe der Seemächte und des Kaisers gegen Frankreich halten können. Aber zur Lösung der spanischen Erbfolgefrage tauchten verschiedene Teilungspläne auf. Das Bestreben der Seemächte war dabei hauptsächlich, das Land nicht in französische Hände fallen zu lassen. Nach dem Mißlingen der Teilungspläne mußte schließlich der spanische Erbfolgekrieg die Entscheidung bringen. Der Utrechter Friede von 1713 trennte die europäischen Nebenländer von der spanischen Monarchie.

Von den spanischen Niederlanden kam die kleine Landschaft Obergeldern, der spanisch gebliebene Teil des alten Herzogtums Geldern, an Preußen als Ersatz für das von Wilhelm dem Dritten von Oranien ererbte, aber von Frankreich in Besitz genommene Fürstentum Oranien in Südfrankreich. Die anderen Landschaften gingen an das deutsche Haus Österreich über, aber mit starken Staatsservituten zugunsten der Republik der Vereinigten Niederlande belastet, die doch seit dem Westfälischen Frieden eine ausländische Macht war. Nicht nur blieb die Schelde mit dem herrlichen Hafen von Antwerpen auch weiter im Interesse des niederländischen Wettbewerbes, namentlich von Amsterdam, geschlossen. Durch den sogenannten Barrieretraktat mußte den Vereinigten Niederlanden auch das Besatzungsrecht in den bedeutendsten Grenzfestungen der nunmehr österreichischen Niederlande gegenüber Frankreich eingeräumt werden.

Für die nähere Verbindung der südlichen Niederlande mit dem Reiche war es jedenfalls von Vorteil, daß sie nicht mehr einer ausländischen Macht, sondern einem deutschen Landesherrn gehörten, der noch dazu regelmäßig Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war. Allein die engere Verbindung mit den Erblanden wurde schon durch die geographische Entfernung verhindert. Die militärische und wirtschaftliche Selbständigkeit war durch die Staatsservituten

zugunsten der nördlichen Niederlande unterbunden. Und wie man in Österreich überhaupt das ständische Wesen viel ungehinderter weiter bestehen ließ als in Brandenburg-Preußen, so galt das namentlich von den österreichischen Niederlanden. Statt die Beziehungen dieser Provinzen zum Reiche wieder enger zu gestalten, zeigte Österreich an ihnen überhaupt nur ein geringes Interesse. Man hatte das Land einmal von Spanien ererbt und mußte es daher behaupten. Aber diese Behauptung diente doch mehr englischen und niederländischen als österreichischen Interessen und legte Österreich nur Lasten der Verteidigung gegen Frankreich auf. Das Land auf gute Art gegen einen geographisch besser belegenen Erwerb auszutauschen, entsprach von Anfang an besser der österreichischen Politik.

Für die südlichen Niederlande allein führte Österreich jetzt die Stimme Burgund im Reichsfürstenrate, denn alle anderen Teile des alten burgundischen Kreises waren abgesprengt. Es präsentierte auch einen Beisitzer zum Reichskammergerichte. Was den auf dem Augsburger Reichstage von 1548 bestimmten doppelten kurfürstlichen Anschlag betrifft, so weigerte sich das Haus Österreich, diesen zu entrichten, da so viele Provinzen von dem burgundischen Kreise abgerissen seien. Über diese Streitfrage zahlte es lange Zeit überhaupt keinen Beitrag. Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts fing es wieder an, etwas zu zahlen und dem vom Reichskammergerichte erlassenen Interimsregulative Folge zu leisten. Johann Jakob Moser sagte daher: „Bald hat das Reich Burgund als ein Mitglied erkannt und erkennet es theils noch; bald hat man es nicht dafür erkannt, sonderlich wenn man ihm nachträglich hat beystehen sollen. Und so hat auch Burgund zur Zeit der Noth zwar zum Reiche gehören wollen, und Hilfe bey demselben gesucht; außer diesem Fall aber will es souverain seyn, und bekümmert sich nichts um Teutschland. Nunmehro, da diese Lande der kaiserlichen Familie zustehen, dürfte sich wohl die Entscheidung dieser Sache nach dem jedesmaligen Ansehen des Kaisers auf dem Reichstag richten, wiefern er im Stand ist, allda seines Hauses Angelegenheiten durchzutreiben und sich entweder beliebt oder furchtbar zu machen, oder nicht; da es in jedem Fall heißen wird, die Österreichische Niederlande gehören zum Reich, im letzteren Falle aber wird man nichts mit ihnen zu thun haben wollen."

Daß die Niederlande zum Reiche gehörten, leidet gar keinen Zweifel. Ihre Souveränetät und Unabhängigkeit vom Reiche war niemals wie etwa die der Vereinigten Niederlande und der Schweiz im Westfälischen Frieden anerkannt worden. Und auch eine tatsächliche Unabhängigkeit vom Reiche, wie sich allmählich bei den meisten italienischen Staaten durchsetzte, bestand keineswegs. Die Zugehörigkeit zum Reiche betätigte sich fortgesetzt in dem Stimmrechte von Burgund im Reichsfürstenrate und in der an sich nie bestrittenen Steuerpflicht gegenüber dem Reiche.

Das Hauptinteresse, zum Reiche gerechnet und damit seines Schutzes teilhaftig zu werden, hatten die Niederlande selbst und ihre Besitzer, das Haus Österreich. Gerade deshalb wollte Preußen an dieser gefährdeten Stelle nicht für Österreich die Kastanien aus dem Feuer holen. Nach dem Dresdener Frieden von 1745 hatte Preußen übernommen „la garantie de tous les Etats que Sa Majesté L'Impératrice Reine d'Hongrie possède en Allemagne". Trotzdem behauptete Friedrich der Große hinterher — offenbar zu Unrecht —, er sei nicht verpflichtet, der Kaiserin-Königin wegen der österreichischen Niederlande Gewähr zu leisten, denn diese Staaten gehörten nicht zu Deutschland. Österreich widersprach auf das entschiedendste, da die Niederlande

einen ansehnlichen Teil des Reiches ausmachten, aber der König von Preußen blieb bei seiner Ansicht, und im Hubertusburger Frieden wurde die entsprechende Bestimmung des Dresdener Friedens wiederholt. Dagegen gab Preußen seine frühere Auffassung beim Beginn des Revolutionskrieges selbst auf. Denn in der amtlichen Darstellung der Gründe, welche den König von Preußen bewogen haben, gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen, hieß es: „Natürlich war das teutsche Reich, wovon die österreichischen Niederlande als Burgundischer Kreis ein Theil sind, hierdurch mit angegriffen."

Dagegen ist die Zugehörigkeit des Fürstbistums Lüttich als Teiles des westfälischen Kreises zum Reiche nie von irgend welcher Seite in Zweifel gezogen worden. Der Einfluß des Reiches war hier auch nicht so gelockert wie in den österreichischen Niederlanden seit den Zeiten der burgundischen Herrschaft. Bei der im achtzehnten Jahrhundert üblichen Vereinigung mehrerer Erzbistümer und Bistümer unter einem katholischen Mitgliede des Reichsadels, hatte auch der Fürstbischof von Lüttich meist noch andere deutsche Bistümer inne.

Dagegen ließ Österreich die inneren Verhältnisse der südlichen Niederlande im allgemeinen unberührt. Denn es hatte mit den dortigen Ständen gleich zu Anfang üble Erfahrungen gemacht. Die Steuerverordnungen des Marquis de Prié, der an Stelle des Statthalters Prinzen Eugen von Savoyen die Regierung leitete, erregten 1719 einen Aufstand, der blutig unterdrückt werden mußte und sogar zur Hinrichtung des Schöffenmeisters Anneessen führte. Seitdem scheute sich die österreichische Regierung, an dem Bestehenden zu rühren. Dagegen war namentlich Maria Theresia durch ihren Schwager, den Herzog Karl von Lothringen, eifrig bemüht, den materiellen Wohlstand des Landes zu heben, soweit die unglückselige Sperrung der Schelde und des Hafens von Antwerpen dies zuließ.

Diese Zeiten ruhiger Entwicklung gingen nun aber mit dem Tode der Kaiserin Maria Theresia und der Übernahme der Regierung durch ihren Sohn Joseph den Zweiten zu Ende.

Zunächst empfand man in Wien den Besitz der entlegenen Niederlande überhaupt als lästig und immer wieder tauchten die Pläne auf, sie gegen Bayern einzutauschen, das nicht nur Österreich zwischen Tirol und Oberösterreich trefflich abgerundet, sondern auch gleichzeitig eine Verbindung mit den vorderösterreichischen Landen in Schwaben gebildet hätte. Die Wittelsbacher, denen überdies die Pfalz und Jülich-Berg verblieben wären, sollten für den Verlust Bayerns durch die österreichischen Niederlande unter dem Titel eines Königreiches Burgund entschädigt werden. Das wäre ungefähr das bisherige Königreich Belgien gewesen, aber erweitert durch die Wittelsbacher Erblande am Ober- und Niederrhein. Die Tauschpläne, die eine bedeutende Verstärkung der österreichischen Macht bedeutet hätten, begegneten unter Friedrich dem Großen dem heftigsten Widerstande Preußens und führten zum bayerischen Erbfolgekriege und zur Gründung des deutschen Fürstenbundes. Unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten und bei dem besseren Verhältnisse der beiden deutschen Großmächte untereinander hatte sich Preußen mit dem Tauschplane abgefunden. Zur Ausführung ist er tatsächlich nicht gekommen, da die Ereignisse der französischen Revolution und der zweiten und dritten Teilung Polens dazwischen traten. Aber die Niederlande waren eben, das zeigen die immer erneuten Tauschpläne deutlich, ein Gebiet, das durch keinerlei inneres Band mit der österreichischen Dynastie oder mit den anderen österreichischen Erblanden verknüpft war, das man auf gute Art gern so bald als möglich los

werden wollte — natürlich gegen entsprechende, möglichst glänzende Entschädigung.

Um so eher hätte man erwarten sollen, daß die österreichische Regierung bei ihrem geringen Interesse an dem Lande an den bestehenden Verhältnissen nichts geändert hätte.

Doch der unruhige Geist Josephs des Zweiten kam über diese Schwierigkeit hinweg. Aber ein innerer Widerspruch war es doch, für ein Land, das man aufzugeben beabsichtigte, nach außen und nach innen eine konfliktenreiche Politik zu treiben.

Nach außen wurde zwar von dem Plane, die Scheldesperrung zu beseitigen, Abstand genommen, da es zu bedenklich erschien, an einer Bestimmung des Westfälischen Friedens zu rütteln. Aber in die Aufhebung des Barrieretraktats mußten die Vereinigten Niederlande wenigstens willigen, da er bei dem seit 1756 bestehenden Bündnisse mit Frankreich gegenstandslos erschien. Die staatischen Besatzungen aus den Grenzfestungen wurden zurückgezogen, die Festungen selbst zum Teil geschleift.

Waren die Bestrebungen zur Besserung der äußeren Lage des Landes noch verständlich, da dadurch sein Wert als Tauschgegenstand stieg, so erscheinen die stürmischen Reformversuche des Kaisers nach innen völlig verfehlt.

Es waren im wesentlichen die Reformen, die die französische Revolution nachher wirklich durchgeführt hat, und die das Land von der französischen Herrschaft über sich hat ergehen lassen müssen. Aber sie widersprachen der alten ständischen Verfassung, wie sie seit Jahrhunderten von allen Herzögen von Brabant in der Joyeuse entrée oder Blyde aankomst anerkannt waren. Der Klerus sollte künftig in staatlichen Generalseminaren für seine Hauptaufgabe, die Erziehung guter Bürger, herangebildet werden. Staatliche Intendanten und staatliche Gerichte sollten die schwerfälligen ständischen oder unter ständischem Einflusse stehenden Behörden ersetzen. Die Geistlichkeit, insbesondere die alte Universität Löwen, begann den Widerstand. Da Versuche, den Kaiser zur Rücknahme seiner Verordnungen zu bewegen, mißlangen, stellte sich 1788 der Advokat van der Noot an die Spitze des bewaffneten Aufruhrs. Die österreichischen Truppen wurden aus dem Lande geschlagen. Am 11. Januar 1790 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Provinzen, wobei man auf die bewaffnete Hilfe des Auslandes hoffte.

Ungefähr um dieselbe Zeit war es in Lüttich 1789 aus einem kleinlichen Anlasse, wegen einer angeblich unter Verletzung ständischer Privilegien vom Fürstbischofe erlassenen Spielordnung für den Badeort Spaa, unter dem Einflusse der französischen Revolution zum Aufruhr gekommen. Der Fürstbischof hatte schließlich sein Land verlassen. Auch hier hoffte man sich mit Hilfe Preußens zu behaupten.

Doch der Aufstand brach noch schneller zusammen, als er entstanden war, zumal sich Preußen nach dem Tode Josephs des Zweiten mit dessen Bruder und Nachfolger Leopold dem Zweiten verständigte. Der bisherige Großherzog von Toskana machte durch kluge Diplomatie sehr bald wieder gut, was sein Bruder im stürmischen Reformeifer gesündigt hatte.

In den Niederlanden wurden die Verordnungen Josephs des Zweiten zurückgenommen und die ständischen Privilegien wiederhergestellt. Gleichzeitig erging eine allgemeine Amnestie. So gelang es dem österreichischen General Bender schon im November 1790 das ganze Land wieder zu unterwerfen. Die Republik der Vereinten Provinzen hatte nach wenigen Monaten schon wieder ihr Ende erreicht.

Es war nur eine Episode gewesen. Aber charakteristisch war es für sie, daß man trotz der Überlieferungen des burgundischen Gesamtstaates und des Genter Bundes keinen Versuch machte, sich an den Staatenbund der nördlichen Niederlande anzuschließen. Zu tief war inzwischen die Kluft geworden durch die unter spanischem Einflusse erfolgte Wiederherstellung der Alleinherrschaft der katholischen Kirche und des französischen Firnisses, der auch die deutschsprachlichen Landesteile überdeckte. Und den nördlichen Niederlanden selbst konnte an dem Erwerbe der fremd gewordenen südlichen Provinzen, womit die Aufhebung der Scheldesperre verbunden war, nichts gelegen sein.

Kürzeren Prozeß machte man mit dem aufsässigen Lüttich, das nun auf preußische Hilfe nicht mehr zu hoffen hatte. Mandate des Reichskammergerichtes und die Reichsexekution durch benachbarte Fürsten stellten hier die rechtmäßige Landesherrschaft wieder her.

So war die Verbindung der südlichen Niederlande mit dem Reiche aufs neue gesichert. Freilich nicht für lange.

Durch die Schlacht von Jemappes setzten sich im November 1792 die Franzosen in den Besitz des Landes. Infolge der Niederlage Dumouriez' bei Neerwinden am 18. März 1793 wurden die Österreicher allerdings noch einmal die Herren. Aber schon im folgenden Jahre machte Pichegru durch die Schlacht bei Fleurus vom 26. Juni 1794 der österreichischen Herrschaft für immer ein Ende.

Der ungünstige Ausgang des Revolutionskrieges für die deutschen Mächte war wesentlich dadurch veranlaßt, daß beide, Österreich wie Preußen, gleichzeitig nach Polen schielten und es nicht an Katharina die Zweite als Beute überlassen wollten, ohne ihrerseits auch daran teilzunehmen. Österreich hatte überdies nicht das geringste Interesse an Belgien, wenn es dafür in Polen und in Italien reichliche Entschädigung fand.

Auch der Traum einer belgischen Republik verblaßte bald. Er hatte für die Landesbewohner nur als Köder gedient. Sobald die Franzosen im tatsächlichen Besitze des Landes waren, veranlaßten sie Bittschriften von allen Seiten, die um das Glück der Vereinigung mit der großen Republik baten. Im Frieden von Campo Formio von 1798, bestätigt durch den Lünstadter Frieden von 1801, kam mit dem ganzen linken Rheinufer auch das Gebiet der österreichischen Niederlande und das Fürstbistum Lüttich an Frankreich und ging damit auch dem Reiche verloren. Ein Gebiet, das seit den Zeiten des ersten Herrschers aus sächsischem Hause beinahe neunhundert Jahre hindurch einen Bestandteil des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gebildet hatte, und das das verfallende Reich trotz aller seiner Schwäche bisher noch behauptet hatte, wurde damit kurz vor seinem Untergange noch von ihm abgerissen.

Der 1815 auf dem Wiener Kongresse begründete deutsche Bund sollte zwar das Gebiet des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, wie es bis zur französischen Revolution bestanden, im wesentlichen umfassen. Aber gerade im Westen machte man zuungunsten Deutschlands eine Reihe von Ausnahmen, die größte und schmerzlichste mit den südlichen Niederlanden.

Als Ersatz für eine Reihe wichtiger Kolonien, wie Kapland, Ceylon, Surinam, die England während der Napoleonischen Kriege den nördlichen Niederlanden geraubt hatte, erhielten diese Belgien. Damit sollte gleichzeitig ein widerstandsfähiger Pufferstaat gegen Frankreich geschaffen werden, schon durch seine Entstehung auf die englische Vasallität angewiesen.

Die Staatsbildungen der französischen Revolution und Napoleons waren ja doch nur vorübergehende Erscheinungen. Der Wiener Kongreß wollte die Verhältnisse des befreiten Europa endgültig ordnen. Erst von ihm an, also vom Jahre 1815, kann man denn auch den Verlust Belgiens für Deutschland rechnen.

Als eine kleine Entschädigung für den Verlust der übrigen ehemals österreichischen Niederlande und des Fürstbistums Lüttich wurde wenigstens das Großherzogtum Luxemburg, das im übrigen niederländische Provinz blieb, deutsches Bundesland, die Hauptstadt deutsche Bundesfestung.

Auch dieses Verhältnis wurde gelöst.

Die belgische Revolution von 1830 riß die Westhälfte von Luxemburg mit zum Teil deutscher Bevölkerung los. Das übrige Luxemburg trat zu den Niederlanden in reine Personalunion. Der deutsche Bund wurde für die westliche Hälfte von Luxemburg durch die niederländische Provinz Limburg entschädigt, die im übrigen Bestandteil des Königreichs der Niederlande blieb — aber ohne die Städte Maastricht und Venlo.

Die Auflösung des deutschen Bundes hat auch diese Beziehungen gelöst. Bismarck verzichtete auf die Aufnahme von Luxemburg und Limburg in den Norddeutschen Bund. Limburg gehörte ja ohnehin schon einem fremden Staate an. In Luxemburg wurde wenigstens das preußische Besatzungsrecht aus der Zeit des deutschen Bundes behauptet. Erst der Versuch Napoleons des Dritten, Luxemburg von den Oraniern anzukaufen und der preußisch-französische Konflikt darüber, führte 1867 auch zur Lösung dieses letzten Bandes. Es entstand das Zerrbild der Nation luxembourgeoise.

Auf neun Jahrhunderte deutscher Herrschaft in Oberlothringen oder den südlichen Niederlanden ist ein Jahrhundert politischer und staatsrechtlicher Versuche gefolgt. Sie sind sämtlich gescheitert. Der belgische Staat wäre auch ohne Krieg an dem Gegensatze der Nationalitäten zusammengebrochen, der Krieg hat den Zersetzungsprozeß nur beschleunigt.

Die weitere Gestaltung der Dinge liegt in der Zukunft Schoß. Nur das eine steht fest: so wie es war, kann es nicht wieder werden.

Kriegerische Volkspoesie

Von Dr. Emil Cohn-Bonn

(Schluß)

Bald begann die trost- und freudlose Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die tiefe politische und kirchliche Entzweiung, in der aller Nationalsinn zugrunde ging, mußte natürlich auch das Kriegshandwerk herunterbringen, so weit es noch herunterzubringen war. „Beute war der unsichere Gewinn, für den der Soldat sein Leben einsetzte, auf sie zu hoffen, die traurige Poesie, die ihn in verzweifelter Lage aufrecht erhielt.“ (Gustav Freytag.) Daß bei solcher Seelenverwüstung keine sangbare Art entstehen konnte, und das, was entstand, bis auf dürftige Trümmer verklungen ist, ist verständlich. Zudem machte sich damals unter fremdländischem Einfluß eine sonderbare Art von Kriegsdichtung geltend, eine verschnörkelt „alamodische“ Poesie, die mehr galant als soldatisch war, und in der Gott Amor öfter eine größere Rolle spielte, als der dräuende Kriegsgott Mars. Nur selten finden wir ein so forsches und schneidiges Lied wie das der Mansfeldischen über den Sieg bei Wiesloch im Jahre 1622:

Wir haben den Tilly aufs Haupt geschlagen
Und täten ihn aus dem Felde jagen,
Der Schimpf, der wird sich machen,
Mit Gottes Hülf und unserm Schwert
Ihm teuer gemacht sein Lachen — ja Lachen.

Es gab ein blutig Retirad,
Dabei auch noch gar mancher hat
Sein jung frisch Leben verloren,
Den nun sein Mütterlein beweint,
Die ihn in Schmerzen geboren — geboren.

Im allgemeinen aber kam man über Schimpf- und Spottverse nicht hinaus. So sangen die Schwedischen nach dem Siege über Tilly bei Breitenfeld (1631):

Zeuch, Fahler, zeuch,
Balde woll'n wir'n Tilly dreschen,
Woll'n ihm geb'n in Kraut zu fressen.
Zeuch, Fahler, zeuch.

Fleuch, Tilly, fleuch,
Aus Untersachsen nach Halle zu,
Zum neuen Krieg kauf neue Schuh'
Fleuch, Tilly, fleuch.

Fleuch, Tilly, fleuch,
Das Konfekt ist vergiftet worden,
Du bist nun in der Hasen Orden,
Fleuch, Tilly, fleuch

Es schien, als wäre der Stern soldatischen Sanges am Erblassen. Wie wir aber manchmal wie durch ein Wunder im dürrsten Land die blaueste Blume finden, so haben uns jene trostlosen Tage doch ein Lied gesungen, das golden nicht nur den Sang dieser, sondern aller Zeiten überstrahlt, das Soldatenlied aller Soldatenlieder, mit dem noch heute bei uns die Tapferen im Felde begraben werden:

Kein selger Tod ist auf der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid', im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen;
Im engen Bett sonst einer allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber findt er Gesellschaft fein,
Fall'n mit wie Kräuter im Maien;
Ich sag' ohne Spott,
Kein selger Tod
Ist in der Welt,
Als wer da fällt
Auf grüner Heid',
Ohn' Klag und Leid;
Mit Trommeln Klang
Und Pfeifen Gesang
Wird man begraben,
Davon wir haben
Unsterblichen Ruhm.
Die Helden fromm,
So setzen Leib und Blut
Dem Vaterland zu gut.

Der dieses Lied sang, hat auch die Not seiner Zeit empfunden. Er war der erste, der dem Vaterlandsgedanken starken Ausdruck verlieh: die Schwalbe, die noch keinen Sommer machte. Denn die Zeit der Sangesarmut währte noch nach 1648 fort. Wie sollte auch das Herz des Kriegers auf Singen stehen, da das ganze deutsche Land als eine trostlose Öde vor ihm lag, und eine einzige allgemeine Freudlosigkeit die Gemüter beherrschte? Sollte er sein Vaterland besingen, da bei den vielen Kleinstaaten, in die Deutschland zersplittert war, sein Vaterlandsgefühl oft genug nur wenige Quadratmeilen zu umfassen vermochte? Sollte er vom Soldaten und seiner großen Sache singen, da aller Nationalstolz erloschen war? So versank die kriegerische Poesie in der Trostlosigkeit jener Zeit. Ein neuer Aufschwung konnte erst kommen, wenn sich auch das Soldatentum wieder erhob, wenn an irgendeiner Stelle in deutschen Landen ein neuer Geist zu wehen begann, der die schlummernden Keime erloschenen Staatsbürgergefühls zu frischem Leben erweckte. Die Stelle, wo dieses Wunder eintrat, war Brandenburg-Preußen.

Nachdem schon vorher durch die Entstehung des sogenannten Defensionswesens und der Schützengilden der Heeresdienst, wenn auch noch nicht Volkssache, so doch schon einigermaßen Bürgersache zu werden begonnen hatte, wurde in Brandenburg vom Großen Kurfürsten zum erstenmal bewußt auf ein Volksheer hingearbeitet. Er erkannte, daß zum Schutze seines Landes und zur Behauptung seiner fürstlichen Autorität eine stehende Truppe unerläßlich war. So schuf er sich diese Truppe, indem er die Anwerbung der Soldaten überhaupt dem Privatunternehmertum spekulationslüsterner Offiziere entzog und durch Heranziehung der Landstände zu einer öffentlichen Sache von allgemeinem Interesse machte.

Was er begann, führten seine Nachfolger, vor allem sein Enkel, Friedrich Wilhelm der Erste, der Soldatenkönig (1713 bis 1740), mit klarem Blicke und fester Hand zu Ende. Nicht nur, daß er durch die Kantoneinteilung des Landes zum Zwecke der Aushebung, das sogenannte Kantonsystem, das stehende Heer Preußens eigentlich erst geschaffen hat, hat er gleichzeitig durch die Einführung des Gleichtritts im Marschieren und des damit verbundenen Drills — beides Erfindungen des Fürsten Leopold von Dessau — Einrichtungen geschaffen, die eine völlige Umwälzung des Soldatentums mit sich brachten. Was aber das seltsamste ist: diese beiden Männer, — der Soldatenkönig, der alle Poesie für Firlefanz hielt, und der alte Dessauer, der kaum lesen und schreiben konnte — sie beide sind, ohne daß sie es wollten, einfach durch ihr Lebenswerk die Schöpfer des neuen Soldatenliedes geworden, so wie es noch heute von unseren Truppen gesungen wird. Mit ihnen beginnt nach Form und Inhalt eine neue Epoche der kriegerischen Volkspoesie.

Die Landsknechte sangen ihre Weisen am Lagerfeuer oder im Zelt. Jetzt — durch die Einführung des Gleichtritts — kommt der Schrittgesang, die

Marschpoesie auf, zu gleicher Zeit entsteht die moderne Regimentsmusik. Und mit Marschpoesie und Schrittgesang hält der Kehrreim seinen Einzug in die Kriegspoesie. Vor allem aber — und das ist das Wichtigste — wird von nun an die Melodie entscheidend und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Melodie schafft Texte und ändert Texte. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Krieg zu Krieg, ja, von Schlacht zu Schlacht wechseln und wandeln sich die Lieder. Der Soldat findet je nach seinen Erlebnissen immer neue Strophen und neue Melodien, ununterbrochen ist das Volk an der Arbeit.

Wie dabei immer die Melodie und nie der Text entscheidet, läßt sich mit zahllosen Beispielen belegen. Die Soldatenlieder unserer Zeit finden wir zumeist in der Urform schon damals vor und können ihre Entwicklung über zahlreiche Varianten, die nur durch verschiedene Melodien erklärbar sind, bis auf die Gegenwart verfolgen. Das Lied, das heute mit Tralali gesungen wird, wird morgen mit Tschingderassa gesungen, und dabei ist es durchaus nicht immer eine neu erfundene, sondern oft eine von einem anderen Marschlied übernommene Weise. Ein schönes Beispiel dafür, das wir täglich auf der Straße hören können und das uns gleichzeitig einen hübschen Einblick in das Schaffen der dichtenden Soldatenwelt gewährt, ist die Form, in der heute mit Gloria Viktoria Uhlands herrliches Soldatenlied „Der gute Kamerad" gesungen wird. Der Soldat und die hintendran marschierende Straßenjugend singen es, indem sie von jeder Strophe den letzten Vers unterschlagen. Das geht ohne erhebliche Sinnentstellung ganz gut, nur bei der letzten Strophe hapert es, die in der neuen Fassung also lautet:

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad:
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ewigen Leben — — —
Gloria, Gloria, — Gloria, Viktoria!
Mit Herz und Hand, ja, mit Herz und Hand
Fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde
Die singen, ach, so wunder- wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibts ein Wiedersehn!

So sehr also herrscht die Melodie über das Soldatenlied, daß sie vorhandene Poesie rein um des Textes und der Töne, manchmal auch bloß um des schönen, frohen Kehrreims willen bis zum Unsinn verstümmelt.

Aber nicht nur in der Form, sondern auch im Inhalt trat mit der Zeit des Soldatenkönigs eine entscheidende Wandlung ein. Jetzt konnte wirklich wieder Poesie entstehen: es war eine Sache da, die den Krieger zum Sange begeistern konnte, denn jetzt bewegte ihn nicht mehr ein privates, sondern ein öffentliches Interesse — der Staat. Der Soldat war etwas Soziales geworden, er war nicht mehr der Herr der zerrütteten Welt, dem keine Krone zu hoch saß, sondern ganz einfach des Königs Mann in des Königs Rock.

Diese Wandlung begann freilich erst später auf die Kriegspoesie ihre Wirkung zu üben, aber sie war doch eine notwendige Folge der gerade damals einsetzenden Entwicklung. Fürs erste allerdings ließ der Zwang, den Friedrich Wilhelm bei der Schaffung seines Heeres anwandte, das ungerechte Kantonsystem, das die Reichen vor den Armen bevorzugte, und die grausame Soldatenpresserei keine Freude aufkommen. Soldat sein galt nach Gustav Freytags Worten damals „in Preußen als ein Unglück, im übrigen Deutschland als eine

Schande". Was Wunder, daß auch die Kriegspoesie jener Zeit dieses Unglück widerspiegelt. Von da her stammen denn jene freudlosen und traurigen Lieder von den „unsicheren Kantonisten" und Deserteuren:

Wo soll ich mich hinwenden
In der betrübten Zeit,
An allen Ort und Enden
Ist nichts als Kampf und Streit.
Rekruten findet man,
Soviel man haben kann:
Soldat muß alles werden,
Es sei Knecht oder Mann.

Mit List hat man mich fangen,
Als ich im Bett schlief ein,
Strickreiter kam gegangen
Ganz leis zu mir herein,
Sprach: Bruder bist du da?
Ich bin von Herzen froh!
Soldat mußt du nun werden,
Das ist nun einmal so.

Ade nun, Vater und Mutter!
— Ade, mein lieber Sohn!
Mußt dich zur Reis' bequemen
Auf eine Festung schon.
Regiert jetzt in der Welt
Die Falschheit und das Geld;
Der Reiche kann sich helfen,
Der Arme muß ins Feld.

Und wer kennt nicht jenes andere wundervolle, von Brentano später idealisierenderweise umgedichtete Soldatenlied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Da wollt' ich den Franzosen desertieren
Und wollt es bei den Preußen probieren,
Das ging nicht an.

Des Morgens um zehn Uhr,
Stellt man mich dem Regimente vor.
Ich soll da bitten um Pardon
Und bekomm gewiß doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Eine Stund wohl in der Nacht,
Da habens mich gebracht.
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns [Haus
O Himmel, was soll werden daraus,
Mit mir ists aus.

Ihr Brüder allzumal
Jetzt seht ihr mich zum letzten Mal.
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt tapfer, daß das rote Blut rausspritzt,
Das bitt ich euch.

Auch „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt" gehört in jene Zeit, und die ergreifenden Verse von den Eltern sind gewiß aus dem Leben genommen:

Der Vater, die Mutter,
Die gingen vors Hauptmanns Haus:
Ach, Hauptmann, lieber Hauptmann,
Gebt uns den Sohn heraus!

Euern Sohn kann ich nicht geben
Für noch so vieles Geld,
Euer Sohn, der muß marschieren
Ins weit und breite Feld. — —

Trotz dieser schmerzlichen Poesie aber hat es doch auch schon damals wieder kräftigere Töne gegeben, und zwar kamen sie immer dann auf, wenn der Soldat sich einen Helden nach seinem Herzen gefunden hatte, für den er durchs Feuer ging: so stammt der frische, frohe Sang vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, aus jenen Tagen, und es ist nur zu bezeichnend, daß es ein Brandenburger, ein Soldat des alten Dessauer, war, der dieses Lied im Jahre 1717 erfand. Man sieht, es ist nicht die Sache, die ihn begeisterte, — was kümmerte den märkischen Jungen der Türkenkrieg? — sondern die Persönlichkeit. Sang der Märker schon so in fremdem Lande an den fernen Ufern der Donau, wie mußte er erst singen, wenn eine solche Persönlichkeit im märkischen Sande erwuchs und der Kampf für seinen Helden ihm gleichzeitig ein Kampf für die Heimat war?

So verschwand die trübe und resignierte Stimmung wie mit einem Zauberschlage aus der Soldatenpoesie, als Friedrich der Große (1740 bis 1786) mit

seinen Siegen kam. Diese Siege brachten zum ersten Male wieder patriotische Wärme ins Land und ließen zumal den Soldaten die Härte der Werbung und des Dienstes über dem Stolze, ein preußischer Soldat zu sein, das heißt dem tüchtigsten aller Heere anzugehören, vergessen.

Der König von Preußen hat vieles Geld,
Und auch so schöne junge Leute,
Und daß ich ein preußischer Soldate bin,
Das ist meine einzige Freude.

Dazu kam das noch viel stärkere Gefühl, eben ein Soldat des alten Fritzen zu sein. Das galt ihm noch höher als die Ehre, im preußischen Heere zu dienen. Die Persönlichkeit dieses einsamen Monarchen, der trotz seiner herben und verschwiegenen Größe doch, menschlicher als sein Vater, es verstand, zu seinen Soldaten in ein patriarchalisches Verhältnis zu treten, bildete künftig den Mittelpunkt des Soldatensangs:

Wenn unser Friedrich im Feld für uns ficht,
Scheuen die Teufel der Hölle wir nicht.
Mutig zum Kampfe, so rufen die Trompeten und Pauken: wer Lust hat, der komm!

Ferner waren da seine Helden und Generäle, seine Siege und seine Schlachten, die den Stoff hergaben, überhaupt bekam die ganze Poesie einen anderen Schwung, es gab Töne, wie man sie früher nie gehört:

Die Sonne scheint über die Berge
Am blauen Himmelszelt;
Ha, lustig, ihr Brüder, wir müssen
Jetzt wieder rücken ins Feld!

Fridericus ruft, unser König:
Alles frisch ins Gewehr!
Es wollen so viele Feinde
Auf unsere Preußen daher.

Östreicher, Russen und Sachsen,
Franzosen, die schwören zum Streit,
Die wollen uns ganz auffressen,
Zeigt, daß ihr Kerles seid!

Fridericus, seie nicht bange,
Wir werden schon fertig mit sie;
Tu du uns nur kommandieren,
So pfeffern wir ihnen die Brüh!

Man fühlt geradezu den fröhlichen Pulsschlag, der damals die Soldatenherzen belebte, niemals war die Volkspoesie so reich an lebendigen Schilderungen, niemals so voll von Humor und Forschheit wie in jener Zeit. Es war eben ein siegendes und sieggewohntes Heer, das sang. Da fanden sie denn zu dem zündenden Hohenfriedberger Marsch die zündenden Worte:

Auf, Anspach-Dragoner, auf Anspach-Bayreuth!
Schnall um deinen Säbel und rüste dich zum Streit!
Prinz Karl ist erschienen auf Friedbergs Höhn,
Sich das preußische Heer mal anzusehn.
Drum, Kinder, seid lustig und allesamt bereit:
Auf, Anspach-Dragoner, auf, Anspach-Bayreuth!

„Haben Sie keine Angst, Herr Oberst von Schwerin!
Ein preußischer Dragoner tut niemals nicht fliehn!
Und stünden sie auch noch so dicht auf Friedbergs Höh',
Wir reiten sie zusammen wie Frühlingsschnee."
Ob Säbel, Kanon, ob Kleingewehr uns dräut:
Auf, Anspach-Dragoner, auf, Anspach-Bayreuth!

Halt! Anspach-Dragoner, halt! Anspach-Bayreuth!
Schnall ab deinen Säbel, laß ab vom Streit!
Denn ringsumher auf Friedbergs Höhn
Ist weit und breit kein Feind mehr zu sehn.
Und ruft unser König, zur Stelle sind wir heut.
Auf, Anspach-Dragoner, auf, Anspach-Bayreuth!

Aber noch einmal kam eine Wandlung: 21 Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen brach sein Lebenswerk zusammen. Es war ein Abstieg und Sturz, wie ihn selten ein Volk erlebt hat. Aber der Gedanke der preußischen Könige war nicht verloren gegangen und, als das Volk aufgestanden und der Sturm losgebrochen, als der Korse niedergerungen und die Heimkehr vollendet war, da war mit einem Male ein Wunder geschehen: aus dem Königsgedanken war ein Volksgedanke geworden. Durch das preußische Wehrgesetz vom September 1814, das die allgemeine Wehrpflicht und die Organisation der Landwehr bestimmte, war das, was der Große Kurfürst begonnen, der Soldatenkönig mit harten Schlägen in das Herz seines Volkes gehämmert, der alte Fritz durch seine Siege auch dem Kurzsichtigsten klar gemacht, vor allem aber was die Freiheitskriege durch ihre Not als eiserne Notwendigkeit erwiesen hatten, vollendet worden: das Volk in Waffen. Damit aber war nicht nur die volkstümliche Entwicklung des Heeres festgelegt, die 1871 in der Einigung des Reiches ihre Höhe und Vollendung fand, sondern auch die Entwicklung der kriegerischen Volkspoesie ein für allemal bestimmt. Eine Wandlung hat sie seitdem nicht mehr erlebt. Sie wird schließlich zur Volkspoesie im höchsten Sinn des Wortes, zur Poesie des im Heere vereinten Volkes. Hieß es früher: „Fridericus ruft, unser König —", so hieß es jetzt: „Edles Deutschland, ich muß marschieren, — edles Deutschland ich muß fort!" mit anderen Worten: das Vaterlandsgefühl gewinnt in der kriegerischen Volkspoesie immer größeren Raum, bis es mit dem Kriege 1870/1871 zum Grundton allen Soldatensanges wird.

Daß aber schließlich Volk und Heer gleichbedeutend und mit dem rapiden Wachstum der Bevölkerung das Volksheer immer mehr zum Massenheer wird, hat noch eine andere Folge. Das Heer ist zuletzt so gewaltig an Umfang, so differenziert an Wehr und Waffen, daß überhaupt nicht mehr das Soldatentum als solches besungen wird, sondern jede Provinz, jede Waffe, ja, jedes Regiment seine Poesie hat. Es gibt heute wohl kaum ein älteres Regiment in deutschen Landen, das nicht sein Regimentslied hätte, und der Stolz auf das Regiment vertritt oft den Stolz auf das ganze liebe Vaterland. Diese Entwicklung ist natürlich nicht über Nacht gekommen, sondern geht schon auf die Zeit der ersten preußischen Könige zurück, wie wir aus dem angeführten Anspach-Dragonerlied ersehen können. Mit dem Stolz auf des Königs Rock kommt natürlich auch der Stolz auf die Farbe des Rocks.

Jeder kennt heute die prachtvollen bayerischen Schwalangscherlieder, die für diese Art Regimentspoesie typisch geworden sind:

Ist nicht der bayrische Schwalangscher*)
Weitaus der schönste Soldat?
Schauts auf den Grenadier,
Schauts auf den Kanonier,
Keiner die Schönheit nicht hat, ja hat,
Keiner die Schönheit nicht hat.

Sitzt doch der bayrische Schwalangscher
Auf seinem Gaul wie ein Ferscht.
Reitets den ganzen Tag,
Hat keine Müh und Plag,
Nur daß ihn hie und da derscht, ja derscht,
Nur daß ihn hie und da derscht.

Kehrt dann der bayrische Schwalangscher
Grad auf ein Wirtshaus wohl zu,
Glei laufens all z'samm,
Jeds Madl möcht ihn ha'm,
Kannst gar net Geld ha'm gnua, ja gnua,
Kannst gar net Geld ha'm gnua.

Auch die lustigen „Attoleristen"- und Kanonierlieder sind sehr bekannt. Man irrt sich aber, wenn man meint, daß diese Lieder nichts als einen derben

*) (Chevaux legers)

Humor aufzubringen vermögen. Vielmehr finden wir oft eine Plastik der Schilderung, deren sich selbst große Dichter nicht zu schämen brauchten. Man höre beispielsweise den folgenden Sang, den ich dichterisch für ganz außerordentlich halte:

Kameraden, was tuts denn so brausen
Übers Feld, daß die Leute ergrausen
Und meinens, die Welt geht zu End?
Da ist ja kein Donnern und Blitzen
Das seins ja mit ihren Geschützen
Die vom Artillerieregiment.

Die Fahrenden lupfts wie die Flöhe,
Auf der Protze, da hauts in die Höhe
Im Galopp jeden Mann einen Schuh:
Heringegen die Reitende sitzet,
Wenn der Dreck und die Funken aufspritztet,
Im Sattel und lachets dazu.

Hurra hoch! wenn wir kommen gepraffelt
Auf den Feind, daß es donnert und raffelt,
Einen Ruck — und auf einmal wirds still.
Aber dann gehts los wie der Teifel,
Und es fragens den Feind, — hast ein Zweifel? —
Die Kanonen mit lautem Gebrüll.

Und wir säumens nicht lang und wir schmeißen
An den Kopf ihm das glühende Eisen,
Bis er winselnd sinkt in die Knie.
Hurra hoch! und die Schlacht ist gewonnen!
Das macht halt mit ihren Kanonen
Die reitende Artillerie!

Es ist nur selbstverständlich, daß diese Lieder getreulich die ganze Soldatenwelt ihrer Zeit widerspiegeln. Da wird mit vielem Humor das Leben in den Kasernen, im Manöver, im Quartier besungen, da gibt es Rekruten-, Grenadier- und Musketierlieder, selbst der Reservemann stimmt in das allgemeine Singen mit ein. Sollte nach Jahrtausenden nichts vom 19. Jahrhundert übrig geblieben sein als seine Soldatenpoesie, so würde doch der dann lebende Kulturhistoriker sich von dem ganzen Kriegswesen unserer Zeit, seiner Organisation, Taktik und Strategie, eine gute Vorstellung machen können, und der Historiker würde auch ein Stückchen Kriegsgeschichte schreiben können, weil die Lieder auch von Helden und Schlachten singen, von Napoleon dem „Erzkujon" und „Schustergesellen", von Herzog Ölls und General Wrede (1812), von den Düppelschanzen und von dem Ringen auf Sedans Höhen. Die Zahl der Lieder ist Legion und es gibt keinen Dialekt und kein Platt in deutschen Landen, in dem es nicht auch Soldatenlieder gäbe. Der Frieden schafft diese Poesie ebenso wie der Krieg und nur einen Augenblick gibt es, wo der Krieger all seine schönen Lieder vergißt, das ist die große Stunde der Erregung, wie wir sie in den ersten Augusttagen des vergangenen Jahres erlebt haben, die Stunde der Absage an den Feind und der großen Zusage an das Vaterland. Dann verschwinden mit einem Schlage all die Schwalangscher-, Musketier-, Kanonier- und Jägerlieder, da denkt keiner mehr an Kasernen- und Manöversang, keiner mehr an Regiment und Waffe, sondern wie im Herzen des Kriegers dann nur für eine Empfindung Raum ist, so ist auf seinen Lippen auch nur Raum für einen Sang, den Sang des ganzen Volkes. Die Nationalhymne, obgleich nicht das Lied eines Namenlosen, wird in solchen Stunden zur kriegerischen Volkspoesie schlechthin, an ihre Seite treten alte Lieder wie „Die Wacht am Rhein" oder „Auf, auf zum Kampf!"

die die Zeit wieder lebendig macht. So ziehen sie hinaus, um das Sonnengespann der vaterländischen Geschicke vom Abgrund zu reißen und durch Hingabe ihres Lebens emporzuführen auf goldene Bahn.

* * *

Es gilt nun noch kurz das Bleibende im Wechsel der geschichtlichen Erscheinungen zu betrachten, dasjenige, was unabhängig von der Zeit aller Kriegspoesie schlechthin gemeinsam ist, das rein Soldatische, das zu allen Zeiten das Kriegerherz bewegt hat, ob es unter dem Wamse des Frundsbergischen Landsknechts, dem Küraß des Wallensteinschen Reiters, den Schnüren des Ziethenhusaren, oder der Feldunifform eines Helden von Sedan schlug. Diese Betrachtung ist sogar unerläßlich, weil sie zusammenfällt mit der letzten Frage, die heute zu stellen ist, der Frage nach den sittlichen Werten unserer kriegerischen Volkspoesie.

Da ist es denn zuerst die ewig alte, ewig junge Liebe, die Liebe zu Schätzlein und Soldatenbraut, die wie eine Rose den Strom der Volkslieder hinabschwimmt von alten Zeiten bis auf diesen Tag:

Anstatt deiner schönen Gestalt
Mein apfelgraues Roß ich halt'
Frisch auf! frisch auf! frisch auf!
Es gehet mit mir in den Tod
Und trägt mich oft aus mancher Not
Durch sein Großmütigkeit.

Für deinen süßen, roten Mund
Küß ich die bleierne Kugel rund:
Frisch auf! frisch auf! frisch auf!
Für deine zarten Fingerlein
In meinen Händen sind gemein
Der Degen und Pistol.

So sang der Landsknecht vor seiner Liebsten Tür. So singen noch heute die Soldaten, wenn sie hinausmarschieren und beim Brummen der Kanonen gedenken sie noch des Schätzchens daheim. Oft aber lautet das Liedchen auch auf eine andere Tonart:

Soldaten sind lustig,
Soldaten sind gut,

Sie belügen und betrügen
So manches junge Blut.

Dann findet man den leichtsinnigen Kehrreim der Wankelmütigkeit immer wieder:

Nun setz ich mich aufs Pferdchen
Und trink ein Gläschen kühlen Wein
Und schwörs bei meinem Bärtchen,
Dir ewig treu zu sein:
Geh du nur hin, ich hab mein Teil,
Ich lieb dich nur aus Langeweil;
Ohne dich kann ich schon leben,
Ohne dich kann ich schon sein.

Du glaubst, du wärst die Schönste
Wohl auf der ganzen Welt, ja Welt,
Und auch die Angenehmste,
Ist aber weit gefehlt:
Geh du nur hin, ich hab mein Teil,
Ich lieb dich nur aus Langeweil;
Ohne dich kann ich schon leben,
Ohne dich kann ich schon sein.

Wer aber will da mit dem Soldaten rechten oder ihn gar mit dem Maßstab sittenstrenger Lebensauffassung messen, wenn er einmal die traurige Kehrseite der Medaille betrachtet hat. Das ganze Leben des Soldaten — und das ist das zweite durch alle Jahrhunderte wiederkehrende Motiv — ist auf Scheiden und Meiden gestellt:

Nun ade, herzliebster Vater,
Nun ade, so lebe wohl!
Willst du mich noch einmal sehen,
Steig hinauf auf Bergeshöhen,
Schau hinab ins tiefe Tal,
Siehst du mich zum letzten Mal.

Nun ade, herzliebste Mutter,
Nun ade, so lebe wohl!
Hast du mich in Schmerz geboren,
Zum Soldaten auserkoren?
O du armes Mutterherz!

Nun ade, herzliebster Bruder,
Liebste Schwester, lebe wohl!
Konnten wir uns nicht vertragen,
Muß ich jetzt mein Leben wagen,
Drum ade, so lebet wohl!

Nun ade, herzliebstes Mädchen,
Nun ade, so lebe wohl!
Weil ich jetzt von dir muß scheiden,
Für das Vaterland zu streiten,
Liebster Schatz, verzage nicht!

Soldat sein hieß und heißt nichts anderes, als aus seinem Leben herausgerissen werden. Der Dienst schon treibt ihn von Ort zu Ort, und der Krieg wirft ihn in fremde Länder. Und wie oft, wenn er heimkehrt, hat ihm die Liebste inzwischen die Treue gebrochen:

Was brauch ich denn dir zu gefallen,
Ich hab ja schon längst einen Mann;
Der ist ja viel schöner und feiner,
Ju, ja, und feiner,
Von Herzen gefallet er mir.

So muß er das Bitterste der Liebe kosten, ihr Flüchtiges und nicht ihr Bleibendes, und es ist verständlich, wenn ihm, der so auf die Stunde gestellt ist, schließlich auch die Liebe zum flüchtigen Genuß der Stunde wird.

Es ist das alte Lied, das uns schon aus der Landsknechtspoesie entgegenschallte: herausgehoben aus der Welt von Bürger und Bauersmann, ist der Soldat gezwungen, sich eine eigene Welt zu zimmern, ein neues Leben und eine neue Lust. Daß dies Leben nur ein freies, eigenmächtiges Leben sein kann, ist dem nicht zu verargen, der ein Leben hinter sich lassen muß, um das zu werden, was er ist. Weit entfernt, ein abfälliges Urteil zu begründen, zeugt es vielmehr von dem sittlichen Schwung der kriegerischen Volkspoesie, daß vom ersten bis zum letzten, vom ältesten bis zum neuesten Lied dieser herzerfrischende Hauch der Freiheit weht, der dem Schmerze Valet sagt und ein Leben dem Tode entgegen zum frohen Leben macht. Freiheit, das ist das dritte Leitmotiv der kriegerischen Volkspoesie.

Das vierte, das sogar eine sittliche Höhe bedeutet, ist das Motiv vom guten Kameraden, das seit ältesten Zeiten immer wiederkehrt. Jedesmal, wenn der Landsknecht an sich selber denkt, denkt er auch an den Herzbruder an seiner Seite. Die Freude am Kameraden versüßt dem Soldaten das Schwere seines Standes. Im Kugelregen sieht er seitwärts, wo der andere geht. Die Tragik des neben ihm Fallenden, die Uhland so herrlich nachempfunden hat, das Liegenlassen der Verwundeten beim Sturm oder bei der Flucht, der Anblick des Schlachtfeldes nach geschlagener Schlacht, das ist es, was dem Soldaten zu allen Zeiten am härtesten an die Nieren gegangen ist:

Bruder, ach, Bruder, ich bin ja geschossen,
Eine Kugel, die hat mich getroffen.
Geh und hole mir den Feldarzt her,
Ob mir vielleicht noch zu helfen wär.

Bruder, ach, Bruder, ich kann dir nicht helfen,
Helfe dir der liebe, liebe Gott,
Heut oder morgen marschieren wir fort.

So sang vor kaum zwanzig Jahren ein deutscher Soldat auf Chinas Erde. Aber schon vor zweihundert Jahren sang ein anderer:

Ach, Bruder, jetzt bin ich geschossen,
Die Kugel hat mich schwer getroffen,
Trag mich in mein Quartier,
Tralali, tralalei, tralala,
Es ist nicht weit von hier.

Ach, Bruder, ich kann dich nicht tragen,
Die Feinde haben uns geschlagen,
Helf dir der liebe Gott;
Tralali, tralalei, tralala,
Ich muß marschieren in den Tod.

Und vor drei Jahrhunderten klagte ein braver Kriegsmann:

Wenn man geschlagen hat,
Dann klaget mancher Soldat:
Ich hab verloren mein Kamerad.
Wie tu ich ihm doch,
Daß ich noch
Dergestalt
Einen anderen möcht bekommen bald.

Liebe, Scheiden und Meiden, freies Leben und der gute Kamerad: damit haben wir das Instrument des Soldaten durchgeprobt, — bis auf eine Saite, die noch übrig ist. Diese eine und letzte, die dunkelste, aber auch die großartigste, die durch alle Zeiten dröhnt und gewissermaßen den Orgelpunkt aller kriegerischen Volkspoesie darstellt, das ist der Tod „auf grüner Haid im freien Feld":

Wann der Feind überwunden ist,
Zeucht man dem Läger zu,
Sieht man, was übrig ist zur Frist
Und hat die Weil kein Ruh;
Erst geht das Klagen an:
Wo ist blieben mein Gespan?
Wir haben
Begraben
Ihn funden tot allein:
Hilft nichts! Es ist einmal gewiß,
Es muß gestorben sein!

Wie oft ist in der Geschichte der Menschheit das Leben durch den Tod interpretiert worden. Plato hat der Philosophie keine höhere Aufgabe zu setzen vermocht als die, ein Studium des Todes zu sein, und Millionen gläubiger Seelen sehen noch heute nichts anderes im Tode als einen Durchgang zum wahren Leben. Sie sagen dem Leben Nein und dem Tode Ja. Dann gibt es wieder Kinder der Welt, die es mit dem alten Salomo halten und sagen, daß das Licht süß sei und schön den Augen, die Sonne zu sehen.

Die Philosophie des Soldaten, wie sie sich in seinem Liede spiegelt, ist eine ganz eigene Philosophie. Wie sein Leben herausgehoben ist aus dem Leben ruhigen Bürgertums, so ist auch seine Philosophie emporgehoben über alle Philosophie: auch er interpretiert sein Leben durch den Tod, aber nicht, weil der Tod ihm ein neues, besseres Leben eröffnet, sondern weil es der Tod zu Tausenden ist, der einzige Tod, der kein Scheiden, sondern ein Beisammensein bedeutet:

Kein schönrer Tod ist auf der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Haid im freien Feld
Braucht nicht hören groß Wehklagen:
Im engen Bett sonst einer allein
Muß an den Todesreihen,
Hier findet er Gesellschaft fein,
Fallen mit wie Kräuter im Maien.

Das ist der Triumph aller Lebensbejahung, die nur noch durch den Vaterlandsgedanken eine Erhöhung erfahren hat. Dieser Tod ist nicht mehr ein Problem, das durch den Ausblick auf ein anderes Leben seine Deutung erhält, sondern hier interpretiert sich der Tod durch sich selbst und erhält dadurch einen eigenen Sinn und unvergleichlichen Wert:

Sterb ich als braver Held, —
Sterben ist mein Gewinn,
Daß ich als braver Soldat
Vorm Feind geblieben bin.

Damit erhebt sich die Soldatenphilosophie zu den Höhen der Menschheit, wo die Heroen wohnen, und uns, den Zurückbleibenden, die die Füße unter den warmen Herd strecken dürfen, bleibt nichts übrig, als uns zu beugen vor dem Heldentum unserer Tapferen und neidisch am Wege zu stehen, wenn wir sie reisergeschmückt hinausziehen sehen mit dem fröhlichen Sange:

Es gibt nichts schönres auf der Welt,
Kann auch nichts schöner sein,
Als wenn Soldaten ziehn ins Feld,
Wenn sie beisammen sein.

Wenns blitzt, wenns donnert und wenns kracht,
Das Blut fließt rosenrot,
Wenns Blut von unsern Säbeln fließt,
Dann haben wir frohen Mut.

Wie mancher gute Kamerad
Muß bleiben in dem Streit,
Wir Deutschen fragen nichts danach,
Wir sind dazu bereit.

Den Leib begrabt man in die Gruft,
Der Ruhm bleibt auf der Welt!
Die Seele schwingt sich durch die Luft
Ins blaue Himmelszelt.

* * *

Eine Frage bleibt: wie steht es mit der kriegerischen Volkspoesie unserer großen Tage? Diese Frage ist nicht zu beantworten, weil wir die Poesie des gewaltigen Kampfes, den wir heute erleben, noch nicht kennen. Es ist ja nicht die Poesie der Zeitungen und literarischen Blätter, die wir täglich zu lesen bekommen, sondern die Poesie der Namenlosen, die auch namenlos und ungeschrieben bleibt, bis einmal einer kommt, der sie den Soldaten ablauschen und zu Papier bringen wird. Lesen werden wir sie spät, hören werden wir sie bald nach dem Kriege. Es wird die Poesie der Schützengräben sein mit der langen Wacht ihrer Tage und Nächte, die Poesie der Flieger, die übers blaue Weltmeer fliegen, und die Poesie der Unterseeboote, die mit Hai und Rochen um Korallenriffe huschen. Es werden auch wieder Helden besungen werden und Namen werden fortleben.

Was aber den dichterischen und sittlichen Wert dieser Poesie anlangen wird, so brauchen wir nicht bange zu sein, sondern können uns ruhigen Herzens dem Troste hingeben, der aus den herrlichen Worten Eichendorffs quillt und der uns auch gleichzeitig für die bittere Zeit ein Trost sein mag und eine Hoffnung, daß eisernen Zeiten goldene folgen werden:

Es haben viel Dichter gesungen
Im schönen deutschen Land,
Nun sind ihre Lieder verklungen,
Die Sänger ruhen im Sand.

Aber so lange noch kreisen
Die Stern' um die Erde rund,
Tun Herzen in neuen Weisen
Die alte Schönheit kund.

Im Walde da liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Toren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

Und wo immer müde Fechter
Sinken im mutigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.

Parabeln

Die Kröte und die Natter

Eine Kröte saß traurig neben einem Stein am Wege. Da kroch eine giftige Natter heran und sagte: „Warum sitzest du so trüb da, liebe Freundin?“ „Ich bin traurig,“ erwiderte die Kröte, „weil ich den Menschen so verhaßt bin, obwohl ich ihnen nie etwas Böses zugefügt habe.“ „Tröste dich mit mir,“ sprach die Natter, „auch ich bin den Menschen verhaßt.“ In demselben Augenblicke kam ein Knabe daher und schleuderte die Kröte verächtlich mit dem Fuß zur Seite. Da richtete sich die Natter, die sich hinter dem Stein versteckt hatte, zischend und züngelnd auf, mit einem Angstschrei lief der Knabe von dannen. „Siehst du,“ sagte sie zur Kröte, die langsam wieder herankroch, „auch mich hassen die Menschen, aber weil sie mich zugleich fürchten, bin ich vor solchen Mißhandlungen, wie du sie erfährst, sicher.“

Die Bauerfrau und die Fliegen

Eine Bauerfrau schöpfte Milch aus einer irdenen Schüssel. Einige Fliegen an der Wand sahen gierig zu, ob sie wohl etwas Milch für sie darin lassen würde. Aber die Frau schöpfte und schöpfte, bis sie mit der Kelle zu hart gegen den Boden stieß und die Schüssel zerbrach. „Ihr geschieht recht,“ sagte eine Fliege, „hätte sie uns nicht das bißchen Milch mißgönnt, so wäre ihre Schüssel noch ganz.“

Dr. Otto Buchwald

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Germaniens Erwachen

Germania, du biſt ein Weib. —
Wie der Leib
Vor allen germaniſcher Frauen
Keuſch iſt und züchtig,
So iſt auch ihr Herz, ihr Gemüte
Und ihre Güte
Zu weich und zu groß. Sie vertrauen
Zu ſehr, wo flüchtig
Die Liebe des Buhlen. Von Erz
Sei dein Herz.
Bewehre mit Stahl deine Lenden,
Lerne vom Feinde
Wie Rache zu üben und Kriege
Man führt. Zum Siege
Wird dann der blutigſte Strauß ſich wenden
Trotz aller Feinde.
Verſchone nicht fränkiſchen Bau.
Kalt und rauh
Zermalme die britiſchen Leiber.
Ruſſiſchen Hunden
Die Knute. So, wie ihre Fürſten,
Lerne zu dürſten
Nach Blut. Strafe belgiſche Weiber,
Die an den Wunden
Der Krieger ſich laben. Mit Haß
Ohne Maß
Erfülle das Buch der Geſchichte.

Nicht was wir waren,
Taugt; Edelmut ziemt nicht Hyänen,
Fort mit den Tränen,
Kein Mitleid für Schurken und Wichte,
Sei'n wir Barbaren! — —
Germania, bist du erwacht?
Ist die Nacht,
Darinnen du lagest, zu Ende,
Und ist dein Träumen
Vom Ehrsinn der Welschen und Briten,
Die mit dir stritten
Bisher, verrauscht? Rührst du die Hände
Nun ohne Säumen? — —
Still! — Hört ihr's wohl? — Brausender Sang,
Donnerklang
Ertönet, von Heroldes Lippen
Des Erdballs Meeren
Verkündet. Hörst du ihn, Engeland? —
Wahr dich, Teufelsland,
Nun zerbrechen wir deine Klippen
Mit unsern Heeren! — —
Germania, Heil dir, es tagt,
Und es ragt
Empor nun dein Schwert in die Lüfte. —
Frührot, jach entbrannt,
Vergolde des Racheschwerts Spitze!
Glühende Blitze,
Wandelt zündend in Totengrüfte
Ewiglich England. — —

Hans Werner Tannheim

Das alte und das neue Blockaderecht

Von Dr. jur. Kurt Perels, Professor des öffentlichen Rechts

Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in den Gewässern rings um Großbritannien und Irland angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden.

I.

Ich erkläre hiermit, daß am 27. Tage des achten Monats des dritten Jahres Taisho die ganze Küste des Pachtgebietes Kiautschou zwischen 35° 54′ nördlicher Breite, 120° 10′ östlicher Länge, 36° 7′ nördlicher Breite und 120° 36′ östlicher Länge durch ein von mir befehligtes Geschwader in Blockadezustand versetzt worden ist, und daß Schiffen neutraler Mächte vierundzwanzig Stunden Zeit gegeben ist, das Blockadegebiet zu verlassen, und daß alle Maßregeln, die nach dem Völkerrecht und den Verträgen des Kaiserreichs mit neutralen Mächten gestattet sind, im Namen der Regierung des Kaisers von Japan gegen alle Schiffe durchgeführt werden, die die Blockade zu brechen versuchen werden.

Gegeben an Bord Seiner Japanischen Majestät Schiff ‚Suwo' am 27. Tage des achten Monats des dritten Jahres Taisho."

In dieser Form verhängte der Chef des II. japanischen Geschwaders, Vizeadmiral Kato, am 27. August 1914 die Blockade über die Küste des deutschen Schutzgebietes Kiautschou. Es war die erste Erklärung einer Blockade alten Rechts, die in dem großen Kriege ausgesprochen wurde; und sie ist zugleich die einzige geblieben. Wenn hier von einer „Blockade alten Rechts" gesprochen wird, so soll damit nicht gesagt sein, daß es sich um eine altüberlieferte Rechtsform handelt, es soll vielmehr nur die Gestaltung des Blockaderechts bezeichnet werden, welche bei Kriegsausbruch bestand. Die Wurzel dieses Blockaderechts bildet der Satz 4 der Pariser Seerechtsdeklaration vom 16. April 1856, welcher bestimmte: „Die Blockaden müssen, um rechtsverbindlich zu sein, wirksam sein, das heißt, durch eine Streitmacht aufrecht erhalten werden, welche hinreicht, um den Zugang zur Küste des Feindes wirklich zu verhindern."

Die Aufstellung und Anerkennung dieser Norm, welche die „Effektivität" zur unerläßlichen Voraussetzung der Rechtsgültigkeit der Blockade machte, bedeutete den Abschluß eines langen politischen und literarischen Kampfes. Er

galt der Beseitigung des Anspruches, daß eine Blockade über feindliche Küsten durch bloße Erklärung verhängt werden könne — mit der Wirkung, daß alle das blockierte Gebiet anlaufenden oder verlassenden Kauffahrteischiffe der Wegnahme durch die blockadeerklärende Macht unterworfen seien. Der unermüdliche Verteidiger dieser sogenannten Papierblockaden (blocus sur le papier) war England gewesen, und in der Seekriegsgeschichte führen sie noch heute vielfach den Namen „blocus anglais"; kein Wunder, wenn man liest, was das Mitglied des britischen Admiralitätsgerichts James Mariot im Jahre 1780 aussprach: „Vermöge seiner natürlichen geographischen Lage betrachtet Großbritannien alle Häfen Spaniens und Frankreichs als blockiert; dieser Anspruch, der sich auf die Beherrschung der Meere gründet, ist stets erneuert worden. Großbritannien ist berechtigt, seine Lage wie ein Geschenk, das die Vorsehung ihm beschieden hat, auszunutzen."

Die Regel von 1856, daß papierne Blockaden nicht rechtsverbindlich sein sollen, hat ihre Geltung in den Seekriegen der folgenden Jahrzehnte behauptet. Sie bildet auch den Kern des die Blockade behandelnden Abschnitts der Londoner Seekriegsrechtserklärung vom 26. Februar 1909.

Unter Blockade versteht man die Absperrung feindlicher oder vom Feinde besetzter Häfen und Küsten gegen das Ein- und Auslaufen von Schiffen. Ihr Hauptzweck ist die Absperrung des Gegners vom Seehandelsverkehr. Auf die Handelsinteressen der Neutralen wird insofern Rücksicht genommen, als die Versperrung des Zuganges zu neutralen Häfen und Küsten ausdrücklich verboten ist.

Die rechtliche Wirksamkeit einer Blockade, das heißt vor allem die Berechtigung der blockierenden Macht zur Aufbringung und Einziehung von Blockadebrechern, ist durch drei Voraussetzungen bedingt: die Blockade muß erklärt, bekannt gemacht und tatsächlich wirksam sein. Blockadeerklärung ist derjenige Akt einer Kriegspartei, welcher feststellt, daß eine Blockade über ein bestimmtes Gebiet an einem bestimmten Zeitpunkt in Kraft getreten ist oder in Kraft treten wird, und gleichzeitig eine Frist setzt, innerhalb deren neutrale Schiffe den blockierten Bereich verlassen dürfen. Die eingangs mitgeteilte Blockadeerklärung des Vizeadmirals Kato bietet ein anschauliches Beispiel. Die Blockadebekanntmachung besteht darin, daß die Blockadeerklärung den neutralen Mächten, ferner den örtlich zuständigen Behörden des blockierten Bereichs und endlich auch den in Unkenntnis der Blockade einem blockierten Hafen sich nähernden Schiffen zur Kenntnis gebracht wird. Auch die Ausdehnung, Einschränkung oder freiwillige Aufhebung der Blockade muß — im Interesse der Neutralen — förmlich bekannt gegeben werden. Über das Erfordernis der tatsächlichen Wirksamkeit ist das Grundsätzliche bereits in den einleitenden Bemerkungen mitgeteilt worden. Hinzugefügt sei, daß einzelne Fälle gelungenen Blockadebruchs (wie sie bei unsichtigem Wetter leicht eintreten können) an sich noch keinen Beweis gegen die Effektivität der Blockade liefern und, daß eine Blockade nicht dadurch aufgehoben wird, daß die blockierenden Streitkräfte sich infolge schlechten Wettes zeitweise entfernen.

Der Tatbestand des Blockadebruchs wird dadurch begründet, daß ein Schiff in Kenntnis der Blockade ein- oder auslaufend in den Aktionsbereich der blockierenden Kriegsschiffe eindringt. Die Kenntnis wird, den Gegenbeweis vorbehalten, als vorhanden vermutet, wenn das Schiff einen neutralen Hafen nach Ablauf angemessener Zeit seit Bekanntgabe der Blockade an die diesen Hafen innehabende Macht verlassen hat.

Rechtsfolge des Blockadebruchs ist zunächst die Aufbringung des blockadebrechenden Schiffes. Die Aufbringung darf aber nur innerhalb des Blockadegürtels oder auf der unmittelbaren Verfolgung aus diesem Bereich stattfinden, und sie ist unzulässig von dem Zeitpunkte ab, in welchem die Blockade aufgehoben wird. Erklärt das Prisengericht die Beschlagnahme für gerechtfertigt, so verfällt der Blockadebrecher der Einziehung. Das gleiche Schicksal trifft die Ladung, es sei denn, daß der Befrachter zur Zeit der Verladung der Ware die Absicht eines Blockadebruchs weder gekannt hat noch hat kennen können (zum Beispiel weil zur Zeit der Verladung die Blockade noch nicht verhängt war).

Das vorstehend in seinen Umrissen gezeichnete Blockaderecht der Londoner Deklaration wurde im August 1914 von allen kriegführenden Seemächten in Kraft gesetzt, und, was das Erfordernis der Effektivität betrifft, erklärte der englische Premierminister Asquith am 25. August im Unterhaus ausdrücklich, daß die britische Regierung nicht beabsichtige, sich von dem vierten Satz der Pariser Seerechtsdeklaration loszusagen. Im übrigen freilich nahm England eine Abänderung der 1909 vereinbarten Blockaderechtsordnung vor (Ziffer 4 der Order in Council vom 20. August 1914): „Das Vorhandensein einer Blockade soll als bekannt angenommen werden: a) bei allen Schiffen, welche einen feindlichen Hafen verlassen oder berührt haben, nachdem seit der Bekanntgabe der Blockade an die örtlichen Behörden hinreichende Zeit verflossen war, um es der feindlichen Regierung zu ermöglichen, das Bestehen der Blockade bekannt zu machen; b) bei allen Schiffen, welche nach der Veröffentlichung der Blockadeerklärung einen britischen Hafen oder einen Hafen einer verbündeten Macht verlassen oder berührt haben." Mit Recht bemerkt hierzu die deutsche Denkschrift vom 10. Oktober 1914: „Durch die Bestimmung in Nr. 4 der Order in Council wird die Wegnahme wegen Blockadebruchs in unbilliger Weise erweitert, da hiernach die Vermutung für die Kenntnis der Blockade auch dann eintreten soll, wenn das Schiff nach Ablauf einer gewissen Zeit seit der Bekanntgabe der Blockade eines feindlichen Hafens an die dortigen Ortsbehörden einen andern feindlichen Hafen verlassen hat. Durch diese Bestimmung will die britische Regierung die Behörden des feindlichen Staates über die durch das Völkerrecht gezogenen Grenzen hinaus in den Dienst der eigenen Seestreitkräfte stellen und diesen Dienst durch die Wegnahme neutraler Schiffe erzwingen."

Am 29. Oktober 1914 wurde die Order in Council vom 20. August aufgehoben und eine neue trat an ihre Stelle. Auch sie verkündete, daß die Londoner Deklaration mit näher bezeichneten Abänderungen und Modifikationen

für England maßgebend sein solle; aber die erwähnten Anmaßungen auf blockaderechtlichem Gebiet kehren in ihr nicht wieder. England stellte sich mithin durchaus auf den Boden des im Jahre 1909 international festgestellten Blockaderechts.

Aber für das Zugeständnis an die Neutralen, das hierin lag, wußte sich England reichlich, ja überreichlich zu entschädigen. Es proklamierte eine neue Reihe von Konterbanderechtssätzen, wie sie seit hundert Jahren keine Macht der Erde aufzustellen gewagt hatte, ein Konterbanderecht, das, tatsächlich durchgeführt, in Verbindung mit dem Seebeuterecht die unmittelbare und die mittelbare Seezufuhr von Kriegs- und Lebensbedarf nach Deutschland und den verbündeten Ländern praktisch unmöglich, damit aber zugleich die Verhängung einer „Blockade" mit all ihren militärisch-politischen Schwierigkeiten überflüssig machen mußte.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen zu zeigen, wie England also auf Schleichwegen das zu erreichen suchte, was auf geraden Wegen zu erreichen ihm das mangelnde Vertrauen auf die eigene maritime Kraft verbot. Auch hat Professor Heinrich Pohl in seiner Schrift „England und die Londoner Deklaration" das rechtschänderische Treiben Englands mit glücklicher Hand vor aller Welt in helles Licht gestellt. So mag es in dem gegenwärtigen Zusammenhange genügen, das zu wiederholen, was die deutsche Denkschrift vom 4. Februar 1915 über die englischen Einbrüche in das Konterbanderecht der zivilisierten Staaten bemerkt: „Die britische Regierung setzt eine Reihe von Gegenständen auf die Liste der Konterbande, die nicht oder doch nur sehr mittelbar für kriegerische Zwecke verwendbar sind, und daher nach der Londoner Erklärung, wie nach den allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechts überhaupt, nicht als Konterbande bezeichnet werden dürfen. Sie hat ferner den Unterschied zwischen absoluter und relativer Konterbande tatsächlich beseitigt, indem sie alle für Deutschland bestimmten Gegenstände relativer Konterbande ohne Rücksicht auf den Hafen, in dem sie ausgeladen werden sollen, und ohne Rücksicht auf die feindliche oder friedliche Verwendung der Wegnahme unterwirft."

Der tatsächlichen Durchsetzung der britischen Ansprüche stand freilich die Tatsache hindernd im Wege, daß die Nordsee mitsamt ihren nördlichen, westlichen und südlichen Zufahrtsstraßen ein offenes Meer bildet, das auch in Kriegszeiten für den Handel aller Flaggen frei ist. Dessen ungeachtet verkündete England in den Bekanntmachungen vom 3. Oktober und vom 3. November 1914 die Nordseesperre.

II.

Bekanntmachung der britischen Admiralität vom 3. Oktober 1914

„Die deutsche Politik des Minenlegens, verbunden mit der Tätigkeit der Unterseeboote zwingt die Admiralität aus militärischen Gründen Gegenmaßregeln zu ergreifen. Die Regierung erteilte deshalb die Genehmigung zum Minenlegen in gewissen Gebieten. Das Minenfeldersystem wurde ausgelegt und in großem Maßstabe entwickelt.

Um die Gefahr für die Nichtkämpfer zu verringern, teilt die Admiralität mit, daß es von jetzt ab für Schiffe gefährlich ist, das Gebiet zwischen dem 51. Grad, 15 Min. und dem 51. Grad, 40 Min. nördlicher Breite und zwischen einem Grad 35 Min. und 3 Grad östlicher Länge zu durchfahren. Im Zusammenhang damit wird daran erinnert, daß die südliche Grenze der deutschen Minenfelder auf dem 52. Grad nördlicher Breite liegt. Obgleich die Grenzen der gefährlichen Gebiete hierdurch bestimmt sind, darf nicht angenommen werden, daß die Schiffahrt in irgendeinem Teile der Gewässer südlich und nördlich davon ungefährlich ist. Es ist den englischen Schiffen befohlen, ostwärts segelnde Schiffe vor neuausgelegten Minenfeldern zu warnen."

Die Motivierung dieses Erlasses dürfen wir auf sich beruhen lassen, da die deutsche Regierung bereits am Tage nach seiner Veröffentlichung erklären konnte: „Die Behauptung der englischen Admiralität, die deutschen Minenfelder gingen bis zum 52. Grad nördlicher Breite, ist frei erfunden. Deutsche Minen liegen nur an der englischen Küste." In der Sache bedeutet das Vorgehen Englands, das durch die Legung seines Minenfeldes die internationale Schiffahrt im Gebiet der südlichen Nordsee in eine enge Fahrrinne längs der englischen Küste bannte, eine schroffe, gegen die Neutralen gerichtete Verletzung des Völkerrechts.

Aber noch blieb die westliche (die nördliche kam und kommt schon wegen der Eisverhältnisse vorläufig kaum in Betracht) Zufahrtsstraße der Nordsee und diese selbst, abgesehen von ihrem südlichen Teil, für den Handelsverkehr der neutralen Flaggen offen.

III.

Bekanntmachung der britischen Admiralität vom 3. November 1914

„Die Admiralität gibt bekannt, daß die ganze Nordsee als Kriegsgebiet angesehen werden muß. In diesem Gebiet setzen sich alle Schiffe der größten Gefährdung aus, sowohl durch Minen, welche gelegt werden mußten, als auch durch Kriegsschiffe, welche bei Tag und Nacht wachsam nach verdächtigen Fahrzeugen suchen. Alle Handels- und Fischereifahrzeuge werden hiermit vor den Gefahren gewarnt, welche sie auf sich nehmen, wenn sie dies Gebiet befahren, es sei denn in genauer Übereinstimmung mit den Weisungen der Admiralität. Jegliche Anstrengung wird gemacht werden, um diese Warnung den neutralen Ländern und den Schiffen auf See zu übermitteln, aber vom 5. November ab werden alle Schiffe, welche eine Linie, die vom Nordpunkt der Hebriden durch die Faröer-Inseln nach Island verläuft, passieren, solches auf eigene Gefahr tun. Den Schiffen aller Nationen, welche nach und von Norwegen, der Ostsee, Dänemark und Holland Handel treiben wollen, wird angeraten, wenn sie auf der Heimreise sind, durch den Englischen Kanal und die Straße von Dover zu gehen. Dort wird ihnen eine Fahrstraße bezeichnet werden, auf welcher sie, soweit Großbritannien in Betracht kommt, ungefährdet längs der englischen Ostküste nach Farn Island gelangen können, von wo ihnen,

wenn möglich, ein sicherer Weg nach Lindesnaes-Leuchtturm angegeben werden soll. Von diesem Punkt würden sie, je nach ihrer Bestimmung, nördlichen oder südlichen Kurs zu nehmen haben, wobei sie sich möglichst nahe an der Küste zu halten hätten. Für ausreisende Schiffe ist dieser Weg in umgekehrter Richtung maßgebend."

Auch dieser (hier nur im Auszuge mitgeteilte) Erlaß sucht seine Existenz durch die Berufung auf willkürliche deutsche Minenlegung zu rechtfertigen. Aber „die Behauptung über die Sperrung neutraler Zufahrtsstraßen ist unwahr, keine deutsche Mine ist auf der Zufahrtsstraße von der hohen See zu einem neutralen Hafen gelegt worden." (Deutsche Denkschrift vom 15. November 1914.)

Den wahren Grund des Sperrerlasses teilt eine spätere, in Deutschland fast unbeachtet gebliebene amtliche Erklärung der englischen Regierung mit. Sie findet sich in einer Rede des Premierministers Asquith, der am 14. November 1914 im Unterhaus sagte, die Sperrmaßnahmen hätten „den alleinigen Zweck, zu verhindern, daß dem Feinde Güter zugeführt werden."

Die Frage, ob eine kriegführende Macht tatsächlich imstande ist, die bezeichnete Zone zu sperren, insbesondere ob die große Wassertiefe eine erfolgreiche Legung von Minen überhaupt zuläßt — diese Frage ist militärtechnischer Natur und deshalb hier nicht weiter zu untersuchen. Das, worauf es in diesem Zusammenhange ankommt, ist, daß England, ohne eine Blockade zu verhängen, erklärt, daß nach Ablauf einer zweitätigen Frist neutrale Schiffe bestimmte ausgedehnte Teile der hohen See nicht, genauer gesprochen: nur „auf eigene Gefahr" befahren dürfen. Auf eigene Gefahr. England lehnt es also ab, in irgendeiner Weise — moralisch, politisch, juristisch — für den Schaden verantwortlich zu sein, den neutrale Schiffe und Ladungen, Besatzungen und Passagiere infolge des Befahrens des als gefährlich bezeichneten Gebiets erleiden. Dabei läßt es England vollkommen offen, welche gefahrbringenden Mittel zur Anwendung gebracht werden sollen, und für viele der seither in jenen Gebieten gesunkenen Fahrzeuge wird die Frage, ob sie das Opfer englischer Auffee- oder Unterseeschiffe oder auch englischer Minen geworden sind, niemals Beantwortung finden.

So hat England der aufhorchenden Welt ein neues Blockaderecht — „Sperrungsrecht" wird man es vielleicht in Zukunft zur Unterscheidung von dem alten Blockaderecht nennen — verkündet, dessen Regeln sich dahin zusammenfassen lassen: Eine kriegführende Macht ist berechtigt, beliebige Teile der hohen See durch öffentliche Bekanntmachung als gefährdet zu erklären. Diese Erklärung tritt an dem in der Bekanntmachung bezeichneten Tage in Kraft. Schiffe, welche sich in das als gefährdet bezeichnete Gebiet begeben, tun dies auf eigene Gefahr. Sie können angehalten oder vernichtet werden. Die Vernichtung ist auf Grund der allgemeinen Gefährdungserklärung zulässig, eine besondere Warnung ist nicht erforderlich. Ein Schadenersatzanspruch steht weder den Schiffs- und Ladungsinteressenten noch den Hinterbliebenen der zur Besatzung gehörigen Personen und der Passagiere zu.

Wer in dem vorstehenden Versuch, die neuen britischen Blockaderechtsgrundsätze juristisch zu formulieren, eine Übertreibung erblicken sollte, der sei auf einen klassischen Gegenzeugen verwiesen, nämlich den Marinemitarbeiter der Times, der Britanniens Nordseesperre mit folgenden Bemerkungen rechtfertigt (12. November 1914): „Da Minen innerhalb des militärischen Gebietes liegen müssen, ist es nicht unsere Sache, ihre genaue Lage denjenigen bekanntzumachen, die es nicht lassen können, dort umherzufahren. Eine allgemeine Warnung ist erlassen worden, und wenn etwaige Blockadebrecher auf die Minen auflaufen, dann ist es eben ihre eigene Schuld. Mir ist ein Vorwurf gemacht worden, weil ich von Blockadebrechern spreche und weil doch England nicht die Blockade über die deutschen Küsten verhängt habe. Genau genommen, ist das richtig, aber hier setzt wieder eine falsche Vorstellung ein. Die Blockade, wie man sie in früheren Zeiten kannte, ist durch die Mine und den Torpedo abgetan. Wir erklären nicht mehr die Blockade, die jedem Schiff verbietet, ein bestimmtes, durch die Anwesenheit eines Blockadegeschwaders kenntlich gemachtes Gebiet zu passiren. Wir machen bekannt, daß alle ein bestimmtes Seegebiet passierenden Schiffe das auf eigene Gefahr tun; die Minen tun dann das ihrige. Das sind Ausnahmemaßnahmen, die den neuen Bestimmungen, unter denen dieser Krieg geführt wird, angepaßt sind."

IV.

Bekanntmachung

1. Die Gewässer rings um Großbritannien und Irland, einschließlich des gesamten englischen Kanals werden hiermit als Kriegsgebiet erklärt. Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in diesem Kriegsgebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohende Gefahr abzuwenden.

2. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Seekrieges nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen.

3. Die Schiffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiet der Nordsee und in einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der niederländischen Küste ist nicht gefährdet.

Berlin, den 4. Februar 1915.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.
von Pohl.

Die vorstehende Bekanntmachung bildet eine Ergänzung der Admiralstabsbekanntmachung vom 2. Februar, welche folgendermaßen lautet: „England ist im Begriff, zahlreiche Truppen und große Mengen an Kriegsbedarf nach

Frankreich zu verschiffen. Gegen diese Transporte wird mit allen zu Gebote stehenden Kriegsmitteln vorgegangen. Die friedliche Schiffahrt wird vor der Annäherung an die französische Nord- und Westküste gewarnt, da ihr bei Verwechslungen mit Schiffen, die Kriegszwecken dienen, ernste Gefahr droht. Dem Handel nach der Nordsee wird der Weg um Schottland empfohlen." Sie ist offenbar mitveranlaßt durch das Bekanntwerden des in Ziffer 2 erwähnten Geheimbefehls der englischen Admiralität: „Wegen Auftretens deutscher Unterseeboote im englischen und irischen Kanal sollen sofort alle englischeu Handelsschiffe neutrale Flaggen hissen und alle Abzeichen, wie Reedereizeichen, Namen usw. verdecken. Hausflaggen sind nicht zu führen. Dieser Befehl ist geheim zu halten."

Der deutsche Erlaß, der die Gewässer rings um Großbritannien und Irland als Kriegsgebiet erklärt, enthält ein Doppeltes, nämlich eine Drohung, gerichtet an die feindlichen, und eine Warnung, gerichtet an die neutralen Handelsschiffe.

Nur die letztere kommt für eine unter den Gesichtspunkt des Blockaderechts gestellte Untersuchung in Betracht. Denn das Blockaderecht richtet sich ja wesentlich nur gegen neutrale, nicht aber gegen feindliche Schiffe, da diese ohnehin auf dem gesamten Kriegsgebiet, das heißt auf hoher See wie in den Gewässern der Kriegführenden, dem Seebeuterecht unterworfen sind, so daß eine Erweiterung der Wegnahmebefugnis der Kriegführenden ihnen gegenüber überhaupt nicht, mithin auch nicht durch die Verhängung einer Blockade möglich ist. Im übrigen darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Vernichtung feindlicher Kauffahrteischiffe, sofern der Aufbringung wesentliche Hindernisse entgegenstehen, völkerrechtlich anerkannt ist. Dagegen ist es nicht völkerrechtlich anerkannt, daß die Versenkung unterbleiben muß, falls eine Insicherheitbringung der Besatzung und Passagiere unmöglich ist. Rußland, Englands jetziger Verbündeter, hat im Kriege gegen Japan sogar durch seine Kreuzer feindliche Handelsschiffe mit Mann und Maus versenkt: es sei erinnert an den Fall des kleinen japanischen Dampfers „Nakanoura Maru", der angesichts des russischen Wladiwostockgeschwaders („Rossija", „Rurik", „Gromoboi" und „Bogatyr") gestoppt und die Flagge niedergeholt hatte und des ungeachtet mit Besatzung und Passagieren, insgesamt dreiunddreißig Personen, beschossen und zuletzt durch einen Torpedo in die Tiefe geschickt wurde. Ist, anders als in diesem Falle, die Anwendung von Rettungsmaßnahmen ausgeschlossen (man denke an die Ausübung des Seebeuterechts durch Luftschiffe, Flugzeuge und Unterseeschiffe), so muß auch die Mannschaft und müssen auch die Passagiere die Folgen der feindlichen Eigenschaft des Schiffes, dem sie sich anvertrauen, auf sich nehmen, um so mehr, wenn sie, wie gegenwärtig, durch den Gegner hinreichend gewarnt und sogar in den Genuß einer vierzehntägigen Frist zum Verlassen der gefährdeten Schiffe gesetzt worden sind.

Für die rechtliche Beurteilung der an die Neutralen gerichteten Warnung ist die Existenz des englischen Nordseesperrerlasses von wesentlicher Bedeutung,

jenes Erlasses, den die Neutralen, vielleicht nach Absendung der üblichen papiernen Proteste, tatsächlich hingenommen haben. Auch im Kriegsrecht gilt der Satz: „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig." Was, wenn es England tut, recht ist, kann nicht, wenn es Deutschland tut, unrecht sein. „Wie England das Gebiet zwischen Schottland und Norwegen als Kriegsschauplatz bezeichnet hat, so bezeichnet Deutschland die Gewässer ringsum von Großbritannien und Irland mit Einschluß des gesamten Englischen Kanals als Kriegsschauplatz." (Deutsche Denkschrift vom 4. Februar 1915.) Es kann sich dabei noch zum Überfluß auf das Zeugnis des Marinemitarbeiters der Times berufen, der am 20. Oktober 1914 schrieb: „Es liegt vollkommen innerhalb der Rechtsbefugnisse der Kriegführenden, der neutralen Schiffahrt solche Seegebiete zu verschließen, in denen militärische Operationen ausgeführt werden." Ein Neutraler, der die englische Nordseesperrung duldet, aber die deutsche Gefährdungserklärung bekämpft, kann füglich nicht darauf rechnen, daß seine Einwendungen beachtet werden.

Dabei bleibt, was nicht übersehen werden sollte, die deutsche Warnung an Schärfe weit hinter der englischen zurück. Sie bezieht sich zunächst auf ein wesentlich kleineres Gebiet. Sie gewährt sodann eine hinreichende Zeit, innerhalb deren die neutralen Schiffe ihre Maßnahmen zur Vermeidung der Gefahrzone in aller Ruhe treffen können. Und sie erklärt endlich mit aller Bestimmtheit, daß neutrale Schiffe keinesfalls absichtlich angegriffen werden sollen.

Diese Zusage kann natürlich nur für solche Schiffe gelten, welche als neutrale erkennbar sind. Diese Erkennbarkeit ist allerdings durch den englischen Geheimerlaß in hohem Grade erschwert, jenen Erlaß, dessen Übereinstimmung mit dem internationalen Seerecht England dadurch zu beweisen sucht, daß er in Englands nationalem Seerecht einen Anhalt findet. Mag England allen Schiffen der Welt zum Schutz vor der Erbeutung die Führung seiner Flagge gestatten — die Frage, ob englische Schiffe die Flaggen anderer Staaten führen dürfen, bestimmt sich nicht nach dem englischen, sondern nach dem Recht der nichtenglischen Staaten. Ein Beispiel für viele: das deutsche Flaggengesetz stellt die Führung der Reichsflagge durch ein nichtdeutsches Schiff, sei es im Inlande, sei es im Auslande, sei es auf hoher See, unter Strafe; der Kapitän wird mit Geldstrafe bis zu fünfzehnhundert Mark oder mit Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten bestraft, und außerdem kann auf Einziehung des Schiffes erkannt werden. Im Völkerrecht findet mithin der englische Geheimerlaß keine Stütze. Wenn ihn aber die neutralen Staaten mit der in diesem Kriege England gegenüber stets bewiesenen Lammesgeduld tatenlos hinnehmen und also englischen Handelsschiffen dazu Beihilfe leisten, den Folgen der englischen Eigenschaft zu entgehen, dann ist Deutschland, das dem unverfänglichen neutralen Handel eine freie Bahn bezeichnet hat, berechtigt, zu vermuten, daß jedes in den englischen Gewässern betroffene Kauffahrteischiff feindlich ist, und dementsprechend zu handeln.

Die litauisch-baltische Frage

Von Dr. Gaigalat, Mitglied des preußischen Hauses der Abgeordneten

In seinem im Herbst 1914 in Königsberg über „die ostpreußischen Grenzlande" gehaltenen Vortrage hat Geheimrat Bezzenberger auch die Frage der nach einer eventuellen Niederlage Rußlands notwendig werdenden Neugestaltung der politischen Lage der baltischen Völker berührt. Er führte aus, daß die Litauer und Letten in einem neuen Staatengebilde zusammengehören sollten, wenn auch die Letten in Sprache und Kulturstand von den Litauern nicht unbeträchtlich verschieden wären. Dieses gemeinsame Staatsgefüge könnte noch durch Hinzunahme der Esten komplettiert werden. Von manchen Seiten ist darauf hingewiesen worden, daß es verfrüht sei, im Anfangsstadium eines Krieges bereits die eventuell aus ihm resultierenden Folgen, zumal territoriale Veränderungen, einer Erörterung zu unterziehen. Indessen ist es männiglich bekannt, daß im Volke derartige Erörterungen einen weiten Raum einnehmen, und der Volkswille für den Fall eines siegreichen Ausganges des Krieges Landerwerb als wünschenswert voraussetzt, ohne allerdings dabei zu erwägen, ob nicht aus bis dahin unbekannten und unerwogenen Gründen solch Gebietserwerb schädlich, unheilvoll und mit großen Opfern für das siegreiche Volk verknüpft sein könnte. Immerhin ist es nützlich und erforderlich, daß die Regierung eines kriegführenden Staates, der Aussicht auf Sieg hat, schon rechtzeitig Erwägungen darüber anstellt, was für Aufgaben ihr beim Friedensschluß entstehen, wie sie für die Zukunft ihre Macht stärken und den Gegner, bei dem naturgemäß Revanchegelüste wachgerufen worden sind, entsprechend schwächen könnte. Die Schwächung des Gegners wird hauptsächlich dadurch erreicht, daß man Gebiete seiner Oberhoheit entreißt und diese entweder dem eigenen Lande zufügt, oder aber aus ihnen neue Staaten bildet, die in Abhängigkeit oder sonstige engere Beziehungen zum eigenen Reiche gebracht werden. Bei der Lösung dieser Frage wird die Nationalität, die Sprache und der Kulturstand der Bevölkerung, die wirtschaftliche Bedeutung und anderes mehr der entrissenen Gebiete, von ganz besonderer Wichtigkeit sein.

Wenn es uns nun, was wir zuversichtlich hoffen, gelingt, das russische Reich, diesen Koloß, der aus einer Menge von Nationen zusammengefügt ist, — sollen doch hundertzweiundvierzig verschiedene Völkerschaften in seinen Grenzen ihre Sitze haben, — zu demütigen und ihm den Frieden zu diktieren, so fragt es sich, ob eine Gebietserweiterung für uns an unserer Ostgrenze wünschenswert wäre, und ob man bisher russisches Gebiet annektieren solle. Manche Stimmen erklärten strikt: Nein! Wir wollen, daß Deutschland ein Nationalstaat sei und bleibe. Wir wünschen nicht, daß fremde Völkerschaften in unseren deutschen Staatenbund aufgenommen würden. Sie würden unsere Einheit nur stören, die Verwaltung erschweren und zu verschiedenen Beunruhigungen und Streitfragen Veranlassung geben. Wir haben in den letzten Jahrzehnten zur Genüge erfahren, welch große Schwierigkeiten uns die Polen in der Ostmark bereitet haben, welche Opfer an Kraft und Geld wir haben bringen müssen. Man weiß, wie schwierig die Schul- und Kirchenverhältnisse, die praktische Rechtspflege und der ganze zweisprachige Verwaltungsbetrieb dort gewesen ist. Sollen wir uns nun etwa Provinzen oder sonstige staatliche Gebilde mit noch schwierigeren Verhältnissen aufhalsen? Gebiete, in denen deutsches Wesen völlig fremd und unbekannt ist, dem Deutschen Reiche einverleiben und das berüchtigste Sprachengewirr des Ostens unter Deutschlands Schirm stellen? Wenn es auch erwünscht erscheint, daß unser Vaterland größer werde, so wäre doch der Preis, den wir dafür zahlen müßten, zu groß. Nein, wir verzichten, und sorgen vielmehr, daß unser Volk in seinen bisherigen Grenzen national und wirtschaftlich kräftiger werde.

Das sind Erwägungen, die in der Tat eine große Berechtigung haben und nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sind. Es sind aber Erwägungen, die von dem feindlichen Rußland, das unserem Volksganzen so ungeheure Wunden geschlagen hat, mit größter Freude begrüßt werden würden. Würde doch hiernach Rußland territorial völlig ungeschwächt aus dem von ihm übermütig und frevelhaft hervorgerufenen Kriege hervorgehen. Auch an Bevölkerungszahl würde das sich verhältnismäßig schnell vermehrende slawische Volk sich bald regenerieren. So würden die allerdings tiefen Wunden, die der Krieg dem russischen Volk geschlagen, wieder bald heilen, und es würde in seiner bisherigen Größe, dann aber als unversöhnlicher gewaltiger Feind, drohend an unserer Ostgrenze sich aufrichten. Hat Rußland nach den großen Niederlagen, die es sich im japanischen Kriege geholt hat, sich nicht bald wieder erholt? Wer wäre so einfältig zu glauben, daß Rußland nach dem Frieden mit Deutschland nun die Hände in den Schoß legen würde? Würden wir dann nicht ein zweites, aber viel mächtigeres Frankreich an unseren Ostgrenzen haben, das den Vergeltungsgedanken nimmer fahren ließe? Es mögen zehn oder mehr Jahre friedlicher Tätigkeit dahingehen, Rußland, das jetzt mit tödlichem Haß gegen uns erfüllt ist, das den deutschen Grundbesitz expropriiert hat, das fast alles, was ans Deutschtum erinnerte, vernichtet und ausgelöscht hat, würde jahr-

aus jahrein seine Kräfte zu stählen, seine Kriegsbereitschaft zu stärken suchen, um uns bei Gelegenheit den Todesstreich zu versetzen. Das ist nicht im mindesten zu bezweifeln. Und welch gewaltige, ja unerschöpfliche Hilfsmittel Rußland an Menschenmaterial, an Bodenschätzen und anderem mehr besitzt, ist zur Genüge bekannt. Ein Jahrzehnte hindurch kriegerisch gegen uns vorbereitetes Rußland würde uns ein viel gewaltigerer und furchtbarerer Gegner sein, als es jetzt ist.

Dürfen wir es nun im Hinblick auf diese früher oder später unzweifelhaft eintretenden Ereignisse zugeben, daß Rußland territorial und national ungeschwächt bleibt? Das wäre fast politischer Selbstmord, geradezu unverzeihlich, im höchsten Grade unvernünftig. Diese Empfindung hat unser Volk in seiner großen Masse: wir müssen Rußland schwächen, um vor ihm sicher zu sein. Wir müssen größere Gebiete seinem Machtbereich entziehen und so ihm die Möglichkeit nehmen, uns in absehbarer Zeit verderblich zu werden. Wir müssen zu verhüten suchen, daß unser Volk wiederum Ströme edeln und edelsten Blutes vergießt und sich selbst an dem Teuersten, was es besitzt, schädigt.

Diese unabweisbare Forderung zu erfüllen wäre schwieriger, wenn Rußland ein Nationalstaat wäre, wenn alle seine Bewohner wirkliche Russen, also durch Bande der Abstammung und Sprache untrennbar verbunden wären. Nun reichen aber die Sitze der eigentlichen Großrussen an keiner Stelle bis zur deutschen Grenze. Die einzigen an unserer Grenze in Rußland wohnenden Völkerschaften sind die Polen und Litauer. Östlich von diesen haben zunächst die Weißrussen und die Kleinrussen oder Ruthenen ihre Sitze und erst hinter Smolensk, von der Linie Wiasma bis zur Pripetmündung ab östlich, also unfern vor Moskau, beginnt das Gebiet der Großrussen. Die Weißrussen, deren Gebiet innerhalb der Linien Bjelostok, Augustowo, Grodno, Wilna, Dünaburg, Luzyn, Wiasma, Pripetmündung und Pinsk liegt, und die Kleinrussen, die ihre Sitze in Teilen der Gouvernements Grodno und Minsk, in Wolynien, Podolien und weiter haben, sind, wie der Name besagt, allerdings auch Russen, jedoch in der Sprache dialektisch nicht unbeträchtlich verschieden und beseelt von dem Streben, national neben den Großrussen sich zu betätigen.

Wenn nun Teile vom russischen Reich abgetrennt werden sollten, so müßte es sich hierbei wegen der geographischen Lage zunächst um die von den Polen und Litauern, als den uns benachbarten Völkerschaften, bewohnten Gebiete handeln. Die Polen, die gegenwärtig in Rußland etwa 8 Millionen zählen und deren Gebiet 127312 Quadratkilometer umfaßt, haben in der Geschichte der Völker Europas jahrhundertelang eine bedeutende Rolle gespielt, sind dann aber infolge einer unpraktischen Staatsverfassung, Bestechlichkeit der Adelsparteien und innerer Uneinigkeit eine Beute der benachbarten Reiche geworden. Bei der dreimaligen Teilung Polens hat Preußen zunächst (1773) ganz Polnisch-Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn erhalten, dann (1793) sind ihm die Wojewodschaften Posen, Gnesen, Kalisch und andere Landschaften von Groß-

polen („Südpreußen"), auch Danzig und Thorn, zugefallen, und schließlich (1795) hat es „Neuostpreußen" bis zum Niemen und das Land links der Weichsel mit Warschau in Besitz genommen. Später hat Napoleon nach dem Tilsiter Frieden (1807) aus Gebieten, die Preußen abtreten mußte, das Großherzogtum Warschau gebildet, das jedoch 1812 wieder zerfiel. Dann (1815) hat der Wiener Kongreß die heutigen Grenzen festgesetzt.

Der Gedanke, dem alten Kongreßpolen zu neuer Selbständigkeit zu verhelfen, besitzt gegenwärtig viele Sympathien. Ungemein schwierig dürfte sich jedoch seine Ausführung und die neue Lage gestalten. Wird Kongreßpolen selbständig, so bieten die unter preußischer und österreichischer Herrschaft befindlichen Teile des ehemaligen Königreichs eine ständige Beunruhigung für diese Reiche, da die preußischen und galizischen Polen stets mit sehnsüchtigen Blicken nach ihrem Nationalstaat hinschielen würden, und auch die Hoffnung nicht aufgeben dürften, bei Gelegenheit die von ihnen bewohnten Gebiete dem eigentlichen Polenreiche anzugliedern. Trotzdem würde es sich wenig empfehlen, die Polen unter russischer Herrschaft zu belassen. Seiner geographischen Lage nach — ein Keil zwischen den Provinzen Preußen und Schlesien — sollte Kongreßpolen am ehesten an Preußen-Deutschland Anschluß finden. Es dürfte das ohne Zweifel im Interesse einer gesunden Weiterentwicklung des polnischen Staates und der Erhaltung des Friedens mit den benachbarten Staaten sein. Doch wird Deutschland kaum Begehr tragen, in ganz nahe Beziehungen zu Polen zu treten. Eher würde Polen zum österreich-ungarischen Staatengebilde passen, das bereits sehr starke slawische Elemente in sich vereinigt; doch würde es die größten Gefahren für Österreichs Bestand mit sich bringen.

Leichter lösbar dürfte ohne Zweifel die litauische Frage sein. Während die Polen als Slawen zu den Russen in einem gewissen brüderlichen Nationalitätenverhältnis stehen, ist dies bei den Litauern durchaus nicht der Fall. Die litauische Sprache, die „unter allen lebenden indogermanischen Sprachen die bei weitem größte Altertümlichkeit zeigt" (Schleichers Grammatik), ist von der russischen ungemein verschieden. Die im siebzehnten Jahrhundert im Deutschtum untergegangene altpreußische und die in Kur- und Livland herrschende lettische Sprache bilden mit der litauischen eine ganz besondere Sprachfamilie, die baltische, die von den slawischen Sprachen weit entfernt ist. Sprachlich, wie national, haben die Litauer so gut wie nichts mit den Russen gemein.

Die Altertumsforschung hat aus sprachlichen Gründen erwiesen, daß die Litauer ein autochthones, seit Jahrtausenden seßhaftes Volk seien. Seit alters her haben sich in Litauen verschiedene bedeutende Einflüsse seitens der benachbarten Völker, insbesondere der Polen und Weißrussen geltend gemacht. Das Volk der Litauer hat in der Geschichte der östlichen Völker eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Aber erst seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts sind nähere historische Nachrichten über sie überliefert, als sie einerseits von den östlichen Nachbarstaaten, anderseits von den zur Ausbreitung des Christentums

nach Osten hinströmenden Germanen bedrängt wurden. Zunächst waren es deutsche Schwertbrüder und Kolonisten, die sich an der baltischen Küste niederließen und ihre Bekehrungsversuche, die meist durch Feuer und Schwert unterstützt wurden, begannen. Das heidnische Volk widersetzte sich der Einführung der neuen Religion und der damit verbundenen Untertänigkeit. Es begannen Kriege, die fast ununterbrochen Jahrhunderte dauerten. Die Grenzen des ältesten eigentlichen Litauen im engeren Sinne dürften sich mit den ethnographischen Grenzen der gegenwärtig von den Litauern bewohnten Gebiete annähernd decken; sie sind also verlaufen von der Ostsee oberhalb Polangen längs der Heiligen Aa in fast gerader Linie östlich über Bauske bis Dünaburg, von da in weit östlich gebauschtem, vielfach gewundenem Bogen nach Süden über Wilna (Oszmiany) fast bis zur Memel (Niemen), dann in westlicher Richtung über Lyda, Grodno, Suwalki, Goldapp, Darkehmen, Wehlau, Labiau bis zum kurischen Haff. Dieses eigentliche Nationalgebiet der Litauer wurde im Laufe der Zeit durch die Eroberungszüge ihrer Fürsten bedeutend erweitert, ja gewaltig ausgedehnt.

Der sagenhafte Großfürst Ringaud von Litauen (1204 bis 1239) kämpfte Zeit seines Lebens gegen die russischen Großfürsten und dehnte seine Herrschaft bis Smolensk und Witebsk aus. Sein Sohn Mindowe (1240 bis 1263) trat zum Christentum über und ließ sich unter Anerkennung des Papstes Innozenz des Vierten zum König von Litauen krönen. Den deutschen Ritterorden befehdete er zunächst erfolgreich, einigte sich dann mit ihm, schenkte ihm weite Ländereien und versprach ihm sogar sein ganzes Land, wenn er kinderlos stürbe. In Wilna gründete er ein römisch-katholisches Bistum. Doch die Eroberungslust des Ordens zwang ihn zu neuen Kämpfen. Da verließ er den neuen Glauben und vereinigte die baltischen Stämme zum nationalen Freiheitskampf. Auch gegen die Russen hat er jahrelang gekämpft. Gedimin (1316 bis 1341) war der erfolgreichste litauische Herrscher, der Kiew und Nowgorod eroberte, Wolynien unterjochte und sich König der Litauer und Russen nannte. Seine Untertanen bestanden zu einem Drittel aus Litauern, zu zwei Drittel aus Russen. Deutsche Handwerker und Künstler, christliche Mönche und Gelehrte zog er in sein Land. Er baute den Christen Kirchen und ließ seine Söhne griechisch-katholische Fürstentöchter der Moskowiter heiraten. Seine Söhne Algird und Keistut regierten gemeinschaftlich und dehnten die Grenzen des Reiches noch weiter aus; jener residierte in Wilna, dieser in Kowno (oder Troki). Das Reich erstreckte sich vom baltischen bis zum Schwarzen Meer, von dem dreimal erstürmten Moskau und der Ugra bis zu den rechten Nebenflüssen der Weichsel. Doch gelang es dem Ordensmeister Winrich von Kniprode auf seinen Kriegsreisen weit in Litauen hineinzudringen; ja, er zerstörte 1362 Kowno und besuchte 1378 sogar Wilna. Dafür rächten sich dann die Litauer durch verheerende Kriegszüge im Preußenlande. Es kam nun Algirds Sohn Jagello zur Herrscherwürde (1377 bis 1434). Er ließ seinen Oheim Keistut, dem er mißtraute, ermorden, wurde Christ und bestieg nach

seiner Verheiratung mit der polnischen Prinzessin Hedwig den Königsthron von Polen. Doch erzwang sich das litauische Volk zunächst noch einen eigenen Großfürsten, Wjtaut, Keistuts Sohn, der noch einmal die Macht litauischen Heldentums offenbarte. Wjtaut war ein kluger Politiker, der bald mit dem Orden, bald mit Jagello in Freundschaft stand, je nachdem es das Interesse seines Landes erheischte. Den Juden gab er 1389 besondere Vorrechte, um den Handel im Lande zu heben. Er förderte die Einführung des Christentums aus nationalen Gründen und sandte 1418 zwanzig griechische Bischöfe seines Landes nach Konstanz, um eine Union der römischen und griechischen Kirche herbeizuführen. Die Böhmen boten ihm ihre Königskrone an, weil sie von seiner religiösen Toleranz viel Segen erhofften. Mit seinem Vetter Jagello führte er 1410 die große Niederlage des Ordens bei Tannenberg herbei, wußte aber im Frieden durchzusetzen, daß der Orden ihm gewogen blieb, er selbst Szamaiten behielt, Jagello aber nichts bekam. Es war das ein politisch sehr kluger Schachzug Wjtauts, daß er im Interesse Litauens Polen nicht übermächtig werden ließ. 1422 schloß er mit dem Orden den Frieden am Melnosee, wodurch die noch jetzt bestehende Ostgrenze des Ordenslandes festgelegt wurde. Hierbei hat er den Zugang zur Ostsee bei Polangen für Litauen erwirkt, wodurch die bis dahin zusammengrenzenden Gebiete des deutschen Ritterordens und des Schwertbrüderordens voneinander getrennt wurden. Der Kaiser Sigismund trug Wjtaut die Königskrone an; 1429 sollte er sie sich in Wilna aufs Haupt setzen. Indessen ließen die auf Litauens Größe neidischen Polen, die befürchteten, daß Litauen sowohl politisch wie kirchlich völlig frei und von Polen unabhängig würde, die kaiserliche Gesandtschaft nicht über die Grenze, und Wjtaut starb enttäuscht und kinderlos in Troki. Litauen fiel nun in Personalunion mit Polen und teilte dessen Geschicke. Zunächst blieb der litauische Adel völlig selbständig und wählte jedesmal seinen Großfürsten, bevor die Polen zur Königswahl geschritten waren. Erst 1501 wurde, nachdem bereits 1413 eine gleiche Vereinbarung in Horodlo getroffen war, unter dem Einfluß des polnischen Adels beschlossen, den König gemeinschaftlich zu wählen, der gleichzeitig Großfürst von Litauen sein sollte. Litauen behielt aber zunächst noch eigene Verwaltung, ein eigenes Heer, einen besondern Landtag in Wilna und eigene Finanzverwaltung. Für die Rechtspflege in Litauen bildete das „litauische Statut" die Grundlage. Darin hatte der Kanzler Goszstaut das litauische Gewohnheitsrecht und alle Erlasse der litauischen Großfürsten zusammengefaßt. Das Statut blieb nach seiner Bestätigung durch den Reichstag in Wilna 1529 bis zum Jahre 1839 in Kraft, wo es durch die russischen Reichsgesetze ersetzt wurde. Das Ende fast jeglicher Selbständigkeit Litauens brachte die Union zu Lublin (1569), in der beide Länder vereinigt, ein gemeinsamer Landtag und Senat eingeführt und die Grenze zwischen Litauen und Polen verwischt wurde.

Das eigentliche ethnographische Litauen war klein im Verhältnis zu den Gebieten, die der litauischen Herrschaft unterworfen waren. Der Adel, der die

unterworfenen Gebiete zu verwalten hatte, paßte sich der Umgebung an und entnationalisierte sich. Es herrschte in Litauen volle Freiheit für die fremden Sprachen der unterworfenen Völker. In der Staatskanzlei und im Justizbetrieb war vornehmlich das Weißrussische im Gebrauch. Witaut war noch bestrebt gewesen, das Litauische zur Hofsprache zu erheben. Nach Eintritt der Personalunion erhielt aber polnische Sitte und Sprache großen Einfluß bei Hofe und in der Verwaltung. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte fast der ganze litauische Adel bereits die polnische Sprache angenommen; Städte und Güter waren polonisiert. Auch die Geistlichkeit, die aus dem Adel hervorging, verstärkte die Vorherrschaft der polnischen Sprache in Litauen. Obwohl der Adel polnisch sprach, nannte er sich doch litauisch und trat für Litauens Interessen voll ein. In der Umgebung von Wilna, Oszmiany, Lyda, Szwenczany nistete sich allmählich das Weißrussische ein.

Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts fand die Reformation schnell Eingang in Litauen. Hauptsächlich durch das Bemühen der Radziwills wurde das reformierte Bekenntnis weit und breit durch Wort und Schrift verkündigt. Bald wurde in fast allen Kirchen Litauens litauisch-evangelischer Gottesdienst gehalten. In Kiedainy wurde von Radziwill eine Druckerei errichtet, die eine Menge litauisch-reformierte Bücher herausgab. Da riefen die Katholiken die Jesuiten ins Land; mit Unterstützung der königlichen Regierung wurden die Kirchen den Kalvinisten wieder genommen und das Volk, meist mit Gewalt, wieder dem katholischen Glauben zugeführt. In Wilna errichteten die Jesuiten 1578 eine Akademie, in der philosophische und theologische Fächer, auch freie Künste traktiert wurden; 1614 kam eine juristische Fakultät hinzu. Die Akademie wurde, nachdem sie 1796 von den Russen zur Hauptschule von Wilna umgewandelt worden war, 1803 zur Universität erhoben, aber 1830 wieder völlig aufgehoben.

Die beiden Jahrhunderte der Zugehörigkeit Litauens zu Polen haben dem litauischen Volk nicht den mindesten Segen gebracht. Das Volk, das seiner Sprache und Sitte treu blieb, erfuhr weder in nationaler noch wirtschaftlicher Hinsicht eine Hebung. Es blieb in seiner Kultur immer mehr zurück, und Regierung wie Adel wurden ihm entfremdet. So regte sich das Volk auch nicht weiter darüber auf, als 1795 der größere Teil Litauens, das nördlich der Memel gelegene Szamaiten und die angrenzenden Gegenden (Gouvernement Kowno und Wilna) von Rußland, und das südlich der Memel gelegene litauische Gebiet (Gouvernement Suwalki) von Preußen annektiert wurde. Letzteres ist bekanntlich 1815 ebenfalls Rußland einverleibt worden.

Seit der polnischen Insurrektion 1863, an der sich weniger das litauische Volk als der litauische Adel beteiligte, begann als Vergeltung dieser Beteiligung die systematische und rücksichtslose Russifizierung Litauens.

Murawjeff, der den Aufstand mit blutiger Strenge unterdrückt hatte und Generalgouverneur von Wilna geworden war, setzte einen Erlaß durch, infolge dessen jeder Buchdruck und jede Verbreitung von litauischer Schrift in Rußland verboten wurde. Jede Übertretung wurde mit Gefängnis, administrativer Verschickung oder Stellung unter polizeilicher Aufsicht geahndet. Statt der litauischen Bücher, mit der dem Volk seit alters her gewohnten Schrift, wurden ihm solche mit russischer Schrift (Cyrillische Schrift) angeboten, die das Volk jedoch verschmähte. Vierzig Jahre hindurch lastete dieser, die geistige Entwicklung stark hemmende Druck auf dem Volk. Diese Entziehung jeglicher geistigen Nahrung wurde den Litauern, deren Nationalitätsbewußtsein sich auf keine Weise unterdrücken ließ, unerträglich. Sie wandten ihre Blicke nach Preußen, um von dort mittels Schmuggels geistige Nahrung zu erlangen. In Tilsit begannen einige Druckereien fast ausschließlich für die Litauer zu arbeiten. So wurden Millionen von Büchern, Zeitschriften und Broschüren heimlich über die Grenze geschafft, und dann mit derselben ängstlichen Heimlichkeit bis in die entlegensten Gegenden Litauens verbreitet; wußten doch die Verbreiter, ob sie als Gebildete den höheren Ständen angehörten, oder einfache Leute waren, daß ihrer die härtesten Strafen bei einer Entdeckung harrten. Das Lesen und Schreiben hatten die Litauer durchgängig nicht verlernt. Aus den alten Gebetbüchern von vor 1864, die wie kostbare Schätze gehütet wurden, hatten die Mütter ihre Kinder unterrichtet, und zwar mit so gutem Erfolge, daß die Zahl der Analphabeten unter den Litauern im Gegensatz zu vielen andern Gegenden Rußlands verschwindend klein war.

Im Jahre 1883 erschien in Ragnit die erste periodische Zeitschrift für die Litauer Rußlands, die von Dr. Baffanovicz in Warna (Bulgarien) redigierte „Auszra" (Morgenröte), deren Hauptziel in der nationalen Erweckung der Litauer bestand. Bald tat sich ein Teil der litauischen Intelligenz zusammen und ließ von 1889 ab in Tilsit den „Varpas" (Glocke), eine Monatsschrift für Literatur, Politik und Wissenschaft, erscheinen, desgleichen den „Ukininkas" (Landwirt) zur Belehrung der bäuerlichen Bevölkerung. Diese auf radikal-demokratischer Grundlage beruhenden Zeitschriften griffen gelegentlich auch die katholische Geistlichkeit und Einrichtungen ihrer Kirche an, worauf die Geistlichkeit sich genötigt sah, ebenfalls Zeitschriften („Apzvalga" [Rundschau], „Szviesa" [Licht] u. a.) zu begründen, die den klerikalen Interessen dienten und die Angriffe abwehrten. Alle diese Zeitschriften, deren Redakteure unter Decknamen in Tilsit wohnende russische Litauer waren, wurden trotz der streng bewachten Grenze nach Rußland geschafft und unter dem nach Bildungsstoff dürstenden Volk verbreitet. Haussuchungen, Verhaftungen und Verurteilungen zu langdauernden Freiheitsstrafen, besonders unter den Mitgliedern der Intelligenz, gab es darob in Menge. Allmählich kam die russische Regierung in Erwartung des japanischen Krieges und unter dem Drucke der bevorstehenden Revolution zu der Erkenntnis, zumal auch von den litauischen Auswanderern in Amerika viel unerwünschter

Lesestoff eingeführt wurde, daß sie in diesem Kampfe den kürzeren ziehe und die Verbreitung einer die Autorität der Regierung schwer schädigenden Literatur zu hindern nicht imstande sei. Auch ließen sich gewichtige Stimmen von russischen Wissenschaftlern und Literaten vernehmen, die das Unsinnige der Behandlung der Litauer seitens der Regierung betonten. So wurde 1904 das litauische Druckverbot aufgehoben. Seither hat sich die litauische Literatur in ganz ungeahnter Weise gehoben. Die letzten litauischen Buchhändlerkataloge weisen an zweitausend verschiedene Druckschriften auf. Allerdings sind das nicht alles Originalarbeiten, sondern zu einem guten Teil Übersetzungen. Immerhin hat der schnelle Aufschwung der litauischen Literatur kaum seinesgleichen.

Das Schulwesen ist in Litauen unter russischer Herrschaft nicht sonderlich entwickelt, zumal kein Schulzwang besteht. Die alten Schulen waren meist an Klöster angeschlossen. Im Jahre 1832 wurden viele katholische Klöster nebst Schulen aufgehoben und fast alle diese Schulen in rein russische umgewandelt. Seit 1863 war die litauische Sprache aus den Schulen völlig verbannt. Als Lehrer durften fast ausschließlich nur orthodoxe Russen fungieren. Es war natürlich, daß die Bevölkerung sich oft weigerte, Schulen einzurichten und zu unterhalten, die nur Russifizierungszwecken dienten. Die Statistik ergibt, daß 1895 im Gouvernement Kowno nur eine Schule auf 5594 Personen, im Gouvernement Wilna eine auf 4601 Personen fiel. Seit 1824 war den Bauern nicht gestattet, ihre Söhne in Gymnasien fortbilden zu lassen. Der Unterricht durch Privatpersonen ist streng verboten. Nach der Revolution wurde auch die litauische Sprache in den Volksschulen zugelassen; in den höheren Lehranstalten ist sie fakultativ. Der Religionsunterricht wird jetzt, im Gegensatz zu früher, in der Muttersprache erteilt. Gegenwärtig befindet sich wohl in jeder Kirchengemeinde mindestens eine — allerdings russische — Schule. Jedoch ist auch eine ganze Anzahl rein litauischer Privatschulen konzessioniert.

Eine große Zahl Kirchen und Klöster sind durch die russische Regierung den Katholiken genommen und zu orthodoxen griechisch-katholischen Kirchen oder zu Kasernen umgebaut; manche sind niedergerissen. In Wilna sind 25000 Orthodoxe im Besitz von fünfundvierzig Kirchen, während die 55000 Katholiken nur fünfzehn Kirchen besitzen; jene fünfundvierzig orthodoxen Kirchen sind jedoch früher fast alle katholisch gewesen. In Kowno steht es ähnlich. In Krazy (Gouvernement Kowno) wurde die katholische Klosterkirche 1894 trotz des Widerstandes der Bevölkerung unter Blutvergießen geschlossen. — Die katholische Geistlichkeit steht unter strenger Staatsaufsicht. So ist es den Priestern verboten, ohne Paß in eine Nachbargemeinde zu reisen, ebenso Briefe ins Ausland zu schreiben.

Bezüglich des wirtschaftlichen Aufschwunges wurden den Litauern seitens der Regierung große Hemmnisse bereitet. Die Bauern durften nicht mehr als 60 Dessätinen Land besitzen. Der Kauf von größeren Grundstücken und Gütern

war verboten, ebenso die Pacht von Domänen. Hingegen wurde die Russifizierung Litauens durch intensive Kolonisation eifrig betrieben. Staatliche Banken kauften in Litauen gelegene Güter auf und verteilten sie unter Verleihung von besonderen Rechten und Unterstützungen an russische Kolonisten. Diese waren jedoch meist minderwertige und ungeeignete Personen, die wirtschaftlich nicht vorwärts kämen, dagegen in moralischer Hinsicht auf ihre Umgebung verderblich wirkten. Ein wie großes Gewicht die Regierung auf die innere Kolonisation legte, erhellt daraus, daß im Jahre 1900 für diesen Zweck im Gouvernement Kowno die Summe von sechs Millionen Rubel ausgeworfen wurde. Dagegen bemühte man sich, Litauer in das Innere Rußlands zu versetzen, um sie dort völlig der Heimat zu entfremden und zu russifizieren. Ganz Litauen sollte ein „echt russisches Land" werden.

Die Beamtenschaft, die vielfach mit großer Willkür waltet, ist ausschließlich russisch. Litauer, die die Beamtenkarriere ergriffen, konnten nur im Innern Rußlands Anstellung finden. Als Arbeiter in fiskalischen Betrieben wurden nur orthodoxe Russen hinzugezogen, wenn sie auch von weither und mit großen Kosten herbei geschafft werden mußten. Den litauischen Arbeitern blieb nichts anderes übrig, als in die entfernten größeren Städte oder nach Amerika auszuwandern. In Riga, Libau und Petersburg zählt man die litauischen Arbeiter zu Tausenden; in Amerika dürften sich wohl bis zu einer Million Litauer aufhalten. In den neunziger Jahren sind aus dem Gouvernement Suwalki alljährlich 10 Prozent der Bevölkerung nach Amerika und 4 Prozent in die Großstädte abgewandert. Nach Berichten in litauisch-amerikanischen Zeitungen sind viele litauischen Auswanderer gewillt, in die Heimat zurückzukehren, sobald dort eine freiere Luft weht und die Möglichkeit zur Entfaltung wirtschaftlicher und geistiger Kräfte gegeben ist.

In die kleineren Städte Litauens hat die russische Verwaltung beträchtliche Garnisonen gelegt, wobei neben anderen Gründen das Bestreben mitgesprochen haben mag, diese Städte und ihre Umgebungen dadurch schneller zu russifizieren.

Trotz aller dieser wuchtigen Regierungsmaßnahmen, die sehr drückend auf dem litauischen Volk lasten, ist es nicht gelungen, das Volk dem Russentum näherzubringen. Äußerlich angesehen scheint das russische Element in Litauen große Bedeutung und viel Einfluß zu haben, wenn man aber von der russischen Beamtenschaft absieht, so bleibt eine ziemlich reine litauische Bevölkerung zurück, wobei allerdings zuzugeben ist, daß die Städte und eine Anzahl größerer Güter, die sich zumeist in polnischen Händen befinden, eine Ausnahme bilden.

„Die russische Regierung treibt meist nur extensive Wirtschaft; das, was sie besitzt, zu kultivieren, rationell zu benutzen, dessen ist sie nicht fähig; Ausdehnung des schon übergroßen Staatsgebietes neben der Verallgemeinerung des sogenannten ‚russischen Gedankens', bestehend in gleicher Sprache, gleichem

Glauben, gleichen Institutionen für Millionen ihrer anders redenden, anders glaubenden, anders fühlenden Untertanen: das sind ihre Ziele, die sich als kurzsichtige Utopie herausstellen werden. Durch das Verfolgen dieser Ziele werden nur die Gefahren heraufbeschworen, welchen man entgehen will. Die Ostseeprovinzen gingen den Polen verloren, als diese sie polonisieren wollten; Schweden mußte deren Besitz aufgeben, nachdem es Livland hart bedrückt und die Rechte des Landes gebrochen hatte; Rußland folgt den Bahnen seiner Besitzvorgänger." — So urteilte und verurteilte bereits vor dreißig Jahren Rußlands innere Politik der Verfasser der „Bedrückung der Deutschen in den Ostseeprovinzen" (Leipzig 1886).

(Schluß folgt)

Holland, der Trabant

Von Alfred Ruhemann

In Frankreich wächst das Mißtrauen gegen Holland zusehends. Warum, wüßte man wahrlich nicht zu sagen, denn unserseits sind wir aus unserer Zurückhaltung gegenüber diesem neutralen Staate zu keiner Stunde des gegenwärtigen Konfliktes herausgetreten. Wir haben uns damit begnügt, Holland auf spätere politische und wirtschaftliche Gefahren aufmerksam zu machen, Gefahren, die unausbleiblich sein werden, die ihm aber durchaus nicht von deutscher Seite zu erwachsen brauchen. Getreu unserem Grundsatze den Neutralen gegenüber, lassen wir die Ereignisse sprechen, warten wir die Ereignisse ab. Uns kann jeder ehrliche Freund willkommen sein, unsere nationale Würde verbietet uns indessen, den, der durchaus nicht will, zu überzeugen, daß es besser sei, mit uns, als gegen uns zu marschieren. Frankreich drängt aber augenscheinlich Holland zu einer Entscheidung, zu einer Parteinahme gegen uns, auf die es, wie vor allen England, seit Anbeginn des Krieges wartet. Es ärgert sich, daß diese Parteinahme der Niederlande noch immer nicht erfolgen will, und in seinem Ärger nennt es sie unsern „Trabanten", wirft es ihnen vor, sie könnten unserer planetenhaften Anziehungskraft nicht widerstehen. Frankreich verleumdet damit Holland und sucht über dieses Landes bisher vorwurfsfreie Neutralität Zweifel zu erwecken. Mögen sich die Beteiligten unter sich darüber einig werden, wie weit diese Behauptung der wirklichen Lage entspricht.

Während Frankreich einerseits über Holland aus Ärger spöttelt, macht Holland nach wie vor in Frankreich große Anstrengungen, um die dortigen

Chauvinisten zu überzeugen, daß es für uns zu keiner Stunde Satellitendienste getan hat. Diese, wie jedermann bei uns weiß, auf reiner Wahrheit beruhenden Versicherungen, werden merkwürdigerweise in Frankreich von Stunde zu Stunde weniger geglaubt, und so wächst in Holland die Sorge, das von ihm so bewunderte Frankreich könnte von der Übelnehmerei zu einer offenen Feindschaft übergehen. Die holländische Presse allerdings ist nicht mehr so eifrig wie früher bestrebt, Frankreich als den besten Freund ihres Landes hinzustellen, vielleicht irgend einem Winke von oben gehorchend. Man merkt jedoch noch immer die Verstimmung und das Bemühen, es unter keinen Umständen mit Frankreich zu verderben. Die Gefahr erkennende, dienstfertige Leute haben nun zu einem neuen, zunächst privaten Mittel gegriffen, um vor allem hüben und drüben bessere Stimmungen zu erzeugen. Man begründete in Paris das „Komitee der Französisch-Holländischen Freundschaften". Seine Statuten sind im „Journal Officiel", dem französischen Reichsanzeiger erschienen, es ist also nicht daran zu zweifeln, daß diese neue Verbrüderungsgesellschaft ein ernst zu nehmender Faktor in den Beziehungen beider Länder zueinander ist. Diesen Statuten zufolge soll das neugebackene Komitee die Aufgabe haben, eine Verstärkung der französisch-holländischen Beziehungen herbeizuführen. Zu diesem Zwecke soll durch die Presse und durch Vorträge das Verständnis für die Kunst, Literatur und allgemeine Kultur der beiden Länder gefördert werden. Es sollen die interessierten Länder, zunächst nur theoretisch, über die beiderseitige wirtschaftliche und industrielle Lage belehrt und auf dem Laufenden erhalten werden, damit sich später auch praktische Folgen ergeben können. Es sollen ferner Organe geschaffen werden, deren Aufgabe es wäre, Franzosen und Holländer darüber aufzuklären, in welcher Weise sie sich gegenseitig, namentlich zu Kriegszeiten, beistehen und den gegenseitigen Sympathien Ausdruck und Nachdruck geben könnten. Verboten wären dagegen alle Erörterungen politischer, diplomatischer und religiöser Natur. Das sieht alles sehr unschuldig aus, doch beleuchtet dieses Programm bereits des Pudels Kern: man will für später vorsorgen und beraten, wie man sich in Konflikten zu verhalten habe und auf diese Weise schließlich zu einer politischen Verbrüderung gelangen könnte. Der Beweis hierfür liegt bereits vor. Da nämlich das „Komitee der Französisch-Holländischen Freundschaften" jede politische und diplomatische Betrachtung aus dem Bereiche seiner Diskussionen und Bestrebungen pomphaft verbannt hat, begann es seine propagandistische Arbeit damit, daß es von einem ehemaligen holländischen Diplomaten eine Flugschrift folgenden Inhalts verfassen und in Frankreich verteilen ließ: es wurde, wie es ja auch ganz angebracht war, zunächst der Nachweis zu führen versucht, daß Holland nicht unser Trabant sei und uns weder militärische noch wirtschaftliche Vorteile verschafft habe. Dann aber wurde beschrieben, mit welcher Entrüstung man in Holland die „Schändung der belgischen Neutralität" durch die Deutschen aufgenommen, und daß diese gegen jedes Völkerrecht verstoßende Handlungsweise die holländischen Sympathien für die

unglücklichen belgischen Opfer vermehrt habe. Das neue Verbrüderungskomitee hätte seine Tätigkeit nicht statutenmäßiger beginnen können.

Daß die hier gekennzeichneten Bestrebungen zur Befestigung der französisch-holländischen Beziehungen zunächst privater Natur sind, darf uns nicht dazu verleiten, diese Regungen zu übersehen. Wohl waren die vor einem knappen Jahre erfolgten optimistischen Bemühungen sonst ganz ernst zu nehmender Parlamentarier und Literaten, zunächst eine intellektuelle, dann aber mit Hilfe dieser eine politische Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich herbeizuführen, von vornherein ein Schlag ins Wasser. Hier aber liegen leichter zu versöhnende Gegensätze vor, und es tritt zutage, daß in beiden Ländern starke Gruppen vorhanden sind, die unter allen Umständen entschlossen sind, die politischen und wirtschaftlichen Bande zwischen Frankreich und Holland zu einem dauerhaften Knoten zu schürzen. Eine derartige Vereinigung kann sich zu einem politischen und wirtschaftlichen Faktor herausbilden, mit dem zu rechnen wäre. Und nichts anderes ist auch dieser neuen Propaganda Endziel und Endzweck. Es liegt ein schlagendes und überzeugendes Beispiel in dieser Richtung vor. In Brüssel wurde vor wenigen Jahren ebenfalls ein „Belgisch-Holländisches Komitee" gebildet, das anfangs, gleich dem jetzigen Pariser, sehr unschuldig aussah und mehr Lacher als Gläubige auf seiner Seite hatte. In gar nicht langer Zeit wuchs es sich zu einem Organismus ersten Ranges aus. Hüben und drüben traten ihm Staatsmänner und Wirtschaftler von Ruf bei: in Belgien auffallenderweise solche, die dem belgischen Handel sowohl im In- wie namentlich im Auslande zum Schaden des deutschen Wirtschaftslebens Bahn zu brechen wünschten. Das Komitee wurde in beiden Ländern zu einer Einrichtung, die nicht nur, was selbstverständlich, zwischen Holland und Belgien zu vermitteln wünschte; sondern auch auf die beiderseitige Gesetzgebung zugunsten einer übereinstimmenden Behandlung der Staatsangehörigen und deren Eigentum einzuwirken begann. Wenn heute in Holland statt der ehemaligen ehrlichen Abneigung gegen Belgien, vor allem gegen dessen frankophile Sprachbezirke, eine fast übertriebene Liebe zu den belgischen Opfern zutage getreten ist, so offenbart sich diese nicht nur, weil man uns in Holland nicht liebt, sondern vielmehr, weil jenes „Belgisch-Holländische Komitee" einem besseren Verständnis zwischen beiden Ländern vorgearbeitet hat. Es hat Holland über das moderne Belgien und über die gemeinsame politische und wirtschaftliche Gefahr die Augen geöffnet. Und der Holländer, der trotz seines geflissentlich zur Schau getragenen Unabhängigkeitsstolzes innerlich stets nach einem Protektor Umschau hält, ließ sich nicht allzulange bitten, 1830 zu vergessen. Die Tatsache, sich in Sprache und Kultur mit der Hälfte der Bewohner Belgiens verwandt zu wissen, bot eine Handhabe zu einem Rückzuge von der früheren Voreingenommenheit und zur Anbahnung eines besseren politischen Einvernehmens. Es ist uns hier ein Fingerzeig gegeben, der uns manche bisher unverständliche Strömung in beiden, beziehungsweise in den drei westlichen Ländern jetzt besser erkennen läßt und uns neue Ausblicke eröffnet.

Auch wir besitzen unleugbar in Holland aufrichtige Freunde: Militärs vor allem, Politiker und Wirtschaftler, vielleicht auch Finanzleute, Reeder, Großkaufleute. Diese fürchten sich nicht, ihre Meinung offen zu äußern und Holland den Spiegel der Wahrheit vorzuhalten. Aber alle die in gerechter Anerkennung unsres Verhaltens und unseres Könnens verfaßten, gewiß willkommenen Schriften und Reden der Colyn, Staal, Van Houten, Valters und anderer, sind zu technischer Natur, um auf das Volk einzuwirken. Nur optimistisch urteilende Männer können der Meinung sein, daß derartige Äußerungen und Schriften ein Anzeichen von beginnender besserer Stimmung im deutschfreundlichen Sinne sind. Nun könnte sich wohl in kürzester Zeit eine Änderung im Verhalten der Niederlande vollziehen, von der die Holländer wahrscheinlich zur Stunde selbst noch nichts wissen. Immer drückender fühlt Holland seine Fesseln nach innen und außen. Es ist keine Kleinigkeit, ein Heer wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus unter Waffen zu halten, das so gut wie das Volk selbst ernährt sein will. Es ist mehr als bezeichnend, daß die Kriegsanleihe nur mit Ach und Krach untergebracht werden konnte, denn es ist damit der sehnliche Wunsch des Volkes zum Ausdruck gebracht, dem Hangen und Bangen endlich ein Ende gemacht zu sehen. Man beginnt darüber nachzudenken, daß alles, was bisher England zum Schaden der Neutralen zur See unternahm, ein Kinderspiel war gegen das, was nach dem 18. Februar kommen muß, wenn wir England und Frankreich in die Schranken einer „fair play“ Politik und in diejenigen des allgemeinen Seerechts zurückweisen werden. Bricht das Aushungerungssystem, das sich England auf der Grundlage völlig falscher Voraussetzungen gegen uns erlauben wollte, durch unsere Blockadetaktik in sich selbst zusammen, so wird auch Holland nicht unberührt davon bleiben, und auch dort werden Kartoffeln und Kohlen teuer, ja unerschwinglich werden. Ferner quält Holland der Gedanke, wie das künftige Belgien aussehen wird, beziehungsweise, ob es ein solches noch geben wird? Wie wird sich die vlämische Frage politisch gestalten? Aus dem Nebel der Gegenwart sieht Holland noch nicht den unbewölkten Himmel einer lichten Zukunft winken. Es mag einsehen, daß die Regierenden sich nicht immer nach der Volksseele richten können, deren Liebe und Abneigung spontanen Regungen unterliegt. Holland wollte bis vor kurzem den schlauen Kaufmann spielen und entwarf seine Konjunkturen. Sie liefen weniger auf ein späteres politisches als auf ein handelspolitisches Verhältnis mit den übrigen Mächten hinaus. Bis in die jüngste Zeit hinein glaubte es annehmen zu können, daß die Dreiverbandsmächte, wenn auch nicht siegen, doch zu einem Frieden mit Deutschland gelangen würden, der für uns mehr oder weniger eine halb zugegebene Niederlage gewesen wäre, insofern, als die Diplomatie nicht imstande sein würde das auszubauen, was durch das Schwert errungen wurde. Es glaubte, es würde eine Zeit wie nach 1870 kommen, als Holland in unserem Gefolge glänzende Geschäfte machte. Dieses Spiel hätte sich vielleicht jetzt mit unserer Gegenpartei erneuern können. Mit jedem

neuen Tage jedoch schwindet diese Annahme mehr und mehr. Jedenfalls bezweifeln holländische Volkswirtschaftler selbst, daß an einen wirtschaftlichen Aufschwung Hollands nach dem Kriege zunächst zu denken sein wird. Was nun weiter? Die Königin hat den Ministerpräsidenten Cort van der Linden zum Staatsminister ernannt, ihm also die höchste Ehrung erteilt, die in Holland ein Staatsmann gewinnen kann. Ist diese Ehrung nun ein Dank für die Klugheit und den Takt, mit welchen das holländische Kabinett bisher das Land durch die trüben Wasser versuchter Verführung unbeschädigt geleitet hat, oder liegt darin ein Anzeichen für Hollands zukünftige Politik? Wer ist der Günstling des Herrn Cort van der Linden: der Dreiverband oder der Zweikaiserbund? Die Entscheidung wird nicht lange auf sich warten lassen. Erfolgt keine, so hat Holland die Folgen der Vogel-Strauß-Politik vor seinem eigenen Gewissen zu verantworten. Wir können, wie gesagt, die Entwicklung der Ereignisse im Westen ruhig abwarten.

Zur Psychologie des Nationalbewußtseins

Von Richard Müller-Freienfels

Wenn eines Tages über die Bedingungen des Friedens gesprochen werden wird, so wird sich dabei ein Faktor geltend machen, der in früheren Jahrhunderten — so seltsam es uns heute scheinen mag — fast gar keine Rolle spielte: das Nationalbewußtsein der Völker. Wirklich zur Bedeutung gelangt ist dieses Solidaritätsgefühl großer Volksmassen erst im neunzehnten Jahrhundert. Indessen ist es weder nach seinen Grundlagen, noch nach seiner psychologischen Beschaffenheit ein so klarer Begriff, wie die meisten derjenigen wohl annehmen, die täglich damit operieren. Vielleicht dürfte eine Analyse dieses Begriffes nicht unzeitgemäß sein und einige Streiflichter auf wichtige Probleme der Politik und Geschichte werfen.

Was zunächst den Umkreis dessen anlangt, was man im allgemeinen als Nationalgefühl (besser noch — wie man in Österreich sagt — als völkisches Bewußtsein) bezeichnet, so läßt er sich am besten damit beschreiben, daß man ihn gleichsetzt mit dem Umkreis des Sprachgebietes. Es trifft den Kern der Sache, wenn wir sagen, daß das Streben nach Nationalstaaten im neunzehnten Jahrhundert gleichbedeutend ist mit einheitlichen Sprachstaaten, und es wird damit klar, daß so im neunzehnten Jahrhundert die Sprache zu einer Bedeutung erhoben worden ist, die sie früher niemals gehabt hat. Das schließt aber noch ein anderes ein: indem man die Sprache zum entscheidenden Kriterium der Volkszugehörigkeit erhob, setzte man alles andere zurück, was sonst dafür gegolten hatte oder wenigstens auch in Betracht kam — Kultur, Religion, gemeinsame Vergangenheit, Anhänglichkeit an bestimmte Dynastien und vieles sonst. Über alles das soll heute die Sprache gehen. Man nimmt sie, ohne tiefer nachzuprüfen, als bindenden Ausdruck der gesamten Kultur und Stammeszugehörigkeit und nimmt damit eine unberechtigte, ja schädliche Verengung dessen vor, was sonst noch eine nationale Einheit zu schaffen vermag.

Fragen wir zunächst, ob diese Erhebung der Sprache zum alleinigen Kriterium der Volkszugehörigkeit berechtigt ist. Bekanntlich nahm die Weltgeschichte in den rund sechzig Jahrhunderten, die sie umfaßt, so gut wie gar keine Rücksicht auf die Sprache. Erst im neunzehnten Jahrhundert ist diese zu solcher Wichtigkeit gelangt. Das hat seinen Grund zum Teil in der viel

größeren Auswertung der Sprache in Schrift und Druck, die im neunzehnten Jahrhundert besonders durch die Zeitungen einen ungeahnten Umfang angenommen hat. Es beruht zum Teil aber auch auf der durchaus fehlerhaften Annahme, die Sprache sei ein Kennzeichen der Rassezugehörigkeit, „des Blutes", wie man wohl sagt, und ferner der gesamten Kulturzugehörigkeit. Daß die Sprache kein Kennzeichen der Rassezugehörigkeit ist, wird am besten dadurch erwiesen, daß unzähligemale Individuen wie ganze Völker fremde Sprachen angenommen haben. Und was gar die repräsentative Bedeutung der Sprache für die Kultur anlangt, so ist die noch zweifelhafter: denn es fragt sich überhaupt, ob es eine nationale Kultur heutzutage noch gibt, ob nicht das Gemeinsame und Internationale so überwiegen, daß, wenn man die sprachlichen Elemente in Abrechnung bringt, nicht viel Reinnationales übrig bleibt. Vielleicht läßt der Krieg uns in diesem Jahre alles Trennende stärker sehen. Trotzdem sind, was die Kultur anlangt, sicherlich, wenn wir von der Sprache absehen, innerhalb der Völker die Unterschiede zwischen den sozialen Schichten größer, als die Unterschiede zwischen Individuen derselben sozialen Schicht, die getrennten Völkern angehören. Immer von der Sprache abgesehen, haben ein deutscher Arzt und ein französischer Arzt unendlich viel mehr Gemeinsames, als etwa ein deutscher Arzt und ein deutscher Weichensteller. Wieviel gemeinsame Kultur haben denn — die sprachliche Ausdrucksweise beiseite gelassen — ein elsässischer Kaplan und ein pommerscher Junker, oder ein Großindustrieller vom Niederrhein und ein Hopfenbauer aus der Oberpfalz? Angesichts solcher Unterschiede wird man kaum behaupten können, daß die Sprache die ganze Kultur in sich fasse, zumal alle jene Leute ja höchstens die Schrift, aber nicht die wirklich gesprochene Sprache gemein haben.

Indessen, mag es auch logisch nicht zu rechtfertigen sein, daß man die Sprache als Kriterium der Volkszugehörigkeit ansieht, Tatsache ist, daß sie heute allgemein dafür gilt. Und es ist bekanntlich eine weitere historische Tatsache, daß Irrtümer, die von Millionen geglaubt werden, eine größere Macht in der Welt sind als Wahrheiten, die der Alleinbesitz einiger weniger sind. Es muß damit gerechnet werden, daß innerhalb der Völker die Sprache als entscheidend für die nationale Solidarität gilt, und es muß damit gerechnet werden, daß fremdsprachliche Elemente innerhalb eines überwiegend spracheinheitlichen Staates sich als Fremdkörper fühlen, einerlei ob es einen selbständigen Staat ihrer Sprache gibt oder nicht. Das bisher angewandte Mittel der mehr oder weniger gewaltsamen Bekehrung zur Hauptsprache des Staates hat sich als unwirksam, ja als schädlich erwiesen, da es — wie der meiste Zwang — eine um so stärkere Reaktion hervorrief. Denn bei der heutigen Gleichsetzung von Sprache und nationalem Selbstbewußtsein glaubt man, die heiligsten Güter mit der Sprache aufzugeben, und Verhältnisse, wie im Imperium Romanum, sind damit ganz ausgeschlossen.

Es wird sich demnach, da alle Mittel versagen, den politischen Staat durch die Sprache zu einer inneren Einheit zu bringen, die Frage aufdrängen, ob es

nicht möglich ist, trotz der Sprache eine solche Einheit herzustellen. Und es wird daher nötig sein, einmal diejenigen Faktoren nachzuprüfen, die außer der Sprache bisher ganze Volksmassen zu solidarischen Einheiten zusammengeschweißt haben.

Was die psychologische Charakteristik des Nationalgefühls anlangt, so ist es zur Gruppe der sozialen Sympathiegefühle zu rechnen. Diese pflegen im allgemeinen, wenn sie nicht mit andern Gefühlen zusammen auftreten, nicht sonderlich starke positive Qualitäten aufzuweisen. Sie sind da und äußern sich als ein in der Regel nicht sehr starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Zu stärkeren Affekten werden sie erst dann, wenn die Gemeinschaft, auf die sie sich beziehen, von Gefahr bedroht ist oder irgendwie sich zu lösen droht. Das ist in Familien der Fall, wenn ein Mitglied Abschied nimmt, vielleicht gar für immer. Auf einmal pflegt dann das Zusammengehörigkeitsgefühl als starkes positives Bewußtseinselement zu erscheinen. Besonders äußere Bedrohung kann dieses Gefühl des Zusammengehörens unerhört verstärken, ja kann es zwischen vorher Fremden plötzlich entstehen lassen. Wir alle haben es im Anfang dieses Krieges staunend erlebt, daß Leute, die sonst mit Kosmopolitismus groß getan, mit einem Schlage sich ihres Deutschtums entsannen. Ja, die Gefahr schuf selbst aus bisherigen Gegnern plötzlich Freunde, so daß Deutsche, Tschechen und Magyaren auf einmal alle ihre Sprachstreitigkeiten vergaßen. Bismarck hat einmal in einer bekannten Reichstagsrede die Deutschen mit jenem Ehepaar Molières verglichen, das sich beständig prügelt, das aber im nächsten Augenblick einig ist und sich vereint gegen die Nachbarin wendet, als diese sich einmischt und den Mann ob seiner Grobheit zur Rede stellt. Bismarck hatte recht; die Gefahr hat die Deutschen und nicht nur die deutschsprechenden Staatsbürger zusammengefügt, stärker als es je glückliche Zeiten vermocht hätten.

Indessen ist ein solcher defensiver Zusammenschluß nur ein nationaler „Glücksfall", der glücklicherweise nicht allzuoft eintritt, wenn er auch über seine Entstehungsursache hinaus verlängert werden kann. Das wird auch diesmal der Fall sein, wie es 1870 gewesen ist; vielleicht noch mehr! Nichts verstärkt das Solidaritätsgefühl auch über die eigentliche Gefahr hinaus so sehr wie das Bewußtsein, diese Gefahren gemeinsam siegreich bestanden zu haben. Gemeinsamer Stolz und gemeinsame Siegesfreude sind fähig, weit über die Zeit der Not hinaus den Ertrag derselben zu bewahren. Friedrich des Großen Taten schufen die Anfänge eines solchen Gefühls über Preußens Grenzen hinaus, 1813 legte den Grund zu 1870. Und diesem wiederum danken wir vor allem die gewaltige Einigkeit von 1914. Und was wir hoffen dürfen ist, daß 1914 den Grund legt zu einem noch weiter greifenden Nationalbewußtsein, das bisher doch einige der schönsten deutschen Lande nicht einbezog in seinen Kreis. Wir haben jetzt eine wirklich lebendige gemeinsame deutsche Geschichte! —

Fragen wir nun weiter, was die Menschen außer der Sprache zusammenbindet, so dürfen wir nicht antworten: die Kultur, denn diese ist, wie ich oben

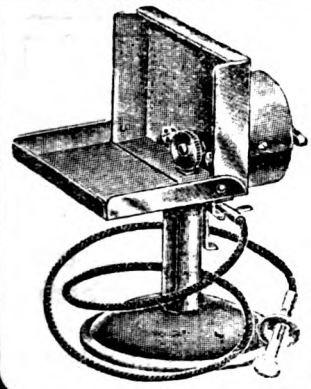
gezeigt, soweit sie nicht an Sprachliches gebunden ist, eher international und keinesfalls Gemeingut aller Klassen eines Volkes. Kultur vermag daher eher die höheren Schichten verschiedener Völker als die verschiedenen Schichten desselben Volkes zu verknüpfen. Hier ist die Kultur in ihren meisten Gebieten eher trennend als verbindend. Es ist daher ein gut Teil Phrase, wenn die Kultur im allgemeinen als Bindeglied innerhalb des einzelnen Volkskreises bezeichnet wird. Besonders falsch ist es, wenn man glaubt, die wirtschaftlichen Verhältnisse seien ein Vereinigungsmittel. Nichts trennt die Völker so sehr als gerade diese. Wir haben es erlebt, daß nicht nur West und Ost dadurch sich verfeindeten, auch zwischen hoch und niedrig liegt hier der tiefste Grund der Trennung.

Einzelne Kulturphänomene machen allerdings eine Ausnahme, und zwar vor allem die Religion. Diese ist, ehe die Sprache dazu wurde, das mächtigste Bindeglied großer Massen gewesen. „Dieselben Götter haben", ist vielfach gleichbedeutend gewesen mit „sich als ein Volk fühlen". Wir sehen im Islam, im Christentum (besonders zur Zeit der Kreuzzüge), wie die Religionen selbst über sprachliche und andere Trennungen hinweg, gewaltige weit zerstreute Volksmassen einigend zusammenbanden. Soweit überhaupt frühere Zeiten ein Solidaritätsbewußtsein ganzer Völker kannten, ist es vor allem die Religion gewesen, die das bewirkt hat. — Leider sind nun gerade wir Deutschen in der schwierigen Lage, daß wir die Religion nicht als Bindemittel verwenden können, im Gegenteil, sie ist für uns die gefährlichste Trennung. Die Kirchenspaltung verschärft auch die sprachlichen Gegensätze. Der Gegensatz katholischer Polen zum Preußentum ist viel gefährlicher als der protestantischer Polen. Gerade dieses sonst so wichtige Bindemittel dürfen wir in Deutschland nicht heranziehen, im Gegenteil, es müßte die Religion im Interesse unserer nationalen Einheit möglichst wenig ins politische Leben hineingezogen werden.

Ähnlich verhält es sich oder verhielt es sich wenigstens mit einem anderen Faktum, das ein Solidaritätsbewußtsein in größeren Kreisen zu schaffen vermag: dem dynastischen Gefühl. Die gemeinsame Verehrung für eine Person oder eine Dynastie vermag es, Völker ganz verschiedener Sprache zusammenzuhalten, was sich uns besonders in Österreich zeigt. Der Monarch wird dann sozusagen zum sichtbaren Symbol des gemeinsamen Gefühls, und er vermag es durch seine Persönlichkeit, besonders auf die niederen Massen unendlich mehr zu wirken, da diesen eine abstrakte Staatsidee meist ganz unverständlich bleibt. Den abstrakten Staat vermag niemand zu lieben, nur den Menschen, der ihn repräsentiert. Besonders in früheren Zeiten ist Staat und Dynastie für das Volk dasselbe gewesen. — Leider stand es bisher auch hierin in Deutschland nicht günstig. Deutschland hatte nicht einen, sondern einige Dutzend Monarchen, die oft feindlich einander gegenüber standen. Erst seit 1871 haben wir einen sichtbaren Vertreter des ganzen Deutschland, und darum hat das Kaisertum eine so gewaltige einigende Macht geübt, ganz anders als es je ein noch so

feſter Staatenbund vermocht hätte. Man hat in den erſten Jahren des Reiches wohl Bedenken gehabt, ob der deutſche Kaiſer nicht bloß eine Schattenfigur neben den Landesfürſten ſein würde. Die Entwicklung hat gezeigt, daß das Kaiſertum immer mehr gewachſen iſt und eine zentrale Stellung erhalten hat, neben der die Landesfürſten weit zurückſtehen. Es iſt gut ſo! denn damit wird das dynaſtiſche Gefühl zum einigenden Bande, das ſonſt eher hemmend gewirkt hätte. Und es wird gerade nach dem Kriege, wenn eine Annäherung des Reiches an Öſterreich ſtattfinden ſoll, ſehr viel davon abhängen, wie Habsburger und Hohenzollern ſich ſtellen, damit nicht das dynaſtiſche Gefühl, das ein ſo ſtarkes Bindemittel zu werden vermag, eine große Kluft aufreißt zwiſchen den Völkern.

Überblicken wir zuſammenfaſſend von hier aus die Hauptfaktoren, die ein völkiſches Solidaritätsgefühl zu ſchaffen vermögen, ſo liegen gerade für Deutſchland die Verhältniſſe ſchwierig. Kultur im allgemeinen und wirtſchaftliche Verhältniſſe, ſahen wir, ſcheiden aus als Bindemittel. Als ſolche ergaben ſich uns, wenn wir nur die wichtigſten hervorheben: Sprache, gemeinſame nationale Erlebniſſe, dynaſtiſches Gefühl und Religion. Nun ſind für Deutſchland inſofern die Verhältniſſe verwickelt, als einem deutſchen Staate, ſo wie wir ihn brauchen, einige dieſer Faktoren eher entgegenſtehen als zu Hilfe



Blitzlicht-Photographie

mit „Agfa"-Blitzlichtartikeln ein gefahrloses Vergnügen!

Winzige Rauchbildung. Schnellstes Abbrennen. Daher keine kalkigen, sondern lebenswahre Gesichter. Keine geschlossenen Augen. Keine explosiven Bestandteile. Keine Beschädigung empfindlicher Innen-Ausstattungen etc.

„Agfa"-Blitzlicht
-Blitzlampe
-Blitztabelle
} Pat.

oder die Kombination davon:

„Agfa"-Kapselblitze

Durch Photohändler.

„Agfa"-Blitzlicht-Literatur Gratis

durch

„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin SO. 36

kommen. Zusammengeschmiedet haben uns bisher und werden es von nun an hoffentlich noch stärker unsere gemeinsamen nationalen Schicksale und Taten, zusammenhält uns auch der in der Gestalt des Kaisers verkörperte gemeinsame dynastisch-staatliche Gedanke, und diese Faktoren werden den Kern des künftigen Nationalgefühls bilden müssen. Zurücktreten dagegen müssen stärker als es bisher der Fall war, die Religion als politischer Faktor und die Sprache, die man fälschlich als einziges nationales Bindemittel ansieht. Nicht „soweit die deutsche Zunge klingt" ist Deutschland, nein „dein Vaterland muß größer sein". Es hat sich als unumgängliche Notwendigkeit herausgestellt, daß wir auch nicht deutschsprechende Elemente einbeziehen müssen in unser Reich. Es heißt jedoch trennen, statt verbinden, wenn man sie gewaltsam zu einer andern Sprache bekehren wollte. Dazu ist das Bewußtsein der sprachlichen Einheit heutzutage zu stark. Aber wir müssen eben unser Nationalgefühl auf etwas bauen, das stärker ist als die Sprache, und da wir nicht auf Grund der Sprache ein einheitliches Deutschland schaffen können, so muß es ohne die Sprache, ja gegen die Sprache gehen. Es ist ein historischer und psychologischer Fehler, daß man Sprach-einheit und Nationaleinheit gleichgesetzt hat.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum II. Quartal 1915 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Die Lehre des Krieges und der öffentlichen Meinung für das Völkerrecht der Zukunft

Von Kurt Neumann

Erſt der Kampf ſelbſt iſt oft der Weg geweſen, auf dem den Völkern die Regel zum Bewußtſein kam, die künftig zwiſchen ihnen als Recht gelten ſolle.

Georg Jellinek

Zu keiner Zeit bisher hat ſich die öffentliche Meinung mehr mit dem Völkerrecht beſchäftigt als gerade jetzt. Sie hat dies in durchaus ſelbſtändiger Weiſe getan. Denn ſie hat nicht nur referiert, ſie hat von ſich aus gerichtet.

Die im beſten Sinne öffentliche Meinung hat geſprochen. Es urteilte der einfache Soldat in ſeinen Reflexionen aus dem Schützengraben, die uns ſein Feldpoſtbrief vermittelte, es urteilte der ſchlichte Bürger durch den Mund des leitenden Redakteurs ſeines Lokalblattes, es ſprachen aber auch die Gebildetſten aller Berufe in gelegentlichen Proteſten oder in ſelbſtändigen Artikeln, Broſchüren und Vorträgen, — ſie alle ſprachen ihr Verdikt.

Es entſpricht dem Geiſte unſeres Jahrhunderts, wenn aus dem Urteil des Volkes in Fragen des ſtaatsbürgerlichen Lebens richtunggebende Weisheit geſchürft wird. Darum ſoll auch für die Arbeiter am Völkerrecht das referendum ad populum zum geſunden Korrektiv werden.

Das Urteil lautet in erdrückender Majorität: das Völkerrecht iſt zuſammengebrochen, es iſt bankrott, papieren, ein totgeborenes Kind!

Dies bedeutet die Verneinung des Völkerrechts und der Völkerrechtspolitik, alſo vor allem für die Zukunft die Verneinung jeder rechtlichen Bindung der Staaten!

So aber kann es nicht gemeint sein; so ist es nicht gemeint. Wie der Spruch der Geschworenen unter Zugrundelegung eines technisch formulierten Gesetzbuches ohne vorhergehende Rechtsbelehrung ein Unding wäre, wie ohne klares in sich verständliches Programm eine große Partei nicht arbeiten kann, wie das Referendum die zweifelsfreie Formulierung der betreffenden Frage voraussetzt, so heißt es umgekehrt in unserer Frage des Völkerrechts das gesprochene Urteil zu verstehen, losgelöst von seinem technischen Zusammenhange, auf der Grundlage seiner eigenen Voraussetzungen.

Man frage die öffentliche Meinung, ob sie in Zukunft zum Beispiel auf den selbst jetzt zur Kriegszeit so sicher arbeitenden Weltpostverein verzichten will.

Man frage sie auch, ob sie sich den kommenden Frieden denken kann ohne vorausgehenden Friedensvertrag, der, nach der Ansicht des im übrigen so völkerrechtsfeindlichen Spinoza, die Staaten „gegenseitig zur Treue verpflichtet", also den Beginn völkerrechtlicher Ordnung bedeutet.

Schwerlich! Wir alle wissen, daß der künftige Friedensvertrag vom Staatsmann nicht nur politische Reife sondern auch juristische Einsicht verlangen wird*). Wir wissen, daß mit dem Frieden, insbesondere mit dem Sturze des vertrags- und verkehrsfeindlichen England das Völkerverkehrsrecht, bedingt durch die sich ergebende Weltkonjunktur, zu weit größerer Bedeutung als bisher erwachen wird.

Darum, was die Wissenschaft unter Völkerrecht verstand, diesen ganzen Komplex der rechtlichen Ordnung des zwischenstaatlichen Verkehrs im weitesten Sinne, hat das Urteil der öffentlichen Meinung nicht im Auge gehabt. Für diese lag das Völkerrecht auf einem Gebiete, wo sie enttäuscht, wo sie empört war. Dort nämlich, wo die Rechtsbrüche in unerhört rascher Folge und Regelmäßigkeit begangen sind, auf dem Gebiete des sogenannten Völkerkriegsrechts. Dieses ist für den Laien das Völkerrecht. Hierauf bezog sich sein Urteil. Und nur mit dem Urteil in dieser Beschränkung braucht, aber auch muß sich der Völkerrechtler auseinandersetzen. Auf der Grundlage der in Überfülle objektiv bereits festgestellten oder noch sicher zu stellenden Rechtsbrüche wird ihm diese Auseinandersetzung, das heißt die juristische Durchbringung des gefällten Laienurteils nicht schwer fallen**). Es wird sich dann erweisen, wie wenig mystisch, wie sehr der Rechts- und Sachlogik gemäß, wie historisch gerechtfertigt es gewesen ist.

Denn indem die öffentliche Meinung an der Hand der sich häufenden Rechtsbrüche zur Verneinung bestehenden Rechts und infolgedessen zum Verzicht auf künftige neue Formulierungen von Kriegsrechtssätzen gelangte, handelte sie in Übereinstimmung mit unserer modernen positiven, zum mindesten der historisch-soziologisch gerichteten Rechtswissenschaft, die den Begriff des Rechts nicht los-

*) Vgl. die Entwicklung der Marokkofrage!

**) Auch die nach den Balkankriegen von der Carnegiestiftung entsandte Untersuchungskommission mußte feststellen, daß so gut wie nichts von der gesamten neueren Kriegsrechtskodifikation befolgt war.

löst von seiner faktischen Geltung und die, im Geiste Savignys, neue Rechtsformulierung nur zulassen will auf Grund der Erkenntnis der tatsächlichen Anpassungsfähigkeit des neuen Rechtssatzes.

Die Untersuchung der Anpassungsfähigkeit des Völkerkriegsrechts enthüllt uns den Kern des Problems. Wenn selbst der Gesetzgeber im sicher funktionierenden Rechtsstaat hierauf zu achten hat, um nicht trotz aller Organe staatlichen Zwanges im späteren Rechtsleben Enttäuschungen zu erleben, so muß dies für die unorganisierte Völkerrechtsgemeinschaft in erhöhtem Maße gelten. Fehlt sie, so ruht hier alles auf den schwachen Schultern der Vertragstreue. Es fehlt dann vor allem an der stärksten Garantie jedes Rechts und der einzigen eigentlichen des Völkerrechts, an dem im Rechtsinhalt steckenden unmittelbaren Interessenausgleich der Rechtsgenossen. Im Frieden wird solchenfalls die mannigfache Wechselwirkung der Verkehrsbeziehungen wenigstens einen mittelbaren Interessenausgleich bringen, so daß dem an sich rein ethischen Prinzip der Vertragstreue in der Scheu vor den Folgen des Vertragsbruches die notwendige materielle Stütze erwächst.

Der Krieg aber zerschneidet alle Banden gemeinsamer Interessen. Es bleibt als einziges wahres Interesse der Wille zum Sieg, die Niederwerfung des Gegners. Für den modernen Weltkrieg gilt dies in besonderem Maße. Je kleiner die Zahl der unbeteiligten Staaten ist, um so geringer wird die Sorge vor den psychischen Folgen des Vertragsbruches. Wenn daher unser Völkerrecht mit dem Beginn des Krieges alle bisher geltenden Verträge zwischen den Kriegsbeteiligten erlöschen läßt, oder wenigstens suspendiert, so hat es den Sinn der Anpassungsfähigkeit meisterlich erfaßt. Wenn es aber von dieser allgemeinen Regel insofern Ausnahmen zuläßt, als es sich um Rechtssätze handelt, die gerade für den Kriegsfall getroffen sind, ja, wenn es diese Ausnahmen soweit treibt, daß im Hinblick auf sie (vgl. die Haager Landkriegsordnung, die Londoner Seerechtsdeklaration) heute das Wort Bluntschlis, der Krieg sei in seinem Verlauf ein rechtlich geregelter riesiger Völkerprozeß, kaum noch zu übertreiben scheint, so hat es den Bogen der Vertragstreue überspannt. Der Weltkrieg mußte die Katastrophe bringen.

Es sei dies an einem Rechtsgrundsatz erläutert, den man in den Mittelpunkt des modernen Kriegsrechts gestellt hat. Man sagt, der Krieg begründe Feindschaft nur zwischen den Staaten, nicht auch zwischen deren Bürgern. Man meint damit, der Krieg solle nur zwischen den Heeren und gegen das Staatsgut geführt werden. Die friedlichen Bürger „werden deshalb fortfahren, die Sicherheit ihrer Personen und ihrer Güter zu genießen“*). Man prüfe diesen Grundsatz auf seine Anpassungsfähigkeit und verwerte dabei die Erfahrungen dieses Krieges. Wir sehen Riesenaufgebote Bewaffneter, das Volk in Waffen. Wir sehen jede Schlachtfront ins unbegrenzte tendieren. Im Bestreben, den

*) Proklamation König Wilhelms vom 11. August 1870. Vergleiche auch Artikel 17 der deutschen Kriegsartikel.

Gegner zu überflügeln, erfolgt der Einsatz aller Kräfte. Daß es alle sind, die gegeneinander ausgespielt werden, das macht den Krieg aus einem Hasardspiel zu einer sittlichen Idee. Wie kann man aber dann die Volkswirtschaft aus der Schlachtfront ausscheiden wollen! Nicht zu Unrecht bespricht und bereitet man seit Beginn des Krieges ständig die wirtschaftliche Kriegsrüstung. Liegt doch in ihr der Schwerpunkt der modernen Kriegsführung. Das größte Heer, eine unermeßliche Ausbeute von Kriegsgefangenen wird einen endgültigen Sieg doch nicht bescheren können, wenn die Volkswirtschaft trotz des Abzuges der Millionen produktivster Arbeitskräfte sich selbst nicht erhalten, das Heer nicht ernähren, kleiden und ihm die Waffen scharf halten kann.

Die Volkswirtschaft hat ihre Grundlagen in den ungestörten Lebensbedingungen der Bürger. Das macht sie zu einem riesigen und verhältnismäßig ungeschützten Angriffsfelde, zu einem Kampfplatz ohne gleichen. Auf ihn verzichten wollen, heißt die ausgleichende Gerechtigkeit aus dem Völkerringen ausscheiden, aber vor allem auch die natürlichen Tendenzen der modernen Kriegsführung nicht verstehen.

Mir scheint, daß die Formulierung von Kriegsrechtsätzen in umgekehrter Proportion zu ihrer Anpassungsfähigkeit fortgeschritten ist. Man möchte den klassischen Boden des modernen obersten Kriegsrechtsgrundsatzes in der Zeit der Söldnerheere suchen*). Denn hier lassen sich die Heere am ehesten von ihrer staatlichen Grundlage loslösen und allein gegeneinander ausspielen. Hier gewährte ihre notwendige zahlenmäßige Beschränkung die Möglichkeit, daß sie ihren Nährboden auf dem besetzten feindlichen Gebiete selbst fanden. (La guerre nourrit la guerre.) Und da sie für die Dauer des Krieges unersetzlich waren, war es ihre Tapferkeit, die Genialität ihrer Führung und ihr Bestand allein, die über den Ausgang des Krieges entschieden. Daher würde, wenn überhaupt je, nur für jene Zeit das Bild des „Völkerprozesses" oder der Vergleich mit dem Ringkampf zwecks Erkenntnis des Gottesurteils im alten Recht für die tatsächlichen Verhältnisse des Krieges passen. Daß sich trotzdem damals nur ganz minimale Ansätze von Völkerkriegsrecht fanden, daß vor allem der Bürger im allgemeinen mehr unter dem Kriege zu leiden hatte als heute, hatte seinen Grund in dem großen kulturellen Tiefstand der Heere. Hier fehlte eben jede Anpassungsfähigkeit für Regeln humaner Kriegsführung. In dem Kopfe der naturalistisch gerichteten Rechtstheoretiker war allerdings auch damals schon die Idee des Kriegsrechts vorhanden. In meisterlicher Beschränkung, wie für die Anpassungsfähigkeit unserer Tage geschaffen, umschreibt sie Hugo Grotius in dem Satze: „Omnia licere in bello quae necessaria sunt ad finem belli." Dieser Satz, „der die Pole bezeichnet, zwischen denen alles Kriegsrecht liegt"

*) In der Tat ist auch der Entdecker jenes Grundsatzes ein Staatsphilosoph jener Tage. Jean Jacques Rousseau sagt im Contrat social, I. Buch, Kap. 4: „Der Krieg ist keine Beziehung von Mensch zu Mensch, sondern eine Beziehung von Staat zu Staat, in dem Privatpersonen nur zufällig Feinde sind, nicht als Menschen und auch nicht als Bürger, sondern als Soldaten, nicht als Glieder des Vaterlandes, sondern als seine Verteidiger."

(Niemeyer), ist — das haben die Tatsachen dieses Weltkrieges bewiesen — durch die jüngsten Kodifikationen gesprengt worden. Man hat erfahren müssen, wie weit die bisher als „necessaria" angenommenen und daher nicht rechtlich beschränkbaren Punkte hinter den wirklichen Anforderungen der modernen Verhältnisse zurückgeblieben sind. Ein Grundirrtum war es, als um die Jahrhundertwende die Staaten die Arbeit am Völkerrecht der Zukunft vor allem auf das Kriegsrecht lenkten. Hier glaubten sie den Interessenausgleich am leichtesten zu finden! Woran noch keine Rechtsordnung der Welt gedacht hatte, nämlich die gewaltsamen Auseinandersetzungen der eigenen Rechtsgenossen, die mit dem Ziele der Rechtsänderung unternommen wurden, selbst wieder unter die Rechtsordnung zu stellen, das sollte der am Anfang ihrer Entwicklung stehenden Völkerrechtsordnung möglich sein! Denn, wohl gemerkt, auf die Legitimität des verfolgten Anspruchs kommt es nicht an; auch der Krieg, der aus Übermut oder innerer nationaler Notwendigkeit, jedenfalls nicht aus geltendem Recht geführt wurde, sollte in den Rahmen dieses „Völkerprozesses" fallen. Das heißt tatsächliche Vorgänge wie die Revolution oder den Staatsstreich rechtlich normieren. Es bedeutet die Kontinuierung des Rechtsgedankens trotz Unterbrechung des Rechtssystems, ein Gedanke, der, wenn er überhaupt mit der Rechtslogik vereinbar ist, es nur unter höchsten ethischen Voraussetzungen sein kann. Von der Vertragstreue der Staaten, mit denen wir zu rechnen haben, heißt es zuviel verlangen, wenn man sie, die sich in bewußter Zweckverfolgung durch Beginn des Krieges von der Friedensordnung lossagen, in Einschränkung der Mittel zu diesem Zweck an eine neue Ordnung binden will.

Das Urteil der öffentlichen Meinung über die Zukunft des Kriegsrechts ist daher richtig und weise. Es führt zum Grundprinzip des Völkerrechts zurück und damit zu festem Boden, auf dem dem Völkerrecht so manche Wegearbeit noch bevorsteht.

Das nächste Ziel muß die zweifelsfreie Normierung des Rechts der Neutralen sein. Denn dieses ist nicht Kriegsrecht. Es regelt nur die Beziehungen von Staaten, die miteinander in Frieden leben, und erhält allein durch die zeitliche Nachbarschaft des Krieges seine Besonderheit. Damit ist die Möglichkeit der rechtlichen Normierung bejaht. Die Frage der Bedürftigkeit ist durch die Entwicklung der Neutralitätsfrage im jetzigen Kriege entschieden.

Auch gegen die Anpassungsfähigkeit des Schiedsgerichtsgedankens ist nichts einzuwenden. Dieser Krieg hat jedenfalls nicht gegen ihn gezeugt. Denn einerseits ist das jetzt geltende Schiedsgerichtsrecht nur ein Torso, da die Staaten es bisher vorgezogen hatten, auf den Friedenskonferenzen vor allem den Bestand des Kriegsrechts zu sichern. Anderseits hat der Schiedsgerichtsgedanke, was häufig übersehen wird, nicht die Möglichkeit gänzlicher Ausschaltung der Kriege zur Voraussetzung. Kriege wird es geben, soweit die Zukunft menschlicher Ahnung offen liegt. Die Ursachen sind zu tief im staatlichen oder nationalen Charakter gegründet und liegen zumeist auf außerrechtlichem Gebiet, wie Bürgerkriege, Revolutionen und Staatsstreiche. Deswegen wird auch das

beste Schiedsgericht nicht gegen sie ankönnen. Aber der angebliche Anlaß kann und wird hierdurch beseitigt werden. An die Stelle des Vorwandes wird der Zwang zur Wahrhaftigkeit treten. Und damit ist schon viel gewonnen. Man denke an die Wirkung auf die eigene Volksstimmung, vor allem aber an die Wirkung auf die Neutralen, deren jeder, auch der kleine, während des Krieges der Großen zur Macht wird. Beweis: wiederum dieser Krieg, sein Beginn (Schweden, Holland) und sein Verlauf (Vereinigte Staaten von Amerika).

Die litauisch-baltische Frage

Von Dr. Gaigalat, Mitglied des preußischen Hauses der Abgeordneten

(Schluß)

Das eigentliche ethnographische Litauen in Rußland umfaßt das ganze Gouvernement Kowno mit den Kreisen Kowno, Wilkomierz, Nowo-Alexandrowsk, Ponewiez, Schaulen, Rosseinen und Telsch, ferner den westlichen Teil des Gouvernements Wilna mit den Kreisen Wilna, Szwenczany, Troky, dem südwestlichen Teil von Oszmiany und der nördlichen Hälfte von Lyda, schließlich das Gouvernement Suwalki mit den Kreisen Wladislawowo, Wilkowiszki, Mariampol, Seyni und Kalwaria. Die beiden südlichsten Kreise dieses Gouvernements haben masurische — ehemals jadwingische — Bevölkerung. Zerstreut wohnen Litauer noch in der Umgegend von Grodno, Slonim, Nowogrodek und nördlich im Kreise Räzica. Das Gouvernement Kowno hat einen Flächeninhalt von 40640 Quadratkilometer mit 1549444 Bewohnern (laut der letzten Volkszählung). Dem Glaubensbekenntnis nach gibt es 1249800 Katholiken (fast alle Litauer und nur wenige Polen), 56000 Protestanten (Deutsche und Litauer), 40000 orthodoxe Russen, der Rest sind Juden und andere. Von der Landfläche ist mehr als ein Drittel Ackerland, fast ein Drittel Wiese und Weide, der Rest Wald. Etwa 34 Prozent der Bewohner sind ohne Landbesitz. Der Boden ist fruchtbar. Die Bewirtschaftung und Kultur ist in den einzelnen Gegenden des Gouvernements verschieden. Hügelketten nebst den tiefen Flußtälern der Wilija, Newieza und Dubisa durchziehen das Land und gestalten es stellenweise recht malerisch.

Das Gouvernement Wilna umfaßt eine Fläche von 42530 Quadratkilometern mit 1592000 Einwohnern, die aus Litauern, Polen, Weißrussen, Russen und Juden sich zusammensetzen. Der Boden besteht zumeist aus lehmigem magern Lande.

Suwalki besitzt einen Flächeninhalt von 12551 (24860) Quadratkilometern mit 604945 (706678)*) Einwohnern, von denen 525000 katholisch, 50000

*) Es ist sehr schwierig, eine genauere Statistik aufzustellen, da die mir zugänglich gewesenen Quellen nicht unbeträchtlich voneinander abweichen.

protestantisch, 20000 russisch orthodox und 104000 jüdisch sind. Die Litauer bilden 52 Prozent der Bevölkerung, die Polen 22 Prozent (wohnen in den beiden südlichen Kreisen), die Deutschen 5 Prozent und die Russen 3 Prozent. Die Hälfte des Landes ist fruchtbares Ackerland. 58 Prozent der Einwohner sind Landwirte, 21 Prozent Arbeiter, 12 Prozent Bürger. Ein Drittel der Dorfbewohner besitzt kein Land und ein Drittel alles Landes ist Gutsland. Im Jahre 1894 gab es im Gouvernement Suwalki 508 Fabriken; ihre Zahl hat sich seither noch vermehrt. Das Land besitzt gewaltige Wälder, auch Seen und Sümpfe. Die Bewirtschaftung ist intensiver als in den Kownoer und Wilnaer Bezirken, wie überhaupt auch der Kulturzustand der litauischen Sulwalkier Bevölkerung ein höherer ist.

Die russische Statistik vom Jahre 1897 gibt folgende Zahlen für die Bevölkerung der drei litauischen Gouvernements an:

Kreise	Bewohner im Ganzen	Litauer %	Polen %	Weißrussen %	Juden %	Russen %	Deutsche %	Andere %
				Gouvernement Kowno:				
Kowno	227431	41,5	23,2	0,5	19,9	11,6	2,3	1,0
Wilkomierz . .	229118	72,4	10,0	0,1	18,1	4,1	0,2	0,1
Ezeriany . . .	208787	49,8	8,9	16,8	12,7	9,9	0,1	0,0
Ponewiez . . .	222881	71,6	6,5	0,1	12,1	2,0	0,6	0,3
Rossieinen . . .	235362	76,4	5,5	0,4	11,2	2,0	4,4	0,0
Telsch	183351	81,2	1,5	0,3	12,4	1,3	0,9	0,1
Szawly . . .	237934	70,3	6,3	0,4	15,4	2,2	10,0	0,1
zusammen:	1544834	66,2	8,8	2,66	13,76	4,7	2,6	0,2
				Gouvernement Wilna:				
Wilna Stadt . .	154582	7,5	30,9	4,2	40,3	20,2		2,4
Wilna Kreis . .	208781	35,0	12,1	42,0	7,4	3,3		0,2
Szwenzianys . .	172231	33,8	6,0	47,6	7,1	5,4		0,1
Troky	203401	58,1	2,1	15,8	9,5	4,6		0,8
Lyda	207767	8,7	4,6	73,2	12,2	1,2		0,1
Oszmiany . .	233559	3,8	1,7	80,1	12,1	2,3		0,1
Disna	204923	0,3	2,4	81,7	10,1	5,9		0,1
Wileiki	208018	—	2,5	87,0	9,5	0,9		0,1
zusammen:	1591207	18,4	7,8	54,0	12,5	4,5		0,5
				Gouvernement Suwalki:				
Suwalki . . .	92910	8,5	66,8	0,2	11,3	7,9	4,3	1,0
Augustowo . .	79214	0,2	49,1	32,5	11,6	5,3	0,4	0,8
Seyni	81924	59,7	22,9	0,1	11,8	4,3	1,2	0,0
Kalwaria . . .	70425	72,6	10,1	0,1	9,3	3,6	3,6	0,7
Mariampol . .	114762	77,0	2,9	0,4	10,3	4,0	5,0	0,4
Wladislawowo .	67295	82,3	1,3	—	7,4	0,9	7,1	0,5
Wilkowiszky . .	79883	68,7	3,9	—	8,5	2,1	15,9	0,9
zusammen:	562413	52,3	22,4	4,7	10,1	4,0	5,3	0,6

Diese Zahlen stammen aus zweiter Quelle und enthalten zweifellos einige Druckfehler, bieten aber ein richtiges Gesamtbild.

Das großlitauische Volk besitzt eifriges Streben nach Bildung. In dieser Beziehung steht es zum Teil wohl über den preußischen Litauern. Auch wenig begüterte Bauern bemühen sich, wenigstens einen Sohn auf das Gymnasium zu schicken, zunächst mit dem Ziel, ihn einst als Geistlichen im priesterlichen Gewande zu sehen. Daher kommt es, daß die gesamte Geistlichkeit in Litauen mitsamt den Bischöfen rein litauisch ist und jetzt auch litauisch fühlt und sich in litauisch-nationalem Sinne betätigt. Aber viele Gymnasiasten ziehen es vor, statt in das Priesterseminar zu treten, das Gymnasium bis zur Maturität zu durchlaufen, um später nach absolviertem Studium als Mediziner, Advokaten oder Philologen ihrem Volke zu dienen. In letzter Zeit haben sich manche auch dem Bankwesen zugewandt, einem Zweige, der, wie der Handel, bis dahin keine Vorliebe bei den Litauern gefunden hatte.

Besonders deutlich zeigt sich das Streben der Litauer nach Kultur und sozialer Selbsthilfe im Vereinsleben. Die litauische wissenschaftliche Vereinigung in Wilna zählt fast alle gebildeten Litauer zu ihren Mitglieder; sie besitzt ein Museum für Volkskunde und eine wertvolle Bibliothek. Der litauische Kunstverein veranstaltet alljährlich Kunstausstellungen und besitzt ebenfalls ein Kunstmuseum. Drei große Volksbildungsvereinigungen arbeiten mit hundertunddreißig Zweigvereinen an der kulturellen Hebung des Volkes. Zwei Vereine sorgen für Unterstützung bedürftiger Studenten; sechs Genossenschaften und Aktiengesellschaften bezwecken die Herausgabe von Büchern und Zeitschriften. Auch besitzen die Litauer Arbeiter-, Frauen-, Theater- und ähnliche Vereine. Alljährlich werden hier und dort etwa zweihundertundfünfzig Theateraufführungen veranstaltet. Die Temperenzvereinigungen haben etwa dreißigtausend Mitglieder.

Im allgemeinen ist höhere Bildung unter den Litauern etwas weniger verbreitet, als unter den Letten, welch letztere schon seit Jahrzehnten völlig selbständig für ihre eigenen kulturellen Bedürfnisse zu sorgen in der Lage waren. Am wenigsten sind die Ostlitauer in kultureller und nationaler Beziehung vorwärtsgekommen. Sie stehen zu sehr unter polnischem und weißrussischem Einfluß, der sie in jeder Weiterentwicklung hemmt. Insonderheit haben die Polen, sogar mit roher Gewalt und an geweihter Stelle, wiederholt jede Regung litauischen Lebens, jeden Gebrauch litauischer Sprache und Sitte zu verhindern gesucht. Doch erringt der Polonismus dort gegenwärtig weiter keine Erfolge, weicht vielmehr zurück, besonders seitdem einige litauische Vereine die kulturelle Hebung Ostlitauens sich angelegen sein lassen.

In wirtschaftlicher Hinsicht kann Litauen nicht gerade als ein sonderlich produktives Land angesehen werden. Bodenschätze gibt es wenige. Getreide- und Flachsbau, Viehzucht und Waldwirtschaft sind die hauptsächlichsten Erwerbszweige der Bevölkerung. Doch finden sich in größeren Orten, wie Wilna, Kowno, Schaulen und anderen verschiedene Fabriken, namentlich Eisengießereien,

Draht- und Nagelfabriken, Brennereien und Brauereien, Tabak- und Baumwollfabriken, Mühlen, Gerbereien und anderes mehr. Die Landwirtschaft steht nicht überall gleich; Suwalki geht voran, es folgt Kowno, dann erst Wilna. Seit der Revolution 1905 ist allgemein eine freiere Entwicklung auch im wirtschaftlichen Leben zu konstatieren: etwa hundert Konsumvereine, eine größere Anzahl landwirtschaftlicher und sonstiger Berufsvereine haben sich gebildet; es finden landwirtschaftliche Ausstellungen mit Prämiierungen statt, zwei Aktiengesellschaften für den Vertrieb moderner landwirtschaftlicher Maschinen haben sich aufgetan, eine vielseitige Presse belehrt das Volk über intensive Wirtschaftsführung und Schaffung neuer Erwerbszweige; ein neues hoffnungsfreudiges wirtschaftliches Leben ist im Aufblühen begriffen. Der Boden ist zum größten Teil fruchtbar und ertragreich. Leider sind viele Güter, die sich in polnischen und russischen Händen befinden, infolge Saumseligkeit und schlechter Wirtschaftsführung der Besitzer stark verschuldet und vernachlässigt; sie können kein Vorbild für die Bauern bieten. Unter einer fürsorglichen und weitschauenden Regierung würde Litauen bald ein blühendes Land mit wohlhabender Bevölkerung werden; denn das Volk ist fleißig und äußerst bildungsfähig.

Ein etwas unerfreuliches Element unter der litauischen Bevölkerung bildet die Judenschaft, die in den kleineren Städten den größeren Teil der Bewohnerschaft bildet. Die russische Regierung hat den Juden nur in den westlichen Gouvernements dauernden Aufenthalt gestattet und auch da nur in den Städten. Jedoch durch schlaue Umgehung der behördlichen Bestimmungen bringen es die Juden fertig, ihr Wesen auf dem platten Lande ungestört zu treiben. Schon seit der Herrschaft Mindowes (im dreizehnten Jahrhundert) haben Juden sich in beträchtlicher Anzahl in Litauen festgesetzt und sind als kulturfördernder Faktor in Handel und Gewerbe bis in die Gegenwart tätig gewesen. Doch ist die ländliche Bevölkerung durch sie anderseits wirtschaftlich und kulturell aufgehalten worden, insofern als die meisten Erwerbszweige, abgesehen von der Landwirtschaft, von den Juden allein in Beschlag genommen waren und die Landbevölkerung hiervon völlig ausgeschaltet blieb. Durch Verleitung zur Trunksucht, durch listige Bewucherung der litauischen Bauern, haben Juden nicht wenig zur Verarmung der Bauernschaft beigetragen. In den letzten Jahrzehnten hat jedoch eine allgemeine Emanzipation von der Bevormundung durch die Juden im Handel unter der litauischen (und auch der polnischen) Bevölkerung eingesetzt. Es geht den Juden nicht mehr gut; viele verarmen, weil die Litauer selber den Handel in die Hände genommen, Fabriken angelegt, Konsum- und Darlehnskassenvereine zur Blüte gebracht haben. Vielen Juden bleibt nichts übrig, als nach Amerika, oder, wie es in letzter Zeit öfter geschieht, nach Südafrika auszuwandern. Immerhin sind die Juden durch den Handel und eine gewisse Bildung noch recht einflußreich. Mit Deutschland stehen sie in lebhaftem Verkehr; der bedeutende Holz- und Flachsexport geht ausschließlich durch ihre Hand,

litauisch-jüdische Studenten besuchen deutsche Universitäten und erscheinen schließlich wohl auch als Koryphäen in der deutschen Gelehrtenwelt.

Das Verhältnis der Litauer zu den Polen ist trotz der jahrhundertelangen politischen Gemeinsamkeit ziemlich unfreundlich. Und dieses aus nationalen Gründen. Die Polen sind gewohnt, Litauen als einen Teil ihres Reiches anzusehen, das sie mit den Segnungen ihrer Kultur und ihrer „vornehmen" Sprache beschenkt hätten. Dafür müßten die Litauer dankbar sein. Sie sollten ihre „heidnische" Sprache und ihre bäuerischen Sitten fahren lassen und sich dem hochkultivierten Polonismus anschließen, so wie es ihr Adel bereits vor Jahrhunderten getan habe. In der Tat hatte der Polonismus gewaltigen Einfluß in Litauen gewonnen. Die Universität Wilna und die ihrer Aufsicht unterstellten Schulen waren seine Pflanzstätten. Das Verbot des Gebrauches litauischer Bücher 1864 bewirkte eine starke Verbreitung der polnischen geistlichen und Profanliteratur über ganz Litauen. Vielfach betete und lehrte man die Jugend aus polnischen Büchern. Das Litauische schien völlig eingeschlafen. Als aber im neunzehnten Jahrhundert eine Erstarkung des Nationalitätsgefühls bei verschiedenen kleinen Völkerschaften zutage trat, wurden auch die Litauer zum nationalen Erwachen angeregt. Es galt zunächst, den gewaltigen Einfluß des Polonismus aufzuhalten. Die gebildeten Litauer bemühten sich, nachdem sie sich allmählich auf nationalen Boden gestellt hatten, im Bunde mit der Geistlichkeit in allen kulturellen Fragen das Volk von dem polnischen Wesen unabhängig zu machen. Sie schufen bald eine litauische Literatur, und in der Schul- und Kirchenfrage kam ihnen die russische Regierung entgegen. Der litauische Adel ist allerdings auch gegenwärtig noch in seiner Mehrheit dem Polonismus ergeben, jedoch hat bereits eine beträchtliche Anzahl Bojaren sich von ihm losgesagt und ist sich seiner Zugehörigkeit zum Litauertum bewußt geworden. Böses Aufsehen haben einige Kämpfe in der Wilnaer Diözese zwischen Polen und Litauern bei kirchlichen Gottesdiensten erregt, wobei die Polen den neueingeführten litauischen Gesang durchaus nicht zulassen wollten, und ihn nicht nur zu überschreien suchten, sondern auch die Sänger mißhandelten und die litauische Predigt verhinderten. Ausführliches hat darüber der Abgeordnete Dr. Steputat im preußischen Abgeordnetenhause am 13. Februar 1914 berichtet. Gegenwärtig giebt es keine freundschaftlichen Beziehungen zwischen Litauern und Polen. Daher sollte auch nie zugelassen werden, daß die litauischen Kreise des Gouverments Suwalki, obwohl sie früher vorübergehend zum engeren Polenreiche gehörten, in irgendeine nähere Verbindung mit Polen kämen. Sie sind völlig litauisch und sollten und dürften nicht von dem übrigen Litauen getrennt werden. Würden diese Gebiete wieder mit Polen vereinigt, so wäre dadurch der Vergewaltigung und Bedrückung der Litauer durch die Polen Tor und Tür geöffnet.

Zu den Letten, dem Brudervolk der Litauer, die in Kurland und Livland die große Masse der Bevölkerung ausmachen, stehen die Litauer in freundlicher

Beziehung, wenn diese auch bisher nicht gerade lebhaft zum Ausdruck gekommen ist. Die Sprache der Letten ist eine jüngere Schwesterspräche des Litauischen und dürfte sich von dieser kaum in demselben Grade unterscheiden, wie etwa das Holländische von dem Hochdeutschen. In der Geschichte sind die Letten als Volk nie in besonderem Maße hervorgetreten. Um etwa 1200 eroberte der Schwertbrüderorden die Sitze der Letten und Esthen und beherrschte sie bis zu seiner Vereinigung mit dem deutschen Ritterorden (1237). Letzterer suchte durch langjährige Kämpfe gegen die Litauer das zwischen Preußen und dem Lettlande liegende Szamaitenland zu erobern, um ein zusammenhängendes Reich zu schaffen. Nur für eine kurze Zeit (1404 bis 1409) konnte er sich des ungetrennten Besitzes erfreuen. Die Reformation fand in Kur- und Livland (auch in Esthland, das der Orden 1346 erobert hatte) freudige Aufnahme; auch gegenwärtig bekennen über 80 Prozent der Bevölkerung den protestantischen Glauben. — Die katholischen Letten, 300000 an der Zahl, haben ihre Sitze vornehmlich im Gouvernement Witebsk. — Später verfiel die Macht des Ordens. Esthland sagte sich von ihm los und stellte sich unter Schwedens Oberhoheit; Livland wurde mit Polen-Litauen vereinigt und Kurland geriet 1561 in Abhängigkeit von Polen, bis es sich 1795 an Rußland anschloß.

Die Letten haben sich unter der Fürsorge des deutschen Adels und der deutschen Intelligenz in Stadt und Land, insbesondere der Geistlichkeit, zu einer beträchtlichen Kulturstufe emporgearbeitet, so daß sie in der letzten Zeit sogar in einen für ihre Lehrmeister fast gefährlichen wirtschaftlichen und nationalen Wettbewerb mit diesen getreten sind. Dieser Kampf hat insofern für die Letten viel Aussicht auf Erhaltung und Stärkung ihrer Nationalität, als sie numerisch den Deutschen weit überlegen sind. Zählt man doch in Kurland (bei einem Flächeninhalt von 27286 Quadratkilometern) unter 674000 Einwohnern 75 Prozent Letten und nur 8 Prozent Deutsche (meist Bürger und Gutsbesitzer) und in Livland (47000 Quadratkilometer) unter 1300000 Bewohnern 43 Prozent Letten und ebenfalls nur 8 Prozent Deutsche. Auch in den Städten, die bisher vorwiegend deutsch waren, ist das lettische Element so stark geworden, daß es bei den Wahlen der städtischen Körperschaften bereits sein Gewicht kräftig in die Wagschale zu legen vermag. Unter fernerer russischer Herrschaft dürfte die Bedeutung des Deutschtums in den baltischen Gebieten immer mehr schwinden. Hat doch Rußland seit vielen Jahrzehnten die Russifizierung des Baltenlandes, trotz des notorischen Einflusses des baltischen Adels in Petersburg, energisch und nicht ohne Erfolg betrieben. Anderseits würde eine mit starker Hand betriebene Germanisierung der Letten, wie von manchen naiv denkenden Leuten empfohlen wird, wenig Erfolg zeitigen, weil die Letten national und wirtschaftlich bereits zu sehr erstarkt sind. Von einer Verdeutschung der Letten in fünfzig Jahren, was unlängst in der „Ostpreußischen Zeitung" als möglich hingestellt wurde, kann keine Rede sein. Ein solches Beginnen würde gewaltige finanzielle und moralische Opfer fordern, die ein etwaiger

beschränkter Erfolg nimmer aufwiegen könnte. Die preußische Polenpolitik hat zur Genüge erwiesen, wie schwierig, unerquicklich und undankbar es ist, ein Volk national schwächen zu wollen, das sich nun einmal zu einer gewissen nationalen Selbständigkeit entwickelt hat.

Es erstehen für Deutschland, wenn es mit Gottes Hilfe siegreich aus dem gewaltigen Ringen hervorgeht, besonders wichtige Aufgaben bezüglich dieser seiner nordöstlichen Nachbarländer. Es darf diese Gebiete, deren Bevölkerung durch Sprache, Volkstum und Sitten keine Verwandtschaft und keinen Zusammenhang mit dem allrussischen Wesen hat, zu seinem eigenen Schaden nicht ferrerhin bei dem russischen Koloß belassen. Es ist geradezu eine moralische Pflicht des Deutschen Reiches, das baltische Deutschtum, das lettische und litauische Volk nicht länger unter der geistig knechtenden, den wirtschaftlichen Aufschwung lähmenden und die nationale Wohlfahrt hemmenden Verwaltung Rußlands zu belassen. Deutschland muß sie befreien, zunächst um seiner eigenen politischen Sicherheit willen, indem es den gewaltigen Gegner schwächt und sich befreundete Staatsgebilde schafft, auf die es sich verlassen kann. Was Rußland bei Ausbruch dieses Krieges für Ziele hatte, beweisen die unter den russischen Bagagestücken gefundenen Spezialkarten des europäischen Rußland aus dem Jahre 1911, denen zufolge die Grenzen des russischen Reiches bereits bis Stettin, Berlin und Potsdam reichten. Ein Gegner, der aus überschäumendem Nationalitätsgefühl und unersättlichem Machthunger wohl jahrelang auf die Gelegenheit gewartet hat, unserem Volksganzen den tödlichen Stoß zu versetzen und der dann tatsächlich unserer Volkskraft und unserem Lande unsäglich tiefe Wunden geschlagen hat, muß für lange Zeit, möglichst für immer, unschädlich gemacht werden.

Daß Rußland selber im Falle eines unglücklich endenden Krieges mit Deutschland mit Gebietsverlust rechnet, und zwar mit dem Verlust des ganzen Gebietes von Russisch-Polen, ja sogar des nördlich davon liegenden Gebietes bis zur Düna, hat General Kuropatkin in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Russisch-Japanischen Kriege" offen zugegeben.

Das moderne Deutsche Reich hat um so mehr die Pflicht, vorwärtsstrebende Völkerschaften dem Machtbereich Rußlands zu entziehen, als dieses Reich in seiner Verwaltung vielfach rückständig, ungerecht und geradezu kulturhemmend geblieben ist und den Stempel seiner Eigenart den unterjochten Völkern, die nach Ausbildung ihrer eigenen, nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und des Kulturfortschritts sich entwickelnden Art streben, mit rauher Faust aufzudrücken sich dauernd bemüht hat.

Es fällt gegenwärtig den Deutschen die herrliche Aufgabe zu, als Schutz- und Schirmherr der kleineren Nationen vor aller Welt aufzutreten. England gefiel sich in heuchlerischer Weise in dieser Rolle. Es hat während des gegenwärtigen Krieges den Mund voll genommen und der Welt erklärt, daß es nur zum Schutze der kleineren Staaten und Nationen in den Krieg eingegriffen habe.

Doch die ganze Kolonialgeschichte Englands straft es Lügen. Allmählich ist den Völkern ein Licht über die Treulosigkeit und Unwahrhaftigkeit Englands aufgegangen.

Wenn nun die Weltmission, die England zu haben vorgab, an Deutschland übergehen muß, so sollte dieses die Protektion über die kleineren Völkerschaften gerne übernehmen. Und die Welt erwartet von ihm, daß es mit Gerechtigkeit verfahren und die von der Vorsehung geschaffenen Nationalitäten in ihrem Bestande zu schützen, zu erhalten und ihre Rechte machtvoll zu unterstreichen bestrebt sein wird. Dafür wird es den Dank und die Achtung der ganzen Welt ernten und der deutsche Name wird allenthalben einen freudigen Widerhall finden.

Das bisher russische Litauen mit einem Flächeninhalt von etwa 1500 Quadratmeilen und mit etwa 3 300 000 Bewohnern, von denen mindestens 2 Millionen*) sich der litauischen Sprache bedienen, ist wie dazu geschaffen, ein besonderes staatliches Gebilde, einen Keil (Pufferstaat) zwischen der germanischen und slawischen Welt darzustellen. Es besitzt mehrere größere Städte, hat eine ertragreiche Landwirtschaft, auch Anlage zur Entwicklung von Industrie, und bietet so gute Garantien für eine segensreiche wirtschaftliche Zukunft.

Die Provinz Ostpreußen und ihre Städte brauchen notwendig ein Hinterland, um mit diesem Handelsbeziehungen zu unterhalten und in regen wirtschaftlichen Verkehr zu treten. Besonders in anbetracht der großen Schäden, die der Krieg über Ostpreußen gebracht hat, bildet für diese Provinz die Schaffung eines Hinterlandes, dessen Grenzen nicht mehr wie bisher eine fast undurchdringliche Wand bilden werden, die Lebensfrage.

Die Befürchtung, daß die preußischen Litauer sich einem derartigen litauischen Staatsgebilde würden anzuschließen wünschen, ist völlig unbegründet. Die preußischen Litauer haben — das ist jedem Kenner dieses Volksstammes ganz klar — nicht die mindeste Lust, einem anderen Staate, einer anderen Verwaltung, als gerade der preußisch-deutschen anzugehören. Sie leben in gutem Wohlstande, sind dankbar für die nutzbringende Fürsorge des preußischen Staates und würden ihre gegenwärtige, hochentwickelte wirtschaftliche Lage nimmer gegen eine zweifelhafte Zukunft eintauschen wollen. Auch ist die preußisch-litauische Bevölkerung in dem von ihr bewohnten Gebiet so stark von Deutschen durchsetzt, daß sie nur in den nördlichsten Kreisen Memel und Heydekrug etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachen dürfte. Es ist auch für alle Zukunft, wenn ein litauisches Staatswesen an der preußisch-litauischen

*) Manche Statistiken geben die Anzahl der Litauer in Rußland mit 3 Millionen an; und sie dürfen recht haben, wenn man nämlich die Litauer der dem eigentlichen Litauen benachbarten Gouvernements Grodno, Slonim, Witebsk, Räzica und die bereits stark polonisierten, russifizierten und lettifizierten Litauer, die nach einer Umwälzung der politischen Verhältnisse zur Sprache ihrer Väter zurückkehren dürften, mitzählt.

Grenze gebildet würde, nicht anzunehmen, daß irgendwelche Bestrebungen, die im deutschen Interesse unerwünscht wären, sich geltend machen würden. Die Litauer wissen, was sie an Preußen haben und mit welcher Fürsorge sie behandelt werden, wenn sie auch zum Teil bezüglich der Erhaltung ihrer Sprache etwas weitergehende Wünsche haben, als ihnen bisher zugebilligt worden ist. Ihr Nationalgefühl ist bei weitem nicht in dem Maße geweckt, wie bei vielen anderen Völkerschaften in ähnlicher Lage. Der russische Litauer ist bei seinen preußischen Stammesgenossen wenig geachtet und seine Wirtschaftsführung in den Grenzgegenden wird nicht geschätzt. Außerdem, und das fällt besonders ins Gewicht, bekennen die preußischen Litauer den evangelisch-lutherischen Glauben, während die russischen in ihrer großen Mehrheit römisch-katholisch sind. Die beiderseitige Sprache ist dialektisch verschieden und vollends die Schriftsprache der russischen ist unseren Litauern nur sehr schwer verständlich. Kultur und Sitten weichen stark voneinander ab. Es besteht bisher überhaupt kein Verkehr, weder nationaler noch wirtschaftlicher Art zwischen den beiden litauischen Grenznachbarn; sie sind einander fast fremd. Aus diesen Gründen sind etwaige Bestrebungen, eine Annäherung oder besondere gegenseitige Sympathien zwischen den Litauern beider Länder zu wecken, für die Zukunft nicht zu erwarten oder als völlig aussichtslos anzusehen.

Sollte es aus hier nicht weiter auszuführenden Gründen zweckmäßig erscheinen, ein größeres Staatengebilde an unserer Nordostgrenze zu schaffen, so würde es nach der geographischen Lage und der Verwandtschaft des Volkstums und der Sprache das Nächstliegende sein, Land und Volk der Litauer mit dem Volk der Letten in eine Art staatlichen autonomen Gefüges zu bringen, unbeschadet der Eigenart eines jeden Stammes, wobei das deutsche Element eventuell durch bestimmte Kautelen in der Verfassung in seinem Bestande und seiner Weiterentwicklung geschützt werden könnte. Ein solches Staatswesen würde aber nur dann zu befürworten sein, wenn ein autonomes Litauen neben einem autonomen Baltenlande sich als unmöglich herausstellen sollte.

Die hauptsächlich von Letten bewohnten Gebiete Kurland und Livland umfassen etwa 1500 Quadratmeilen mit 1973399 Einwohnern, wobei das nördlich gelegene Livland bereits 40 Prozent Esthen aufweist. In Esthland (20250 Quadratkilometer Flächeninhalt), das unter 414000 Bewohnern bereits 82 Prozent Esthen, nur 5 Prozent Deutsche und 5 Prozent Russen zählt — der Rest sind Letten, Schweden und Finnen — liegen die Verhältnisse anders. Da die Esthen, die wie oben angeführt, auch das nördliche Livland beherrschen, in ihrer Sprache und ihrem Volkstum keine näheren Beziehungen zu den Letten und Litauern haben, so liegt auch keine Veranlassung vor, sie mit den letzteren in dasselbe Staatsgefüge zu bringen. Sie gehören zu ihren weiter nördlich wohnenden Stammesgenossen, den Finnländern. Nur um ein Gegengewicht gegen die infolge ihrer höheren Kultur voraussichtlich nach der

Führerschaft strebenden Letten herzustellen, befürwortet Bezzenberger den Einschluß der Esthen in das baltische Staatswesen.

Wie die Entscheidung darüber auch fallen möge, Hauptsache aber wird sein müssen, daß dies neue Staatswesen in ein nahes Verhältnis zu Deutschland gerückt wird, indem sein Heer unter das deutsche Oberkommando gestellt und sein Gebiet in die deutsche Zollgrenze eingeschlossen wird. Das würde im eigensten Interesse des neuen Staatswesens liegen, allein eine dauernde Sicherheit für die Freiheit der Litauer und Letten bieten, und ein Bollwerk gegen den unersättlichen Panslawismus bilden. So führt ein gleiches Interesse die Deutschen, Litauer und Letten naturgemäß zusammen.

Wie Napoleon im Jahre 1815 über die Länder Europas dachte

Zur Erinnerung an den 1. März 1815

Von Ferdinand Eckert

Als der große Krieg kam, wischte er mit einer einzigen großen Bewegung alle Entwürfe unter den Tisch, die da und dort wohl schon ein Festredner zu einer Gedenkfeier der Ereignisse vor hundert Jahren sich ersonnen hatte, und mit einem Male verschwand aus den illustrierten Zeitschriften jener Teil, den wir seit 1912 schon darin zu finden gewohnt waren und der in treuem Gedenken an das, was die Väter damals geleistet und zum Leben erweckt hatten, uns das Bleibende und Fortwirkende davon fruchtbringend näherrücken sollte. Vielleicht waren wir in der Erinnerung an die alte Zeit sogar zu gründlich gewesen. Viele Bücher hat das Jahr 1913 gebracht und sie wären in den Jahren 1914 und 1915 sicherlich um ein gutes Teil vermehrt worden. Aber der große Krieg kam und vergessen war alles, was vor hundert Jahren geschah, zu lebendig trat die Gegenwart vor uns hin, zu gebieterisch war die Forderung des Tages, zu tief waren unsere Herzen berührt. Jetzt sind wir wieder ruhiger geworden und die Lust am Versenken in das, was war, ist wieder langsam erwacht. Wir wollen das Werden dieses Riesenkampfes, der uns umtobt, von Anfang an verstehen, wollen begreifen, warum wir so allein stehen gegenüber einer Welt von Feinden, wollen im Spiegel vergangener Zeiten Gegenwart und Zukunft schauen. Und darum ist es auch angezeigt, daß wir am 1. März

1915 jener tollkühnen Landung Napoleons des Ersten an der Küste Frankreichs gedenken, freilich nicht in der Weise, — was ja unter anderen Verhältnissen sicherlich eingehend geschehen würde, — daß wir untersuchen, wie der Kaiser seinen Plan ins Werk setzte und warum er so herrlich gelang, sondern wir wollen nur das herausheben, was Napoleon damals gerade über jene Länder Europas dachte und urteilte, die heute wieder im Vordergrunde des Interesses stehen, und wie er überhaupt die damalige Lage Europas betrachtete. An bemerkenswerten Vergleichen mit unserer Gegenwart wird der aufmerksame Leser dann mancherlei finden.

Genauen Aufschluß über das Zustandekommen des kühnen Planes Napoleons finden wir in den 1820 zu London erschienenen Lebenserinnerungen seines Kabinettssekretärs während der hundert Tage, des Fleury de Chaboulon. Dieser Vertraute des Kaisers nahm darin auch einen Bericht eines Obersten P . . . S . . . auf: „Die Geschichte des 20. März 1815." Darin erzählt der nichtgenannte Oberst seine höchst abenteuerliche Reise nach Elba und deren Folgen, eben die schleunigste Abreise des Kaisers. Dieser Bericht wurde dem Fleury de Chaboulon vom Oberst übergeben, als dieser sich zur Armee begab, und zwar mit dem ausdrücklichen Auftrag, er möge für dessen Veröffentlichung Sorge tragen, falls ihm etwas zustoße. Und tatsächlich ist der Oberst, wie Chaboulon anmerkt, in der Schlacht von Waterloo bei Mont-Saint-Jean gefallen. Der Kaiser selbst war von dem Vorhandensein unseres Schriftstücks unterrichtet, forderte es von seinem Kabinettssekretär, genehmigte aber die Veröffentlichung mit den Worten: „Der Oberst hat die Wahrheit gesagt, und nichts als die Wahrheit!"

Hören wir nun, was uns daraus zur Jetztzeit interessieren kann*):

Kaum war der Oberst nach Elba gekommen, wurde er vor den Kaiser geführt und hatte mit ihm verschiedene Unterredungen.

Natürlich boten zunächst die Umstände, die zur Abdankung des Kaisers führten, den Gesprächsstoff. Bittere Anklagen schleudert Napoleon gegen den „Schuft" Marmont und den „von den Verbündeten bestochenen" Talleyrand, er beklagt den Vertrag von Chatillon, den Ludwig der Achtzehnte am 23. April 1814 unterzeichnet hatte; damit hatte er ja „mit einem Federzug Belgien und alle seit der Revolution gewonnenen Besitzungen abgetrennt und alle Arsenale, die ganze Flotte, die Lagerhäuser, die Artillerie, ein ungeheures Material, das er in den Festungen und Häfen aufgespeichert hatte, den Feinden preisgegeben." Er will zeigen, wie sehr damals gesündigt wurde, und will den Engländern, Russen und Österreichern „die Maske vom Gesicht reißen", damit Europa einsehe, „wo damals die Begierde nach Blut und Tollkühnheit herrschte," bei ihm oder bei denen, die Frankreich einen solchen Vertrag aufnötigten.

*) Eine Bearbeitung dieses Teiles der Memoiren des Chaboulon wird zu gelegener Zeit erscheinen.

Seine Gedanken schreiten dann weiter zu den Bourbonen und ihrer Regierung. Er hatte gehofft, daß sie durch ihr Unglück belehrt nicht mehr in die alten Fehler verfallen würden. Aber was muß er da alles von dem Obersten hören! Die Emigranten, die Priester und Adeligen spielen wieder die alte Rolle zum Schaden des Landes. „Als es bloß darauf ankam, schöne Waden zu zeigen in meinen Vorzimmern, da hatte ich mehr von diesen Leuten, als mir lieb war. Als sie sich aber als Männer beweisen sollten, zogen sie sich zurück wie Hunde. Es war ein großer Fehler von mir, daß ich diese antinationale Gesellschaft zurückrief. Aber ich wollte Europa versöhnen und die Revolution zum Abschluß bringen." So urteilt er über die Emigranten. Mit großer Befriedigung hört er dann, daß die Bourbonen nicht regieren können, hört von den Fehlern, die sie machen, von der bonapartistischen Stimmung in der Armee, von der Sehnsucht der alten Soldaten nach dem Kaiser, von den bitteren Gefühlen des Volkes gegen den König, der es wieder in die frühere Nichtigkeit zurückstoßen wolle. „Wie soll das enden?" fragt er begierig. „Glaubt man, es komme eine neue Revolution?"

„Sire," erwiderte der Oberst, „die Geister sind derart unzufrieden und hoffnungslos, daß die geringste Bewegung auch nur eines Bruchteiles der Nation notwendigerweise eine allgemeine Erhebung zur Folge haben wird. Und niemand wird erstaunt sein, wenn sie eines schönen Tages losbricht!"

„Aber was wollt ihr denn, wenn ihr die Bourbonen verjagt? Wollt ihr wieder eine Republik aufrichten?"

„Eine Republik, Sire? Kein Mensch denkt daran! Vielleicht setzt man eine Regentschaft ein!"

„Eine Regentschaft?" rief der Kaiser überrascht. „Warum? Bin ich denn tot? . . . In zwei Tagen wäre ich in Frankreich, wenn die Nation mich ruft . . . Glauben Sie, ich tue gut daran, wenn ich zurückkehre?"

Der Oberst zögerte, diese bedeutungsvolle Frage zu beantworten. Lag doch das Geschick Frankreichs und noch mehr vielleicht in dem Wörtlein „ja". Endlich aber sprach er es aus und setzte hinzu: „Der Ekel und die Abneigung der Franzosen gegen die Regierung lastet so schwer auf der Nation und der Armee, daß jeder, der sie davon befreien wollte, selbst wenn es nicht Eure Majestät wäre, die Franzosen bereit finden würde, ihm zu folgen."

Da bemächtigte sich des Kaisers tiefste Erregung und bald sprach er das entscheidende Wort: „Ich bin dazu entschlossen . . . ich werde abreisen!"

Soviel mußte wohl erwähnt werden, um die folgenden Bemerkungen über die Länder Europas in ihrer Bedeutung voll zu erfassen. Sie fielen in einer Stunde, da des Kaisers Geist rege war, und alle Schärfe anwandte, um zu klarer Erkenntnis zu gelangen.

Daß er auf die Polen und die Grenadiere sich verlassen könne, wußte er. Die alten Marschälle, die er zwar mit Ehren und Reichtümern überhäuft hatte, die aber alt und kampfesüberdrüssig geworden waren, würden wohl tatenlos

zusehen, um ihre Stellung nicht zu untergraben. Den Übergang der Armee zu seinen Fahnen sah er voraus. Aber wie werden die Mächte sich zu seinem Unternehmen stellen? Werden sie das, was er vor hat, Friedensbruch, Treubruch und Verleitung hierzu, mit Gewissensruhe mit ansehen können?

Eine Betrachtung der verschiedenen Völker soll ihm Gewißheit geben.

„Die Sachsen, die Genuesen, die Belgier, die Rheinländer und die Polen, sie alle wollen nichts wissen von den neuen Herren, die man ihnen geben will. Italien seufzt nach dem Augenblick, da es sich der Herrschaft der Österreicher entziehen kann. Der König von Neapel mußte sich durch die Erfahrung belehren lassen, daß sein bester Schutz beim Kaiser liegt; er wird die Erhebung Italiens unterstützen. Preußen und Österreich werden sich still verhalten, wenn sie im Besitz ihrer Erwerbungen verbleiben können. Und Österreich, das von Rußland und Preußen alles zu fürchten hat, das aber vom König von Frankreich nichts zu erhoffen hat, wird zustimmen," so meint der Oberst, „daß Sie mit den Bourbonen machen können, was Ihnen beliebt, wenn man ihm nur Italien überläßt. Kurzum, alle Mächte, England ausgenommen, haben mehr oder minder Veranlassung, sich nicht gegen Sie zu erklären. Bevor aber England auf den Kontinent einwirken und ihn zur Erhebung hinreißen kann, wird es Euer Majestät möglich sein, sich den Thron so zu sichern, daß jeder Versuch, ihn wieder umzustürzen, vergeblich ist."

Diese Darlegung der politischen Verhältnisse im allgemeinen, wie sie der Oberst ihm schildert, veranlaßte den Kaiser nochmal, die einzelnen Länder zu betrachten und ihre Stellung zu ihm.

Von Rußland fürchtet er nichts. Zwischen dem Kaiser Alexander und ihm bestehe eine Art Freundschaft. Der Kaiser müsse ihn hochschätzen und den Unterschied merken, der zwischen ihm und einem Ludwig dem Achtzehnten sei. Wenn er Einsicht genug besitze, müsse es ihm lieber sein, daß Frankreich von einem starken Mann, von einem unversöhnlichen Gegner Englands regiert werde, als wenn das Szepter ein Schwächling führe, der noch dazu ein Freund und Vasall des englischen Prinzregenten sei. Freilich, Polen und was der Zar sonst noch wünsche, werde man ihm geben.

Hat er Rußland, so glaubt er Preußen und die kleinen Rheinbundfürsten zu haben; denn diese werden nur Rußlands Beispiel folgen.

Ungewiß ist die Haltung Österreichs, das gegen ihn nie offen gewesen sei. Aber er hofft es mit der Drohung, er werde ihm sonst Italien entreißen, im Zaum halten zu können.

Von Italien erwartet er dankbare Zuneigung und Unterstützung im Kriegsfall. Zum Lohn bietet er ihm Selbständigkeit oder eine Regierung unter dem Prinzen Eugen. Auch von Murat ist jetzt nach einer Zeit des Schwankens Unterstützung zu gewärtigen, um so mehr als seine Gattin, des Kaisers Schwester, ihn sicher leiten werde.

Bleibt noch England! Sein Urteil darüber ist heute doppelt merkwürdig.

„Wäre Fox am Leben geblieben, dann hätten wir uns von Dover nach Calais die Hände reichen können. Solange aber England nach den Grundsätzen und Plänen Pitts regiert wird, verhalten wir uns wie Feuer und Wasser. . . . Von England habe ich weder Ruhe noch Gnade zu erwarten. . . . Es weiß ja, daß von dem Augenblick, da ich französischen Boden betrete, Frankreichs Einfluß zu Wasser steigen wird. . . . Solange ich lebe, werde ich mit England einen Krieg bis aufs Messer gegen seine Vorherrschaft zur See führen. Hätte Europa mir geholfen, anstatt daß es sich vor mir fürchtete, hätte es meine Absichten aufgegriffen und verstanden: die Flaggen aller Mächte könnten stolz von einem Ende des Erdkreises bis zum andern im Winde flattern und die Erde würde Frieden haben."

So sprach Napoleon — und diese Worte könnten heute aus deutschem Munde kommen.

Schwierigkeiten sah er also wohl voraus. Aber ihn tröstete der Gedanke, daß Frankreich ihn ruft. Und da sprach er wieder einen Satz, der wie für uns geprägt erscheint: „Eine Nation, welche vom ganzen Volk verteidigt wird, ist immer unbesieglich!"

So war der Kaiser entschlossen, abzureisen. Den Tag der Abfahrt allerdings kannte er noch nicht. Er meinte, es werde der 1. April sein. Einstweilen sollte der Oberst nach Frankreich zurückkehren und ihm von dort aus genauere Mitteilungen machen. Kaum aber war der Oberst fort, so fürchtete er, daß die Erkundigungen, die er in seinem Namen anstellen sollte, Verdacht erregen könnten; auch die Besprechungen, die der Oberst mit seinen Anhängern in Paris führen sollte, schienen ihm geeignet, ihm die Bourbonen auf den Hals zu hetzen. Darum entschloß er sich, ehe die Engländer und Bourbonen die Insel ganz mit Schiffen absperren könnten, aufzubrechen. Und so kam es, daß der Oberst, als er nach manchen Schwierigkeiten endlich nach Turin gelangte, dort erregte Menschenmengen traf, die eifrig darüber sprachen, was alle Welt in Atem versetzte: daß Napoleon von Elba abgereist sei und am 1. März mit seiner Flotille im Golf Jouan, zwischen Cannes und Antibes, Anker geworfen habe.

Sir Roger Caſement

Von Prof. Dr. Chriſtian F. Weiſer

Ein ſchlanker, hochgewachſener Mann. In dem dunkeln Haar und Bart beginnendes Grau. Ein ſchmales Geſicht von edler Form, belebt durch Augen, die nicht nur einen ſcharfen Geiſt ankündigen, ſondern auch aus Tiefen des Gemüts und der Leidenſchaft zu ſprechen vermögen. Der Typus eines Iren in der ungezwungenen Vornehmheit, der ſtets etwas von jener kindlichen Einfalt eigen iſt, die ſchnell Vertrauen und Neigung für ſich gewinnt. Ein Gentleman im Temperament gegenüber dem engliſchen „Gelegenheitsgentleman“. Man hat die Iren Fanatiker des Haſſes genannt. Das Weſen des Fanatismus iſt Ideenarmut, die Ausdehnung und gewaltſame Entladung eines einzigen Gefühls, einer einzigen Vorſtellung. In Sir Roger bewegt ſich eine Fülle von Ideen und Gefühlen, die Geſtalten und Intereſſen der Menſchheitskultur ſind lebendig gegenwärtig in ſeinem weiten Geiſte. Und ſo erſcheint der Fanatismus als Begeiſterung, die es zur Erzeugung des Großen drängt. Dies Große iſt für Sir Roger die Überwindung der Lüge und Ungerechtigkeit und die Errichtung eines Zuſtandes der Wahrheit und Gerechtigkeit unter den Weltvölkern, ſoweit dies auf Erden erreicht werden mag. Aus dem Abſtrakten in das Konkrete überſetzt bedeutet dieſe Forderung die Zertrümmerung der angelſächſiſchen Weltherrſchaft.

Das Angelſachſentum ſtützt ſich auf die Gewalttat, und die Gewalttat auf den Glauben an eine göttliche Erwählung vor allen Völkern der Erde. Die Überlieferung des nationalen Egoismus, Vorſtellungen des Alten Teſtamentes und die durch den Kalvinismus ausgelöſte ſubjektiviſtiſch-individualiſtiſche Energie werden ineinander wirkſam zur Hervorbringung des engliſchen Imperialismus. Die ganze Welt, wo auch nur immer Milch und Honig fließt, iſt das Kanaan, das den Angelſachſen göttlich zugelobte Land. Die anderen Völker ſind rechtloſe Kanaaniter, die ausgerottet werden mögen, wenn ſie ſich der Beſitznahme ihres Landes durch die Erwählten Gottes widerſetzen oder die Gnade finden vor den Augen der Eroberer, wenn ſie als Knechte in deren Dienſte treten, um

den Reichtum ihres Landes den fremden Herren zuzureichen. In dem von tausend Panzerschiffen getragenen Begriff der „Supremacy" wird der englische Glaube zum Dogma, und die Monroe-Doktrin ist nichts anderes als die amerikanische Ergänzung des angelsächsischen Glaubensbekenntnisses.

Die Frage erhebt sich: wie konnte es geschehen, daß die Selbstachtung der nicht-angelsächsischen Völker noch nie in genügender Stärke sich ermannte, um die entwürdigende Zwingherrschaft dieses einen Stammes zu zerbrechen? Einer der Gründe liegt klar zutage. Wir kennen das Spiel, das England seit je mit den Kontinentalvölkern trieb, damit sie im englischen Interesse gegenseitig sich erwürgten, wobei die Verblendung auf der einen Seite nicht minder erstaunlich ist wie das Geschick und die Gewissenlosigkeit auf der andern. Allerdings zeigt die Geschichte, daß zu verschiedenen Zeiten stolze Völker wider den Stachel lökten, aber das Wollen gedieh nie zum Vollbringen. Das Spanien des König Philipp sowie das Frankreich Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons erhoben sich gegeu England, aber das Unternehmen scheiterte, weil man das Geheimnis der englischen Stärke nicht erkannte, das auch zugleich das Geheimnis seiner Schwäche bedeutet.

Wiederum erhebt sich ein großes Volk gegen die angelsächsische Weltherrschaft. Es geht einen blutigen Gang. Da tritt ein großer Ire in unsern Weg, gleich uns ein Kanaaniter, der den Herren der Welt nicht fronen mag, und der es sich zum Ziel des Lebens gesetzt hat, seine Volksgenossen aus der Dienstbarkeit zu befreien. Die Befreiung seines Volkes aber bedeutet ihm die Befreiung Europas aus englischer Bevormundung, bedeutet ihm die Befreiung der Welt. Aus inneren Gründen ist das eine ganz notwendig mit dem andern gegeben.

Wo man bisher auf dem Kontinente das Wort „Irland" aussprach, zeigte sich ein Bild der Kümmerlichkeit. Man dachte an eine unfruchtbare Insel, die in dem Meere jenseits von England ein verschlafenes, weltverloren zweckloses Dasein führe. Und diese Insel sah man bewohnt von dem kläglichen Überrest eines Volkes, das seinen Beruf verfehlt hat, von armseligen Menschen, die, ohne Interessen und Ziele der Bildung, mit stumpfem Sinn ihrem Tagewerk nachgingen. War ihnen ein übles Los gefallen in dem Gange der Geschichte, dann hatten sie es ja wohl verdient gleich andern Völkern, die ihre Freiheit verscherzten; bedeuteten sie nichts für die europäische Kulturgemeinschaft in ihrem gegenwärtigen Stande, so trugen sie auch wohl nichts in sich, das ihnen eine solche Bedeutung hätte verschaffen können.

Sir Roger Casement erweist diese ganze Vorstellung von Irland und seinem Volke als ein Trugbild. Er zeigt uns ein Land mit reichen Hilfsquellen und ein kernhaftes, begabtes Volk, das lange vor den andern Völkern Westeuropas eine hohe Kultur besaß, und er weist nach, daß England von dem Fett dieses Landes sich nährte und groß ward. Irlands Söhne traten den Webstuhl, auf dem die Engländer ihre Seide spannen, sie schlugen Englands

Schlachten. Kann Englands Emporstieg nicht gedacht werden ohne Irland, so ist auch der Bestand des Weltreiches durch den Besitz dieser Insel bedingt. Ein politisch unabhängiges Irland, frei ein Bündnis mit Englands Feinden einzugehen, besäße die Bedeutung einer Festung, drohend gelagert vor dem Tore Englands, das in die Welt führt. Mit einem freien Irland kann ein englisches Weltreich nicht zusammen gedacht werden. Das freie Irland verbürgt die Freiheit des Meeres, die Freiheit der Welt. In diesem Sinne umschließt die irische Insel das Geheimnis von Englands Stärke und Schwäche, auf das Sir Roger Casement uns hinweist, damit dem großen Wollen das letzte Vollbringen nicht fehle.

Es ist nicht Sir Rogers eigene späte Entdeckung, daß die Säule des britischen Weltreiches auf der irischen Insel steht. Montesquieu erkannte es als den großen Fehler in der Politik Ludwigs des Vierzehnten, daß der französische König nicht seine ganze Kraft in dem einen Entschlusse zusammenzog, Irland als ein selbständiges Königreich unter seinem Schützling Jakob von England abzutrennen. Und als Napoleon auf St. Helena die Wege seines Lebens bedachte, um den Punkt zu finden, von dem aus er die Straße des Verderbens ging, kam er zu dem Schlusse, es sei das Verhängnis seiner Laufbahn gewesen, daß er die militärische und ökonomische Bedeutung Irlands für den Grund und Zusammenhalt des britischen Imperimus verkannte: „Wäre ich nach Irland statt nach Ägypten gegangen, mit dem englischen Weltreiche wäre es vorbei gewesen." Es mag gesagt werden, der gestürzte Kaiser habe mit dieser verspäteten Einsicht die Summe seines Lebens gezogen.

Sir Roger tritt vor den deutschen Imperator auf dem großen Waffengang und erinnert ihn an die Erkenntnis Napoleons. In seinem Buche: „The Crime against Ireland and how the War may right it" wendet er sich an unsern Kaiser, an unsere Diplomaten und Strategen, wendet er sich an das ganze deutsche Volk, um uns den einzigen Weg zu zeigen, der zu einem vollen Siege führt. Wir hören hier nicht Wünsche und Behauptungen; die ganze Vergangenheit Irlands, die Geschichte des englischen Imperiums steigt vor uns auf als lebendiger Beweis für die eine Tatsache, daß das britische Weltreich mit dem Besitze Irlands steht und fällt. Diese Überzeugung stand bei allen britischen Machthabern unwandelbar fest seit den Zeiten Heinrich des Achten bis zur Stunde und bestimmte die englische Politik.

Aus der Bedeutung Irlands für den Bestand des Weltreichs ergaben sich für die englische Politik zwei Notwendigkeiten. Die Versuche der unterworfenen Irländer, sich ihre Freiheit zu erkämpfen, mußten mit allen Mitteln der List und Gewalt vereitelt, und Irland selbst mußte dem europäischen Gesichts- und Interessenkreis nach Möglichkeit entrückt werden. Kein Land der Erde sah soviel Greuel und Verwüstung, nirgends gingen so wie hier Gift und Dolch um zur Unterdrückung des immer wieder aufflackernden Verlangens nach Freiheit. Und höchst wundersam wird es stets bleiben, daß es den Engländern

in der Tat gelungen ist, Irland und seine Bedeutung vor den Augen Europas zu verbergen, und die Legende von der armen Insel und der niedern Kultur ihrer Bewohner allen Tatsachen der Geschichte und des Augenscheins zum Trotz in Umlauf und dauernde Geltung zu bringen. Die Machthaber an der Themse wissen es zu genau und wußten es von je, daß auf den Tag der Entdeckung Irlands durch Europa der Tag des Unterganges folgen würde mit derselben Sicherheit, mit der die Sonne auf und untergeht.

Das Angelsachsentum hatte seinen Tag in der Geschichte. Wir sprachen von dem nationalen Egoismus, der über den Kalvinismus zum Imperialismus hinüberführt. Wir mögen aber auch sagen, der germanische Individualismus habe durch den Kalvinismus eine religiöse Begründung und Vertiefung erfahren und sei in den freiheitlichen Überzeugungen und politischen Einrichtungen zur Entfaltung gelangt, in denen die eigentümliche Kulturleistung der Angelsachsen sich darstellt, die uns unverlierbar bleiben soll. Beide Behauptungen gelten, und wenn wir sie gegeneinander prüfen, erscheint der Kalvinismus als der Drehpunkt, von dem aus verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten gegeben waren. Durch den schillernden Puritanismus wird die Eigentümlichkeit der geschichtlichen Station reflektiert. Hier ward die Religion durch die Politik und die Politik durch die Religion verdorben. Die Unwahrhaftigkeit begann ihr Reich aufzurichten. Anderseits aber ward auch von hier die Idee der Gerechtigkeit gestaltend wirksam. Statt von den freiheitlichen Überzeugungen und politischen Einrichtungen einerseits und dem Imperialismus anderseits zu reden, in denen die beiden im Kalvinismus sich kreuzenden Entwicklungslinien enden, mögen wir auch sagen, es handle sich hier um den Gegensatz der inneren und der äußeren Politik, um den Unterschied in der Behandlung der „Kinder des Hauses" und der „Fremden". Während wir der englischen Leistung auf dem Gebiete der inneren Politik unsere Schätzung nie versagen werden, verlangt unsere Selbstachtung und Selbsterhaltung, daß wir alle Mittel unserer geistigen, sittlichen, ökonomischen und militärischen Macht einsetzen, um die äußere Politik Englands, um das Imperium, das angelsächsische Weltjoch, das den Kanaanitern auf den Nacken gelegt ist, zu zerbrechen. Es ist dies eine Tat von ethischer und weltgeschichtlicher Notwendigkeit, die sittlich-politische Aufgabe unserer Nation, der wir uns nicht entziehen können, wie groß auch das Blutopfer ist.

Wir mögen mit Frankreich und Rußland so oder anders fertig werden; in dem Kampfe mit unserem größten Feinde müssen wir bis zum letzten Ende gehen, bitter oder nicht bitter. Gegen die äußeren Notwendigkeiten, die dort bestimmend sind, und zu denen man sich in verschiedener Art verhalten mag, erheben sich hier innere Notwendigkeiten, die uns zwingen. Wir sind nicht frei dies oder jenes zu tun, wo eine Pflicht aus dem Innern des Lebens gebieterisch uns entgegentritt, wo Wesen und Wahrhaftigkeit den Ritterdienst fordern. Hundertmal nichtswürdig wären wir als Nation, wollten wir hier wanken und

weichen. Es liegt eine kennzeichnende Bedeutsamkeit in dem Umstande, daß diese Beurteilung unserer Lage in einem Maße zu einem Gemeinplatz unter uns geworden ist, daß man ihre Wiederholung scheut. Der innere Grund unserer Art ist hier wirksam geworden.

In dem großen Kampfe, den wir für Europa, den wir für Würde und Wahrheit führen, bieten sich uns die Iren als treueste und stärkste Bundesgenossen. Was dieses Volk an Ungerechtigkeit und grausamer Härte durch England erfuhr, ward noch nie völlig zur Darstellung gebracht. Ein Historiker von Weltruf unternahm es aus rein wissenschaftlichem Interesse eine Geschichte Irlands zu schreiben, aber die Kraft des Gemüts versagte ihm, er vermochte die Last des Jammers nicht zu tragen, und das Werk blieb unvollendet. Eine Geschichte Irlands, die nichts anderes als die Tatsachen vermeldet, kommt einer vernichtenden Anklage gleich. Sir Roger Casement bringt die Sache seines Volkes vor das Tribunal der deutschen Nation. Wo man für Gerechtigkeit gegen Ungerechtigkeit, für die Wahrheit gegen die Lüge kämpft, muß nach seiner Überzeugung die Stimme Irlands gehört werden. Und zugleich bietet uns Sir Roger als Sprecher seines Volkes die irische Bundeshilfe in dem Weltkampfe. An den deutschen Waffen ist es, die Möglichkeit eines Zusammenwirkens zu schaffen.

Sir Roger Casement tritt damit in schärfsten Gegensatz zu Redmond, dem Irenführer im englischen Parlament, der bereits den Mantel des irischen Premiers auf seinen Schultern fühlt. Sir Roger will von keinen Kompromissen etwas hören. Die Feinde Englands sind ihm die Freunde Irlands. Auf Deutschland blickt er voll Vertrauen und Ehrfurcht, und Redmond, der zur Förderung seiner politischen Ziele die Iren zum Eintritt in das englische Heer ermuntert, wird von ihm als Verräter an der irischen Sache gebrandmarkt. Es ist nicht zum wenigsten Sir Casements Werk, daß die Deutschen und Iren in Amerika ihre alten Gegensätze vergessen haben, daß sie heute Seite an Seite kämpfen gegen das Angelsachsentum, um mit vereinter Kraft eine Entscheidung darüber herbeizuführen, ob die große Republik dem Weltkonflikte gegenüber als englische Domäne sich gehaben kann. Und so stehen über die ganze Welt die Iren auf und bieten uns die Hand zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind. — Nunc aut nunquam! —

Ich kam ins Träumen, als ich unlängst mit dem großen Irenführer zusammensaß. In dem Rauche von Sir Rogers Pfeife sah ich wunderbare Gestalten sich erheben. Mit Sang und Klang, mit Macht und Pracht stieg eine alte versunkene Welt empor. Ich sah die Dichter, die Künstler und Gelehrten des alten Irland wiederkehren; ich sah die grüne Insel sich füllen mit einem freien und stolzen, mit einem glücklichen Volke. Ich hörte die Laute der alten schönen Sprache; die Sprache der Angelsachsen ward vergessen von den Söhnen Erins, von den Millionen, die zerstreut über die Erde wohnen. — In dem Rauche von Sir Rogers Pfeife sah ich das Ideal der Angelsachsen, die englische Welt, sich auflösen, das ganze Weltbild sich verwandeln, und Iren und Deutsche

sah ich vereinigt bemüht um den Bau einer neuen Welt. — Wir hoffen schon seit langem auf einen „deutschen Tag" in der Geschichte, und nun sah ich die Stunde der Deutschen und der Iren sich erfüllen an dem gleichen Tage. — Traum? Rauch?

In dem Generalarchiv von Spanien in dem alten Schlosse von Simancas findet sich ein bedeutsames Dokument irischer Geschichte, ein lateinisch geschriebener Brief an Philipp den Zweiten aus dem Jahre 1696. Die irischen Fürsten bitten hier um einen König für den Thron ihres Landes und sie glauben, daß kein geeigneterer Mann gefunden werden könne als der österreichische Erzherzog, dermalen Statthalter in Flandern.

Sir Roger Casement richtet seinen Aufruf an alle Iren auf dem Erdenrund: „Jedes irische Herz, jede irische Hand, jeder irische Geldbeutel sei mit Deutschland! — Die Iren in Amerika müssen sich bereithalten. Der Tag, an dem ein deutscher Seesieg der englischen Seetyrannei die Totenglocke läutet, bringt auch das Ende der englischen Herrschaft in Irland. — Die Iren in Amerika müssen bereit stehen, bewaffnet, kühn, wachsam. Die deutschen Kanonen, die den Untergang der britischen Dreadnoughts verkündigen, dröhnen als Ruf Irlands an seine zerstreuten Söhne. — Der Kampf mag gekämpft werden auf dem Meere, das Schicksal des Krieges aber erfüllt sich auf einer Insel. Dem Zerfall der englischen Flotte folgt eine vereinigt deutsch-irische Invasion Irlands, und jeder Ire, der in diesem Befreiungsheere die Waffe tragen kann, muß sich heute schon rüsten."

Sir Roger, wir grüßen dich als Genossen des Kampfes! England schickt Verrat, Gift und Dolch auf Reisen, um dich zu suchen — möge dir unser deutsches Land eine sichere Burg sein! England will dich stumm machen, und dein Ruf zum Kampfe wider den Erzfeind hallt um so lauter in die Welt.

Sir Roger Casement, wir grüßen dich!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reiseberichte

Norbert Jacques: London und Paris im Krieg. Erlebnisse auf Reisen durch England und Frankreich in Kriegszeit. S. Fischer Verlag, Berlin. Preis geheftet 1,50 M.

Als wir um den 1. September vor Paris standen, da war doch in mancher deutschen Brust die Hoffnung aufgestiegen, wir würden Paris mit eigenen Augen in der Kriegszeit sich regen und bewegen sehen. Es hat nicht sollen sein, vorerst wenigstens nicht. Und so ist es denn immerhin noch mit einigen unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, einen Blick in die Zentralen der feindlichen Kriegführungen zu tun. In der letzten Zeit haben sich freilich die Stimmen gemehrt, die uns erzählen, wie es zurzeit in London und Paris aussieht. Wozu sind denn schließlich auch die Neutralen da, besonders die „Neutralen", die wie Norbert Jacques Deutschland als ihre Wahlheimat betrachten. Gerechter Sinn muß allerdings gestehen, daß allzuviel aus den Erzählungen der Neutralen, die nicht berufsmäßig Berichte zu schreiben pflegen, nicht zu lernen war.

Verhält es sich mit Norbert Jacques anders? Er ist von Geburt Luxemburger; erhielt also einen neutralen Paß und kam mit ihm von Vlissingen nach England, nach London — auf drei Tage! — und von Genf über Lyon, Bordeaux nach Paris — auf zehn bis vierzehn Tage. Er ist berufsmäßiger Berichterstatter, Menschen- und Volksbeobachter, kennt Frankreich und England aus den Friedenszeiten wie seine Wahlheimat und kam mit der bestimmten Aufgabe, zu sehen, wie Paris und London im Kriegsgewand ausschauen. In der Frankfurter Zeitung veröffentlichte er seine jetzt in Buchform gesammelten Berichte.

Sie sind von einem glänzenden Feuilletonisten geschrieben, von einem weltgewandten, geistreichen, humorbegabten Manne. Was menschenmöglich war, hat Jacques geleistet. Er sah alles und zeichnete alles auf, was zu sehen war und was der Aufzeichnung wert war. Er sah die Veränderungen im London des Krieges gegen das des Friedens und ebenso in Paris. Er sprach Franzosen, Engländer, horchte nach Möglichkeit herum, hatte auch romantische Zufallserlebnisse — so fuhr er im Ministerzuge von Bordeaux nach Paris — und anderes mehr.

Trotz alledem aber muß ich gestehen, das Buch befriedigt nicht ganz. Man schraubt wohl seine Erwartungen beim Beginn der Lektüre zu hoch. Man glaubt, auch das Herz, den Nerv des englischen und französischen Krieges zu sehen, wenn man Paris und London sieht, „wie es aussieht", und bekommt doch nur die Straßenansicht, nicht mehr und nicht weniger. Norbert Jacques kann nichts dafür, denn mehr konnte er einfach nicht erforschen und sehen, wollte er nicht als Spion verhaftet und verurteilt werden. Damit hätte aber seine Entsendung erst recht ihren Sinn verfehlt. Man muß sich also mit dem begnügen, was geboten wird. Es ist ja auch immer noch genug und viel Besonderes darunter.

Es sind sichere und feine Milieuzeichnungen. So von der Überfahrt von Vlissingen, wo Jacques die Siegesgewißheit und den sentimental-sabbernden Patriotismus des Engländers feststellt und den komischen Haß des Inselbriten auf den Kaiser. So in London, wo „das Wort" seine rasende Reklame entfaltet zur Werbung von Soldaten und wo der Brite allmählich ahnt, was es

heißt, sein Blut für seine Existenz einsetzen! Auch den wohligen Lügenmorphinismus des englischen Zeitungsmarders — und jeder Brite ist jetzt ein Zeitungsenthusiast — malt Jacques ironisch-lächelnd aus. Wirkliche Belehrungen erhält der Deutsche, wenn Jacques vom Londoner Soldaten spricht, den wir vielfach unterschätzen; auch in England setzen sich die Kriegsfreiwilligen gerade aus Söhnen guter Häuser zusammen. Die Wirkungen von Yarmouth hat Jacques auch beobachtet. Er ist um die Lager der deutschen Zivilgefangenen geschlichen, hat Hans Lodys tragisches Schicksal erfahren, stellt der Zeppelinangst und -abwehr Londons nach und landet nach drei Tagen wieder in Vlissingen, nachdem er noch auf dem Dampfer den türkischen Gesandten gesprochen hat. Skizzenhaft, schnell hingeworfen sind diese scharf umrissenen Bilder. Etwas breiter, ruhiger malt Jacques das Leben in Frankreich. Aber während er in London doch den Kriegermut, die wirkliche Muskelanstrengung des Kampfes, die volle, gesunde Energie des Feindes entdeckt, kann er in Frankreich nur die Farce des Kriegserlebens erkennen und einen Niedergang des Volkes, der beschämend ist. Etwa schon im Benehmen der Damen vom Roten Kreuz, die sich nur ums Geldsammeln und nicht um die Verwundeten kümmern. Sowie, daß man in Frankreich nur verwundete, aber keine frischen Soldaten, keine Reserven sieht. Schließlich im bekannten Benehmen der Regierungsleute, über die der Franzose empört ist, und im religiösen Gebetrausch, der die Franzosen wieder eingefangen hat, im Wahrsagerinnenwahn der Pariserinnen. Scheinbar alles belanglose Kleinigkeiten, aber sie offenbaren doch die seelische Stimmung des Volkes, die weit entfernt ist von der stillen Kraft und sittlichen Größe des Deutschen.

Hanns Martin Elster

Geographie

E. v. Seydlitzsche Geographie: Handbuch der Geographie. 26. Bearbeitung des „Großen Seydlitz". Unter Mitwirkung von Studienrat Prof. Dr. O. Clauß, Univ.-Prof. Dr. E. Friedrich, Dr. R. Reinhard herausgegeben von Prof. Dr. E. Oehlmann. Mit 535 Bildern, Textkarten und Figuren, 27 Buntbildern und 8 farbigen Karten. 1914. XVI und 950 S. In Leinenband 8.75 M., in Halbfranzband 10 M. (Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau).

Geographie ist eine Wissenschaft, die der große Krieg zu einer ganz besonderen Bedeutung erhebt. Auch die Länder, die die Schrecken des Krieges nicht unmittelbar verspüren, werden mittelbar durch die Stockung im Welthandelsverkehr, durch Versorgungs- und Absatzschwierigkeiten betroffen. Beschränken sich doch die kriegerischen Ereignisse nicht auf Europa, sondern greifen über die ganze bewohnte Erde hinweg. Im Hinblick hierauf drängt sich einem fast bei jeder Zeitungsnotiz die Wichtigkeit umfassender geographischer Kenntnisse auf. Wir Deutschen sind nun in der Lage über eine geographische Literatur zu verfügen, die von andern Ländern nicht im entferntesten erreicht wird (vgl. die Bücherstatistik im Aufsatz von Prof. Dr. Herbertz in Heft 48 der Grenzboten vom vorigen Jahre). Abgesehen von den großen Spezialwerken möchten wir einen ersten Platz in der langen Reihe vortrefflicher Werke dem „Großen Seydlitz" einräumen, von dem kurz vor Kriegsausbruch eine neue, wiederum verbesserte und vermehrte Auflage erschienen ist. Es ist erstaunlich, welche Fülle geographischen Wissens uns dieses Buch vermittelt. Auf alle Fragen, sei es auf dem Gebiete der Länderkunde, der Handelsgeographie, der mathematischen und astronomischen Geographie oder der physischen Erdkunde, findet man da eine zuverlässige, wenn auch naturgemäß nicht erschöpfende Antwort. Auf den Inhalt des Buches näher einzugehen müssen wir uns im Rahmen dieser kurzen Anzeige versagen, nur auf die prächtigen Bildbeigaben, die eine vortreffliche Ergänzung des Textes bedeuten, sei noch besonders hingewiesen. Sch.

Kriegstagebuch

29. Januar 1915. Die deutsche Regierung verbietet die Aus- und Durchfuhr von Kalisalzen und den daraus hergestellten Erzeugnissen.

29. Januar 1915. Vergebliche Angriffe der Russen östlich Darkehmen, östlich der Seenplatte und südöstlich des Löwintinsees.

29. Januar 1915. Die Österreicher drängen die Russen über die Paßhöhen in den Karpathen. In Summa 10000 Gefangene gemacht und 6 Maschinengewehre erbeutet.

29. Januar 1915. Vor Nieuport zwei französische Torpedoboote innerhalb der letzten acht Tage in den Grund geschossen.

30. Januar 1915. Bei Chuinchi, südlich der Straße La Bassee—Bethune, sowie bei Carency, nordwestlich Arras einige französische Schützengräben genommen.

30. Januar 1915. Bei Borzymow östlich Lowicz ein russischer Angriff zurückgeschlagen.

30. Januar 1915. „U. 21" versenkt in der irischen See die englischen Dampfer „Ben Cruachen" und „Linda Blanche". — Ein anderes Unterseeboot versenkt an der französischen Nordwestküste den englischen Dampfer „Takomaru" und beschädigt den Dampfer „Ikaria".

31. Januar 1915. Fortschritte südwestlich Mlawa, südlich der Weichsel und südlich der Pilica.

31. Januar 1915. Ein deutsches Unterseeboot versenkt den englischen Dampfer „Kilcoen Carsten" in der irischen See.

31. Januar 1915. Aufstand in Njassaland.

31. Januar 1915. Erfolge der Österreicher in den Karpathen, 800 Russen gefangen, 2 Geschütze, 2 Maschinengewehre erbeutet.

1. Februar 1915. Kavalleriekämpfe in Polen bei Lipno und nordwestlich Sierpc, die Russen werden zurückgeworfen.

1. Februar 1915. Die deutsche Admiralität warnt die neutrale Schiffahrt vor der Annäherung an die französische Nord- und Westküste.

1. Februar 1915. Türkische Erfolge bei Artwin im Kaukasus und bei Korna.

1. Februar 1915. Die bei Kakamas am Oranjefluß, Kapkolonie, verschanzten Engländer werden von deutschen Truppen unter Major Ritter angegriffen, über den Oranje geworfen und sämtliche Fahrzeuge derselben zerstört.

2. Februar 1915. Französische Angriffe bei Perthes abgewiesen.

2. Februar 1915. Östlich Bolimow das Dorf Humin erobert, in zwei Tagen über 4000 Russen gefangen, 6 Maschinengewehre erbeutet. — Russische Angriffe an der Bzura abgewiesen.

2. Februar 1915. In den Ostbeskiden russische Angriffe zurückgeschlagen. Deutsche und österreichische Truppen machen in den mittleren Karpathen 1000 Gefangene und erbeuten mehrere Maschinengewehre.

8. Februar 1915. Die englische Admiralität erläßt einen Geheimbefehl, nach dem alle englischen Kauffahrteischiffe, wegen des Auftretens der deutschen Unterseeboote in der irischen See, neutrale Flaggen hissen sollen.

8. Februar 1915. Nördlich und nordwestlich Massiges im Sturmangriff drei hintereinander liegende französische Grabenlinien genommen, 608 Franzosen gefangen, 9 Geschütze, 9 Maschinengewehre erbeutet. — Erfolgreiches Gefecht einer Schneeschuhtruppe gegen französische Jäger in den Vogesen.

8. Februar 1915. An der Bzura russischer Angriff unter starken Verlusten des Feindes abgewiesen.

4. Februar 1915. Die deutsche Admiralität erklärt die Gewässer um Großbritannien und Irland einschließlich des englischen Kanals als Kriegsgebiet mit Wirkung ab 18. Februar.

4. Februar 1915. Der Rest der „Emden"-Mannschaft unter Kapitänleutnant Mücke landet auf Schoner „Ayesha" wohlbehalten bei Hodeida am Roten Meer.

4. Februar 1915. Russische Angriffe südlich der Memel und östlich Bolimow zurückgeschlagen. Die Zahl der Gefangenen vom letzteren Orte beträgt seit 1. Februar über 6000 Mann.

4. Februar 1915. In den Karpathen weitere 4000 Russen gefangen. In der Bukowina besetzen die Österreicher unter schweren Kämpfen Izwor, Moldawa und Breaza.

5. Februar 1915. Der Kaiser begibt sich über Czenstochau auf den östlichen Kriegsschauplatz.

5. Februar 1915. Französische Angriffe nördlich Massiges und in den Argonnen abgewiesen.

5. Februar 1915. Russische Angriffe an der ostpreußischen Grenze und gegen die Front Humin-Bzura-Abschnitt zurückgeschlagen, 1000 Gefangene, 6 Maschinengewehre erbeutet.

6. Februar 1915. In der Bukowina 1200 Russen gefangen, Kimpolung von den Österreichern besetzt.

6. Februar 1915. Türkische Vorhuten erreichen den Suezkanal.

6. Februar 1915. Südlich Ypern einen französischen Schützengraben genommen und 2 englische Maschinengewehre erbeutet.

7. Februar 1915. Südwestlich La Bassee einen Teil eines verlorenen Schützengrabens wiedererobert, französische Befestigungen in den Argonnen genommen.

7. Februar 1915. Kleinere Erfolge östlich der ostpreußischen Seenkette.

7. Februar 1915. Der englische Dampfer „Lusitania" fährt unter der amerikanischen Flagge nach Liverpool.

7. Februar 1915. In der Bukowina erreichen die Österreicher das obere Suczawatal und machen 400 Gefangene.

7. Februar 1915. Zwischen Tussum und Serapeum überschreitet die türkische Avantgarde mit mehreren Kompagnien den Suezkanal.

7. Februar 1915. Bulgarien verlängert das Moratorium auf unbestimmte Zeit.

8. Februar 1915. Erfolge der verbündeten Truppen in den Karpathen, nördlich des Sattels von Volovec, russische Angriffe im Westabschnitt zurückgewiesen, 340 Gefangene, 3 Maschinengewehre erbeutet. Wama in der Bukowina von den Österreichern besetzt.

9. Februar 1915. An der ostpreußischen Grenze entwickeln sich größere Kämpfe.

10. Februar 1915. In den Argonnen 433 Franzosen gefangen, 2 Maschinengewehre, 6 kleinere Geschütze erbeutet.

10. Februar 1915. In Polen nordwestlich Sierpc erfolgreiche Vorstöße gemacht, die einige hundert Gefangene einbrachten.

10. Februar 1915. Japan erklärt Schantung und Tsingtau zum japanischen Protektorat.

10. Februar 1915. In den Karpathen, westlich des Uzsoker Passes russische Angriffe unter starken Verlusten des Feindes zurückgeschlagen. In der Bukowina mehrere hundert Gefangene gemacht und Maschinengewehre erbeutet.

11. Februar 1915. Der englische Dampfer „Laertes" fährt unter holländischer Flagge nach Ymuiden.

11. Februar 1915. Nordwestlich Verdun mehrere feindliche Schützengräben genommen, ein unter Vorantragung der Genfer Flagge erfolgter Gegenstoß der Franzosen unter erheblichen Verlusten für sie abgeschlagen. Festung Verdun von Fliegern mit etwa 100 Bomben belegt. Östlich Souain Angriff abgewiesen, 482 Franzosen gefangen.

11. Februar 1915. Der Kaiser trifft auf dem ostpreußischen Kampffelde ein. — Die Russen aus ihren Stellungen östlich der Masurischen Seen geworfen, bisher 26000 Gefangene gemacht, mehr als 20 Geschütze, 30 Maschinengewehre und sehr viel Kriegsmaterial erbeutet. — In Polen rechts der Weichsel erfolgreiche Offensive, die Stadt Sierpc genommen, einige hundert Gefangene gemacht.

12. Februar 1915. An der belgischen Küste durch feindliche Flieger Bomben geworfen. — Aufgefundene Artilleriegeschosse ergaben zweifelsfrei den amerikanischen Ursprung. — Nordwestlich Massiges 1200 Meter der französischen Hauptstellung erobert. — Angriff am Sudelkopf abgewiesen.

12. Februar 1915. In Polen die untere Skrwa überschritten, Vorschreiten in Richtung Racionz.

12. Februar 1915. In der Bukowina rücken die Österreicher bis zum oberen Pruth vor und erreichen Wiznitz, Kuto, Kosow, Delatyn, Pasiecza. — Die Zahl der Gefangenen der letzten Tage beträgt 29000 Mann.

13. Februar 1915. Amtliche deutsche Berichte über die Kämpfe in Ostafrika besagen, daß im November die Belgier auf britischem Gebiet südlich des Tanganjikasees bei Pambete und Kasakalawe geschlagen wurden; der englische Dampfer „Cecil Rhodes" und ein anderer versenkt, ein Boot gerammt; am 7. und 11. November in der Rufidjimündung englische Landungsversuche vereitelt, ein Dampfer versenkt; bei Kifumbiro westlich des Viktoriasees die Engländer vom deutschen Gebiet verjagt, Englisch-Kisiba besetzt. Ostafrika völlig frei vom Feind, Teile unserer Truppen stehen auf feindlichem Boden. Die offene Stadt Daressalam unter Vertragsbruch seitens der Engländer am 28. und 30. November bombardiert.

13. Februar 1915. Dorf Norroy und Höhe 365 erobert, 153 Franzosen gefangen. In den Vogesen die Ortschaften Hilsen und Ober Sengern gestürmt, 135 Gefangene gemacht.

13. Februar 1915. Im Dukla-Abschnitt nahmen die verbündeten Truppen zwei Höhen und eine Ortschaft bei Vizkög; 970 Gefangene gemacht.

14. Februar 1915. Südlich Ypern ein 900 Meter langes Stück der feindlichen Stellung erobert, Angriff südwestlich La Bassée abgeschlagen. Sengern und Remspach im Lauchtale von uns besetzt.

14. Februar 1915. Bei Piktupönen nördlich Tilsit die Russen auf Tauroggen zurückgeworfen. Im Weichselgebiet Racionz besetzt, zahlreiche Gefangene gemacht, 6 Geschütze erobert.

14. Februar 1915. Nadworna in Südostgalizien von den Österreichern besetzt.

15. Februar 1915. Bielsk und Plock nördlich der Weichsel besetzt, 1000 Gefangene gemacht.

15. Februar 1915. Angriffe der Russen in den Karpathen zurückgewiesen. Südlich Kolomea 500 Russen gefangen.

16. Februar 1915. In der neuntägigen Winterschlacht in Masuren die russische X. Armee vernichtet; 64000 Gefangene, 71 Geschütze, über 100 Maschinengewehre, 8 Lazarettzüge, Flugzeuge, 150 gefüllte Munitionswagen, Scheinwerfer und unzählige beladene und bespannte Fahrzeuge erbeutet. Ostpreußen gänzlich frei vom Feind.

16. Februar 1915. Notenwechsel zwischen der deutschen und der amerikanischen Regierung wegen der Erklärung der englischen Gewässer als Kriegsgebiet. Deutschland begründet seine Maßnahmen und beharrt bei der Ausführung derselben.

16. Februar 1915. Vergebliche Angriffe der Engländer im Westen, sie verlieren 174 Gefangene. — Nordöstlich Reims Angriffe der Franzosen abgewiesen, 181 Gefangene gemacht. — In der Champagne erbitterte Nahkämpfe, bei denen der Feind in kurze deutsche Gräbenabschnitte eindrang, er verlor 796 Gefangene. — In den Argonnen weitere Teile der feindlichen Hauptstellung erobert, 350 Gefangene, 2 Gebirgsgeschütze, 7 Maschinengewehre erbeutet. — Im Priesterwald, nördlich Toul, 2 Maschinengewehre genommen.

16. Februar 1915. Nördlich von Memel in Richtung Tauroggen den Gegner über die Grenze verfolgt. — Zwischen Lomza und Kolno eine russische Kolonne geschlagen, 700 Gefangene, 6 Maschinengewehre erbeutet. Eine andere Abteilung Russen bei Grajewo auf Ossowicz zurückgeworfen.

16. Februar 1915. Kolomea, Ostgalizien, von den Österreichern gestürmt, 2000 Gefangene, mehrere Maschinengewehre, 2 Geschütze erbeutet. Im Karpathenabschnitt weitere 4000 Gefangene gemacht.

17. Februar 1915. Abgeschlagene französische Angriffe östlich Perthes, östlich Verdun und bei Boureuilles—Vauquois, wo 484 Mann gefangen wurden.

17. Februar 1915. Verfolgungsgefechte bei Tauroggen und nordwestlich von Grodno. Bei Plock—Racionz 3000 Russen gefangen.

17. Februar 1915. Türkische Erfolge gegen die Engländer bei Korna, 2 Geschütze und viel Munition erbeutet.

17. Februar 1915. Czernowitz wieder von den Österreichern besetzt. In den Karpathen Angriffe der Russen abgeschlagen, 320 Mann gefangen.

17. Februar 1915. Holland protestiert gegen den englischerseits betriebenen Flaggenmißbrauch.

17. Februar 1915. Die Luftschiffe L 3 und L 4 vom Sturm zerstört, die Besatzungen zum größten Teil gerettet.

18. Februar 1915. An der Straße Arras—Lille das verlorene Grabenstück wiedererobert; Angriffe in der Champagne abgewiesen, 100 Gefangene gemacht, die verlorenen Grabenstücke zum Teil wiedergenommen. Bei Combres Angriffe unter schweren Verlusten des Feindes zurückgeschlagen. In den Vogesen Höhe 600 bei Lusse erstürmt, zwei französische Maschinengewehre genommen.

18. Februar 1915. Tauroggen von uns genommen, südlich Myszyniec die Russen aus einigen Ortschaften vertrieben.

18. Februar 1915. In Westgalizien nahmen die Österreicher einige feindliche Stellungen und machten 300 Gefangene. Nördlich Nadworna und Kolomea Angriffe der Russen abgewiesen.

19. Februar 1915. Erfolgloses Beschießen der äußeren Dardanellenforts durch Engländer und Franzosen.

19. Februar 1915. Die Albanier greifen nach französischen Meldungen die Serben an, Ochrida und Branitsche von den Albaniern besetzt.

19. Februar 1915. Die Russen ziehen sich aus ihren starken Stellungen nördlich Nadworna auf Stanislau zurück.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da anderenfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Zeichnet die zweite Kriegsanleihe!

Die Stunde iſt gekommen, da von neuem an das geſamte deutſche Volk der Ruf ergehen muß:

Schafft die Mittel herbei, deren das Vaterland zur Kriegführung notwendig bedarf!

Von der erſten deutſchen Kriegsanleihe hat man geſagt, ſie bedeute eine gewonnene Schlacht. Wohlan denn, ſorget dafür, daß das Ergebnis der jetzt zur Zeichnung aufgelegten zweiten Kriegsanleihe ſich zu einem noch größeren Siege geſtalte. Das iſt möglich, weil Deutſchlands finanzielle Kraft ungebrochen, ja unerſchöpflich iſt. Das iſt nötig, denn Deutſchland muß gegen eine Welt von Feinden ſein Daſein verteidigen und alles einſetzen, wo alles auf dem Spiele ſteht. Und ſchließlich: es iſt nicht nur Pflicht, ſondern Ehrenſache eines jeden einzelnen, dem Vaterlande in dieſer großen, über die Zukunft des deutſchen Volkes entſcheidenden Zeit mit allen Kräften zu dienen und zu helfen. Unſere Brüder und Söhne draußen im Felde ſind täglich und ſtündlich bereit, ihr Leben für uns alle hinzugeben. Von den Daheimgebliebenen wird kleineres aber nicht unwichtigeres verlangt: ein jeder von ihnen trage nach ſeinem beſten Können und Vermögen zur Beſchaffung der Mittel bei, die unſere Helden draußen mit den zum Leben und Kämpfen notwendigen Dingen ausſtatten ſollen.

Darum zeichnet auf die Kriegsanleihe! Helfet die Lauen aufrütteln. Und wenn es einen Deutſchen geben ſollte, der aus Furcht vor finanzieller Einbuße zögert, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen, ſo belehret ihn, daß er ſeine eignen Intereſſen wahrt, wenn er ein ſo günſtiges Anlagepapier, wie es die Kriegsanleihe iſt, erwirbt. Jeder muß zum Gelingen des großen Werkes beitragen!

Der italienische Irredentismus

Von Dr. Selma Stern

Italien hat uns einst ein wunderbares Schauspiel nationaler Auferstehung und nationaler Kraft gegeben. Mit Bewunderung haben wir immer jener Zeit gedacht, da das geknechtete Volk, zersplittert in kleine Fürstentümer, Pfaffenstaaten und Republiken, ausgesogen von minderwertigen, wunderlichen Regenten, fast erstickt unter dem Druck einer fremden Macht, entschlossen und mutig die Fesseln abwarf und sich emporrankte zu freier Gestaltung und Bestimmung seines Lebens. Die Geschichte der Einheit Italiens, diese Geschichte, gewoben aus wilder Romantik, aus kühner Berechnung und festem, unbeugsamem Willen, erschien unserem hellen Jahrhundert immer wie ein Märchen aus längst vergangenen Tagen, großartig und geheimnisvoll zugleich. — Wird Italien nun diesen Zauber mit plumper Hand zerstören? Wird ein überspannter und entarteter Nationalismus vernichten, was hoffnungsfroh und begeistert die junge Nation einst gebaut? Wird der Chauvinismus, der heute blind und wild das Land durchrast, das Schauspiel, das so harmonisch begonnen, zu einem grotesken Satirstück verzerren? Voll Bangen fragen wir es uns! Nicht aus Angst, einem neuen Gegner zu unterliegen, sondern aus der Angst, die jedesmal in uns zittert, wenn etwas Liebgewordenes und Bewundertes uns unwiederbringlich entgleitet.

Wollen wir den italienischen Irredentismus richtig verstehen, so müssen wir einen Blick zurückwerfen auf die Geschichte Italiens im vorigen Jahrhundert. Zwei Gewalten haben in ihm das Schicksal der Halbinsel bestimmt, die eine aufbauend, ideenschaffend, erlösend, die andere niederwerfend, zerstörend, erdrückend; die eine eine hemmende, reaktionäre Macht, die andere die Heimat der freiheitlichen Ideale des Volkes, ein Stab und ein Hort für den jung erwachten, noch hilflosen Staat. Österreich und Frankreich haben sich im neunzehnten Jahrhundert in Italien gemessen, wie einst im sechzehnten der König Franz und der habsburgische Karl. Von dem Sieg der einen oder der anderen Partei hing es ab, ob Italien weiter dahinsiechen sollte, ein Spielball der Laune fremder Fürsten, ein krankes zerrissenes Glied im Körper Europas,

oder ob es männlich aufrecht, ein geschlossen einheitliches Reich, mitsprechen dürfte im Rate der Völker.

Schon der erste Napoleon hatte dem verlotterten, mißregierten Land, das seit Jahrhunderten von ausländischen Fürstengeschlechtern regiert worden war, von den spanischen und österreichischen Habsburgern, von französischen und spanischen Bourbonen, zum erstenmal eine geordnete Verwaltung, bürgerliche Gleichheit, eine moderne Gesetzgebung, militärischen Ruhm, vor allem aber das Zauberwort eines geeinten Königreiches gegeben; aber schon der Wiener Kongreß und Metternichs plumpe Hand hatten nach wenigen Jahren die ganze napoleonische Schöpfung wieder zerstört. Alles war schonungslos vernichtet worden, was „an den Geist des italienischen Jakobinismus", an den Geist der „italienischen Vereinigung" erinnern konnte. Im Süden hausten wieder schlimmer als je die spanischen Bourbonen, im Kirchenstaat wütete von neuem die ärgste Reaktion, im Norden aber hatten die Duodezfürsten sich wieder eingenistet, noch vergrößert an Zahl durch die neu geschaffenen Länder und Ländchen für die Fürsten Österreichs, dessem buntgemischtem Völkerstaat nicht nur wie vor der napoleonischen Zeit Mailand, sondern ganz Oberitalien westlich des Ticino als Lombardo-venezianisches Königreich eingegliedert worden war. Ein unwürdiges Polizei- und Spionagesystem, die Abschaffung aller Reformen, die Herrschaft des kaiserlichen Stockes, die Knebelung jeder freiheitlichen Regung, das waren die Kennzeichen jener Jahre Metternichscher Staatskunst in Italien, wie sie auch unter seinem mächtigen Einfluß in Deutschland, in Rußland und Spanien es waren. In Wirklichkeit war Italien nur noch ein geographischer Begriff, nur noch der Name für die souveränen Staaten der Halbinsel, wie Metternich es boshaft der Welt verkündet hatte.

War es da ein Wunder, daß sich ein wilder Haß gegen die österreichischen Unterdrücker leidenschaftlich erhob, daß Rebellionen, Aufstände, blutige Erhebungen an der Tagesordnung waren? Daß dies Volk mit jedem Atemzug sich auflehnte gegen die Fremdherrschaft der „Tedeschi", dies Volk, das jene Tage republikanischer Herrlichkeit gesehen, da der Löwe des heiligen Markus die Häfen des Morgenlandes beherrschte und das hochsinnige Künstlervolk von Florenz zu seinem Arnolfo sprach: „Der Plan für unsern Dom soll groß sein, wie die allergrößte Seele, wie die Herzen so vieler Bürger, die zu einem Wollen vereinigt sind"?

War es da ein Wunder, daß die Nation, die keine politische Bildung, keine freie Presse und keine Rednerbühne besaß, sich zu Verschwörungen und Geheimbünden zusammenfand, daß man damals ewige Feindschaft einem Staate schwur, der blutig die ewigen Menschheitsrechte unterdrückte, daß ein überspannter Idealismus wahnsinnige Ideen gebar, daß eine lichtscheue Gesellschaft versteckte Schleichwege wandelte, um heimlich die verhaßte Staatsgewalt zu unterwühlen, daß man sich an jene hinterhaltige Kampfesart gewöhnte, die noch heute das politische Leben Italiens so unheilvoll vergiftet?

Und war es da ein Wunder, daß man damals Frankreich zujubelte, als es zum zweitenmal diesem unhaltbaren Zustand ein Ende machte, als Napoleon der Dritte mit seinen Truppen die Tyrannen verjagte, als er die österreichische Herrschaft in Italien brach?

Wir von heute freilich wissen, daß es nur eine Pose war, die Napoleon dazu trieb, den Freiheitsapostel der Völker zu spielen, daß er die Verbindung mit den Umstürzlern, in deren Reihen er seine Jugend verbracht hatte, nicht aufgeben konnte, wollte er nicht sein eigenes Leben wagen, daß er vor allem seine Hilfe sich teuer genug bezahlen ließ. Dennoch haben die Italiener damals und noch heute sich mit diesem Opfer abgefunden, das Cavour einst das grausamste und schwerste seines Lebens genannt; sie haben sich damit abgefunden, daß sie das Stammland ihres nationalen Königsgeschlechtes, das Land, das so eng verwachsen war mit seiner Dynastie, deren Kriege es geschlagen, deren Größe es erkämpft hatte, daß sie die Heimat ihres großen Helden Garibaldi haben preisgeben müssen. Und die sonst so Scharfen und Klugen haben ohne Widerspruch sich von den Franzosen belehren lassen, daß Nizza und Savoyen eben zu Frankreich gehörten, weil die Sprache der Savoyarden dem französischen verwandter sei als dem italienischen, weil die Länder auf der französischen Seite der Alpen lägen, weil sie — ein wichtiger Grund — nicht erst wie das übrige Piemont 1802, sondern schon 1792 von Frankreich annektiert worden seien!

Auch das großartige Versprechen, das er damals gegeben, Italien müsse bis zur Adria frei werden, hat Napoleon nicht halten können. Erst das Bündnis mit Preußen gegen Österreich 1866, dieses Bündnis, das, wie Viktor Hugo einmal sagte, durch einen Schrei der Natur gefordert sei, hat Italien trotz all seiner schweren Niederlagen zu Wasser und zu Lande durch Preußens Erfolge das heißbegehrte Venetien gebracht. Und erst die deutschen Siege von 1870 verschafften ihm die Hauptstadt seines Landes, seine schöne, stolze, ewige, auf sieben Hügeln thronende Stadt am Tiber.

Dennoch aber hat man den Deutschen diese Liebesdienste nicht allzulange gedankt, während man es Frankreich bis heute nicht vergessen hat, daß seine Regimenter es waren, die die Siege von Magenta und Solferino davontragen halfen.

So ist es denn gekommen, daß die italienischen Irredentisten, die die Erlösung der unter fremdem Joche stehenden italienischen Gebiete verlangen, die Einverleibung der Länder, die nach Sprache, Sitte und Abstammung zu Italien gehören, sich nicht oder nur selten gegen Frankreich richteten, während eine weitschweifige Agitation nicht Mittel und Wege scheut, der Menge, die, erregbar und nervös, so leicht zu beeinflussen ist in den südlichen Ländern, fort und fort zu beweisen, daß die Befreiung und Einigung Italiens nicht eher vollendet sei, als bis auch Istrien und Welschtirol der österreichisch-ungarischen Monarchie entrissen und mit der Apenninenhalbinsel verbunden wären. Daß auch der Schweizerkanton Tessin, daß Korsika, daß Malta, dieser wichtige,

englische Flottenstützpunkt und Kriegshafen im Mittelmeer, von einer italienisch redenden Bevölkerung bewohnt werden, daß auch sie folglich der Erlösung harren, hat man in dem ungestümen Verlangen nach der gegenüberliegenden Küste fast vollständig vergessen, und die Irredentisten haben nur selten daran gedacht, auch die Gewinnung dieser Gebiete in ihr Programm aufzunehmen. Recht dem Charakter der Südländer entsprechend ist so die politische Agitation des Irredentismus, diese Entartung und dieser Auswuchs jenes gesunden nationalen Strebens, das einst die Italia unità geschaffen, gefühlsmäßig und romantisch zugleich. Der alte Haß gegen ein Land, von dem man einst Schlimmes erduldet, erstickt alle kühlen und praktischen Erwägungen der Vernunft.

Zudem aber sieht es auch mit dem historischen Recht, das Italien auf die österreichischen Gebiete Südtirols und Istriens hat, recht windig und fraglich aus. „Mit Ausnahme weniger Jahre" so weist Fischer in seinem Buch „Italien und die Italiener' nach, „während deren Südtirol dem von Napoleon errichteten und von ihm beherrschten Königreich Italien einverleibt gewesen ist, hat der italienisch redende Teil von Tirol niemals in irgend welchem politischen Verbande zu Italien gestanden. Die Fürstbischöfe von Brixen und Trient sind bis zum Eindringen der Franzosen deutsche Reichsstände gewesen. Die Grenze, welche in Südtirol zwischen Österreich und Italien besteht, ist dieselbe, welche seit Jahrhunderten das Gebiet der Republik Venedig von dem deutschen Reiche getrennt hat. Übrigens fällt jener uralte politische Grenzzug auch mit der natürlichen Grenze überein. Denn diese folgt nicht dem Hauptkamme der Alpen, der durch die tiefen, von Norden her bequem zugänglichen Einschartungen des Reschenscheidecks und des Brenners unterbrochen ist, sondern sie wird durch die hohen, gegen die Täler der Lombardei und Venetiens scharf abfallenden Bergzüge gebildet, welche das obere und mittlere Etschtal im Westen und im Osten umgeben und sich gegen Süden keilförmig zu dem alten Tor von Italien, dem Engpaß der Veroneser Klause, zuspitzen. Innerhalb dieses Dreiecks, das immer zu Deutschland gehört hat, das den Schauplatz uralter deutscher Volkssagen bildet, und das im Mittelalter eine Heimat des besten deutschen Minnesanges gewesen ist, befindet sich seit dem sechzehnten Jahrhundert das italienische Idiom zwar im Vordringen, allein es hat selbst im Süden, dem Trientinischen, keineswegs die Alleinherrschaft erlangt. Denn sowohl westlich der Etsch, im Nonsberger und im Sulsberger Tal, als auch namentlich in den Bergtälern im Osten der Etsch haben sich zahlreiche deutsch gebliebene Gemeinden erhalten. Der Norden nun gar, der doch auch jenseits des Hauptkammes der Alpen liegt, ist bis über den Bozener Boden hinaus ganz und gar deutsch. Von einem Rechtstitel, auf Grund dessen Österreich zur Abtretung von Südtirol an Italien angehalten werden könnte, liegt nicht eine Spur vor. Auf Istrien und an der Küste von Dalmatien haben die Venezianer Besitzungen gehabt, aber Kraft Eroberungsrechtes auf nicht italienischem Boden und unter einer fremd-

sprachigen Bevölkerung. Der Landstrich, auf welchem Triest steht, hat überhaupt nicht unter venezianischer Herrschaft gestanden. Triest selbst, das seit mehr als einem halben Jahrtausend zum Hausgut der Habsburger gehört, ist als Hafen- und Handelsplatz durchaus eine Schöpfung österreichischer Unternehmungskraft und österreichischen Kapitals. Die Auslieferung dieses für das weite Binnenland des Kaiserstaates geradezu unentbehrlichen Seehafens deshalb zu begehren, weil zwei Drittel seiner Bewohner italienisch reden, ist eine starke Zumutung an die österreichische Gemütlichkeit."

Trotzdem begünstigte anfangs die italienische Regierung die irredentistische Partei. Es war zum erstenmal nach dem Berliner Kongreß 1878, auf dem Österreich von den Mächten die Erlaubnis zur Besetzung von Bosnien und der Herzegowina erhalten hatte, während Italien leer ausgegangen war, als die Agitation laut und wild ihr Haupt erhob. Triest und Trient! Italia Irredenta! wurde auf einmal das Losungswort der Parteien, wurde der Kampfruf der Redner in den Volksversammlungen der Roten, deren Führer Menotti Garibaldi war, und deren Leidenschaft der alte Garibaldi verstärkte mit den berühmten, aufwühlenden Worten: „Geknechtete Völker haben das Recht der Empörung! Männer von Triest! Zieht in eure Korps!" Es kam so weit, daß ein Korporal, Barsanti, der seinen Leutnant umgebracht hatte und deshalb kriegsrechtlich erschossen worden war, von dem aufgewühlten Volk als Märtyrer gefeiert wurde, daß hunderte von Barsantivereine ins Leben gerufen wurden, in denen man Geld und Waffen sammelte. Die Regierung, an deren Spitze damals Cairoli stand, ein leidenschaftlicher Garibaldianer, einer der rastlosen Verschwörer vom Stabe Mazzinis, sah ruhig diesen Exzessen zu, ließ alle antiösterreichischen Kundgebungen ungestraft, trotzdem man nach außen ein freundliches Verhältnis zu Österreich aufrecht erhielt, war doch Kaiser Franz Joseph so taktvoll und fein gewesen, einen Besuch Viktor Emanuels in Wien zwei Jahre später in Venedig zu erwidern, demselben Venedig, das so lange die Quelle ihrer Feindseligkeiten gewesen, damit der Welt und Italien beweisend, daß er alte Händeleien längst vergeben und vergessen habe. Es mußte erst zu jenem furchtbaren Attentat auf den König kommen, bei dem Cairoli seinen Herrn mit eigenem Leibe deckte, und damit die drohende Gefahr beseitigte, bis der Minister die Überzeugung gewann, an welchem Abgrund die Nation gestanden und ihn endlich einlenken ließ.

Warum nun aber trotz der historischen Feindschaft Italiens mit Österreich der Dreibund zustande kam? Auch in unsern Tagen werden sichs viele wieder gefragt haben. Der Franzose Tardieu hat in seinem Buch über Algeciras im Jahre 1907 das Rätsel so erklärt: „Da Italien und Österreich nicht Freunde sein können, müssen sie Verbündete sein." In Wirklichkeit erfolgte die Annäherung Italiens an Deutschland und Österreich infolge einer schlimmen Erfahrung, die es damals mit seiner französischen Freundschaft machte. Im Jahre 1881 hatte sich Frankreich, das dem Liebeswerben Italiens gegenüber

immer ziemlich kühl sich verhalten hatte, konnte doch die klerikale Partei nie die „Gefangennahme" des Papstes verzeihen, sich der Schutzherrschaft in Tunis bemächtigt. Tunis aber, das Land des Gegenufers, war den Italienern immer als sicherer Besitz erschienen, nach dem sie nur die Hand auszustrecken brauchten. Neben den Einheimischen wohnten hier fast nur Italiener, mehr als 20000 Handwerker und Arbeiter hatten hier eine neue Heimat gefunden, gleichsam als Pioniere einer Okkupation, die in nicht mehr allzuweiter Ferne stand. Der Streich Frankreichs wirkte wie eine kalte Dusche auf die leichterregten Italiener. Hatte Frankreich doch bis zuletzt den italienischen Ministern sein Vorhaben verheimlicht, hatten diese doch auf die Ehrlichkeit und Biederkeit der geliebten Schwesternation bauend, sich lange Zeit tüchtig an der Nase herumführen lassen. Die Erbitterung und Enttäuschung darüber war in jener Zeit so groß, daß Cairoli seine Entlassung erbitten mußte. Italien aber sah zum erstenmal mit klaren Augen, wie einsam und hilflos es in der Welt gestanden, und daß nur der Anschluß an eine große Macht es in Zukunft vor noch ernsteren Gefahren, vor der völligen Isolierung nach außen und der drohenden Anarchie im Innern, retten konnte.

Daß die Annäherung an Österreich vor allem für Italien selbst von größtem Werte war, erklärte schon damals der Sektionsrat Kallay am 6. November 1881 in der ungarischen Delegation. Italien suche in seinem eigenen Interesse die Annäherung an die österreichisch-ungarische Monarchie; die letztere habe von Italien nichts zu verlangen und nichts zu fürchten. Und Graf Andrassy fügte hinzu, die Irredenta sei eine Gefahr nicht für Österreich, sondern lediglich für Italien selbst, und in diesem Gefühl wurzle die Aufrichtigkeit der Freundschaft, welche Österreich für Italien hege.

Die Folge des Dreibundes war in Italien jetzt das radikale Vorgehen der Regierung gegen die Irredentisten, die durch ruchlose Bombenattentate eben die Ausstellung von Triest gestört hatten, und sie weiter zu stören im Sinne hatten. Kurzerhand wurde der Rädelsführer, Wilhelm Oberdank, durch den Strang gerichtet, alle aber, die ihn rächen wollten, energisch verfolgt und blutig bestraft. „Darum," so erklärte damals der Minister Manzini in der Kammer, „weil einige Gebietsteile in Österreich italienisch sind, sollen wir sie von Österreich verlangen? Ja, dann müßten wir mit Frankreich und England wegen Nizza, Korsika, Malta ganz dasselbe tun. Deutschland müsse von Österreich und Rußland deren deutsche Provinzen fordern und ganz Europa würde in einen entsetzlichen Krieg hineingezogen. An die Möglichkeit solchen Aberwitzes glauben die Bannerträger der Irredenta selber nicht. Nein, ich will die harte Wahrheit aussprechen. Was sie wollen, ist nicht Triest und Trient, sondern der Untergang der Monarchie, dieser Einrichtung, an der die Nation mit ihrem Herzblut hängt. Diese unverschämten Anschläge einer frechen, verschwindenden Minderheit finden im Ausland die gebührende Würdigung."

Wirklich hat auch in der Folgezeit die Regierung alles getan, um Tumulte in der Hauptstadt und an anderen Plätzen zugunsten der Irredenta zu unterdrücken, und die Agitation zur Erlösung der Brüder, die für die Jugend immer ihren eigenartig aufreizenden Zauber hatte, zu ersticken. Und mehr als einmal haben besonnene Politiker darauf hingewiesen, daß der Sieg der Irredentisten eine Rückkehr zu dem glücklich überwundenen Zustand der revolutionären, mühsam gebändigten und gedämpften Leidenschaften des Volkes bedeute, ein Wiederaufleben der Anarchie, die den Italienern nun einmal im Blute liegt. Und mehr als einmal hat die Presse im In- und Ausland das Volk belehrt, daß die Eroberung von Triest und Trient das Opfer eines blutigen Krieges nicht aufwiege. Triest besitze nur solange Wert, als es Österreich gehöre. In italienischem Besitz wäre es nur ein Hafen, der entweder auf ein niedrigeres Niveau als Venedig herabsinken oder aber die anderen Häfen Italiens degradieren würde. Eine Eroberung von Triest aber bedeute die Auflösung der habsburgischen Monarchie, bedeute damit die Einverleibung der Bukowina und Galiziens durch Rußland, Siebenbürgens durch Rumänien, Bosniens, der Herzegowina und Dalmatiens durch Serbien. „Wir würden," so erklärte im Giornale d'Italia schon vor einigen Jahren der Herzog von Caforia, Luigi Pignatilli (F. von Wanthock Rekowsky), „an unseren Grenzen an Stelle eines verhältnismäßig schwachen, uneinigen Österreich-Ungarn eine kompakte Masse von 95 Millionen Deutschen und eine andere von 20 Millionen Südslawen haben, und beide würden aus verschiedenen Gründen uns feindlich gesinnt sein.

Auf der anderen Seite hätten wir ein übermütiges, angriffslustiges Frankreich und ein England, das mehr als jemals Herrin der Meere sein würde und seinen unermeßlichen Besitzungen noch die deutschen Kolonien hinzugefügt hätte, ganz abgesehen von der Anwartschaft auf die fette, portugiesische Erbschaft. Italien und Libyen würden einfach ersticken in einem Meer, das zu einer englisch-französischen See geworden wäre."

Daß aber solche Vernunftgründe dem Treiben der Irredentisten kein Ende bereiteten, haben wir ja selbst in unseren Tagen bitter erleben müssen. Die Annäherung Italiens an Frankreich nach dem zehnjährigen Zollkrieg (1888 bis 1898), die Zusicherung, die Frankreich Italien 1902 wegen Tripolis gemacht, dazu die Heirat des regierenden Königs mit einer Prinzessin von Montenegro, vor allem die Bemühungen der Tripleentente, Italien mit der Aussicht auf den Besitz von Albanien zu ködern, haben die Blicke des Volkes wieder auf die Balkanhalbinsel gelenkt und die Irredentisten mehr als je ermutigt.

Wir von heute werden es ja nun erleben, wieviel Lebenskraft dieser Irredentismus besitzt, ob eine revolutionär verbissene Minderheit stark genug sein wird, die echten und natürlichen Interessen der Nation zu vernichten, ob wirklich im Lande des Macchiavell eine romantisch überspannte Idee die Herrschaft über die nüchterne Klugheit davontragen kann. Wir hoffen und wünschen,

daß die Regierung es einsieht, daß „es für den Überschuß an Tatkraft, welche sich in Italien Raum zu schaffen sucht, dringendere, würdigere und schwerere Aufgaben gibt und zwar innerhalb der Grenzen des Königreiches selbst, daß die wahre ‚Italia irredenta' nicht in Südtirol und Istrien, sondern direkt um Rom in der Campagna liegt, und überall da, wo die Malaria ihr Todespanier aufpflanzt, daß das leidende Italien nicht durch Zeitungsartikel und Parlamentsreden von dem Joche zu erlösen sei, das auf ihm lastet, sondern durch die Spitzhacke und die Schaufel des Drainierungsarbeiters, nicht durch wüste und lärmende Volksbewegungen, sondern durch zähe, anhaltende und mühevolle Bodenverbesserung," daß sie es einsieht, daß nicht Istrien und Trient erlöst zu werden brauchen, sondern das Land, das schon einmal der große Scipio der ewigen Roma erobert hat, daß die „Italia irredenta" da liegt, wo einst die weiß schimmernden Tempel, die grünen Haine, die blühenden Wiesen, die ragenden Städte und die marmornen Säulen der Römer Nordafrikas der Welt verkündeten, was römische Kultur, römische Kunst und römischer Fleiß der Menschheit geschenkt hat.

Ein „Europäischer Staatenbund"?

Offener Brief an Professor Heymans in Groningen

Vorbemerkung: Der Schreiber des nachfolgenden Briefes erhielt vor einigen Tagen von Herrn Professor Heymans in Groningen eine von ihm verfaßte Schrift „An die Bürger der kriegführenden Staaten" zugesandt, die von dem Komitee „Der Europäische Staatenbund" herausgegeben ist. Die Schrift betont zunächst, daß die Neutralen den Vorzug haben, die von beiden kriegführenden Parteien angeführten Gründe vernehmen und wirklich unparteiisch würdigen zu können. Die Ursache kriegerischer Auseinandersetzungen erblickt sie im gegenseitigen Mißtrauen, da ein vermeintlicher Widerstreit der Interessen verschiedener Staaten fast immer gegenseitiges Mißtrauen zur Voraussetzung habe: „Der Friede, der von keinem Kriege mehr unterbrochen wird, wird kommen, sobald das gegenseitige Mißtrauen der Staaten aufgehoben sein wird." Die Erfahrung lehrt, „daß keine ernstlichen Interessenkonflikte mehr vorkommen, sobald verschiedene Staaten sich zu einer Rechtsgemeinschaft verbunden haben, welche gegenseitige Angriffe ausschließt und die innerhalb jedes Staates den Bürgern der anderen Staaten zustehenden Rechte bestimmt." Die Schrift schließt mit folgendem Aufruf:

Das Komitee „Der Europäische Staatenbund" ist überzeugt, daß die Verhältnisse der gebildeten Staaten untereinander durch dieselben Gesetze von Sitte und Recht beherrscht werden müssen wie das gesellschaftliche Leben der einzelnen Nationen; daß besonders für Europa die Vereinigung zu einem Staatenbund oder Bundesstaat auf Grundlage der Gleichberechtigung und inneren Selbständigkeit aller Teilstaaten wünschenswert ist; und bittet mit Nachdruck alle Personen und Organisationen, die diese Überzeugung teilen, nach besten Kräften mitzuarbeiten, die öffentliche Meinung in diesem Geiste bilden zu helfen.

Dr. Frederik van Eeden
Prof. Dr. G. Heymans
Dr. Aletta H. Jacobs
Jhr. Mr. B. de Jong van Beek en Donk
Jhr. Dr. Nico van Suchtelen

* * *

Sehr geehrter Herr Professor,

verbindlichsten Dank für die Zusendung Ihrer Schrift „An die Bürger der kriegführenden Staaten", die ich mit größtem Interesse gelesen habe. Gestatten Sie mir, zu einigen Punkten darin, die besonders in dem „Aufruf" betont werden, Stellung zu nehmen, da ich glaube, daß hier Voraussetzungen gemacht werden, die entweder irrig sind oder doch mindestens einer ausführlichen Begründung bedürften. Ich bemerke gleich von vornherein, daß ich nicht als „Patriot" spreche; ich nehme an, daß sich ein patriotischer Ententen-Bürger genau die gleichen Ansichten wie ich bilden könnte.

In dem ersten Satze des Aufrufs wird gefordert, daß dieselben Gesetze von Sitte und Recht für das gesellschaftliche Leben der einzelnen Nationen wie für die Staaten untereinander gelten sollten. Ich halte diese Identifizierung von Privatmoral und Staatsmoral für unmöglich, oder richtiger: ich halte eine Staatsmoral für unmöglich, da für einen Staat niemals die gleichen Moralbedingungen — physische wie psychische — bestehen können wie für einen Privatmenschen. Eine solche Ansicht wird man vielleicht verwerfen müssen, wenn man an eine absolute Geltung der sittlichen Vorschriften glaubt, wenn man sie als aprioriische Wahrheiten ansieht und demgemäß etwa die Ethik in strenge Parallele zur Logik setzt. Ich für meinen Teil halte die Ethik nicht für eine sogenannte Normwissenschaft. Ich glaube, daß sich die Moral ebenso psychologisch erklären und ableiten läßt wie etwa die Religion, die Sprache usw., daß das Gewissen, das Pflichtgefühl, das sittliche Handeln und Urteilen ebenso gesetzmäßige Resultate von psychischen Entwicklungsreihen sind wie der Gottes- und Wunderglaube, wie die Idee eines Jenseits und wie das Erlösungsbedürfnis, oder wie das Bilden von konkreten und abstrakten Begriffen, das

Verstehen von Gesprochenem, das Gefühl für Stilfeinheiten und Sprachdummheiten — und wie tausend andere Dinge mehr. Meiner Ansicht nach gibt es daher auch keinen festen Maßstab für die moralische Beurteilung; und ich glaube, es werden täglich zahllose menschliche Handlungen ausgeführt, deren sittliche Qualität nicht bloß tatsächlich nicht übereinstimmend beurteilt wird, sondern auch nie übereinstimmend beurteilt werden könnte, ohne daß hieran irgendeine Unzulänglichkeit menschlicher Einsicht oder Ehrlichkeit schuld wäre. Und außerdem sind gerade die wertvollsten produktiven Leistungen des Menschengeistes moralisch indifferent: fast alle großen Kulturwerte sind von einzelnen geschaffen worden, ohne Rücksicht darauf und ohne Frage danach, ob deren Schaffung moralisch oder unmoralisch sei, ob die betreffenden Menschen dazu „verpflichtet" seien oder ihr „Gewissen" sie ihnen gestatte.

Auf wie starken oder schwachen Füßen also die sogenannte Moral stehen mag, so kann natürlich niemand leugnen, daß es eine gewisse Menge von sittlichen Geboten und Verboten gibt, die fortwährend von den meisten (aber nicht allen) Menschen in den meisten (aber nicht allen) Fällen befolgt werden, so daß sie völlig unentbehrlich sind und tatsächlich „das gesellschaftliche Leben der einzelnen Nationen beherrschen." Aber eine unbedingte Voraussetzung hierfür scheint mir zu sein, daß den Menschen durch eine lange und mühevolle Erziehung ein Befolgen von sittlichen Geboten und Verboten angewöhnt wird. Alle ursprünglichen und echten Neigungen und Tendenzen des Menschen sind egoistisch (im weitesten Sinne!), und die Erziehung kann nichts anderes tun, als durch ein unablässiges Gegeneinander-Spielen-Lassen egoistischer Motive ein sogenanntes altruistisches Handeln, das heißt im wesentlichen ein Hemmen und Unterdrücken egoistischen Handelns herbeizuführen. Was dem erwachsenen Menschen sein klares Bewußtsein über den Ursprung seiner Handlungen sagt, ist ganz irrelevant; es sagt ihm oft das gerade Gegenteil von dem, was ihn in Wirklichkeit bewegt und geleitet hat, und dies ist kein Zufall, sondern sehr wohl begründet, da die Menschen einfach zu bedauern wären, wenn sie sich völlig durchschauten. Zu einem ihm im allgemeinen ganz selbstverständlich erscheinenden „moralischen" Handeln gelangt also der Mensch auf demselben Wege, auf dem er etwa zum Ausführen bestimmter religiöser Kulthandlungen, zum Befolgen bestimmter Grammatikregeln oder zur Beherrschung irgendwelcher sonstiger Fertigkeiten gelangt, nämlich durch Anweisung, Beispiel, Hilfe und Zwang, kurz: durch Erziehung.

Nun ist klar, daß diese Entstehungsbedingungen für eine Moral unter den Staaten nicht gegeben sind. Wenn ein Staat nicht bloß die Summe der in ihm lebenden Menschen sein soll, sondern eine Einheit, eine Art Gesamtperson, so ist es meiner Ansicht nach durchaus nicht einleuchtend, daß für das gegenseitige Verhältnis dieser Gesamtpersonen dieselben „moralischen" Regeln gelten müssen wie für das der Einzelpersonen innerhalb ein und desselben Staates. Der einzelne Deutsche zum Beispiel wird sich im allgemeinen gegen

den einzelnen Engländer oder Franzosen ebenso verhalten wie gegen den einzelnen Deutschen, weil seine Erziehung ihm dies nahelegt. Aber zu irgendeinem sittlichen Verhalten gegen Staaten kann weder ein einzelner Mensch, noch gar ein Staat erzogen werden. Jeder Mensch ist als Kind „Mores gelehrt" worden nur gegenüber anderen Individuen, wie soll er als Erwachsener irgendwelche Mores gegenüber Staaten kennen und beherrschen? Aber diese Frage ist sogar überflüssig, da es sich ja hier um das Verhalten der einzelnen Staaten gegeneinander, nicht um dasjenige einzelner Individuen handelt. Die Staaten verkehren unter sich freilich in Gestalt einzelner Individuen, der Herrscher, Minister, Diplomaten. Aber diese Leute fungieren doch dann nicht als Privatpersonen, so daß sie auch keine Gelegenheit haben, in ihrem Handeln ihre ihnen früher anerzogene Privatmoral anzubringen. Ich halte es daher, nebenbei bemerkt, für verfehlt, wenn man bei uns in Deutschland ganz allgemein die Herren Grey, Asquith, Churchill, Poincaré, Sasonow und andere ohne weiteres als lauter Gauner und Halunken betrachtet. Über die Privatmoral dieser Männer ist nirgends etwas bekannt, und es liegt nichts vor gegen die Annahme, daß sie auf gleicher Höhe steht wie die Privatmoral der Durchschnittsstaatslenker aller Zeiten und Länder. Die genannten Männer sehen sich nur eben durch ihr Amt, wenn sie darin bleiben wollen, durch die Tradition und die äußeren Umstände dazu gedrängt, so zu handeln, daß eine große Menge von Menschen in verschiedenen Ländern beträchtlichen Schaden erleidet. Daß ein Mensch (als Vertreter eines Staates) Staaten gegenüber auf Grund anderer Regeln sollte verfahren können und müssen als anderen Einzelmenschen gegenüber, mag ein bedauerlicher Widerspruch sein; aber dies beweist nichts. Denn das Leben aller Menschen setzt sich aus Widersprüchen zusammen, wenn sie es auch nicht merken und sehr verwundert oder gar beleidigt sind, wenn man es ihnen sagt. Ein völlig konsequenter Mensch wäre ein Heiliger oder ein Narr.

Die Privatmoral kommt also für die Staaten untereinander nicht in Betracht. Diese sind Gesamtpersonen, Wesen von ganz anderer Art als die Einzelpersonen. Wie soll aber den Staaten als Gesamtpersonen „Mores gelehrt" werden? Dazu müßten sie in ihrer Kindheit von andern solchen Gesamtpersonen langsam und sorgfältig erzogen werden, denn auf andere Weise gelingt kein gewohnheitsmäßiges Unterdrücken von ursprünglich egoistischen Neigungen. Eine derartige Erziehung von Staaten durch andere Staaten ist natürlich unsinnig. Aber wo soll dann eine Staatsmoral herkommen, da doch Moral lediglich — oder doch zu neun Zehnteln — Erziehungsprodukt ist?

Es gäbe vielleicht einen Ausweg hieraus, wenn eine zweite Voraussetzung des Handelns, die für „das gesellschaftliche Leben der einzelnen Nationen" gilt, auch für den Verkehr der Staaten untereinander gelten würde, nämlich: daß jede sittlich gute beziehungsweise schlechte Tat eines Individuums nicht bloß Lob und Belohnung beziehungsweise Tadel und Strafe eines oder einiger

weniger Individuen, sondern einer ungeheuren Mehrzahl zu erwarten hat. Wenn in einem Volke von siebzig Millionen jemand einen andern bestiehlt, so wird dies nicht bloß von dem einen Bestohlenen vergolten, sondern gewissermaßen auch von den übrigen 69999998, da ja das Gericht, das den Dieb bestraft, die Stelle der siebzig Millionen vertritt. Und die Wirkung der sogenannten öffentlichen Meinung, die für das sittliche Handeln der meisten Menschen fast allein ausschlaggebend ist, beruht auf einem ähnlichen Tatbestand, wie hier wohl nicht näher beleuchtet zu werden braucht. — Wenn aber ein europäischer Staat einen anderen bestiehlt — was zu den Alltäglichkeiten der Weltgeschichte gehört —, so hat er im allgemeinen nur die Vergeltung dieses einen zu fürchten, während die anderen „neutral" bleiben; und wenn in Europa nur soviel einzelne Individuen lebten, wie es Staaten darin gibt, so würden sie wohl, falls sie in gegenseitige Berührung kämen, ebensowenig für einander eintreten und übereinander Recht sprechen, wie dies bisher unter den europäischen Staaten zu erreichen war. Ein Rechtsprechen und Rechtausüben ist eben nur möglich, wenn hinter dem einen, dem Unrecht geschah, eine überwältigend große Mehrheit steht, und wo der größte Teil der Gesamtheit gleiches Ansehen, gleiche Macht und gleiches Recht hat. Bestände Europa aus lauter, also etwa achtzig solchen Staaten wie Holland, so glaube ich eher, daß „für Europa die Vereinigung zu einem Staatenbund" (zweiter Satz des Aufrufs) nicht nur wünschenswert, sondern sogar möglich wäre. Solange es aber so bleibt wie gegenwärtig, wo sich ziemlich alles um das Verhalten von fünf Großmächten dreht, da erscheint mir eine dauernd friedliche Verständigung nicht wahrscheinlicher als eine solche unter fünf Brüdern im Alter von sieben bis vierzehn Jahren, wenn die Eltern nicht fortwährend kontrollierend und regulierend eingreifen. Es nützt nichts, wenn man auf die Bundesstaaten im Deutschen Reich, in der Schweiz und in Nordamerika hinweist (Seite 7 Ihrer Schrift) und sagt, zwischen den europäischen Staaten könne es doch ebenso friedlich hergehen wie zwischen jenen. Denn jene drei Staatenverbände haben sich erstens mal gewissermaßen unter dem Druck der Erkenntnis des Satzes „Einigkeit macht stark" (gegen außen nämlich) gebildet, und zweitens ist eben die Gemeinschaft der Rassen und der Schicksale, der Sitten und der Sprache und nicht zuletzt auch den politischen Interessen unter ihnen doch eine sehr große und daher relativ leicht zu dauernder Vereinigung führende. Für die europäischen Staaten dagegen kommt eine durch Zusammenschluß zu erreichende Stärkung gegen äußere Feinde, vorläufig wenigstens, nicht in Betracht, und ihre Verschiedenheit in manchen wesentlichen Beziehungen sowie der Widerstreit ihrer Interessen — der sehr reale Grund ihres „Mißtrauens!" — ist eben so groß und zum Teil unausgleichbar, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie sich ein bundesstaatliches Verhältnis unter ihnen sollte herstellen lassen. Überhaupt meine ich, daß man mit der Forderung einer „Rechtsgemeinschaft aller Kulturstaaten" nichts rechtes anfangen kann, wenn sie nicht gleich von vornherein begleitet ist

von einer ziemlich detaillierten Schilderung dessen, wie sich die Rechtsprechung, -ausübung und -befolgung darin abwickeln soll. Besonders ein Punkt ist mir dabei unklar, und damit komme ich auf eine dritte und letzte Voraussetzung friedlichen menschlichen Zusammenlebens, deren Erfüllung in bezug auf den „Europäischen Staatenbund" mir die größten Schwierigkeiten entgegenzustehen scheinen.

Dieser Bund soll, wie es im zweiten Satze des Aufrufs heißt, „auf Grundlage der Gleichberechtigung und inneren Selbständigkeit aller Teilstaaten" gebildet werden. Ja, ist denn eine solche Gleichberechtigung denkbar, da sie doch ihrerseits auf einer Gleichwertigkeit beruhen müßte? Ist, gemäß der respektiven Bevölkerung, Rußland etwa ebenso viel wert wie England, Frankreich und Deutschland zusammengenommen? Ich glaube nicht, daß es in Holland oder irgendeinem anderen neutralen Lande jemanden gibt, der so „neutral" wäre, daß er diese Frage bejahen würde. Oder: stellt irgendein Holländer sein Vaterland auf etwa die gleiche Stufe wie das heutige Serbien und Montenegro zusammen? Meinem Gefühl nach würde es, sagen wir, zehnmal soviel wert sein und demgemäß im „Europäischen Staatenbund" etwa zehnmal soviel Rechte erhalten müssen. Aber wie sollen solche Rechtsfragen erledigt werden? — Oder nehmen wir die Frage der Handelskonkurrenz zwischen England und Deutschland. Soll das Ausland um des lieben Friedens willen gezwungen werden, jenen beiden Staaten von allen Waren gleich viel abzukaufen, oder, gemäß der respektiven Bevölkerung, etwa 40 Prozent beziehungsweise 60 Prozent der Waren? Soll eine internationale Kommission die Güte der englischen und deutschen Waren prüfen und danach die zu befolgenden Regeln festsetzen, — oder sollen die Deutschen sich verpflichten, etwas schlechtere Waren herzustellen, damit die Engländer ihre Konkurrenz nicht mehr zu fürchten brauchen? — Soll ferner Rußland durch Zureden oder Zwang dahin gebracht werden, Polen, Finnland, die Ostseeprovinzen, Bessarabien, die Ukraine und Kaukasien aufzugeben, weil doch die „innere Selbständigkeit" aller dieser Teilstaaten für sie selbst sowie für einige andere Staaten ebenso „wünschenswert" wäre, wie sie für Rußland unerwünscht wäre? — Vielleicht noch verwickelter scheint mir die Frage der Kolonien zu sein. Ist deren „innere Selbständigkeit" nicht auch wünschenswert? Und sind die Inder, Neger und Tataren nicht auch „gleichberechtigt" mit den Engländern, Franzosen und Russen, da diese sie doch zu Hilfe rufen und mit ihnen vereint kämpfen? — Aber wenn diese Fragen bejaht werden, so ergeben sich höchst sonderbare Konsequenzen, noch sonderbarere, als wenn sie verneint werden.

Nehmen wir jedoch an, daß es dem Europäischen Staatenbund gelänge, alle solche Fragen so zu erledigen, daß jeder Staat das ihm zukommende „Recht" erhält. Dann gilt dies doch nur für einige Zeit. Nach hundert, oder fünfzig oder noch weniger Jahren kann und wird sich das kulturelle und politische Niveau einiger Staaten derart verändert haben, daß nun, was dem

einen Staate recht ist, dem anderen nicht mehr billig ist. Bedenken wir, wie schnell Spanien im siebzehnten Jahrhundert, die Türkei im neunzehnten Jahrhundert zurückgegangen ist, wie schnell sich dagegen England im achtzehnten Jahrhundert, Deutschland im neunzehnten Jahrhundert emporgeschwungen hat. Welche wechselvollen Schicksale haben Schweden und die Niederlande durchgemacht, was ist aus dem Kirchenstaate geworden und was hat sich in Nordamerika aus einem Nichts herausentwickelt! — Die oberste Gewalt im Europäischen Staatenbund müßte solchen Vorgängen des unvermeidlichen Auf- und Niedersteigens der einzelnen Völker oder Staaten doch irgendwie Rechnung tragen, aber in welcher Weise dies geschehen sollte, ist mir rätselhaft. Da sich der Wert der Einzelstaaten ändert, so müssen sich auch ihre Rechtsverhältnisse ändern; Gleichberechtigung ist, wie gesagt, nur bei Gleichwertigkeit möglich. Es scheint mir, daß der Europäische Staatenbund damit beginnen müßte, den Einzelstaaten ihren Territorialbestand für alle Zeit zu garantieren, aber auch hier würden sich wieder sehr sonderbare Konsequenzen ergeben. Englands Kolonialreich, das ebensowenig wie andere Kolonialreiche „auf Grund der Gleichberechtigung und inneren Selbständigkeit" der Kolonialvölker zustande gekommen ist, umfaßt etwa ein Fünftel der Erde. Soll England dieses Kolonialreich eventuell solange behalten, bis die Engländer in England selbst ausgestorben sind, und darf Deutschland keinen Quadratmeter davon bekommen, auch wenn seine Bevölkerung inzwischen auf 200 Millionen angewachsen wäre?

Nehmen wir an, ein Mann habe zwei Söhne, die ihm gleich lieb sind. Vor ihrer Schulzeit sei keine geistige Verschiedenheit an ihnen bemerkbar, und demgemäß verwendet der Vater zunächst gleich viel Mühe und gleich viel Geld auf ihre Ausbildung. Im Laufe der Schulzeit stelle sich aber heraus, daß der eine Sohn hochbegabt und fleißig, der andere schwachbegabt und faul ist. Soll der Vater nun auf seinem früheren Standpunkte verharren? Doch wohl nicht. Als die Jungen anfingen, in die Schule zu gehen, wird er sich vielleicht vorgenommen haben, für ihre gesamte Berufsausbildung — seinen Vermögensverhältnissen entsprechend — sagen wir je zehntausend Mark aufzuwenden: ihr vermeintlich gleicher geistiger Wert sicherte ihnen gleiches Recht an des Vaters Geldbeutel. Später wird er aber seinen Entschluß ändern; er wird den einen Sohn studieren, den anderen ein Handwerk lernen lassen, und er wird dabei für jenen sagen wir sechzehntausend Mark, für diesen nur viertausend Mark aufwenden; ihr verschiedener geistiger Wert sichert den Söhnen auch verschiedenes Recht. Und wenn der Vater anders verführe, so würde jeder verständige Mensch ihn tadeln müssen. Sollten sich aber die beiden Söhne allein unter einander zu einigen haben, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß der dumme und faule ebensoviel Geld beanspruchen würde wie der kluge und fleißige, und dieser müßte dann entweder auf eine Ausbildung, zu der sein größerer geistiger Wert ihn berechtigte, verzichten,

oder er müßte Mittel und Wege finden, seinen Bruder ungestraft um einige tausend Mark zu erleichtern.

Die Anwendung hiervon auf den geplanten Europäischen Staatenbund ist leicht; aber wodurch soll bei diesem die Einsicht und Gewalt des Vaters ersetzt werden? Es verhält sich hier offenbar analog wie mit den früher erwähnten fünf Brüdern; und in beiden Fällen wiederum liegt, soviel ich sehe, etwas ähnliches vor wie bei dem Problem des Ersatzes der künstlichen durch die natürliche Auslese in der Entstehung und Umbildung der Arten. Die „künstliche" Auslese unter den Brüdern geschieht durch das Eingreifen des Vaters; die „natürliche" Auslese unter den Einzelstaaten (den „Brudervölkern") geschieht zunächst durch friedliche Konkurrenz auf allen Gebieten des politischen, sozialen, wirtschaftlichen und geistig-kulturellen Lebens, und später, wenn dies nicht mehr hilft, durch den Krieg.

Ist also, so betrachtet, der Krieg etwas Unvermeidbares, so ist er doch selbstverständlich auch etwas im höchsten Grade Bedauerliches und — vom Standpunkte der Privatmoral — ebenso Unkluges wie Verwerfliches und mit allen Mitteln zu Bekämpfendes, und man könnte versucht sein, den Strahlenkranz der Erhabenheit und Herrlichkeit, mit dem er jetzt vielfach umgeben wird, zu verlachen und zu verspotten. Aber damit täte man ein großes Unrecht; denn mit dem Tode, der jedem, der in den Krieg zog, täglich und stündlich vor Augen steht, ist nun einmal nicht zu spaßen, auch nicht von den zu Hause gebliebenen. — Wie man sich als sogenannter moderner Kulturmensch, als der man sich doch immerhin fühlt, in seinem Verstande und Gewissen mit der Tatsache des gegenwärtigen Krieges abfinden soll und kann, — das scheint mir ein Mysterium zu sein. Und es ist wohl am besten, wenn es eines bleibt.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr ergebener

Dr. O. B.

Ein holländischer Britenspiegel

In Heft 7 der Grenzboten hat Alfred Ruhemann in seinem Artikel „Holland, der Trabant" auf einige Schriften hingewiesen, die von Holländern in Anerkennung unseres Verhaltens und Könnens verfaßt sind. Im folgenden geben wir ein ausführliches Referat über eine dieser Schriften, M. P. C. Walters „Beiträge zur Entstehungsgeschichte des großen Krieges". Die Schriftleitung

Es ist für uns Deutsche hocherfreulich, daß es ein Holländer ist, der die uns heute vorliegenden „Beiträge zur Entstehungsgeschichte des großen Krieges" (C. L. van Langenhuysen, Amsterdam, 1915) verfaßt und in erster Linie seinen Landsleuten als Leitfaden für das Verständnis der geschichtlichen Ursachen das Krieges, aber auch gleichzeitig mahnend zur „besseren" Orientierung in der Unklarheit der Meinungen in Holland gewidmet hat.

Von erfrischender Nüchternheit, mit sicherem historischen Urteil — so dünkt es uns —, glänzender Belesenheit auf dem Gebiete der Weltpolitik und einer scharf und knapp zeichnenden, äußerst gewandten Feder ausgerüstet, reiht Walter sich den Colijn, Staal und anderen Männern der Wahrheit und Ehrliebe in dem stammverwandten, wenn auch in manchen Kreisen nicht sonderlich verwandtschaftlich fühlenden Nachbarlande würdig an. Beschränkten sich die viel beachteten Aufsätze jener an hervorragenden Stellen ihres Vaterlandes stehenden Männer mehr auf eine ruhige, von Gunst oder Haß nicht verwirrte Besprechung und gerechte Würdigung der durch den Krieg aufgewühlten besonders brennenden Fragen — wofür ihnen alle Deutschen Dank wissen werden —, so greift Walter in seinen „Beiträgen" erheblich weiter aus. Er glaubt — mit uns — zu den „Ursachen" des jetzigen Krieges am einfachsten und sichersten auf den Spuren der englischen Politik durch rund dreißig Jahre gelangen zu sollen. In großen Umrissen, aber doch erschöpfend, mit erstaunlicher Beherrschung des ungeheuer reichhaltigen Materials uns durch vielfach verschlungene Pfade hindurchführend, gibt Walter einen Rückblick über die wechselvolle Gestaltung der politischen Beziehungen der europäischen Mächte bis etwa zur Mitte der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts und ihre Wirkungen auf die Folgezeit, vor allem auf die Gegenwart. Aus diesem allgemeinen Hintergrunde heraus meißelt er

scharf das Profil Englands heraus. „Seit zwanzig Jahren", so heißt es zu Beginn der Ausführungen, „zeichnet sich stets deutlicher die Hand des Urhebers der Ereignisse ab, die wir jetzt erleben", . . . Englands, das sich jetzt mit soviel Pathos und Entrüstung rühmt, der „Beschirmer der gewährleisteten Rechte der kleinen Staaten" zu sein. Mit diesem Märchen aufzuräumen und überhaupt durch rückhaltlose Aufdeckung der „selbstsüchtigen und brutalen" britischen Politik allgemein und besonders dem friedliebenden, aufrichtigen Deutschland gegenüber den wahren Macher aller europäischen und selbst außereuropäischen Verwicklungen während der letzten zwanzig Jahre vor seinen Landsleuten und aller Welt bloßzustellen — das ist die Grundidee der Valterschen Beiträge.

Wir müssen es uns leider versagen, auf die wirklich interessante Aufrollung und Wertung der politischen Begebenheiten in den zwei Jahrzehnten im einzelnen einzugehen. Es sei deshalb im folgenden nur ein Überblick über die Ausführungen und Urteile Valters gegeben:

Die deutschfeindliche Richtung erhielt die englische Politik nach ihm schon im Laufe der achtziger Jahre, und zwar vornehmlich aus Furcht vor einer ungünstigen Beeinflussung der britischen Unternehmungen in Afrika durch deutschen Intellekt und deutsche wirtschaftliche Tüchtigkeit, und diese Unruhe steigerte sich nach und nach desto mehr, je kräftiger Deutschland als Welt- und Kolonialmacht aufblühte. Im auf und ab der wechselnden politischen Konstellationen intrigiert Großbritannien bald mit allen Mitteln gegen Deutschland, dann mal wieder sucht es, wenn sein Himmel bewölkt ist, gegen andere Gegner (Transvaal, Rußland, Frankreich) Anlehnung an das Deutsche Reich, dessen Ehrlichkeit gewissenlos ausnutzend. Durch alle Wirrnisse läßt sich der rote Faden der englischen Politik verfolgen, die, nie klar, nie ehrlich, stets lavierend und rücksichtslos, drei große Ziele fest im Auge behält: 1. Das Rule Britannia. Dem müssen sich alle Mächte fügen, große und kleine, über den ganzen Erdkreis; ihm zuliebe werden sie alle gegeneinander ausgespielt, bald Freund, bald Feind, wobei möglichst beide um ihren Gewinn gebracht werden. 2. Die „Rechte der kleinen Staaten", sei es nun Transvaal, Portugal, Belgien, Holland, gleichviel, — spielen keine Rolle. Valter widmet diesem dunklen Blatt in Englands Geschichte ein besonderes, sehr lehrreiches Kapitel, auf das hier näher einzugehen wir uns versagen müssen. 3. Deutschland muß herunter, muß vernichtet werden. Dies ist und bleibt, vom ersten Aufkeimen scheeler Eifersucht an, das Hauptaxiom der englischen Krämerdiplomatie. Gegen diese „deutsche Gefahr" in Afrika, in Asien, in der ganzen Welt werden alle „geeigneten" Kräfte, je nach Lage der politischen Verhältnisse, in Bewegung gesetzt, aber dabei immer mit arglistigem Bedacht, sie selbst nicht über Gebühr mächtig werden zu lassen. Bald — und mit Vorliebe — ist es Frankreichs nie versiegtes Revanchebedürfnis, bald sind es russische Expansionsgelüste, bald Amerikas Monroemaxime, gelegentlich italienische „Interessen" usw. . . . je nachdem.

So gerät England nach und nach in eine wilde, zum Grundsatz, besser zur Manie werdende „Ententenpolitik" hinein, die, zum Teil mitgetragen von den verschiedensten außerenglischen Strömungen, aber dirigiert und genährt stets von London aus, bald hierhin, bald dorthin ihre Spitzen wendend, als Hauptziel unverrückbar Deutschland, den verhaßten Nebenbuhler, im Auge behält. Alle Mächte der Reihe nach werden in diese Politik, die unter den Auspizien des großen Kriegsschürers, Eduard des Siebenten, ihre höchste Meisterschaft erreichte, mitverstrickt. Japan muß Rußland niederwerfen, die Frage des Rassepreslliges, für alle in Asien interessierten europäischen Mächte, namentlich auch die kleinen, von höchster Bedeutung, spielt natürlich für England keine Rolle. Frankreich wird zur gegebenen Zeit (zum Beispiel 1904) durch „anderweitige" englische Ententen und Halbententen oder Drohungen in Schach gehalten. Deutschland wird bald durch englisch-französische, bald zugleich mit der Türkei durch englisch-französisch-italienische, später durch englisch-französisch-russische Ententen geschädigt und „eingekreist"; die Türkei durch alle möglichen anderen Ränke; Spanien muß sich der englisch-amerikanischen Entente zuliebe mit den Vereinigten Staaten schlagen; auf Österreich-Ungarn werden die ewig unruhigen Slawen gehetzt, Belgien, früher durch England im Kongo bedroht, weiß England mit in die Netze der Triple-Entente zu verstricken, Holland wird erst auf Schritt und Tritt von Englands „wahrhaft macchiavellistischer Politik" geschädigt und später mit Lockungen und Drohungen umgarnt, um ebenfalls in die deutschfeindliche Entente hinübergezerrt zu werden („glücklicherweise" ohne Erfolg, sagt Valter) usw. Kriege wurden auf Englands hetzerisches Betreiben leichtfertig entzündet, ohne daß es ihm selbst auch nur einen Mann kostete, desto größer aber war der Gewinn; Kriege standen zehnmal vor der Tür, die Temperatur stieg zehnmal bis zum Siedepunkt, und wenn trotzdem kriegerische Verwicklungen noch so oft vermieden wurden, so war es nie Englands Verdienst.

Die selbst von einem Engländer, Massingham, einmal „erniedrigend und herausfordernd, drohend und beleidigend" genannte britische Politik spielte dauernd ein „hohes, unausbleiblich zu blutigem Kampf führendes" Spiel, und „das allgemeine Resultat der zwischen 1877 und 1904 von England eingefädelten Ententenpolitik", sagt Valter, „war eine tiefgehende Störung der internationalen Beziehungen . . . Als Eduard der Siebente starb, glich Europa einem einzigen von Waffen starrenden Lager." Den Höhepunkt der deutschfeindlichen Machenschaften unter Englands Führung bildet die „perfide" Marokkopolitik. Wenn im Gefolge aller, auch der späteren Ränke Englands im Bunde mit den deutschfeindlichen Leidenschaften seiner Ententenbrüder der allgemeine Krieg damals noch vermieden wurde, so gebührt nach Valter das alleinige Verdienst der „bewunderungswürdigen Ruhe der deutschen Politik", ihrer bis zum äußersten getriebenen Taktik der Mäßigung und Versöhnlichkeit, einer Politik des Friedens, die den Versuchungen unter für das Deutsche Reich günstigen Konstellationen mehrfach ehrenhaft widerstand, und Treue gegen Verrat

ausspielte. „Der deutsche Soldat hielt viele Jahre hindurch den Frieden unter den Großmächten aufrecht und vertrat damit bewußt und entschlossen zugleich die Rechte und Lebensinteressen der kleinen Staaten, wie zu allen Zeiten. Der deutsche Kaiser setzte unbeirrt und ritterlich immer wieder seine ganze Persönlichkeit für die Wahrung des Friedens ein, und der Kanzler des Deutschen Reiches erklärte wiederholt aller Welt feierlich den Willen Deutschlands, nur zu einer friedlichen Lösung aller Konflikte seine Hand bieten zu wollen. Die Haltung der Berliner Regierung in der Marokkokrisis, in der Balkanfrage, die von ihm in Afrika, Asien und überall von jeher vertretene Politik der offenen Tür, ihr Entgegenkommen in der Flottenbaufrage bewies es. „Das deutsche Volk," meint Valter, „hat beinahe um Frieden gebettelt, und Gott wird es dafür unendlich segnen."

Aber es war vergebens: die Netze der dreifachen Entente waren schon zu fest gewoben, Englands Trumpf mußte heraus, und „halbwilde serbische Agitatoren" warfen dann den Brand in das Pulverfaß.

Sehr interessant verbreitet Valter sich über die dem Kriege unmittelbar vorangehenden Ereignisse, speziell über das Verhalten Englands. England, so meint er, hatte alles in der Hand, es konnte noch in elfter Stunde vieles abwenden, zum mindesten Belgien retten. Aber seine einigermaßen unsichtige, rätselhafte Politik des Zauderns in der kritischen Stunde besiegelte das Geschick des unglücklichen Königreichs. „Während englische Minister erwogen, ging Belgien verloren." Valter bespricht mit beachtenswerten kritischen Bemerkungen den bekannten Notenwechsel, betreffend die belgische Neutralität, und die noch nicht genügend aufgeklärte Rolle Englands dabei, die es schließlich „unter der schönen Losung, für die gewährleisteten Rechte der kleinen Staaten" zu Ende spielte. Man mag aber, meinte Valter nüchtern, die Frage, ob England im letzten Augenblick doch noch den Krieg vermeiden wollte oder nicht, noch dahingestellt sein lassen: „Eine lange Kette von Geschehnissen vieler Jahre bis auf die letzte Zeit beweist, daß die britische Politik auf die Entfesselung eines kontinentalen Krieges gerichtet gewesen ist, daß dieses Land mehr als irgend ein anderes die Verantwortung für den Völkerkrieg trägt, den die deutsche Regierung zu vermeiden trachtete, und den Frankreich nicht gewagt haben würde, wenn es nicht schließlich auf Englands Mithilfe gerechnet hätte." Die so heiß umstrittene Frage der belgischen Neutralität unterzieht Valter in einem besonderen Abschnitt seines Werkes einer scharfsinnigen und höchst individuellen Kritik, wobei er allerdings zu einem — deutschfreundlichen Urteil gelangt. Die Ausführungen dürften von besonderem Interesse sein.

Über die wirkliche Bedeutung des Vertrages von 1831 herrschte längst, sagt Valter, die communis opinio, daß die Akte im gegebenen Falle keinerlei praktischen Wert mehr haben würde. Angesichts der politischen Konstellationen seit dem Bestehen der Triple-Entente und ihrer offen ausgesprochenen Pläne konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß bei Ausbruch eines Krieges gegen Deutschland Frankreich durch Belgien seinen Aufmarsch nehmen würde, den

die belgische Regierung selbst bei bestem Willen nicht hätte hindern können, ohne einen Aufstand der durchaus franzosenfreundlichen Bevölkerung zu riskieren. Unter diesen Umständen konnte es nach Valter von den verantwortlichen Männern in Deutschland keinen Augenblick erwartet werden, daß sie die so unsichere belgische Neutralität achten sollten, bis daß sie durch einen der anderen Garanten verletzt werden würde. „Zwingende Notwendigkeit hat Deutschland das Recht gegeben, dem Angriff im eigenen Lande zuvorzukommen. Maßgebende Strategen haben ganz offen die für Belgien beklagenswerten Folgen der einmal bestehenden Verhältnisse besprochen, für die Deutschland wohl am wenigsten verantwortlich war." König Alberts Pflicht wäre es gewesen, heißt es weiter, unter den obwaltenden politischen Verhältnissen Maßregeln zu treffen, durch die dem schwer bedrohten Nachbarstaat Deutschland Sicherheiten gegen einen französischen Überfall durch belgisches Gebiet gegeben worden wären. 1870 war dies unnötig, weil damals ein neutraler Garant (England) vorhanden war. Einen solchen gab es jetzt nicht, es sei denn — Amerika. Dieses konnte zwar bei seinen freundschaftlichen Beziehungen zu England kaum als desinteressiert gelten, aber es erscheint doch möglich, daß die Vereinigten Staaten willens und imstande gewesen wären (nach dem Abtreten der republikanischen Partei), Schritte zu unternehmen, um die Neutralität Belgiens gegen eine Verletzung sowohl seitens Frankreichs als auch seitens des Deutschen Reiches sicherzustellen. (Valter läßt es dahingestellt, ob dahingehende Besprechungen stattgefunden haben.) Aber außerdem gab es noch zwei Auswege zur Rettung Belgiens. Der erste war: das Königreich nahm gleichwie Luxemburg eine völlig duldende Haltung ein, was natürlich eine gewisse Demütigung des Nationalstolzes bedeutet haben würde. Ein zweiter Ausweg wäre gewesen, Belgien hätte sich mit Deutschland, als der schlechtest gestellten Partei, über Sicherheiten gegen einen französischen Einfall in das neutrale Gebiet beraten. Dies konnte allerdings insofern bedenklich erscheinen, als dadurch die Neutralität von den anderen formell als verletzt hätte angesehen werden können. Hätte Frankreich die Gewißheit gehabt, daß Belgien nicht nur unter dem Zwange interner Verhältnisse, sondern auch aus freiem Willen heraus einem französischen Einfall in sein Gebiet ebensolchen Widerstand entgegensetzen würde wie einem deutschen, oder daß es sogar besondere Maßregeln gegen eine Neutralitätsverletzung von Frankreichs Seite anwenden würde, so hätten die Ereignisse einen ganz anderen Lauf nehmen können. Aber Belgien hat sich, so urteilt Valter, der ihm durch den berühmten Vertrag zugewiesenen Rolle nicht gewachsen gezeigt. König Alberts Regierung hat sich vielmehr, „den Schein der Dinge höher stellend als ihr Wesen", wohl von hochfliegenden Plänen verführt, dazu verleiten lassen, 1906 und 1912 mit England über ein militärisches Zusammenwirken im Kriegsfalle gegen Deutschland, nicht auch gegen Frankreich, Beratungen zu pflegen. So war die Neutralität praktisch preisgegeben, „Belgien war im Komplott mit Deutschlands Feinden."

Valter schließt seine Betrachtungen über Belgien mit den Worten: „Was Belgien widerfahren ist, kann das Ergebnis der Geschehnisse vom Jahre 1831 genannt werden. Dies kleine Land konnte nicht anders als duldend neutral sein. Daß die Regierung König Alberts dies nicht erkannt hat, das wird die Geschichte ihr schwer anrechnen. Aber neben diesem Moment trägt England die größte Schuld an dem Elend, das über das belgische Land gekommen ist. Belgien wurde gegenüber Deutschland zu einer feindseligen Haltung ermutigt; es ist dann von England aber nicht beschirmt, sondern geopfert worden. Wenn die Belgier mit kühlem Verstande die Ereignisse betrachten, kann die Deutschen kein Haß treffen; denkende Belgier sollten den Deutschen vergeben und Gerechtigkeit widerfahren lassen!"

Nachdem Valter seinen Landsleuten ein längeres Register der Unfreundlichkeiten Englands gegen Holland vorgehalten hat, das „die Rechte dieses kleinen Staates" im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte nicht nur niemals beschützt, sondern im Gegenteil, wo es konnte, bedroht hat („game of bluff"), richtet er an sie den Apell, „sich wohl zu hüten vor einem Zusammengehen mit England, dieser Gefahr für die kleinen Staaten, ... gegen ein Volk wie das deutsche, den Holländern stets befreundet, 67 Millionen Seelen stark, mit selten reichen Anlagen und außergewöhnlicher Energie begabt, unternehmend, friedliebend, voll Hingabe für die Größe des Vaterlandes und tapfer; ein Volk, das vielleicht in ungleichem Kampfe geschlagen, doch nie überwunden werden kann, und das bald England und seinen Verbündeten, welche es auch sein mögen, den Platz, den die Natur ihm angewiesen hat, abzuringen wissen wird. Möge nicht nur eine treuliche Beobachtung unserer Pflichten als Neutrale, sondern auch eine mutige Verteidigung unserer Rechte, namentlich auf dem Gebiete von Handel und Schiffahrt, England Achtung abnötigen; bewahren wir unsere Selbstachtung, und halten wir uns freundschaftlicher Beziehungen mit Deutschland versichert, die für das niederländische Volk in der Vergangenheit von Wert waren und es auch in der Zukunft sein werden!"

Kleine Hauskomödien mit Musik

Von Dr. Erich Fischer

Die Zeit hat sich erfüllt; über Deutschland leuchtet ein heiliger Auferstehungstag. Heute können wir es offen eingestehen: wir hatten uns bereits mit dem traurigen Gedanken abgefunden, daß jene hehren und kühnen Eigenschaften des Gemütes und Charakters, die einstmals an unseren Vorfahren gepriesen wurden, längst verblichen seien, daß sie nur noch im Liede und in den Träumen eines Idealisten lebten. Wie grundfalsch dieser Unglaube war, hat sich nun herrlich erwiesen, da jene alten deutschen Tugenden, von der Posaune des Völkergerichts plötzlich erweckt, zu einem neuen sieghaften Dasein auferstanden. Mit einer Gewißheit, deren gewaltige Leuchtkraft auch den letzten Zweifel durchdringt und vernichtet, erkannten wir, daß es mit dem deutschen Geist kein leeres Gefasel ist. In kraftvoller Wirklichkeit webt und waltet er als treuer Schutzpatron seines Volkes. Doch wie ein kluger Vater mit seinen leichtfertigen Kindern verfährt, um sie wieder auf den rechten Weg zu bringen, wie er sie ruhig im Finstern tappen, straucheln und Irrlichtern nachjagen läßt, bis sie endlich selber merken, wo der lichte Pfad läuft, der sie zweckvoll zum bestimmten, ihrem Wesen einzig angemessenen Ziele führt, so war auch der deutsche Geist scheinbar von uns gewichen und hatte uns — nicht uns selbst, sondern dem Ungeklärten, dem Verworrenen und Verschrobenen in unserem Wesen überlassen. So viel Schönes, Edles und Großes die verträumte Weichheit und die romantische Leichtgläubigkeit des deutschen Gemütes geschaffen haben, solange sie sich auf dem altvertrauten Heimatboden bewegten —, auf dem glatten Parkett der neuzeitlichen internationalen Kultur, in dem hastigen Gedränge und Gedrücke des modernen Alltags mußten uns diese Eigenschaften gefährlich werden, und einzig durch ein rückhaltloses Erkennen der Gefahr konnten wir uns vor dem Falle bewahren, konnten uns wieder auf feste Füße stellen. Wir mußten uns selbst entfremdet werden, um uns endlich wieder zu finden. — Und jetzt haben wir uns wiedergefunden, haben ein unvergänglich schönes Wiedersehen gefeiert. Trotz aller Wirrnisse der letzten Jahrzehnte sind wir im innersten Grunde unseres Wesens

nicht heimatfremd geworden. Wir fühlen und denken und handeln heute ebenso wie es unsere Altväter taten.

Darum geschieht es nicht aus willkürlichem historischen Interesse, sondern aus einem ehrlichen, innigen Verlangen heraus, wenn wir heute einzelne von den großen und kleinen Geistern, die der deutsche Genius im Laufe der Geschichte gebar, neu erwecken, denn unser wiedergewonnenes Deutschtum gibt uns die Gewißheit, daß wir uns an den früheren Schöpfungen der deutschen Kultur — und zu dieser gehört vor allem die deutsche Kunst — noch ebenso teilnahmvoll ergötzen und erbauen können, wie sich zu ihrer Zeit unsere Vorfahren daran ergötzt und erbaut haben.

Als ich im letzten Frühjahr ein neues Unternehmen in die Wege leitete, das den Titel „Kleine Hauskomödien mit Musik" führen sollte, begegnete ich manchem Kopfschütteln. Kurze fröhliche Singspiele für den Hausgebrauch, zu deren Gesangs- und Tanznummern besonders gefällige und volkstümliche Einzelstücke aus älteren vergessenen Opern und Singspielen verwendet werden sollten, — gewiß, die Idee an sich fand überall rückhaltlose Anerkennung. Aber — „Wo denken Sie hin!" sagte mir mit mitleidigem Lächeln einer unserer anerkanntesten Musiker. „Mögen Sie der älteren Opernliteratur noch so schöne, noch so volkstümliche und eingängige Weisen entnehmen, was fragt unser modernes Publikum danach! Eine möglichst pikante Kost, das heißt: möglichst seichte und farblose Melodien mit einem recht gleichförmigen Leierkastenrhythmus und dazu ein schlüpfriger Text, das ist es, was die große Masse will." Diesen herben Worten schenkte ich jedoch keinen Glauben, sondern vertraute den vielen andern erfahrenen Persönlichkeiten, die meinem Vorhaben alles nur erdenkliche Gute und Schöne prophezeiten und sich gleichzeitig bereit erklärten, das Unternehmen zu fördern.

Mit Beginn des Winters sollten die ersten Hefte erscheinen. Da brach der Krieg aus, und mir schien es beinahe verletzend, inmitten so beispiellos gewaltiger Vorgänge „Kleine Hauskomödien mit Musik" herauszugeben. Als ich indessen wiederholt mit Verwundeten zusammenkam und von ihnen erfuhr, wie in den Lazaretten alle, besonders aber die ans Bett Gefesselten, sich nach recht harmlos fröhlicher Unterhaltung sehnten, wurde ich andern Sinnes. Auch die Zeitungen berichteten gelegentlich manches Gute von solchen anregenden Erheiterungen, die sogar auf den Verlauf der Heilung einen günstigen Einfluß ausüben sollen. Alles dieses veranlaßte mich, die kleinen Hauskomödien zunächst für Aufführungen in Kriegslazaretten zu bestimmen. Das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz, an das ich mich deshalb wandte, erteilte mir die offizielle Erlaubnis, die „Kleinen Hauskomödien mit Musik" in seinen Lazaretten aufführen zu lassen, falls dessen Einzelvorstände nichts dagegen einzuwenden haben. Dafür verpflichtete ich mich gern, dem Zentralkomitee jedes neu erscheinende Heft zur Prüfung durch seinen künstlerischen Beirat vorzulegen.

Wie ich bereits andeutete, bestehen die „kleinen Hauskomödien mit Musik" aus kurzen, von zwei bis fünf sanges- und spielfreudigen Personen (Erwachsenen und auch Kindern) im Zimmer oder im Freien leicht und ohne lange Vorbereitungen aufzuführenden Singspielen, die in der Regel einen heiteren, aus Scherz und Ernst, Anmut und Ausgelassenheit bunt gewebten Stoff behandeln. Der Dialog ist mit kurzen Gesangs- oder Tanznummern durchflochten, zu deren Musik besonders geeignete, das heißt gefällige und volkstümliche Einzelstücke aus älteren Opern und Singspielen verwendet werden, die in Vergessenheit geraten sind, weil ihr Text oder ein großer Teil ihrer übrigen Musik keine Wirkung zu erzielen vermochte. Gelegentlich werden auch unbekannte ältere Tanzweisen und Liedmelodien herangezogen. Die Auswahl ist stets auf solche Stücke beschränkt, die ein auch ungeschulter Sänger mühelos singen kann. Ebenso ist die frei bearbeitete Begleitung auf dem Klavier (oder auf der Laute) möglichst einfach gehalten.

Es fragt sich nun vor allem: ist es überhaupt möglich, von einer Melodie den ursprünglichen Text, auf den sie komponiert ist, abzulösen und an seine Stelle einen neuen zu setzen, der sich mit der Tonweise ebensogut, ja, noch besser verbindet als jener erste? In manchen Fällen — wir brauchen dabei noch lange nicht an Richard Wagner zu denken — ist solches fraglos ausgeschlossen. Doch weitaus häufiger (bei der alten Singspiel- und Opernmusik wird es fast zur Regel) kann eine geschickte Hand unbedenklich Textänderungen vornehmen.

Wir müssen uns des Opernbetriebes in früheren Zeiten entsinnen: da bestellt ein Theaterdirektor eine Oper oder ein Singspiel bei einem geschätzten Komponisten. Dieser bedarf nun zunächst eines Textbuches. Das kann er sich von einem Dichter verschreiben oder von einem Theaterfachmann, der mit berufsmäßiger Gewandtheit Operntexte fabriziert. Obgleich nun der Musiker von letzterem genau weiß, daß er ihm einen Text liefern wird bar aller seelischen Wärme und Gemütstiefe, künstlich aus einem erprobten Schema herausgedrechselt und nur durch äußerliche, wohlberechnete Effekte wirkend, wird er sich höchstwahrscheinlich dennoch an diesen wenden, da er anderseits weiß, der Mann wird zur vereinbarten Frist einen Text verfertigt haben, mit dessen Wirkung auf das Publikum der Theaterdirektor zufrieden sein wird, wogegen der einzig für seine Kunst lebende und schaffende Dichter vielleicht ein ganz bühnenunmögliches oder zur Vertonung völlig ungeeignetes Werk ersinnt — und wer weiß, ob er es bis zum festgesetzten Termin vollendet hat. Was schiert mich der Text! tröstet sich schließlich der Musiker. Er breitet seine Arme aus und zieht das seltsame Geschöpf, das ihm der Textlieferant zusendet, fröhlich an seine Brust, er umhüllt und beseelt es mit seiner nach Betätigung verlangenden Liebe. Und siehe da! Wo zuvor in öden Windungen sich krüppelhafte Verse und Reime qualvoll hinschleppten, rauscht es plötzlich auf. Überall sprudeln in unbekümmerter Freude an sich selbst junge kräftige Quellen aus dem Erd-

boden und erfüllen mit ihrem Plätschern und Rauschen die Luft, daß niemand mehr an die dürren Texte denkt. — Freilich, zuweilen geschieht es auch, daß die üblen Verse dem Musiker als unerträglicher Ballast in den Armen hängen und ihn an jeder freien Bewegung hindern. So finden sich denn weite Strecken, wo jene Quellen versiegten, wo auch die Musik mühsam an Krücken einherhumpelt.

Eins jedenfalls ist sicher: ein bei einem berufsmäßigen Textfabrikanten bestellter Operntext hat nur selten den Musiker zu gesteigertem Empfinden und Ausdrucksvermögen angeregt. Vielmehr hat der Komponist, wofern er ein wirklicher Tondichter war, trotz der beklemmenden Mangelhaftigkeit des Textes kraft des in ihm selbst lebenden und zum Ausdruck drängenden Empfindens jene köstlichen Melodien geschaffen, die zahlreiche (hauptsächlich auf die Musik bedachte) Hörer zu hellem Entzücken hinrissen, die aber dennoch, trotz all ihrer Schönheit und Lebenskraft, wieder verstummen mußten, weil ihnen vor ihren frohen, strahlenden Augen der Text wie eine unförmige, trübe Schreckbrille saß.

Diese Brille aber, meine ich, läßt sich abnehmen. Macht euch nur mit den alten Melodien so recht vertraut, summt sie, natürlich ohne ihre entstellenden Texte, in dichterisch angeregten Stunden vor euch hin, und ihr werdet sehen, wie bald an dieser, bald an jener Stelle unwillkürlich ein Wort entsteht, dem Gefühlsinhalt der Töne selbst entsprossen. Und schließlich ist ein vollständiger Text geschaffen, und zwar lediglich aus dem Charakter der Melodie heraus. — Ein paar Beispiele aus den ersten Heften der Kleinen Hauskomödien mögen dies erläutern. Leider geht es an diesem Orte nicht an, auch die betreffenden Melodien mitzuteilen. Sonst würde manche Verwunderung über die Verschiedenheit der alten und neuen Texte durch einen Blick auf die lyrische Grundstimmung der Melodie rasch beseitigt. (Die bis jetzt vorliegenden Hefte, Text mit Klavierbegleitung zum Preise von M. 2.— sind im Verlag Harmonie, Berlin, erschienen.)

Aus dem 1. Heft: Der Wäschetag (Musik von A. Lortzing)

Ursprünglicher Text:	Neuer Text:
Auf Amors Barke sondier' ich die Schönen, Wo sich ein Plätzchen zum Ankern mir zeigt. Aber zu fesseln mich, darf keine wähnen; Ist mir ein kühlender Trank nur gereicht, Dank' ich verbindlich dem art'gen Kinde, Dann schau' ich aus nach günst'gem Winde — Und stets in fröhlich erneuerter Fahrt Halt' ich die goldene Freiheit bewahrt usw.	Leise, von bergenden Schleiern umhangen, Schleicht sich die Liebe ins Herz hinein. Ach! und erfüllt es mit sehnendem Bangen, Ach! und erfüllt es mit seligem Schein. Und bald beglückt sie uns und bald bedrückt sie uns. Doch immer, immerdar bestrickt sie uns. Mag man sich wehren im bittersten Krieg, Immer erringt sich die Liebe den Sieg usw.
(Aus der Oper: Ali Pascha. Hier stammt der Text sogar vom Komponisten selbst!)	(Während die Deklamation beim Originaltext vielfach eine äußerst gezwungene war, wächst sie hier frei und natürlich aus der Melodie hervor.)

Aus dem 3. Heft: Die Überraschung (für Kinder. Musik von J. S. Bach)

Ursprünglicher Text:

Ach, es schmeckt doch gar zu gut,
Wenn ein Paar recht freundlich tut.
Ei, da braust es in dem Ranzen,
Als wenn eitel Flöh' und Wanzen
Und ein tolles Wespenheer
Mit einander zänkisch wär!

(Aus der Kantate: Mehr hahn en neue Oberkeet.)

Neuer Text:

Ach, wie ist es doch so fein,
Recht fidel und froh zu sein.
Helle Freude rufe heute
Auch bei euch, ihr lieben Leute,
Dies vergnügte Stücklein wach
Von dem alten Meister Bach!

Aus dem 4. Heft: Das alte Lied (Musik von W. A. Mozart)

Ursprünglicher Text:

Das Vergnügen in dem Eh'stand
Möcht' ich gerne bald erfahren;
Doch ein Mann, der schon bei Jahren,
Taugt in Wahrheit nicht für mich.

(Mit zahlreichen Wiederholungen. Die erste Strophe wird von einem Sopran, die zweite von einem Baß gesungen.)

Neuer Text:

Will ein Junger zum Vergnügen
Die Natur voll List betrügen,
Ei, so glückt's mit wenig Zügen.
Einen Schlafrock um die Lenden,
Etwas zittern mit den Händen
Und beim Sprechen leis gebebt!
Dann die Haare recht verlottert
Und gelegentlich geschlottert
Und gestottert!
So erhalten wir 'nen Alten,
Wie er älter nie gelebt.

Die Musiknummern des 2. Heftes: Das Teebrett (Musik von J. Haydn) besaßen mit einer Ausnahme (wo die erste Strophe des Originaltextes beibehalten wurde) teils triviale, teils sinnlose italienische Texte.

Daß in diesen ersten Heften noch viel Unzulängliches steckt, daß sie der kunstwissenschaftlichen Kritik so manchen Anlaß zu gerechtem Tadel geben werden, das weiß ich ganz genau, der ich weit davon entfernt bin, diese ersten Versuche als mustergültige Proben eines Unternehmens auszugeben, das nur mittels langer praktischer Erfahrungen zu einer genau bestimmten, reifen und reinen Form entwickelt werden kann. Wenn ich mit diesen ersten Heften nur den Beweis erbracht habe, daß mein Vorhaben ausführbar ist, daß die prächtigen alten Melodien in dieser fraglos besonders verständlichen und eingehenden Form zu einem neuen, freien, ihrem Wesen völlig entsprechenden Leben erweckt werden können, dann will ich mir gern am Zeug flicken lassen, will alle Einwendungen und Ermahnungen, die irgendwelche Einzelheiten betreffen, gern entgegennehmen, und nutzbare Erkenntnis aus ihnen zu gewinnen suchen.

Die Schriftleitung der Grenzboten hat sich in liebenswürdiger Weise erboten, alle bemerkenswerten Zuschriften, die an den Verlag Berlin SW, Tempelhofer Ufer 35a, gerichtet werden mögen, zum Abdruck zu bringen. Hoffentlich werden sich diese im Laufe der Zeit zu beredten Zeugnissen für ein recht ge-

deihliches und fruchtbares Wachstum des Unternehmens gestalten. Dieses zu fördern haben sich bereit erklärt:

Dr. Hermann Abert, Professor der Musikwissenschaft an der Universität Halle
Prof. Dr. Wilhelm Altmann, Direktor der Musikabteilung der kgl. Bibliothek, Berlin
Prof. Dr. Carl Attenhofer, Direktor des städt. Konservatoriums, Zürich
Schriftsteller Rudolf Hans Bartsch, Wien
Geheimrat Dr. August Bassermann, Intendant des großherzogl. Hoftheaters, Karlsruhe
Prof. Waldemar von Baußnern, Direktor der großherzogl. Musikschule, Weimar
Schriftsteller Dr. Walter Bloem, Berlin
Schriftsteller Victor Blüthgen, Berlin
Prof. Friedrich Brandes, Universitätsmusikdirektor und Leiter der „Neuen Zeitschrift für Musik", Leipzig
Georg Cleinow, Herausgeber der „Grenzboten", Berlin
Hofkapellmeister Prof. C. A. Corbach, Direktor des fürstl. Konservatoriums, Sondershausen
Schriftsteller Dr. Richard Dehmel, Blankenese
Schriftsteller Otto Ernst, Gr.-Flottbek b. Hamburg
Schriftsteller Dr. Cäsar Flaischlen, Berlin
Geheimrat Dr. Max Friedländer, Professor der Musikwissenschaft a. d. Universität, Berlin
Geheimrat Dr. Ludwig Geiger, Professor der Literaturgeschichte an der Universität, Herausgeber des „Goethe-Jahrbuchs", Berlin
Komponist Prof. Friedrich Gernsheim, Mitglied und Senator der kgl. Akademie der Künste, Berlin
Schriftsteller Baron Alexander von Gleichen-Rußwurm, München
Geheimrat Max Grube, Direktor des Deutschen Schauspielhauses, Hamburg
Georg Hartmann, Direktor des Deutschen Opernhauses, Charlottenburg
Komponist Prof. Dr. Friedrich Hegar, Direktor des städt. Konservatoriums, Zürich
Geheimrat Dr. Alfred Holder, Direktor der großherzogl. Hof- und Landesbibliothek, Karlsruhe
Komponist Prof. Dr. Engelbert Humperdinck, Mitglied der kgl. Akademie der Künste, Berlin
Musikschriftsteller Dr. Edgar Istel, Berlin
Musikschriftsteller Max Kalbeck, Wien
Komponist Dr. Wilhelm Kienzl, Graz
Dr. Otto Kinkeldey, Professor der Musikwissenschaft an der Universität Breslau
Prof. Iwan Knorr, Direktor des Hoch'schen Konservatoriums, Frankfurt a. M.
Prof. Albert Kopfermann, Direktor der Musikabteilung der kgl. Bibliothek, Berlin
Prof. Dr. Carl Krebs, Sekretär der königlichen Akademie der Künste, Berlin
Geheimrat Prof. Dr. Hermann Kretzschmar, Berlin
Georg Richard Kruse, Direktor des Lessing-Museums, Berlin
Prof. Dr. H. Lehmann, Direktor des schweiz. Landesmuseums, Zürich
Lilly Lehmann, kgl. preußische und k. k. österreichische Kammersängerin, Berlin
Schriftsteller Dr. Heinrich Lilienfein, Berlin
Kunstmaler Lothar Meggendorfer, München
Musikschriftsteller Prof. Dr. Otto Neitzel, Köln
Exzellenz Dr. Eduard von Nicolai, Präsident der Generalintendanz der großherzogl. Zivilliste, Karlsruhe
Prof. Siegfried Ochs, Dirigent des Philharmonischen Chores, Berlin
Hofrat Prof. Heinrich Ordenstein, Direktor des großherzogl. Konservatoriums, Karlsruhe
Schriftsteller Baron Fritz von Ostini, München
Musikschriftsteller Prof. Ferdinand Pfohl, Hamburg
Exzellenz Baron zu Putlitz, Generalintendant der kgl. Hoftheater, Stuttgart
Baron Gerhard von Puttkamer, Intendant der kgl. Schauspiele, Hannover
Prof. Max von Pauer, Direktor des kgl Konservatoriums, Stuttgart
Generalmusikdirektor Hofrat Prof. Dr. Max Reger, Meiningen
Schriftstellerin Gabriele Reuter, Berlin
Dr. Hugo Riemann, Professor der Musikwissenschaft an der Universität Leipzig
Schriftstellerin Agnes Sapper, Würzburg
Komponist Prof. Xaver Scharwenka, Mitglied der kgl. Akademie der Künste, Berlin
Generalmusikdirektor Professor Dr. Max von Schillings, Stuttgart

Komponist Prof. Georg Schumann, Direktor der Singakademie, Berlin
Kapellmeister Bernhard Schuster, Herausgeber der Zeitschrift „Die Musik", Berlin
Musikschriftsteller Paul Schwers, Herausgeber der Allgemeinen Musikzeitung, Berlin
Exzellenz Graf von Seebach, Generalintendant der kgl. Hoftheater, Dresden
Prof. Dr. Max Seiffert, Senatsmitglied der kgl. Akademie der Künste, Redakteur der „Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft", Berlin
Marcella Sembrich, kgl. preußische Kammersängerin, Berlin
August Spanuth, Leiter der „Signale für die musikalische Welt", Berlin
Dr. Fritz Stein, Professor der Musikwissenschaft an der Universität Jena
Generalmusikdirektor Fritz Steinbach, Köln
Prof. Karl von Stockmayer, kgl. Hofbibliothekar, Stuttgart
Schriftsteller Dr. Karl Storck, Herausgeber der Zeitschrift „Der Türmer", Berlin
Schriftsteller Hermann Sudermann, Berlin
Geheimrat Prof. Dr. Henry Thode, Gardone
Kunstmaler Prof. Dr. Hans Thoma, Karlsruhe
Schriftsteller Prof. Dr. Johannes Trojan, Berlin
Schriftstellerin Hermine Billinger, Karlsruhe
Generalmusikdirektor Dr. Philipp Wolfrum, Professor der Musikwissenschaft an der Universität Heidelberg
Konzertsänger Dr. Ludwig Wüllner, Berlin
Schriftsteller Ernst Zahn, Göschenen
Komponist Dr. Bogumil Zepler, Redakteur der Zeitschrift „Musik für Alle", Berlin
Kunstmaler Prof. Heinrich von Zügel, München
Kunstmaler Prof. Ludwig von Zumbusch, München.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sprache

Ein deutsch-albanisches Wörterbuch. Seit der Lostrennung Albaniens von der Türkei, durch die die albanische Sprache in allen auswärtigen Beziehungen im ganzen öffentlichen Leben Albaniens zur offiziellen Sprache wurde, machte sich der Mangel eines albanischen und speziell eines deutsch-albanischen Wörterbuches sehr fühlbar.

Allerdings halfen rasch zusammengestellte kleine Sprachführer dem Übel bis zu einem gewissen Grade ab, auch erschien vor 3 Jahren ein gründlicheres italienisch-albanisches Wörterbuch der Jesuiten in Skutari. Allein alles dies konnte bei den regen Beziehungen der deutschsprachigen Teile der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Albanien nicht genügen.

In wenigen Monaten dürfte nun ein deutsch-albanisches Wörterbuch der Albanienkennerin Marie Amelie Freiin von Godin erscheinen, an dem diese seit fünf Jahren gearbeitet hat.

Baronin Godin geht von dem Grundgedanken aus, möglichst viele Worte zu sammeln, dafür aber tunlichst wenig grammatikalischen Ballast in das Wörterbuch aufzunehmen, da eine klare grammatikalische Bearbeitung der albanischen Sprache bereits in der Grammatik des Dr. Pecmezi (Wien) vorhanden ist.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Um ihr Ziel zu erreichen, hat sie nicht nur alles bereits veröffentlichte Material durchgearbeitet: also sämtliche kleine Sprachführer, das Wörterbuch (albanisch-griechisch) von Dr. Christoforidhi, das albanisch-italienische der Gesellschaft „Baschkim", das italienisch-albanische des Pater Rossi und das bereits schon oben erwähnte italienisch-albanische des Jesuitenpaters Busetti, sondern sie war auch während ihrer zahlreichen und jahrelangen Reisen in Albanien bemüht, Worte in allen Gegenden Albaniens zu sammeln, die bis heute überhaupt noch nicht behandelt wurden, da sich obengenannte Wörterbücher immer auf bestimmte Gegenden und ihre Mundarten beschränken. Sie hält letzteren Umstand für besonders nachteilig, da durch die systematische, jahrhundertelange Unterdrückung der albanischen Sprache gewisse albanische Worte in manchen Gegenden völlig durch lateinisierende, türkische, griechische und slawische Fremdworte verdrängt wurden, sich aber in anderen erhalten haben und gebraucht werden.

Es handelte sich im jetzigen Augenblick, da sich die albanische Schriftsprache erst bilden soll, darum, möglichst viele dieser Ausdrücke in das Wörterbuch aufzunehmen, um diese ursprünglichen Bezeichnungen der Sprache zu retten. Aus ähnlichen Erwägungen hat die Verfasserin auch stets alle ihr bekanntgewordenen Synonyma in ihr Wörterbuch aufgenommen in der Überzeugung, daß diese Provinzausdrücke, so der Allgemeinheit des albanischen Volkes zugeführt, bald zur Bezeichnung einer bestimmten Sinnesnuance dienen werden. Aus diesem Grunde hat sie auch davon abgesehen, die Herkunft der einzelnen Worte anzugeben, um ihrem allgemeinen Gebrauch Vorschub zu leisten; ebenso hat sie auf die Anführung der Fremdworte auch in dem Falle zugunsten des albanischen Ausdruckes verzichtet, oder ihm doch nur an letzter Stelle Rechnung getragen, wenn ein Fremdwort in fast ganz Albanien eingebürgert ist, aber der albanische Originalausdruck noch in irgendeinem Gebirgstale aufzufinden war. — Fremdworte sind durchweg mit einem Stern bezeichnet.

Was die Form der Worte betrifft, die bekanntlich zwei Hauptmundarten ent-

Werkstätten Bernard Stadler

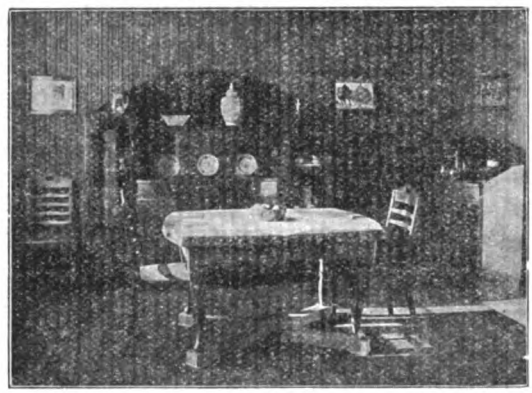
Paderborn Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes kunstgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 · Bremen · Düsseldorf · Hamburg · Leipzig

Viktoria-Luise-Platz 12a Georgstr. 64 Bleichstr. 6 Bergstraße 12/14 i. H. Aug. Polich

sprechend, im toskischen Süden und gegischen Norden verschieden ist, so hat sich die Verfasserin bemüht, sich im ganzen an die Formen der nördlichen Toskerie zu halten, die in ganz Albanien verstanden werden können. Übrigens wird ein Vorwort auf die grundlegenden Unterschiede der Mundarten hinweisen, um dem Unkundigen die Anpassung zu ermöglichen.

Bei einem albanischen Wörterbuch kann es sich heute nur um eine vorbereitende Arbeit handeln, da die albanische Schriftsprache sich erst aus dem vorhandenen Material endgültig entwickeln muß. Dies Material möglichst reich zu gestalten, zu bewirken, daß tunlichst wenige Ausdrücke des außerordentlich großen und mannigfaltigen albanischen Sprachschatzes der Schriftsprache verloren gehen, war das Hauptbestreben der Verfasserin, neben dem Wunsche Sprachunkundigen, die ihre Arbeit nach Albanien führen wird, ein möglichst brauchbares Nachschlagewerk zu bieten.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

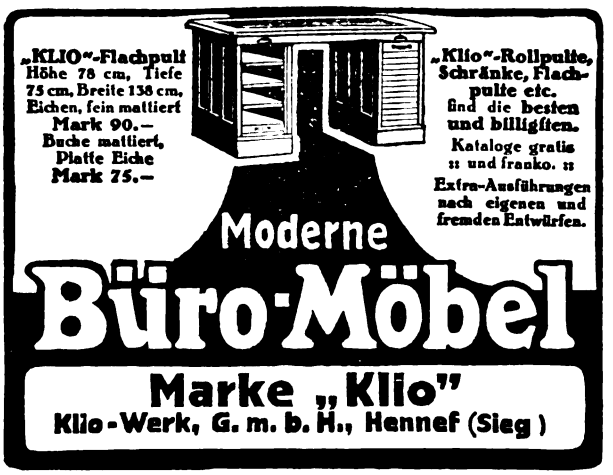
Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum II. Quartal 1915 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.



Die deutſche Aufgabe an der Fortentwicklung des Seekriegsrechtes

Von Dr. Stolze

Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig ſind wir nun im Port.
Was große Dinge wir getan,
Das ſieht man unſrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geiſt;
Wer weiß da, was Beſinnen heißt!
Da fördert nur ein raſcher Griff,
Man fängt den Fiſch, man fängt ein Schiff,
Und iſt man erſt der Herr zu drei,
Dann hackelt man das vierte bei;
Da geht es denn dem fünften ſchlecht;
Man hat Gewalt, ſo hat man Recht,
Man fragt ums Was, und nicht ums Wie,
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig ſind ſie, nicht zu trennen.
Goethe: Fauſt II. Teil, 5. Akt.

Die in dieſen Worten liegende Erkenntnis findet in den Erſcheinungen des Kriegsjahres 1914/15 ihre ſprechende Beſtätigung. Die das „Wie“ des Krieges beſtimmenden völkerrechtlichen Abmachungen ſind unter der Wucht der engliſchen Seemacht zuſammengebrochen. Solange England die Meere beherrſcht, fragt man ums „Was“ und nicht ums „Wie“. Eine Kriſis des Völkerrechts iſt eingetreten. England, das vor dem Kriege tat, als ob es ſeine ſtarke, ſchützende Hand über die rechtsmäßige Durchführung der völkerrechtlichen Abmachungen hielt, handhabt das Seekriegsrecht nach ſeiner Willkür, um ſo ſeinen Zweck, die Vernichtung der deutſchen Weltmachtſtellung, durchführen zu können. Lediglich zur Vertretung ſeiner eigenen Intereſſen nützt England ſeine Macht und hat ſich dabei ſeinen Feinden und den Neutralen gegenüber über die wichtigſten Abmachungen

des Seekriegsrechts hinweggesetzt. Völkerrechtliche Gebote, die zu allgemeinen Kulturforderungen geworden waren, sind hinweggefegt. Aller Kulturfortschritt ist an den Rechtsanschauungen der Engländer vorübergegangen. Englands Einfluß auf die Seerechtsentwicklung ist es zu danken, wenn, wie noch vor hundert Jahren, der Satz gilt: Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen. Schien es zu Anfang des Krieges, als ob England sich selbst an die Londoner Seerechtsdeklaration halten wollte, so hat es später stark enttäuscht. Wie zu erwarten war, hat das Seekriegsrecht während des Krieges statt eine Fortentwicklung zu erfahren, Rückschritte gemacht und ist ins Wanken geraten.

Englands Haltung erklärt sich aus verschiedenen Gründen. Seine Lage ermöglicht ihm, aus dem Kreise der Staaten des Festlandes herauszutreten. Damit soll in diesem Zusammenhange das Verhalten Englands gewiß nicht als verständlich hingestellt werden. Vielmehr erscheint England uns häufig als außerhalb der Rechtsgemeinschaft der kontinentalen Staaten stehend und deshalb auch nicht als geeignet, bei einer Fortentwicklung des Rechtes im Sinne der kontinentalen Staaten mitzuwirken. Immer hat England seine Interessen betont und wird dies auch in Zukunft zu tun versuchen. Schon der Aufbau des nationalen englischen Rechts läßt erkennen, wie wenig die englische Rechtsauffassung mit der der kontinentalen Staaten übereinstimmt. Von einem englischen Rechtssystem kann kaum die Rede sein. Das Gewohnheitsrecht bestimmt in England einen großen Teil der Rechtsprechung. Frei von den Fesseln eines Rechtssystems urteilt der englische Richter. Wenn aber diese Rechtsauffassung schon für das nationale englische Recht gilt, wieviel mehr wird sie sich dann in den Intensionen geltend machen, die England bei völkerrechtlichen Abmachungen durchzusetzen bestrebt ist. Die unumstößliche Geltung eines Rechtssatzes ist dem englischen Richter etwas Unbekanntes. Besonders aber dann, wenn die englische Flotte, der Stolz und die Hoffnung Englands, das letzte Wort redet.

Wie weit sich die englischen Seekriegsrechtsbegriffe von denen anderer Staaten unterscheiden, geht am besten aus den Äußerungen Gibson Bowles, einer englischen Autorität auf dem Gebiete des Völkerrechts, hervor. Gibson Bowles hat ein Werk über die Pariser Deklaration verfaßt und sich den Kampf gegen die Haager Konventionen und Londoner Deklaration zur Aufgabe gemacht. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die Ratifikation der Londoner Deklaration scheiterte. Gibson Bowles betrachtet jede internationale Bestimmung über die Führung des Seekrieges als eine Einschränkung der britischen Seeherrschaft und eine unerträgliche Beleidigung des britischen Volkes. Ein Beweis der Unfähigkeit eines englischen Staatsmannes sei es, wenn er sich in die Abhängigkeit internationaler Verträge begebe. Die Notwendigkeit, Verträge zu schließen, liege für England niemals vor. Für Bowles bildet das sink, burn and destroy ein notwendiges Attribut und ein Erfordernis der Machtstellung und Wirtschaftspolitik Englands. Er begrüßt es, daß die Londoner Deklaration

nicht ratifiziert ist, sie sei deshalb „ohne Autorität, tot und dahin und ohne Wirksamkeit für England". Wenn sich das britische Auswärtige Amt im Anfang des Krieges noch im ganzen auf den Standpunkt der Deklaration gestellt habe, so sei das geschehen, um das „Gesicht zu wahren". Nach der Verordnung vom 29. Oktober sei die Londoner Deklaration vollständig zerbröckelt und wenn auch durch die neue Verordnung abermals Beschränkungen für die englische Flotte aufgestellt seien, so bedeuten sie für den zum Admiral der englischen Flotte ernannten Lord Fisher papierne Fesseln, denn Lord Fisher, so sagt Gibson Bowles, „weiß, was Krieg ist".

Alle Errungenschaften auf seekriegsrechtlichem Gebiete, insbesondere das VI. und XI. Abkommen der zweiten Haager Konferenz (1907), werden von der englischen Regierung mißachtet, dabei ist interessant, daß vor Ausbruch des Krieges englische Stimmen für die Fortentwicklung des Seekriegsrechtes laut geworden sind. Allerdings fehlte diesen Stimmen der Einfluß, sich durchzusetzen. Treffend hat der ehemalige Lordkanzler Earl of Loreburn in seiner Schrift „Privateigentum und Seekrieg" darauf hingewiesen, daß in England in Schiffahrtsangelegenheiten nicht die Reedereikreise maßgebend seien, sondern die Marine das letzte Wort rede. Als Schiffahrtskreise sich bemühten, unter den Nordseeuferstaaten eine Vereinbarung behufs des Grundsatzes der Freiheit des Privateigentums durchzusetzen, kam der erste Lord der britischen Admiralität Winston Churchill mit der Mitteilung heraus, daß eine Anzahl geeigneter englischer Handelsschiffe mit Waffen ausgerüstet werden sollten, und daß bereits (März 1914) vierzig Schiffe bewaffnet seien. Bis zum Jahreswechsel 1914/15 werde sich die Ziffer auf siebzig erhöhen. Churchill erklärte im Anschluß an diese Mitteilung, es sei nicht die Zeit, über die Freiheit des Eigentums zur See zu verhandeln. Noch weiter ging Sir Edward Grey, der folgendes erklärte: Man hat gesagt, daß es mehr in unserem Interesse sei, als in irgendeiner Macht in Europa oder sonst auf der Welt, daß Schiffe und sonstiges Eigentum zur See vor Wegnahme geschützt seien. Dies sei wohl begreiflich, es müsse dabei aber auch erwogen werden, ob den Handelsschiffen dann noch ein absoluter und sicherer Schutz verbürgt werden könne. England, das auf die Seezufuhr angewiesen sei, würde in eine höchst unbefriedigende und gefahrvolle Lage kommen, wenn es nur ein locker formuliertes Abkommen unterschreibe, das in Friedenszeit den Eindruck der Sicherheit erweckt, im Kriege aber die Handelsschiffe des Schutzes entblößt. Wenn die englische Regierung sich zu einem Vertrage über die Freiheit des Eigentums zur See mit fremden Mächten entschließen sollte, so sei dies nur unter Bedingungen möglich. Auf die Frage, ob England auf eine Einladung hin bereit sei, über Änderungen des Seerechts zu verhandeln, hatte Sir Edward Grey ein glattes „Nein". Grey vertrat damit die in England eingewurzelte Ansicht, daß über die Rechtsverhältnisse auf See England zu entscheiden habe, so wie man in England allgemein annimmt, daß ohne Englands Erlaubnis kein Schuß auf See abgefeuert werden dürfe.

Die Pariser Deklaration von 1856 entsprach in völkerrechtlicher Hinsicht der damaligen wirtschaftlichen Entwicklung der kontinentalen Staaten und bedeutete in der seekriegsrechtlichen Entwicklung einen gewaltigen Schritt vorwärts. Bis auf den heutigen Tag ist sie der bedeutsamste Vertrag, der von England ratifiziert wurde, und vieles wäre schon erreicht gewesen, wenn England sich an die Pariser Deklaraton nur hätte halten wollen. Es hat sich aber während dieses Krieges herausgestellt, daß England weder die Pariser Deklaration noch die zweite Haager Konferenz von 1907 und auch die allerdings nicht ratifizierte Londoner Deklaration beachtet. In dem VI. und XI. Abkommen der zweiten Haager Friedenskonferenz wurden gewisse Einschränkungen in der Ausübung des Seebeuterechtes gemacht. So wurde als erwünscht bezeichnet, daß feindlichen Schiffen eine Frist zum Auslaufen aus einem feindlichen Hafen gewährt werde. Ebenso sollten Schiffe, die in Unkenntnis des Kriegsausbruches auf hoher See angetroffen werden, nicht der Einziehung, sondern nur der Beschlagnahme unterliegen. Es ließ sich über diese Frage keine Einigung erzielen und England hat sich deshalb nur ausnahmsweise an diese Bestimmungen gehalten. Bald nach Ausbruch des Krieges kamen Nachrichten, daß England sich an den Wortlaut der Londoner Deklaration halten würde. In der Order in council vom 20. August führte England dann aber das Prinzip der einheitlichen Reise für relative Konterbande ein. Hierzu war es nach der Londoner Deklaration nicht berechtigt. Für England kam es aber darauf an, relative Konterbande, hierzu gehören nach der Londoner Deklaration auch Lebensmittel, bestimmt nach einem neutralen Hafen, auch wie absolute Konterbande behandeln zu können. Durch das Verhalten Englands zur Konterbandefrage wurde diese zur wichtigsten des ganzen Seerechtsgebietes. England bestimmt heute diktatorisch, was es für Konterbande hält, und alle übrigen Mächte haben sich damit abzufinden und wenn durch das Verhalten Englands selbst die Rechtssätze der Pariser Deklaration illusorisch werden. Allerdings ist in der Pariser Deklaration keine Erklärung abgegeben, welche Gegenstände als Konterbande gelten sollen. Es hieße aber den Sinn der Pariser Deklaration verkennen, wenn man annehmen wollte, England sei allein befugt, autonom den Begriff der Konterbande festzusetzen. Daß England sich dieses Recht anmaßt und dazu in der Praxis seine Flotte so handeln läßt, wie es ihr beliebt, beweist, wie weit es gegenwärtig noch außerhalb des Kreises der Nationen steht, die gemeinsam in völkerrechtlichen Verträgen über das zukünftige Seerecht zu bestimmen haben.

Wird aber England seine bisherige Stellungnahme zu seekriegsrechtlichen Abmachungen nicht verlassen müssen? Kann England seine alle weltwirtschaftliche Entwicklung ignorierende Stellung, von der es selbst am stärksten betroffen ist, noch länger bewahren? Schon häufig ist im Laufe der letzten Monate der Krieg mit seinen vielen Überraschungen (namentlich den Unterseebootserfolgen) als Kulturförderer angesprochen worden. Er wird schließlich auch in England die Macht der Kreise brechen, die für die Erhaltung des jetzigen Rechtszustandes

eintreten. Ziel dieser Kreise war bis zum Kriege, die Aktionsfähigkeit der englischen Seemacht durch keine völkerrechtlichen Verträge binden zu lassen. Nachdem sich aber herausgestellt hat, daß die englische Flotte kaum imstande ist, England und seinen ausgedehnten Überseeverkehr zu schützen, wird auch in England die Richtung die Oberhand gewinnen, die für den englischen Handel Schutz unter völkerrechtlichen Verträgen sucht. Unterseebote, Minen und Torpedos haben den Seekrieg vollkommen umgestaltet und das bisherige Machtverhältnis verschoben. Das Landkriegsrecht hat nach den Erfahrungen der letzten Kriege umgestaltet werden können, die Erfahrungen eines Seekrieges konnte uns erst der gegenwärtige Krieg bringen. Die Theorie des Völkerrechts lehrt, daß in Verträgen über die Kriegführung, die den Krieg überdauern sollen, das Machtverhältnis der vertragschließenden Staaten zum Ausdruck kommen muß. Bisher kam in den völkerrechtlichen Verträgen deutlich die Vormachtstellung Englands auf Kosten der kontinentalen Staaten zum Ausdruck und stets stellte sich England einer Fortentwicklung des Seekriegsrechtes zu gunsten der kontinentalen Staaten hemmend in den Weg. Nach dem Kriege wird England ein Mitglied einer Rechtsgemeinschaft werden, deren Mitglieder auf gleicher Basis stehend Verträge abschließen. Wenn es, um zu diesem Ziele zu kommen, erst eines Seekrieges bedurfte, so ist dies gewiß zu beklagen, die Schuld jedoch lediglich England zuzuschreiben. England war in der Verfolgung seiner selbstsüchtigen Pläne so sehr befangen, daß es alle Überlegung beiseite ließ und vertrauend auf die Stärke seiner Flotte den Krieg heraufbeschwor. Nicht zuletzt wird England selbst, das am stärksten in der Weltwirtschaft steht, Vorteile aus einem neuen Seekriegsrecht ziehen und sich deshalb nach den Erfahrungen dieses Krieges einer Reform des Seekriegsrechtes auch geneigt zeigen. Dabei ist zu beachten, daß England aus sich selbst heraus nicht zu einem Fortschritt kommen konnte. Es bedurfte eines Anlasses von außen, um der englischen Regierung den Irrtum ihrer früheren Politik und den Wert völkerrechtlicher Verträge auf gleicher Basis erkennen zu lassen.

Schien es im Verlaufe des Krieges häufig, als habe der Weltkrieg das Völkerrecht zertrümmert, so wird sich die Schaffenskraft des Krieges für das Völkerrecht mit dem Friedensschluß um so nachdrücklicher erweisen. Die Geschichte lehrt, daß gerade nach den größten Kriegen, die die Welt bisher erlebt hat, das Völkerrecht ausgebaut wurde.

Für den zukünftigen Frieden drängt sich als eine der wichtigsten Fragen die Lösung des Seekriegsrechtproblems auf. Die Verhältnisse des Krieges haben sich durch das Verhalten Englands namentlich vom Gesichtspunkte der Neutralen aus derartig zugespitzt, daß der gegenwärtige Rechtszustand unhaltbar geworden ist. Die Grundlagen für die Lösung dieses Problems, an dem eine Staatenorganisation arbeiten wird, die die ganze Welt umfaßt, sind durch die Erfordernisse des Weltverkehrs gegeben. Dabei hängt es von dem Sieg der deutschen Waffen ab, ob ein Werk geschaffen wird, das den Westfälischen

und Pariser Frieden überragt oder ob das Seekriegsrecht auf seinem heutigen, die Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht berücksichtigenden Stande stehen bleibt, vielleicht sogar diktatorisch von England bestimmt wird und die Sicherheit des Weltverkehrs noch mehr als früher in Frage stellt. Den deutschen Waffen ist in dem gegenwärtigen Völkerringen die Verteidigung nicht nur der Rechte des deutschen Reiches sondern die aller Staaten zugefallen.

Mit dem Sieg der deutschen Waffen bricht die von England beanspruchte Alleinherrschaft über die Meere zusammen und die Bahn wird endlich frei für ein Seerecht, das seine Normen nicht in der englischen Ichsucht und Selbstüberhebung findet, sondern in den gemeinsamen Lebenszwecken der Kulturvölker.

Es muß in diesem Zusammenhange ausdrücklich betont werden, daß England nur an die Zerstörung der deutschen Handelsflotte denken konnte, wenn das aus den Tagen der Seeräuberherrschaft überkommene Seebeuterecht in Geltung blieb. England ist deshalb mit allen Mitteln einer Reform des Seekriegsrechtes entgegengetreten. Ein Seekrieg ohne Seebeuterecht war für England ein Unding; der englische Marinismus ist erst eine Folge des Seebeuterechts. England konnte gelassen der Entwicklung der deutschen Handelsflotte zusehen, das Seebeuterecht gab ihm das „Recht" den Vernichtungsschlag zu führen. Im Seebeuterecht haben wir also den Keim des Seekrieges zu suchen, seine Einschränkung oder besser noch seine Beseitigung würde einen späteren Seekrieg in weite Fernen rücken, wenn nicht unmöglich machen. Deutlich hat England während der ersten Kriegsmonate zu erkennen gegeben, daß es seine Kriegsflotte in den Dienst stellt, „rechtmäßig" die deutsche Handelsflotte aufzubringen. Auf ein Duell mit der deutschen Kriegsflotte ließ man sich nicht ein.

Für die Fortentwicklung des Seekriegsrechtes unter Einschränkung des Seebeuterechtes liegen die Normen in dem VI., VII., XI. und XII. Abkommen der zweiten Haager Konferenz von 1907 und in der Londoner Deklaration von 1909 bereits vor.

Im Rahmen der auf der zweiten Haager Konferenz geleisteten Arbeit ist der Wortlaut des „Abkommens über die Errichtung eines internationalen Prisenhofes" (XII. Abkommen) als das wichtigste Werk anzusehen.

Der Gedanke eines internationalen Prisenhofes war damals nicht neu. Schon vor etwa hundert Jahren war er von bedeutenden Völkerrechtstheoretikern vertreten, aber stets als utopistisch wieder abgetan worden. Selbst der Einwand, daß sich ein internationaler Prisenhof nicht mit der Souveränität der Staaten vertrage, wurde gegen ihn geltend gemacht. Der internationale Prisenhof hätte einen bedeutsamen Fortschritt in der Justizorganisation und eine Garantie gegen die Übergriffe der nationalen Prisenhöfe mit sich gebracht. Als man sich aber über die Grundlagen des materiellen Rechts nicht einig werden konnte — ein Versuch dazu wurde 1909 in der Londoner Deklaration

gemacht — wurde vorgeschlagen, der internationale Prisenhof solle nach den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit urteilen. Wäre dieser Vorschlag durchgegangen, so wäre die Aussicht vorhanden gewesen, daß völkerrechtliche Streitigkeiten aus Seekriegen überhaupt nicht mehr aufkommen konnten. Dieser Vorschlag aber ging England, Rußland und Japan zu weit, sie lehnten die Unterzeichnung der betreffenden Abkommen der zweiten Haager Konferenz ab. — Die zwei Jahre später nach London einberufene Konferenz schien anfangs ihre Aufgabe, die Grundlagen des materiellen Rechts zu schaffen, lösen zu sollen. Bald aber machte sich in England eine bedeutsame Gegenströmung geltend, die den Wortlaut der Londoner Deklaration als für England ungünstig bezeichnete. Das englische Oberhaus lehnte den Wortlaut ab. Die nach England berufenen Völkerrechtssachverständigen hatten umsonst gearbeitet. Wieder hatte in England die Ichsucht über den Gedanken an den gemeinsamen Lebenszweck der Kulturvölker gesiegt, und die englische Diplomatie zu erkennen gegeben, daß England noch außerhalb des Kreises der Rechtsgemeinschaft der übrigen Staaten stand. Es störte die Rechtseinheit und hat die ärgste Rechtsunsicherheit herbeigeführt. Es liegt der Gedanke nahe, daß England Rechtsunsicherheit und Rechtsungleichheit wollte, um seine Seeräuberpolitik besser durchführen zu können. Hätte England endgültige Erklärungen gleich bei Ausbruch des Krieges — sei es für den Überseehandel günstige oder ungünstige — abgegeben, so hätten sich die Interessenten entsprechend verhalten können. Die Folge aber davon wäre gewesen, daß die englische Seebeute kleiner ausgefallen wäre. Die Rechtsunsicherheit war Englands bester Gehilfe in der Durchführung seiner Politik, den feindlichen Überseehandel zu vernichten und den neutralen zu schädigen.

Eine völlige Umgestaltung der Seekriegsverhältnisse würde sich aus der Durchführung der neuen Auslegung von mare liberum ergeben, von der Staatssekretär Dernburg im Republikanischen Klub in New York gesprochen hat. Dernburg sagte:

„Der ganze Kampf dreht sich um die absolute Herrschaft über das Meer auf der einen Seite, um ein mare liberum auf der anderen. Ein freies Meer würde das Ende aller Kriege der Welt bedeuten. Die See sollte frei sein. Sie gehört weder den Deutschen oder Amerikanern noch den Engländern. Wir wollen den Krieg in Zukunft verhindern. Dazu haben wir zwei sichere Wege. Es dürften nur Handelsschiffe die freien Meere befahren. Das Befahren heimischer Gewässer durch fremde Kriegsschiffe müßte ein casus belli sein. Oder den Kriegsschiffen aller Nationen müßte das Fahren auf hoher See überhaupt verboten und nur solchen kleinen Kreuzern erlaubt sein, die zur Verhinderung des Piratentums nötig sind. Würde dies durchgeführt, so bedeutete es den künftigen Frieden der Welt."

Damit hat Dernburg dem Sinne nach dasselbe gesagt, was der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Heineken, schon im September 1914 in der

Export-Revue veröffentlichte: „Und doch besteht die Fortnahme von Schiffen auf See zu Recht. Der längst im Kriege anerkannte Schutz des Privateigentums auf dem Lande gilt nicht für das Privateigentum auf See. Ein unserer Zeit unwürdiges Recht hat sich trotz aller Anfeindungen bis auf den heutigen Tag hinschleppen können: Seebeuterecht statt Seerecht. An Bestrebungen zur Beseitigung des Seebeuterechts hat es nicht gefehlt, aber stets hat sich England dem entgegengestellt, und so gilt zur See noch immer ein Recht, das nicht den heute gültigen Rechtsanschauungen entspricht, sondern lediglich den Schild über die nicht genug zu verurteilenden, den Gesamtwelthandel schädigenden Taten des Stärkeren hält. In Englands Seemacht fand das Seebeuterecht seine Stütze, dem Faustrecht zur See sollte es den Schein des Rechts verleihen.

Darum fort mit dem aller Kultur hohnsprechenden Seebeuterecht, das der Weltschiffahrt die schwersten Wunden schlägt. Englands Seemacht und Kultur war eines Seebeuterechts würdig, seinen Bezwingern gebührt die Schaffung eines Seerechts. Mit der Abschaffung des Seebeuterechts wird ein Keim des Krieges vernichtet, mit der Schaffung des Seerechts ein Grundstein zum Bau des Völkerfriedens gelegt. Schutz des Privateigentums im Kriege wie auf dem Lande, so auch auf See, die offene See nicht Kriegsschauplatz gegen Handelsschiffe, sondern neutrale Völkerverkehrsstraße: das seien die hohen Ziele, die der Sieger dem Besiegten diktieren und sie zu einem Rechtssatz des neue Jnahrhunderts erheben sollte."

Das „offene" Meer der alten Völker wurde durch eine Entscheidung des Papstes Alexanders des Sechsten ein „mare clausum". Der Papst Alexander der Sechste entschied in zwei im Jahre 1493 erlassenen Bullen über die Herrschaft über alle von Columbus entdeckten Länder und Jnseln. Den vereinigten Kronen von Kastilien und Arragonien (Spanien) sollten alle entdeckten und neuentdeckten Länder zufallen, die westlich eines über die Kap Verdischen Jnseln gezogenen Meridians und der Krone Lusitanien (Portugal) die östlich dieses Meridians liegen. Auf diese Entscheidung gründeten Spanien und Portugal lange Zeit ihre Ansprüche auf Länder und Meere. Namentlich nahm Portugal das ausschließliche Recht auf den afrikanischen und ostasiatischen Seehandel für sich in Anspruch. Später traten Holland und England mit Herrschaftsansprüchen über Länder und Meere hervor und betrachteten ebenfalls das offene Meer als ihr nationales Gebiet.

Eine völlige Umgestaltung erfuhren die völkerrechtlichen Anschauungen durch Hugo Grotius, den Vater des heute geltenden Seerechts, der in seiner Jugendschrift „mare liberum seu de jure quod Batavis competit ad Indicana commercia" die Theorie vom „freien" Meere vertrat. Trotz verschiedener Gegenschriften, die die nationale Beherrschung der Meere befürworteten, gelangte Hugo Grotius' Theorie, namentlich seit Bynkershoeks Schrift „de dominio maris" von 1702 zur allgemeinen Anerkennung. Danach war jede staatliche Beherrschung des offenen Meeres rechtlich ausgeschlossen.

Die neue Theorie eilt der völkerrechtlichen Entwicklung einen gewaltigen Schritt voraus. Sie will den Rechtszustand, der nicht nur die jetzt im Kriege befindlichen, sondern auch die neutralen Staaten in schwere Bedrängnis gebracht hat, nicht mehr gelten lassen. Was sie sagt, mag heute in England verächtlich abgetan werden. Die Theorie vom mare liberum bedeutet aber ein Programm für den völkerrechtlichen Fortschritt, sobald Englands Seemacht unter den deutschen Waffen zusammengebrochen ist, England sich nicht mehr der Fortentwicklung des Seerechts hemmend in den Weg stellen kann, sondern vielmehr endlich reif geworden ist, an der Entwicklung eines Seerechts mitzuarbeiten, das der gesamten Welt zum Segen gereichen wird. Die Umgestaltung unserer politischen und weltwirtschaftlichen Verhältnisse, denen die rechtliche Entwicklung nicht standgehalten hat, verlangt gebieterisch die Fortentwicklung des Seerechts. Diese Erkenntnis ist in einsichtigen deutschen Kreisen längst allgemein, sie wird es eines Tages auch in England werden. Treffender als auf irgendein anderes Rechtsgebiet passen auf unser heute geltendes Seekriegsrecht die Worte Mephistopheles: „Vom Rechte, das mit uns geboren, von dem ist leider nicht die Rede.“ Mit dem Friedensschluß aber ist die Zeit für ein neues Seekriegsrecht gekommen. Der Gedanke an ein freies internationales Meer, der bis vor kurzem noch als Utopie angesprochen wurde, ist der Wirklichkeit näher gerückt, als man noch vor Ausbruch des Krieges annahm, und zweifellos ist er nicht so utopistisch wie der an eine für längere Zeit aufrecht zu erhaltende Seeherrschaft durch einen Staat.

Bismarck und die französische Kriegsführung 1870/71

Von Staatsanwalt Knorr

Die Bedeutung der diplomatischen Aktenstücke des Ersten Reichskanzlers über die französische Kriegsführung 1870/71 geht weit über den damaligen Zweck hinaus. Es gibt unter den größeren Darstellungen des Völkerrechts in den siebziger bis neunziger Jahren keine, die sich nicht mit ihnen beschäftigt hätte; und wenn es der Krieg 1870/71 war, der den Nationen die Notwendigkeit der Einigung über das Kriegsrecht so recht vor Augen führte und dadurch der Verständigung auf den großen Konferenzen in Brüssel und im Haag vorgearbeitet hat, so ist das nicht zum wenigsten auf die Proteste Bismarcks gegen die grausame Kriegsführung der Franzosen zurückzuführen.

Zwar hat die lange Friedenszeit unsere Gedanken vom Kriegsrecht abgelenkt, aber gerade in dem heutigen neuen Völkerringen ist es wieder von hohem Wert, diese Aktenstücke aus dem deutsch-französischen Kriege der Vergessenheit zu entreißen, da sie ersehen lassen, daß unsere Väter mit derselben heimtückischen Kriegsführung unserer Feinde zu kämpfen hatten, wie heute unsere verleumdeten Heere, und welche Schritte ein Bismarck dagegen unternahm.

Dabei setzt uns ein besonders glücklicher Zufall in die Lage, sowohl die Anregungen zu diesen Aktenstücken als auch ihre Entstehung kennen zu lernen, nämlich der, daß die Tagebuchblätter von Moritz Busch aus dem Kriege 1870/71 über die Grausamkeiten der französischen Kriegsführung und Bismarcks Stellung dazu besonders sorgfältige Aufzeichnungen enthalten und manche persönlichen, vertraulichen Bemerkungen Bismarcks berichten, die geeignet sind, das Bild, das uns die offiziellen Aktenstücke zeigen, zu vervollständigen und ihm besonders markante Lichter aufzusetzen. Die Tagebuchblätter geben uns auch den Nachweis, daß die Aktenstücke Bismarcks eigene Gedanken in der ihm eigenen Form offenbaren, da Bismarck die wichtigsten Stellen selbst dem Verfasser in die Feder diktierte, ein Nachweis, der den Wert der Aktenstücke für uns noch erhöht.

Bismarck verfolgte, wie Busch berichtet, mit wachsendem Unwillen die Meldung über die grausame Kriegsführung der Franzosen, befahl Busch und Hatzfeld, eine Sammlung von Nachrichten über alle diese Grausamkeiten anzulegen und steuerte auch selbst dazu bei, was ihm vor Augen kam. Wiederholt mußte Busch nach Bismarcks Angaben und sogar teilweise nach seinem Diktat Darstellungen der

barbarischen französischen Kriegsführung für die Presse und die diplomatischen Vertreter abfassen, und so kamen dann die meisten der offiziellen Aktenstücke zustande.

Uns Deutschen aber macht noch ein Umstand diese Aktenstücke Bismarcks besonders lieb und wert: sie bieten einen tiefen Einblick in Bismarcks enge Beziehungen zum deutschen Heere, denn sie enthalten fast immer einen von berechtigtem Stolze erfüllten Hinweis auf dessen korrekte und menschliche Haltung und lassen erkennen, daß Bismarck durch seine Angriffe auf die völkerrechtswidrige, Vertrag und Gesetz verletzende Kampfesweise der Gegner zugleich das deutsche Heer, für das er so viele Male in parlamentarischen Schlachten eingetreten ist, mit starkem Arme gegen die Barbarennachrichten der französischen Presse und die verleumderischen Angriffe der französischen Regierung verteidigte.

Dieselben Vorwürfe, die heute gegen alle unsere Feinde vorgebracht werden, muß Bismarck immer wieder gegen die französische Kriegsführung erheben: die Verletzung der Parlamentärflagge, gänzliche Unkenntnis und Nichtachtung des Genfer Roten Kreuzes, unwürdige und grausame Behandlung deutscher Kriegsgefangener, völkerrechtswidrige Vernichtung von Handelsschiffen, Verwendung völkerrechtlich verbotener Gewehrgeschosse, von der Staatsverwaltung angestiftete Franktireurgreuel, Grausamkeit der Turkos, von der Regierung belohnter Ehrenwortbruch der Offiziere, Unterdrückung der Wahrheit, das sind die Anklagen, die Bismarck mit warnenden, Vergeltung drohenden Worten den Franzosen entgegenschleuderte.

Schon bald nach Ausbruch des Krieges wurde, wie Busch unter dem 23. August 1870 berichtet, gemeldet, daß auf deutsche Parlamentäre geschossen sei. Am 26. August ließ Bismarck wegen „flagranter Verletzung der Parlamentärflagge" einen energischen Protest an die französische Regierung ergehen. Als Antwort darauf verlas der damalige französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers am 1. September zwei Zirkulare, die darauf berechnet waren, durch völlig beweislose, aus den Zeitungen eilig zusammengeraffte Barbarennachrichten für den Augenblick dem deutschen Protest seine Schneide zu nehmen. Bismarck ließ in einem Rundschreiben vom 27. September 1870 durch den Unterstaatssekretär von Thile feststellen, daß die Angaben der französischen Regierung nur in einem einzigen Falle einen tatsächlichen, freilich arg entstellten Vorgang zur Unterlage hatten, während alle anderen Behauptungen als glatt erfunden bezeichnet werden konnten. Dagegen aber mehrten sich die Meldungen über die Verletzungen der Parlamentärflagge durch die Franzosen, so daß Bismarck selbst in der Zirkulardepesche vom 9. Januar 1871 nochmals ausführlich darauf zurückkam, unter Hinweis auf gerichtliche Protokolle, die einwandsfrei bewiesen, daß unter Umständen, welche die Annahme eines Zufalls oder Irrtums völlig ausschließen, von französischen Truppen auf Parlamentäre, die eine weiße Fahne und einen blasenden Trompeter mit sich führten, mit Gewehr- und Granatfeuer geschossen war. Einundzwanzig solcher Fälle mit genauen Einzelheiten und Namen führt eine Anlage zu dem Rundschreiben auf.

Wie wirksam Bismarck den Parlamentären Schutz zu verschaffen wußte, zeigt folgendes Beispiel aus der Zeit der Belagerung von Paris: schon Ende September hatte Jules Favre in einem Schreiben gebeten, den Vertretern der auswärtigen Mächte möge der briefliche Verkehr nach außen gestattet sein. Bismarck antwortete, eine belagerte Festung sei nicht der geeignete Sitz für Diplomaten,

man werde jedoch offene Briefe, die nicht Schädliches enthielten, durchlassen können; was denn auch durch Vermittlung von Parlamentäroffizieren geschah, so daß die in Paris zurückgebliebenen Gesandten regelmäßige Beziehungen mit ihren Regierungen unterhalten konnten. Da wurde am 23. Dezember auf einen deutschen Parlamentär, der Briefe an die feindlichen Vorposten übergeben wollte, an der Brücke von Sèvres geschossen. Bismarck richtete an den amerikanischen Minister Washburne ein Schreiben, unterband sofort jeden Verkehr durch die Vorposten hindurch, bis prompt die verlangte Untersuchung und Erklärung des General Trochus anlangte.

Die oben erwähnten ungerechtfertigten Angriffe der französischen Regierung, die die Kriegsführung der Deutschen des Gebrauchs explosiver Gewehrgeschosse und der Nichtachtung der Genfer Konvention bezichtigten, veranlaßten die Versicherung Thiles, daß es in der ganzen deutschen Armee keine explodierenden Gewehrgeschosse gäbe, und daß die deutschen Truppen auf das peinlichste die Genfer Konvention zur Verbesserung des Loses der Kranken und Verwundeten beachteten.

Dagegen aber konnte man wiederholt zahlreiche Belege dafür beibringen, daß die französische Regierung, die sich eines ganz besonderen Eifers für die Genfer Konvention gerühmt hatte, weder den Ärzten die Binden des Roten Kreuzes geliefert, noch sie angewiesen hatte, das Abzeichen anzulegen; ja, es lagen eine Reihe Zeugnisse dafür vor, daß der französischen Armee die Genfer Konvention und ihre Vorschriften gar nicht bekannt gegeben waren, und daß selbst höhere französische Militärärzte von der Genfer Konvention nichts wußten.

Ausführlich wies dann Bismarck selbst in der schon erwähnten Depesche vom 9. Januar 1871 auch auf diese unglaublichen Zustände hin. Nun aber konnte er feststellen, daß man sich auf französischer Seite allmählich mit der Genfer Konvention wohl vertraut gemacht hatte, daß man die Vorteile in vollem Maße in Anspruch zu nehmen wußte, daß es aber mit der Erfüllung der Pflichten durchaus nicht besser geworden war. Genau das, was wir heute erleben, mußte Bismarck damals der französischen Kriegführung zum Vorwurf machen; er schreibt:

„. . . . . während mehr als hundert französische Militärs hier am Sitze des Hauptquartiers als Ärzte und Krankenwärter sich mit der größten Freiheit bewegen, während französische Delegierte in Gefangenendepots in Deutschland zugelassen worden sind, obwohl zu vermuten war, und sich zu bestätigen scheint, daß ein solcher Verkehr verräterische Anzettelungen zur Folge haben würde, so haben von französischer Seite die Angriffe auf Verbandplätze und Ambulanzen, die Mißhandlung und Beraubungen von Ärzten, Delegierten, Lazarettgehilfen und Krankenträgern, die Ermordung von Verwundeten bis auf die neueste Zeit fortgedauert, und wo Ärzte in die Gewalt der feindlichen Truppen gefallen sind, sind sie nicht selten mißhandelt und eingekerkert, im günstigsten Falle ihrer Effekten beraubt und auf beschwerlichen Wegen nach der Schweizer oder Italienischen Grenze geschafft worden. Bei den häufigen Bewegungen der Truppen- und Sanitätskolonnen ist es noch nicht möglich gewesen, alle zur Sprache gekommenen Fälle gerichtlich zu konstatieren; aus dem vorhandenen Material mögen die in der Anlage B (enthaltend 31 Fälle) kurz aufgeführten Beispiele genügen. Nur ein Zeugnis kann ich mich nicht enthalten, gleich hier

ausführlicher mitzuteilen, des Schweizer Arztes Dr. Burkhard, datiert aus Puiseaux vom 18. Dezember:

Die Genfer Konvention ist in den Gefechten in den Wäldern von Orleans vielfach verletzt worden. Ich sah den 30. November einen französischen Militärarzt, von dem nicht nur französische Gefangene behaupten, sondern der es offen eingestand, daß er mit seinem Revolver viele preußische Gefangene erschossen. Viele Franktireurs, so erzählen uns zahlreiche Verwundete, zogen bei rückgängigen Bewegungen Genfer Binden aus der Tasche. Das Schießen auf Verwundete kam öfter vor."

Weitere, inzwischen festgestellte und einwandfrei bewiesene Fälle von krasser und bewußter Mißachtung der Genfer Konvention enthält Bismarcks Rundschreiben aus Versailles vom 17. Februar 1870.

Am 4. Oktober 1870 sah sich Bismarck gezwungen, von Ferrières aus an die Regierung der Nationalverteidigung in Tours eine Note über die Behandlung der in französische Hände geratenen Kriegsgefangenen zu richten. Besonders beachtenswert im Hinblick auf die heutige Verfolgung des deutschen Seehandels und die von England, Frankreich und Rußland offenbar im gegenseitigen Einverständnis geübte Gefangennahme deutscher Seeleute ist es, daß auch 1870 Frankreich die Kapitäne und Mannschaften deutscher Handelsschiffe als kriegsgefangen abgeführt hat. Die Note läßt erkennen, daß die Gefangenen dieselben Beschimpfungen und Mißhandlungen und Unbilden zu erdulden hatten, wie die gefangenen Deutschen heute; Unbilden, die teils aus der gänzlichen Verwirrung und Unordnung, teils aus der Roheit, Wut und Angst des verhetzten Pöbels in dem gesegneten Lande höchster Zivilisation sich erklären.

Bismarck verurteilt das französische Vorgehen gegen die deutschen Seeleute und die Mißhandlungen der Kriegsgefangenen als völkerrechtswidrig und droht strenge Vergeltungsmaßregeln an. Er schreibt:

„. . . . . Friedliche Kapitäne von Handelsschiffen, die nicht einen Augenblick als Kriegsgefangene betrachtet werden konnten, sind nicht wie solche, sondern förmlich wie Verbrecher behandelt worden; sie blieben ohne Verteidigung gegen die Beleidigungen und Mißhandlungen des Pöbels, sie sollen sogar von ihren Wächtern mißhandelt, ins Gefängnis geworfen, angekettet und ins Innere von Frankreich geschleppt worden sein, wo sie sich in trauriger Lage zu befinden scheinen. Ich führe unter anderem die Herrn Heller aus Hamburg, Kapitän des Dampfers ‚Pfeil' erwiesene Behandlung an, der am 30. August nach Dünkirchen gebracht, sowie die des Herrn Dewers von Bremen, Kapitän des Schiffes ‚Lanai', der am 6. August nach Brest gebracht wurde, beide in Moulins interniert, wo sie Gefangene sind. In Moulins befinden sich ebenfalls zwei badische Offiziere . . . . . Diese Gefangene werden in einer ebenso unwürdigen wie den Kriegsgesetzen zuwiderlaufenden Weise behandelt. Das Notwendige fehlt ihnen und die Behörden tun nichts für sie. Sogar die Geldunterstützungen, die ihnen von ihrer Familie geschickt wurden, sind unterdrückt worden.

Dieses Verfahren steht im Widerspruch mit den Grundsätzen des Völkerrechtes und der Humanität. Indem ich auf diese Tatsachen die Aufmerksamkeit der Regierung der Nationalverteidigung lenke, erlaube ich mir, den Wunsch auszusprechen, daß sie diesem Stande der Dinge Abhilfe angedeihen lassen

und dessen Rückkehr verhindern werde. Im entgegengesetzten Falle und, wenn wir nicht unverzüglich die Gewißheit anderer Verfahrungsweisen erhalten, würde Sr. Majestät des Königs Regierung sich, obwohl mit Bedauern, gezwungen sehen, die kriegsgefangenen französischen Offiziere ganz anders zu behandeln; dies würde als gerechte, durch das öffentliche Gewissen und die Verletzung des Völkerrechts verlangte Vergeltung zu betrachten sein."

Daß Bismarck nicht nur Vergeltungsmaßregeln androhte sondern auch ausführte, erhellt daraus, daß nach Verweigerung der Freilassung der Schiffskapitäne vierzig Notable der Städte Dijon, Gray und Vesoul als Geiseln weggeführt wurden.

Was die Mißhandlungen und sonstigen Unbilden der deutschen Kriegsgefangenen betrifft, so scheint allerdings die Behandlung später sich im allgemeinen gebessert zu haben, nicht zum wenigsten unter dem Einflusse der guten Behandlung französischer Kriegsgefangener in Deutschland. Dennoch kamen auch weitere Fälle schwerer Verstöße gegen die einfachsten Gesetze der Menschlichkeit gegenüber den gefangenen Deutschen zur Kenntnis. Bismarck nahm daher im Januar 1871 nochmals Veranlassung, die französische Kriegsführung ausführlich in einer Zirkulardepesche zu beleuchten: ein Transport von ungefähr 300 in den Lazaretten von Orleans „gefangenen" bayerischen Kranken, meistens an Typhus und Dysenterie leidend oder verwundet, waren in Pau in den Zellen und Gängen des Gefängnisses zusammengepfercht, sie erhielten sechs Tage lang nur Brot und Wasser, bis deutsche und englische Damen sich ihrer annahmen. Die Gefangenen hatten unter der furchtbaren Kälte zu leiden. Gegen empörende Mißhandlungen durch die Bevölkerung wurden die durch die Städte transportierten Gefangenen auch damals noch nicht geschützt.

Dagegen konnte Bismarck, anknüpfend an ein Schreiben des Grafen Chaudordy, Mitglied der französischen Regierung, das Klagen gegen die deutsche Kriegsführung vorbrachte, mit gutem Gewissen darauf hinweisen, daß in Deutschland kein Fall vorgekommen sei, daß die Bevölkerung auch nur mit einem kränkenden Worte die Achtung verletzt hätte, die das Unglück bei gebildeten Völkern findet. Ungeachtet der von Turkos begangenen Barbareien sei keiner derselben in Deutschland beleidigt oder gar mißhandelt worden. Und mit berechtigtem Stolze konnte er die Haltung der deutschen Truppen rühmen als die Frucht deutscher Erziehung und der allgemeinen Wehrpflicht. „Die Welt," sagte er, „kennt das Unterrichtswesen und seine Früchte in Deutschland und in Frankreich, die allgemeine Wehrpflicht bei uns, die Konskription mit Loskauf bei unseren Gegnern; sie weiß, welche Elemente in den deutschen Heeren den Ersatzmännern, den Turkos und den Strafbataillonen gegenüberstehen; sie erinnert sich aus der Geschichte früherer Kriege und in vielen Gegenden aus eigener Erfahrung, wie französische Truppen in Feindesland zu verfahren pflegen. Bereitwillig bei uns zugelassene Vertreter der europäischen und der amerikanischen Presse haben beobachtet und bezeugen, wie der deutsche Soldat Tapferkeit mit Menschlichkeit zu paaren weiß, und wie zögernd die strengen, aber nach Völkerrecht und Kriegsgebrauch berechtigten Maßregeln zur Ausführung kommen, welche anzuordnen die deutsche Heeresleitung durch das völkerrechtswidrige Verhalten der Franzosen und zum Schutze der eigenen Truppen gegen Meuchelmord gezwungen worden ist. Auch der größten und ausdauerndsten Wahrheitsentstellung wird es nicht gelingen, die Tatsache zu

verdunkeln, daß die Franzosen es sind, welche diesem Kriege den Charakter gegeben haben, den ein jeder Tag tiefer und breiter ausprägen muß."

Wahrlich, Worte, wie sie treffender und eindringlicher auch die Zustände im heutigen Kriege nicht schildern könnten.

Nur kurz sei erwähnt, daß die Regierungen sich gegenseitig vorwarfen, daß von den Truppen explosive Gewehrgeschosse verwandt würden. Wir wissen, daß Bismarck die französische Anschuldigung mit gutem Gewissen als erfunden zurückweisen konnte. Bismarck konnte zwar seine Anschuldigungen durch Berichte von Truppenführern und durch ärztliches Gutachten belegen; ob es sich jedoch um eine größere Anzahl Fälle, oder nur um Einzelfälle oder auch vielleicht teilweise um medizinische Irrtümer in der Beurteilung der verdächtigen Verwundungen handelte, ist heute nicht mehr zu unterscheiden.

Berechtigt aber waren zweifellos die Klagen über die heimtückische Kampfesweise der Franktireurs, die im Kriege 1870/71 ebenso wie in dem heutigen Kriege ein unauslöschlicher Schandfleck in der Kriegsführung unserer Gegner geworden ist, da die militärisch gänzlich nutzlosen meuchlerischen Angriffe auf unsere ehrlichen und humanen Streiter weniger von Vaterlandsliebe als von Mord- und Raublust eingegeben und von einer gewissenlosen Regierung durch Verhetzung und Anstachelung aller niederen Leidenschaften hervorgerufen und unterstützt wurden.

Mit Unrecht haben französische Schriftsteller die Franktireurs mit den von Preußen 1813 organisierten Jägerfreikorps und der Landwehr vergleichen wollen. Auch Jules Favre wies auf diese bei seiner Unterredung mit Bismarck in Ferrières zur Verteidigung der Franktireurs hin und erinnerte an den heiligen Kampf, der 1813 in den offiziellen Aufrufen in Preußen gegen die Franzosen sei gepredigt worden. Bismarck antwortete, wie Jules Favre selbst berichtet:

„In der Tat, aber beim Anblick unserer Bäume erinnern wir uns noch recht wohl derjenigen, welche Ihre Generale daran aufknüpfen ließen."

Schon im August 1870 berichtete Busch, daß durch das Treiben der Franktireurbanden der Krieg eine grausame Wendung zu nehmen begann. Nachdem vollends Gambetta den Krieg à outrance anbefohlen hatte, wuchs das Unwesen, fast täglich riet die Pariser Presse neue Schädlichkeiten an, indem sie in blutigen Tiraden zu allen Arten des Meuchelmordes anfeuerte. Die Zeitung le Combat stellte eine Sammlung für eine „Ehrenflinte" in Aussicht, für den, der den König von Preußen aus dem Wege schaffen werde, und eine kleine Zeitung brachte das Porträt Bismarcks, mit der Aufforderung, ihn zu ermorden. Es kam auch zu Überfällen auf unsere Truppen, in Bazeilles, Hably und Bougival. Trotzdem gingen die deutschen Truppen mit größter Schonung vor. Bismarck nannte das „sträfliche Trägheit im Erschießen", bezeichnete es als „Landesverrat" und empfahl die schärfsten Maßregeln. Seiner Empörung über die Franktireurgreuel gab Bismarck wiederholt energisch Ausdruck. Einst, Ende August, begegnete ihm ein Trupp gefangener Franktireurs; er ritt an sie heran und sprach im ernsten Ton mit ihnen. Er bemerkte später selbst, er habe ihnen ernstlich die Leviten gelesen und zu ihnen unter anderem gesagt: „Vous serez tous pendus, vous n'êtes pas des soldats, vous êtes des assassins."

Lehrreich ist es zu sehen, daß auch 1870 schon besonders die englische Lügenpresse gegen die deutschen Barbaren in der ganzen Welt hetzte. Besonders tat sich der Standard hervor, der ohne Unterlaß seine Leser mit den ärgsten Verleumdungen über das Verhalten der Deutschen gegen die französische Bevölkerung und die Gefangenen überschüttete. Dies ging soweit, daß sogar der preußische Gesandte in London, Graf Bernstorff, sich nicht anders zu helfen wußte, als Ende September 1870 einige Artikel, in denen angebliche Augenzeugen oder aus erster Quelle schöpfende Leute Schauermären verbreiteten, so ein Herzog Fitz James über die Grausamkeit der Deutschen in Bazeilles, und ein angeblich bei Sedan gefangener französischer Offizier über Unmenschlichkeiten der Preußen, an Bismarck mit der Bitte um Widerlegung zu schicken. Bismarck ließ zwar an Bernstorff schreiben, er verbäte sich solche Aufforderungen zur Polemik mit englischen Zeitungen für die Zukunft, diktierte aber doch Busch eine Widerlegung an die wohlwollenden Londoner Blätter. Die Klagen des angeblichen bei Sedan gefangen genommenen Offiziers konnten leicht widerlegt werden, da sich darin so viele Ungereimtheiten und Lügen befanden, daß gar nicht angenommen werden konnte, daß der Brief wirklich von einem französischen Offizier herrührte. Bismarck ergreift auch hier die Gelegenheit, die französische Kriegsführung zu geißeln: „Die Behauptungen über die Mißhandlungen der Gefangenen bei Sedan," heißt es, „erklären wir für dreiste, willkürliche Lügen. Eine große Anzahl der französischen Gefangenen, vielleicht ein Viertel, war viehisch betrunken, da sie in den letzten Stunden vor der Kapitulation alle Wein- und Branntweinvorräte in der Stadt geplündert hatten. Daß betrunkene Leute schwerer zu handhaben sind als nüchterne, liegt auf der Hand, aber Mißhandlungen, wie die in dem Artikel erzählten, sind nach der Disziplin, die unter den preußischen Truppen herrscht, weder bei Sedan noch sonstwo vorgekommen. Daß diese Disziplin selbst die Bewunderung der französischen Offiziere erregt hat, ist bekannte Tatsache. Den gegnerischen Truppen können wir leider in dieser Beziehung nicht dasselbe gute Zeugnis ausstellen wie in betreff ihrer Tapferkeit im Feuer. Es ist den französischen Offizieren vielfach nicht gelungen, ihre Untergebenen von der Ermordung Schwerverwundeter, die am Boden lagen, abzuhalten, und zwar ist das nicht nur bei den afrikanischen Truppen der Fall gewesen, selbst wenn einzelne höhere Offiziere die Bedrohten mit Gefahr ihres Lebens gegen die eigenen Leute zu verteidigen versuchten. Die deutschen Gefangenen, die nach Metz gebracht wurden, sind bekanntlich mit Anspeien, Schlägen und Steinwürfen durch die Straßen geleitet worden, und bei ihrer Entlassung haben afrikanische Truppen ein Spalier gebildet und die Gefangenen mit Stöcken und Peitschen nach Art des Spießrutenlaufens durch ihre Glieder getrieben. Diese Vorkommnisse können wir durch amtliche Protokolle nachweisen, die eine andere Bedeutung haben, als die anonymen Briefe des Herrn L. Aber ist dergleichen denn zu verwundern, wenn die Journale einer Stadt wie Paris, die jetzt unter dem heuchlerischen Vorwande der Zivilisation Schonung verlangt, ohne irgendwelchen Widerspruch zu erfahren, dazu auffordern, den Verwundeten, die man nicht mitnehmen könne, den Schädel zu spalten, oder wenn sie den Rat erteilen, die Deutschen wie Wölfe zum Düngen der Felder zu benutzen? Die ganze mit dürftiger Kultur überzogene Barbarei der französischen Nation ist in diesem Kriege zu voller Entwicklung gediehen, und wenn der französische

Übermut früher sagte: grattez le Russe et vous trouverez le barbare, so wird es niemand, der das Verhalten der Russen gegen ihre Feinde im Krimkriege und das der Franzosen im jetzigen zu vergleichen imstande ist, darüber noch zweifelhaft sein, daß diese Redensart auf die Franzosen zurückfällt."

Besonders interessant ist die Schilderung Bismarcks von den Franktireur-Greueln in Bazeilles, dessen Zerstörung 1870 der ausländischen Presse fast zu derselben Hetze gegen die Deutschen den Vorwand gab, wie heute die von Löwen. Es heißt in dem Artikel: „Bazeilles wurde mit Gewehrfeuer genommen und mehrmals wieder genommen. Der Herzog von Fitz James ist Augenzeuge lediglich in betreff der Ruinen des Dorfes, die er nach der Schlacht gesehen hat, wie sie tausend andere mit Bedauern gesehen haben. Alles übrige in seinem Berichte stammt aus Erzählungen unglücklicher und erbitterter Leute. In einem Lande, wo schon die Regierung eine unerhörte systematische Fertigkeit im Lügen entwickelt, ist kaum anzunehmen, daß zornige Bauern auf der Brandstätte ihrer Häuser große Neigungen zu wahrheitsgemäßem Zeugnis über ihre Feinde haben werden. Durch amtliche Meldung ist festgestellt, daß die Einwohner von Bazeilles, nicht etwa in Uniform sondern in Blusen und Hemdärmeln, aus den Fenstern auf die verwundeten und unverwundeten deutschen Truppen in den Straßen geschossen und die Verwundeten zu ganzen Zimmern voll in den Häusern ermordet haben. Auf gleiche Weise ist konstatiert worden, daß Weiber, mit Messern und Flinten bewaffnet, sich der größten Grausamkeiten gegen todwunde Soldaten schuldig gemacht, daß andere Frauen, gewiß nicht in Nationalgarden-uniform, sich in Gemeinschaft mit den männlichen Einwohnern ladend und selbst schießend, an dem Gefechte beteiligt haben, und daß sie dabei gleich anderen Kämpfern verwundet und getötet worden sind. Diese Umstände sind dem Herzog von Fitz James von seinen Gewährsmännern natürlich nicht erzählt worden. Sie würden das Anzünden des Dorfes, selbst wenn es absichtlich geschehen wäre, um den Feind aus der Position darin zu vertreiben, völlig entschuldigen. Es ist aber nicht einmal die Absichtlichkeit nachweisbar. Daß Frauen und Kinder ins Feuer zurückgetrieben worden wären, ist eine der niederträchtigsten Lügen, mit denen die Franzosen die Bevölkerung ängstigen und zum Hasse gegen uns aufstacheln. Sie bewirken dadurch die Flucht der Leute, die in der Regel wenige Tage nach dem Einrücken der Deutschen in ihre Dörfer zurückkehren, ganz erstaunt darüber, daß sie von ihnen besser behandelt werden, als von den französischen Truppen. Wo die Angst nicht hinreicht, die Einwohner in die Flucht zu treiben, schickt die Regierung Horden von bewaffneten Blusenmännern, zuweilen von afrikanischen Truppen unterstützt, um die Bauern mit Säbelhieben aus ihren Wohnungen zu jagen und diese zur Strafe für den Mangel an Patriotismus zu verwüsten."

Besonders die letzten Ausführungen zeigen, daß auch 1870 die Franzosen ebenso wie heute die Bevölkerung gegen die Deutschen durch Verleumdungen der schlimmsten Art aufhetzten. Daß die Franktireurs zusammen mit französischen Truppen ebenso wie heute, für die eigenen Landsleute zur furchtbarsten Plage wurden, zeigen sowohl diese Stelle, als auch andere Notizen bei Busch, aus denen hervorgeht, daß die Franktireurs, damals auch „francvoleurs" genannt, von den Besitzenden maßlos gefürchtet waren, daß sie mit den Chasseurs d'Afrique und

den Mobilen um die Wette überall in der Gegend von Ferrières plünderten und Verwüstungen anrichteten, die Landhäuser kurz und klein schlugen und die Bauern mit dem Säbel in der Hand zwangen, in die Wälder zu flüchten. Das Hauptquartier des Königs in dem Schlosse Rothschilds in Ferrières, wo auch Bismarck mit seinem Stabe untergebracht war, hatte von diesen Zuständen insofern einigen Vorteil, als der Haushofmeister Rothschilds, der zuerst recht widerhaarig war, schließlich sehr damit zufrieden war, einen so guten Schutz vor den francvoleurs zu haben, und bereitwilliger die inhaltsvollen Keller öffnete.

In den Taschen von Franktireurs waren Patronen gefunden, deren Geschoß aus einer in viele kantige Stücke zerschnittenen und lose wieder zusammengefügten Bleikugel bestand, ähnlich wie sie jetzt in den Taschen der Belgier gefunden sind. Bismarck ließ ein solches Geschoß dem Auswärtigem Amte nach Berlin übersenden und den Vertretern der fremden Mächte vorlegen. Verwundungen von deutschen Patrouillen mit Schrot waren an mehreren Orten vorgekommen, und in mehreren Fällen Bauern Gewehre, mit gehacktem Blei geladen, abgenommen. Lebhaft werden wir an die heutigen, von der belgischen und französischen Regierung gebilligten Franktireurgreuel erinnert, wenn Bismarck sich dagegen wenden mußte, daß französische Behörden sogar ihren Mitbürgern Vorschriften gaben, in denen, wie Bismarck wörtlich sagt:

„alle Kriegssitte christlicher Völker und jedes militärische Ehrgefühl verleugnet wird. Während bei den übrigen europäischen Völkern der Soldat eine Ehre darein setzt, sich als das, was er ist, als Feind dem Feinde kenntlich zu machen, hat der Präfekt des Departements Cote d'Or Zirkulare erlassen, in denen der Meuchelmord durch Nichtuniformierte empfohlen und als Heldenmut gefeiert wird."

Bismarck führt dieses Zirkular wörtlich an:

„Das Vaterland," heißt es darin, „verlangt von Euch nicht, daß Ihr Euch in Massen versammelt und Euch dem Feinde offen entgegenstellt; es erwartet von Euch, daß drei oder vier entschlossene Männer jeden Morgen von ihren Kommunen ausgehen und sich an einem durch die Natur selbst bezeichneten Orte etablieren, wo sie ohne Gefahr auf die Preußen schießen können. Vor allem müssen sie auf feindliche Reiter schießen, deren Pferde sie an den Hauptort des Arrondissements abzuliefern haben. Ich werde ihnen eine Prämie erteilen und ihre heldenmütige Tat in allen Departementalzeitungen und im Journal officiel bekannt machen lassen."

In einer vernichtenden, auch heute wieder Wort für Wort zutreffenden Beurteilung ergeht sich Bismarck gegen die Verwendung der Turkos:

„Die von ihnen an Verwundeten verübten Grausamkeiten und Bestialitäten sind ihnen selbst nach dem Grade ihrer Zivilisation weniger anzurechnen als einer europäischen Regierung, welche diese afrikanischen Horden mit aller Kenntnis ihrer Gewohnheiten auf einen europäischen Kriegsschauplatz führt."

Wie heute von englischen Zeitungen die farbigen Rotten zu den schlimmsten Grausamkeiten gegen die Deutschen angestachelt werden, so machte es damals die französische Presse. Bismarck führt einen Artikel der Indépendance Algérienne über die neugebildeten afrikanischen Soldtruppen an, der ohne Kommentar von

einer Reihe von französischen Blättern abgedruckt war. Es wird darin ausgeführt, daß die Afrikaner zunächst die deutschen Ulanen vernichten oder wenigstens durch Abschneiden einiger Köpfe in Schrecken setzen sollten; dann sollten die afrikanischen Horden in Baden einfallen, dort alle Dörfer und Wälder niederbrennen und dann ganz Württemberg vernichten. Dadurch werde ein allgemeiner Schrecken bei den Deutschen entstehen, aber weder Gnade noch Mitleid werde man für diese modernen Hunnen haben. Der Artikel der Indépendance Algérienne endete mit folgender geschmackvollen Anrede an die farbigen Horden:

„Wir kennen Euch, wir schätzen Euren Mut, wir wissen, daß Ihr energisch, ungestüm, unternehmend seid; geht und schneidet Köpfe ab; je mehr, desto höher wird unsere Achtung vor Euch steigen. — Fort mit dem Erbarmen! Fort mit den Gefühlen der Menschlichkeit! — Die Gums werden Ehre einlegen, wenn wir ihnen die Losung geben: Tod, Plünderung, Brand."

Bismarck führt dann noch einige Fälle an, in denen Leichen und Verwundete auf das grausamste verstümmelt aufgefunden sind.

Auch der Seekrieg, so wenig Rolle er im Kriege 1870/71 spielte, wurde von den Franzosen mit Nichtachtung des Völkerrechts geführt; drei deutsche Handelsschiffe waren auf hoher See zerstört, wo es möglich war, sie aufzubringen und dem Prisengerichte zu übergeben.

Alle diese Vergehen gegen das Völkerrecht haben offenbar des Kanzlers höchsten Unwillen erregt. „Es kann nicht befremden," heißt es in der Zirkulardepesche vom 9. Januar 1871, „daß Machthaber, welche für Gesetz und Vertrag so wenig Achtung haben, noch weniger Anstand nehmen, sich von der Sitte der heutigen Völker loszusagen und zu Verfahrungsweisen längst vergangener Kulturperioden zurückzukehren, ja, Dinge billigen, die in allen Zeiten und bei allen Völkern, welche irgendeinen, wenn auch noch so eigentümlichen Begriff von Ehre haben, für besonders schimpflich gehalten worden sind."

Mehrere Rundschreiben beschäftigen sich auch mit dem 1870 so häufigen Ehrenwortbruch französischer Offiziere, den die Regierung und Gambetta, als Kriegsminister, guthießen und durch Aussetzung von Prämien für entwichene Offiziere förderten.

Die Wortbrüchigkeit französischer Offiziere erregte laute, lang nachhallende Entrüstung. Es ist bekannt, daß schon im Anfang des Krieges viele französische Offiziere von den Deutschen entlassen wurden gegen die ehrenwörtliche Versicherung, nicht mehr während der Dauer des Krieges die Waffen gegen Deutschland zu tragen. Es stellte sich heraus, daß diese Verpflichtung nicht umfassend genug formuliert war, denn viele französische Offiziere fanden bei den Depots, beim Ausbilden von Soldaten usw. wieder Anstellung zum Nachteil der deutschen Truppen. Man sah sich daher gezwungen, die Verpflichtungsformel dahin abzuändern, daß außerdem versprochen werden mußte, in nichts gegen das Interesse Deutschlands zu handeln. So lautete denn die Verpflichtung, die bei der Kapitulation von Sedan in großem Umfange angewandt wurde. Es ist bekannt, daß Moltke „Kriegsgefangenschaft der ganzen Armee" verlangte, wogegen Wimpffen bat, man solle sie unter der Bedingung abziehen lassen, daß sie während des Krieges nicht mehr gegen uns diene und nach einer ihr bestimmten Gegend Frankreichs oder Algiers marschiere. Es blieb bekanntlich bei der Moltkeschen

Forderung, doch wurden auf Anregung und durch die Gnade des Königs angesichts der tapferen Verteidigung der Armee von der Kriegsgefangenschaft ausgenommen alle Generale, Offiziere und höhere Beamte, die sich auf Ehrenwort schriftlich verpflichteten, weder die Waffen gegen Deutschland zu tragen, noch in irgendeiner Weise gegen dessen Interesse bis zum Ende des gegenwärtigen Krieges zu handeln. Die Offiziere, die diese Bedingungen annahmen, behielten ihre Waffen und ihr persönliches Eigentum.

Fast den gleichen Wortlaut hatte die Kapitulation von Metz am 27. Oktober 1870, und ebenso erlaubt die Kapitulation von Straßburg am 28. September 1870 denjenigen Offizieren und im gleichen Range stehenden Beamten sämtlicher Truppen, nach einem von ihnen zu wählenden Aufenthaltsort abzureisen, wenn sie einen Revers auf Ehrenwort ausstellen.

Die deutsche Großmut wurde schmählich mißbraucht; unter anderen begingen sogar die Generale Ducrot, Barral, Cambriels und Cremer, die in Straßburg und Metz kapituliert hatten, die Ehrlosigkeit, trotz des gegebenen Ehrenwortes weiter in der französischen Armee zu dienen, im ganzen haben sich nachweislich 145 französische Offiziere, darunter oben genannte Generale, 1 Oberst, 2 Oberstleutnants, 3 Kommandanten und 30 Kapitäne des Ehrenwortbruchs schuldig gemacht. Teilweise veröffentlichten sie entrüstete Proteste gegen die Beschuldigung, die aber meist durchaus nicht stichhaltig und voll knifflicher Wortklaubereien waren.

Busch berichtet eine sehr bezeichnende Äußerung Bismarcks bei der Meldung von dem Wortbruch Ducrots: „Wenn man solche Schurken," bemerkte Bismarck, „die ihr Wort gegeben haben — andere, die ausreißen, sind nicht zu tadeln —, wiederkriegt, so sollte man sie hängen in ihren roten Hosen und auf das eine Bein „parjure" und auf das andere „infâme" schreiben. Inzwischen muß das in der Presse ins rechte Licht gestellt, und der Bursche madig gemacht werden."

Als im Anschluß daran auch von der grausamen Kriegsführung der Franzosen die Rede war, äußerte Bismarck in Abänderung eines bekannten Wortes: „Zieht man von einem solchen Gallier die weiße Haut ab, so hat man einen Turko vor sich." Übrigens begaben sich die französischen Generale Barral und Ducrot möglichst bald nach ihrer Entlassung wieder zur französischen Armee. Barral reiste, nachdem er sogar zweifach nach Straßburgs Fall das schriftliche Ehrenwort gegeben hatte, nach Kolmar und von dort zur Loirearmee. Bismarck ließ im Moniteur, der in Versailles unter deutschem Einflusse herausgegeben wurde, und in deutschen Zeitungen Artikel über die Ehrlosigkeit der Offiziere erscheinen; besonders beklagt er sich in den Artikeln über die französische Regierung. „Diese Herren" — heißt es darin — „von denen die belgischen Blätter nicht oft genug rühmen können, daß sie honette Leute, Ehrenmänner und dergleichen seien, sind aber noch weiter gegangen, sie haben zu den in Belgien internierten französischen Offizieren einen gewissen Richard abgeschickt, der sie bei Taschard, dem Vertreter der Herren Gambetta und Favre in Brüssel, versammelt und sie dort unter Drohungen aufgefordert hat, ihr den belgischen Behörden gegebenes Wort zu brechen und sich nach Frankreich auf den Weg zu machen, um dort wieder gegen die Deutschen zu fechten. Auch in Schlesien scheinen solche Emissäre Offiziere von wenig Charakter verführt zu haben. Es gibt in der Kriegsgeschichte wohl

nicht viele Fälle der Art. Die Sache hat aber noch eine andere Seite: deutscherseits muß man infolge dieser Unwürdigkeiten schwere Bedenken tragen, einer Regierung wie der Nationalen Verteidigung überhaupt zu trauen. Mit anderen Worten: wir können mit einer Regierung, die zum Wortbruch verlocken läßt, die aus eigner Initiative wortbrüchig gewordene Offiziere anstellt und verwendet und dadurch zeigt, daß sie deren Auffassung vom Werte feierlich gegebener Versprechungen teilt und billigt, selbstverständlich, als mit einer im hohen Grade unzuverlässigen, solange nicht verhandeln, als diese Verlockung, Anstellung und Verwendung fortdauert." Ducrot befehligte den großen Dezemberausfall der Pariser Truppen auf die Marne zu. Vor dem Ausfalle erließ er ein phrasenreiches Manifest an seine Truppen, welches endete: „Ich bin fest entschlossen, so bekräftige ich es vor Euch, vor der ganzen Nation: nur als Toter oder als Sieger werde ich nach Paris zurückkehren." Er kehrte weder als Sieger noch als Toter zurück. Bismarck veranlaßte die Veröffentlichung des Manifestes im Moniteur mit einer Notiz, welche schloß: „Nous savons heureusement ce que vaut la parole du general Ducrot." Bismarck, erregt besonders auch über die Regierung der Nationalverteidigung, die durch Anstellung der wortbrüchigen Offiziere in der Armee, den Ehrenwortbruch billigte und förderte, erließ am 14. Dezember einen geharnischten Protest dagegen an die diplomatischen Vertreter im Auslande, worin er darauf hinwies, daß angesichts der Haltung der Pariser Regierung den Verbündeten Deutschen Regierungen die Pflicht erwüchse, zu erwägen, ob es mit den militärischen Interessen vereinbar sei, ferner gefangenen französischen Offizieren die üblichen Erleichterungen zu gewähren, und sie würden sich die noch ernstere Frage vorzulegen haben, welches Vertrauen sie zur Erfüllung etwa mit französischen Befehlshabern oder mit der französischen Regierung noch abzuschließenden Konventionen ohne materielle Garantien würden haben können. Es kam sogar bald darauf, wie Moritz Busch in seinen Tagebuchblättern berichtet, eine amtliche Verfügung vom 13. November aus dem französischen Kriegsministerium zur Kenntnis, durch die allen französischen Offizieren, die sich in deutscher Gefangenschaft befanden, für den Fall, daß sie sich davonmachten, neben den Entschädigungen für erlittene Verluste eine Geldbelohnung von 750 Franks zugesagt wurde, „désirant encourager les officiers à s'échapper des mains de l'ennemi."

Bismarck erklärte, daß eine Regierung, die darauf rechne, unter regelmäßigen Zuständen an der Spitze des Landes zu bleiben und nicht nur nach Maßgabe ihrer eigenen Interessen und Leidenschaften handele, solche Mittel im Interesse der Zukunft ihres Vaterlandes verschmähen müsse. Es ist bekannt, daß späterhin die französische Regierung ihre Stellung zu der Ehrlosigkeit der französischen Offiziere änderte.

Endlich wirft Bismarck der französischen Regierung vor, daß sie durch Unterdrückung des freien Wortes und der Wahrheit über die mißliche Lage Frankreichs der fortdauernden Erregung der Leidenschaften und der gegenseitigen Verbitterung der beiden kämpfenden Nationen sich schuldig mache, da sie der Fortsetzung des Krieges bedürfe, um sich die Herrschaft über ihre Mitbürger zu erhalten. Er schließt mit den Worten, die auch heute auf die Regierungen unserer Feinde trefflich passen:

„Die (französische) Regierung regt die Volksleidenschaften auf, ohne irgendwelches Bestreben, ihre Wirkungen in den Schranken der Gesittung und des

Völkerrechts zu halten. Sie hat alle Kräfte entfesselt, welche sie nicht zu beherrschen und nicht innerhalb der Schranken des Völkerrechts und der europäischen Kriegssitte zu halten vermag. Wenn wir dieser Erscheinung gegenüber zur Handhabung des Kriegsrechts in einer Strenge genötigt sind, welche wir bedauern, und welche weder in dem deutschen Volkscharakter noch, nach Ausweis der Kriege 1864 und 1866, in unserer Tradition liegt, so fällt die Verantwortung dafür auf die Personen, welche ohne Beruf und ohne Berechtigung die Fortsetzung des napoleonischen Krieges gegen Deutschland unter Lossagung von den Traditionen europäischer Kriegsführung übernommen und der französischen Nation aufgezwungen haben."

Krieg und Ödlandkultur

Von Dr. Kreuzkam

Bei Beginn des Krieges wurde in der Tagespresse wiederholt darauf hingewiesen, ein wie bedeutender Gewinn dem deutschen Nationalvermögen aus der Beschäftigung der Kriegsgefangenen in der Moor- und Ödlandkultur erwachsen könnte. Im Deutschen Reiche harren zurzeit noch etwa $2^1/_2$ bis 3 Millionen Hektar Moorflächen der wirtschaftlichen Erschließung. Trotz der glänzenden Erfolge, die namentlich Holland erzielt hat, wurde in Deutschland die Moorkultur vielfach hintangehalten, weil teils die Arbeiten zu hohe Kapitalaufwendungen beanspruchten, teils die Arbeitskräfte fehlten. Soweit es sich um fiskalische Moore handelte, wurde bisweilen bei der Veräußerung von Moorflächen allzu fiskalisch verfahren, indem zu hohe Preise gefordert wurden. Dieser Standpunkt wurde erst in neuester Zeit aufgegeben, seitdem von namhaften Stellen fortgesetzt die Notwendigkeit einer Mehrung unserer landwirtschaftlichen Gütererzeugung energisch betont wurde. Von der preußischen Staatsregierung wurden in dem Etat für 1912/13 erhebliche Mittel für die Zwecke der Moorkolonisation eingestellt; mit welchem Erfolge, wurde bisher nicht bekannt gegeben.

Schon bei den Beratungen im Reichstage vom Jahre 1909 über die Fleischteuerung wurde von verschiedenen Seiten auf die Ödlandkultur, als ein wirksames Mittel zur Beseitigung der damals viel beklagten Erscheinung unseres Wirtschaftslebens, aufmerksam gemacht, und die preußische Regierung hatte im Herbst 1909 zu erkennen gegeben, daß die Kultur und Besiedlung der deutschen Hochmoore einen schnelleren Fortgang nehmen solle. Es wurde der Plan

verfolgt, die dem preußischen Fiskus gehörigen über 50000 Hektar großen Moore in Hannover, Schleswig-Holstein usw. in einem Zeitraume von etwa 25 bis 30 Jahren zu besiedeln. Der für diesen Zweck ausgearbeitete Besiedlungsplan berücksichtigte sowohl die reine Hochmoorkultur, als auch die Veenkultur, die darin besteht, daß die zur Besiedlung nötigen Flächen zunächst abgetorft werden, der Torf industriell benutzt und erst der Untergrund der landwirtschaftlichen Bebauung und Besiedlung zugängig gemacht wird. Der gewonnene Torf soll nämlich nach dem zur technischen Vollkommenheit gebrachten Verfahren von Dr. Caro und Professor Frank verarbeitet und dabei neben schwefelsaurem Ammoniak, das zur Düngung der abgetorften und für die Kultur bestimmten Hochmoorflächen dient, auch noch besonders billige elektrische Kraft gewonnen werden. Einen Teil der Kraft will man für industrielle Zwecke, einen andern Teil für intensivere Bebauung der zur Kultur bestimmten Flächen dienstbar machen. Durch das Ineinanderarbeiten der beiden Kolonisierungsmethoden, der rein-landwirtschaftlichen und der industriell-landwirtschaftlichen, soll unter Aufwendung eines verhältnismäßig geringen Kapitals eine sehr intensive und schnell fortschreitende Besiedlung der staatlichen Moore stattfinden.

Der landwirtschaftliche Teil der der Vorlage zugrundegelegten Denkschrift ist von dem Regierungsrat von Schmeling-Erfurt und der technische Teil von Dr. Caro-Berlin. und Dr. Wolff-Magdeburg verfaßt. Zuerst soll in Angriff genommen werden eine in der Nähe zweier großer industriereicher Handelsstädte belegene Fläche von etwa 14000 Hektar, von der 6000 Hektar nach dem Caro-Frankschen Verfahren ausgenutzt und der Veenkultur unterworfen, während 8000 Hektar der direkten landwirtschaftlichen Nutzung (Hochmoorkultur) zugeführt werden sollen. Das Zustandekommen des Planes der Kolonisierung der staatlichen Moore würde für Deutschland von ganz besonderer Bedeutung sein, da neben den in staatlichem Besitze befindlichen Mooren noch über 2 Millionen Hektar Moore sich im Eigentum von Kommunen und Privaten befinden, die der Aufschließung und Besiedlung harren.

Die Zentral-Moorkommission hatte in einer Resolution vom Oktober 1909 bereits ausgesprochen, daß die in langjährigen Versuchen wohlerprobten Kultur- und Siedlungsmethoden es gestatten, die Erschließung und Ansiedlung der deutschen Moore in beschleunigtem Schrittmaße in Angriff zu nehmen. Man müsse hierbei berücksichtigen, daß im Deutschen Reiche rund 4000 Quadratmeilen unkultivierte Hochmoore vorhanden sind. Hiervon entfallen auf Preußen etwa 50000 Hektar, von denen 40000 Hektar in Hannover und der Rest in anderen Provinzen gelegen ist. Nimmt man als durchschnittliche Stellengröße für die Besiedlung der Moore 10 Hektar an, so wären in Preußen 50000 Siedlungen zu schaffen, auf denen ein leistungsfähiger Bauernstand Platz finden könnte. Bisher wurden aber nur durchschnittlich jährlich 15 Stellen gegründet, da der preußische Staat nur 150000 Mark hierfür zur Verfügung stellte. Bei der großen Bedeutung der Moorbesiedlung für die innere Kolonisation erschien es

aber dringend erforderlich, erheblich größere Mittel bereitzustellen und zwar auf dem Wege der Anleihe. Hierfür hat der in Moorkulturfragen unterrichtete Regierungsrat von Schmeling einen Plan entworfen, wonach innerhalb 27 Jahren die vorhandenen Hochmoore besiedelt werden könnten. Die Aufwendungen des Staates sollten sich dabei auf nur 300000 Mark jährlich belaufen — als Zinsleistung für die aufzunehmenden Anleihen. Bei dieser Begrenzung der staatlichen Zinsleistung sollte immer nur soviel Siedlungskapital auf einmal aufgenommen werden, als mit 300000 Mark verzinst werden kann. Werden dann Kolonisten abgabepflichtig, so wird ein Teil jener 300000 Mark frei und es kann ein entsprechendes Siedlungsdarlehen neu aufgenommen werden.

Über die Verbreitung der Moore in Deutschland liegen bis jetzt leider keine genauen Angaben vor. Die Bodenstatistik ist Sache der Einzelstaaten, die zu verschiedenen Zeiten und auch nach verschiedenen Rücksichten und Grundsätzen bei den Aufnahmen verfahren. An einer übersichtlichen Zusammenstellung und an einer Karte über die Lage der wichtigeren Moore fehlt es noch immer. Dazu bestehen zwischen den einzelnen Statistiken zum Teil sehr erhebliche Widersprüche, da man zu verschiedenen Zeiten den Begriff Moor verschieden aufgefaßt hat. Jedenfalls entfällt der weitaus größte Teil der deutschen Moore auf das Königreich Preußen. Moore von gewaltiger Ausdehnung finden sich namentlich, wie schon oben erwähnt, in der Provinz Hannover und in Oldenburg. Zu den größeren Mooren zählen dort das Bourtanger Moor längs der holländischen Grenze, die Moore des Saterlandes rechts der Ems, das große Hochmoor in Aurich, das Fehnemoor im südlichen Oldenburg, das Teufelsmoor bei Bremen zwischen Elbe und Weser und das Kehdinger Moor südlich der Elbe. Auch Schleswig-Holstein ist reich an Mooren, von denen das Reitmoor bei Rendsburg, das Breitenburger Moor bei Itzehoe und das Langerstedter Moor nördlich von Hamburg zu erwähnen sind. Moorreiche Provinzen sind in Preußen dann noch Pommern, Brandenburg, Ostpreußen und Posen. Zu den wichtigsten Mooren Pommerns gehört das Randowmoor westlich von Stettin, das große Torfmoor bei Camin und das Lebamoor im östlichen Hinterpommern. Die ausgedehntesten Moorflächen Ostpreußens liegen im Memeldelta (Augstmalmoor). In Brandenburg sind namentlich das Havelland und der Spreewald reich an Mooren. Weite Moorniederungen besitzt die Provinz Posen im Netze-, Warthe-, Obra- und Bartschbruch. Dann ist noch ganz im Westen das Moorgebiet der Hohen Venn zu nennen. Abgesehen von dem Pfälzischen Moor bei Landstuhl (Landstuhler Bruch), liegen die größten Moore Süddeutschlands in Oberbayern. Die wichtigsten sind das Donaumoor bei Neuburg, das Dachauer und das Erdinger Moor bei München und das Chiemsee-Moor nördlich und südlich des Chiemsees. Die Gesamtfläche dieser wichtigsten Moore schätzt man auf etwa 2,5 Millionen Hektar oder 4,5 Prozent der gesamten Bodenfläche. Davon entfallen auf Preußen 2,2 Millionen Hektar, auf Bayern etwa 145000 Hektar und auf Oldenburg

etwa 100000 Hektar. Von den preußischen Provinzen verfügt Hannover über die bedeutendste Moorfläche, nämlich 562000 Hektar.

Die ersten Ansätze zu einer erfolgreichen Moorkultur wurden im 16. Jahrhundert in Holland unternommen. Die sogenannte holländische Veenkultur bestand darin, daß man zur Schaffung von Absatzwegen für den Torf einen Hauptkanal und zur Entwässerung zahlreiche Seitenkanäle anlegte, die oberste, Bunkerde genannte Schicht des entwässerten Moores sorgfältig abhob, den darunter liegenden Torf abstach, trocknete, als Brennmaterial verkaufte, und auf dem enttorften Boden nun durch Vermischen der Bunkerde mit Sand- und Stadtkehricht eine kulturfähige Fläche herstellte. Die Nachahmungen dieser holländischen Moorkultur bei Osnabrück und Bremen sowie in Ostfriesland hatten nur bei Bremen einigen Erfolg, da hier mit Umsicht vorgegangen wurde. Eine allgemein verwertbare Kulturform brachte die holländische Veenkultur nicht. Das lag hauptsächlich daran, daß es an dem notwendigen Dünger fehlte. Erst als das Kali, der für die Moorkultur wichtigste Pflanzennährstoff, in großen und für die Moorkultur geeigneten Mengen verfügbar wurde, war es möglich, eine Moorkultur auf breiterer Grundlage durchzusetzen.

Hat es auch sonst an zahlreichen Bemühungen, die Moorkultur in Deutschland zu fördern, nicht gefehlt, so ist man doch von einer allgemeinen Kultivierung der Moorflächen noch weit entfernt. Der Grund dafür lag namentlich darin, daß es bisher an größeren Mitteln zur Ausführung umfangreicherer Pläne gefehlt hat. Darin wird aber jetzt ein Wandel eintreten, und die wirtschaftliche Bedeutung der Moore — teils als Futterland, teils als Getreide produzierendes Land — wird mehr und mehr erkannt werden; es wird sich zeigen, daß die Moore tatsächlich eine unbenutzte Provinz auf heimatlichem Boden bilden; hat man doch berechnet, daß die kulturfähigen Flächen, als Wiesen bebaut, jährlich rund $2^1/_2$ Millionen Stück Großvieh mehr ernähren würden als jetzt.

Während des Krieges hat sich, soweit berichtet wurde, nur die Verwaltung des hannoverschen Kreises Fallingbostel die Kultivierung der Moore angelegen sein lassen und hierfür 2000 Kriegsgefangene zur Verfügung gestellt bekommen. Nach dem Beispiele des Kreises Fallingbostel hat sich auch die Verwaltung des Kreises Gifhorn entschlossen, die Moor- und Ödlandkultur energisch in Angriff zu nehmen. Sie erwarb kürzlich 1260 Morgen, wovon 300 Morgen anleichten Sandboden und 960 Morgen auf Moorflächen entfallen. Die Kultivierungsarbeiten werden durch 500 Kriegsgefangene ausgeführt. Die Kultivierung von Ödflächen durch Kriegsgefangene nimmt in der Provinz Hannover immer größeren Umfang an. Im Kreise Versenbrück sollen bei der Entwässerung von 600 Hektar Hochmoor 1500 russische Kriegsgefangene beschäftigt werden. 750 Gefangene sollen die Kultivierung des Königlichen Moores bei Tostedt, wobei bisher Strafgefangene beschäftigt wurden, fortführen. In dem Rodewalder Bruch bei Neustadt a. Rbg., wo 1500 Gefangene beschäftigt

werden, nehmen die Arbeiten einen so günstigen Fortgang, daß schon größere Flächen für die Frühjahrsbestellung in Frage kommen. Um die Arbeiten noch schneller fördern zu können, sollen weitere 1500 Kriegsgefangene dort beschäftigt werden.

Es dürfte sich dabei wesentlich um russische Kriegsgefangene handeln, die sich zweifellos am besten für die zum Teil schwere Arbeit eignen. Wenn diese Gefangenen auch nicht dasselbe leisten wie die Berufsarbeiter in der Moorkultur, so haben sie im allgemeinen doch den Erwartungen entsprochen. Jedenfalls bietet sich für absehbare Zeit kaum wieder eine so günstige Gelegenheit, die Moorkultur im großen Stile zu betreiben wie gerade jetzt. Die $2^1/_2$ Millionen Hektar Moorflächen im Deutschen Reiche können eine Quelle unermeßlichen Wohlstandes für das deutsche Volk werden und Deutschland dem erstrebenswerten Ziele, seine Versorgung mit Nahrungsmitteln vom Auslande unabhängig zu machen, näher bringen. Die Regierung sollte daher mit allen Mitteln darauf hinarbeiten, möglichst große Mengen der Kriegsgefangenen, die jetzt unseren Verbrauch belasten, zu Moor- und Ödlandkulturarbeiten heranzuziehen — ohne Rücksicht auf die Dauer des Krieges, die zurzeit noch nicht abzusehen ist. Etwaige örtliche Schwierigkeiten inbezug auf Unterkunft, Bewachung usw. der Gefangenen können und müssen überwunden werden.

Zweifellos werden für diese Unternehmungen noch größere Mittel zur Verfügung gestellt werden, sobald die Erfolge allgemein sichtbar geworden sind, und selbstverständlich bleibt neben der Tätigkeit der Staatsregierung der privaten Kolonisation ein weites Feld der Mitarbeit vorbehalten, nicht minder auch den Provinzialverbänden, von denen namentlich der hannoversche recht gute Erfolge verzeichnet. Wenn bei den Landtagsverhandlungen neuerdings die Gründung gemeinnütziger Kulturgesellschaften angeregt werden wird, so hat man dabei das gute Beispiel der gemeinnützigen Ansiedlungsbanken im Auge. Die Landeskulturgesellschaften sollen sich vornehmlich die praktische Ausführung der Moorkulturarbeiten zur Aufgabe machen; sie sind auch imstande, tüchtige Meliorationstechniker heranzuziehen.

Das große Wecken

Von Oswald Meyer

Ein Tag reifen Sommersegens verglühte im Meer. Tiefe Stille, von Glück und Wehmut schwer, zog friedevoll über die Welt. Und das Meer, das mächtige, des Lebens Urkraft und des Todes, atmete leise mit langen lautlosen Wellenzügen und sang sein stilles Abendlied.

Ein Mann stand am Strand. Auf der weißen leuchtenden Sandfläche der weiten Bucht allein der eine Mensch, das einzig Lebende außer den Möven an der Brandung und den Krähen, die über die Kiefern der Düne zogen.

Ergriffen blickte er in den Flammenglanz, in das schmerzliche Röterwerden. Atemlos verfolgte er das Verglühen, als dürfe kein Hauch ihm entgehen, und als verlöre er mit jedem Fünkchen Sonnenlicht ein Teil von seinem Leben.

Dann wandte er sich schwer nach Osten, wo über dem graublauen Himmel die würgende Dämmerung sich emporreckte und lautlos daherkam.

Und dort vom Meer um das Höwt herum kam ein Lebendiges. Segel. Fischer kehrten heim.

Größer wurden die Segel und kamen näher. Und nun standen die Boote, sich wiegend, auf der leisen Welle. Die Segel flatterten. Und dann stieg ein Mann, schwer und sicher, mit mächtigen Stiefeln in das seichte Wasser, andere folgten ihm. Mit starken, gelassenen Bewegungen schafften sie das Boot ans Land und leerten die Netze.

Mit Freude nahm der Schauende das Bild der kraftvollen Gestalten in sich auf. Dann aber, als die Fischer sich näherten und ihre Schritte im Sande knirschten, entfernte er sich. Ein Wort mit ihnen hätte seine Stimmung zerrissen. Und doch folgte er ihren Gestalten mit Blicken, die voll Wärme und Wehmut waren.

Denn er liebte diese unbegreiflich einfachen und klaren Menschen, die täglich das Rätsel Meer vor Augen hatten und es nahmen wie eine nahrungspendende Alltäglichkeit. Er liebte diese Menschen mit der Selbstverständlichkeit, wie sie ihr Leben faßten und führten. Er liebte und beneidete sie, von denen jeder, der Dümmste und Kälteste, nützlicher und glücklicher war als er.

Und er fürchtete die höhnischen Blicke dieser Menschen, mit denen er so wenig anzufangen wußte, und nach denen es ihn doch drängte. Sie hielten ihn alle für einen Narren und Müßiggänger. Ihn, der sich mit seinen jungen Jahren in der Einsamkeit dieser vergessenen Halbinsel ein Haus gebaut, wo er Monat um Monat ohne Frau und Freund hauste — ein Nichtstuer, der sich

die Zeit damit vertrieb, aus Ton und Marmor Gestalten zu formen, die niemals fertig wurden.

Hastig riß sich Walter Werden von den letzten traurigen Tönen des Sonnenuntergangs und schritt schnell dem düstern Abendschweigen zu, das über den Dünenwald sich lagerte. Wie er in das wache Schweigen des dunkelnden Gehölzes trat, das mit weitem, tiefem Auge auf ihn blickte, verminderte er die Hast seiner Schritte. Die Wehmut, die treue Gefährtin, schritt neben ihm und legte ihm den Arm um die Schulter.

Ihr entging er nicht. Nicht hier in der Einsamkeit, in die er sich, kaum ein Mann geworden, vor den Menschen geflüchtet hatte. Wurde sein Leben nicht immer trauriger, gerade in der glückseligen Einsamkeit, wo er nur allzuviel Muße hatte, in sich zu schauen, mit sich selbst zu hadern? Und war diese ganze Flucht in die Einsamkeit nicht — Flucht? Nicht Feigheit? Aus Angst vor den Menschen, deren Härte oder Enge oder Derbheit, oder deren Hochmut und fröhliches Selbstbewußtsein, deren selbstverständliches Betonen ihres Daseins ihn störte und quälte? Und hatte er, der noch nichts geschaffen, ein Recht zu diesem hochmütigen Menschenhaß? —

Ein kühler Hauch wehte in die dunkle verhaltene Atemschwüle des Waldes, und Felderweite lichtete sich. Bald hatte Walter Werden die Höhe erreicht. Dort, in die Hut des Hügeltals geschmiegt, unter Baum und Busch gedeckt, lag das Dorf. Manches Licht brannte, und der Herdrauch stieg. Eine Frauenstimme sang. Fern hämmerte der Schmied, und ein Hund bellte. Auf den Feldern arbeiteten noch einige Männer, die die Roggengarben zu Haufen stellten.

So spät wie nie arbeiteten die Männer — und so hastig wie nie. Und an einigen Stellen standen sie beieinander und sprachen. Wie ein Schatten glitt es an Werden vorüber: die drohende Weltlage — wie ein Schatten war es vorübergezogen. Und in seine Welt versunken setzte Werden seinen Heimweg fort.

Dort tauchte es auf hinter der Hügelwelle — sein Haus! Innige Liebe, Andacht trat in sein Auge. Das Haus des Glücks, des Schmerzes, des glücklichen Empfangens, des Ringens und des Nichtvollbringens. Sein Gefährte in der Einsamkeit.

Er blieb stehen. In die Dunkelheit gebettet stand sein Heim. Die letzten milden Strahlen des Abendrots lagen darauf wie Mutterblicke.

Er trat in den Garten und schloß die Pforte. Als schlösse er das Leben hinter sich ab. Kein Mensch ringsum. Kein Lebender als er. Kein Segel weit auf dem Meer — kein Vogel — allein er — Walter Werden, der eine — und vor ihm das graue flüsternde Meer — der gewaltige Riese, der das Leben war und der Tod.

Sein Schritt klang auf dem Kies in die Stille zum Erschrecken. Das gähnende schwarze Leer seines Hauses nahm ihn auf. Er schloß die Augen und dachte an die und die — die wohl mit ihm das Leben geteilt hätten. Und er fragte sich: Hätte ich sie in diese Tempelstille führen können? — Er schüttelte den Kopf. Keine! Keine, der dies Schmerzliche und Schöne zu zeigen — und sein Herz zu zeigen, nicht Entweihung gewesen wäre.

Hart wurde sein Auge. Hart klang sein Schritt auf der Diele. Und heraus aus des Hauses Enge trat er auf den Altan, nach Untergang zu schauen, wo ein Tag gestorben war.

Ein Schauern überlief den Mann: die große Heimatlosigkeit des Menschen starrte ihm aus der fremden unendlichen Weite entgegen. Und die Ver-

gänglichkeit des eigenen Seins fühlte er schmerzlich und ohnmächtig vor dem Ewigen.

Der aber, der den Tod schuf und uns das Bewußtsein unserer Kleinheit gab, und doch die Ahnung des Ewigen, er gab uns auch die Erlösung: selbst zu schaffen.

Glücklich sind die Schaffenden! Im Anfang war die Tat — der Anfang ist die Tat und alles Ende und aller Weisheit Schluß ist: Tat.

Draußen auf dem Acker, vor seinem Hause wuchs in starkem Gedeihen, was seine weichen, ungeübten Hände dem unwilligen Sandboden abgewonnen hatten. War das die Tat?

Die jungen Bäume, die er gepflanzt, sangen im sachten Abendwind dankbar ihr Schöpfungslied.

Sie sind — sie fragen nicht! — Was half das ihm?

Was hilft die blinde Tat dem Fragenden? —

In seines Hauses Halle stand er nun, in seiner Werkstatt. In tiefer Dunkelheit. Aus allen Ecken kam es heraus, von allen Wänden drängte es auf ihn zu, in weißen Gestalten — kein Traum, kein Spuk.

Gestalten waren es wirklich. Aus Ton oder Marmor. Von seiner Hand geschaffen: Frauen und Männer.

Ragende, schreitende, eilende; solche, die sich neigen, die die Arme gebend ausstrecken. Weichheit, Träumen, Hingabe, Güte, Verlorenheit der Ausdruck der Frauengestalten. Schaffende, mühselige Kraft bei den muskelstarken, breitschultrigen Männern, die Steine wälzen, die emporsteigen, die Lasten auf Händen und Nacken tragen.

Und alles ist das Gleiche: Symbol — so spricht das Meer zu ihm. Alle die Gestalten aber, die er, formgebend aus dem Steine arbeitete, sind nicht des Meeres echtes Symbol.

Die „Tat" gelang ihm nicht Stückwerk ist sein Können, die Unzulänglichkeit sein Fluch. Verfehlt sein Leben, verdammt sein Suchen — — — jeder Tagelöhner nützlicher als er. —

Ein greller Schein fällt plötzlich in die dunkle Halle — wie von einem Scheinwerfer. Und in erbarmungslosem Weißlicht taucht vor ihm sein letztes Werk empor, um das er Monat und Monat gerungen: der unvollendete „Kämpfer". In seiner ganzen Hoffnungslosigkeit steht das umworbene Bildwerk vor ihm und reckt den Arm wider ihn.

Jäh verlischt das Licht. Dunkelheit herrscht wieder. Eine breite Silberbahn von Mondenlicht leuchtet über der dunklen schweigenden Flut.

Und gerade hindurch durch des Mondes Silberweg fährt ein schwarzes Schiff wie er es niemals sah an dieser Küste . . . Und plötzlich zuckt es auf in grellem Flammenschein, und ihn und sein Haus nimmt das Scheinwerferlicht scharf ins Auge und sucht weiter über die Höhe hin und die Wasserfläche hinweg.

Wie ein Riß ist das scharfe Licht in der verfließenden Dunkelheit, wie ein Riß in Walter Werdens träumendem dunklen Sinnen. Mit einem Mal ist er herausgerissen und in die Gegenwart versetzt. Lebendig wird, was in den letzten Tagen die Zeitungen brachten vom Ernst der Staatslage, vom Krieg des Bundesgenossen, der leicht zu einem Weltkrieg werden kann — zu einem Krieg aller wider das herrliche deutsche Vaterland.

Da klingen harte Schritte auf dem Kies seines Gartenweges. Er wendet sich — wer kommt, ungerufen, so spät noch in sein gehütetes Heiligtum? —

Unwillig tritt er den Kommenden entgegen. Da nimmt diese das Scheinwerferlicht des Torpedoboots einen Augenblick in seine Hut: hochgewachsene Männer mit Helmen und Gewehren . . .

Dicht vor Walter machen sie Halt. Der vorderste grüßt höflich. Ein Offizier.

„Ich habe Befehl, Ihr Haus als Beobachtungsposten zu besetzen."

Werden steht und starrt die Soldaten an, ohne zu begreifen.

„Sie haben Befehl, mein Haus zu besetzen — was soll das heißen? Wer hat über mein Haus zu befehlen?"

Der Offizier mißt ihn mit erstaunten Blicken. „Ja — erlauben Sie mal — wissen Sie denn gar nicht, daß wir im Kriegszustand sind?"

W rden tritt zurück. Wie von einem Blitz erhellt liegt plötzlich der ganze Ernst der Lage vor ihm. Er greift sich an den Kopf. „Davon ahne ich ja gar nichts . . ."

Der Offizier betrachtet Werden mit erstauntem, etwas spöttischen Lächeln. „Ja, Sie leben ja hier sozusagen auf Ihrem Stern für sich."

Werden hat sich schnell gefaßt. Ein Gefühl heißer Leidenschaftlichkeit, eine plötzlich erwachte Kraft durchströmt ihn. Und blitzartig zuckt es durch ihn, die ganze Entwicklung — wie das Ungewitter sich um sein Vaterland getürmt, und wie es nun loszubrechen droht.

„Und nun brauchen Sie ein Haus," ruft er lebhaft. „Natürlich, Sie haben von hier den besten Blick über das Meer nach allen Seiten."

Der Leutnant nickt. „Es tut mir leid, aber Ihr Grundstück ist der einzig geeignete Punkt."

„Es soll Ihnen nicht leid tun," wehrt Walter entschlossen. „Im Gegenteil, ich bin froh, für mein Teil auch etwas tun zu können. Aber daß es soweit gekommen ist . ."

Sie haben das Haus erreicht. Mit tiefer, lebendiger Teilnahme fragt Werden: „Und Rußland stellt sich also wirklich an die Seite dieses Volkes der Königsmörder! Es scheut sich nicht, unter dieser Flagge uns zum Krieg zu zwingen?"

„Nicht gerade in aller Form. Aber warum nicht? Es bleibt nicht allein . . ."

„Frankreich?"

„Gewiß. Und England wird nicht zurückbleiben. Es zögert noch."

Einen Augenblick steht Walter starr. Eine tiefe Empörung rollt durch seine Adern.

„Und Deutschland?" fragt er mit bebender Stimme. „Steht es nicht auf wie ein Mann?"

„Hören Sie!" antwortet der Offizier.

Fern, vom Dorf her klingt Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Die Fischer, die kargen, kühlen, schwerbewegten Gesellen marschieren durch die Nacht zum fernen Bahnhof, ihres Kaisers Ruf folgend, der sie zu morgen aufgeboten hat. — —

Lautes, hartes Leben ist in Walter Werdens stilles, der Kunst geweihtes Heiligtum gebrochen. Kurze Befehle klingen, harte Tritte eilen über Kies und Rasen, dröhnen auf dem Altan und in der Halle. Harte Schwielenhände greifen nach den schwanenweißen Marmorfrauen, schieben und rücken sie unsanft in eine Ecke zusammen, und manch derber Witz über soviel steinerne Nacktheit in einem einsamen Junggesellennest wird laut.

Walter Werden steht mit dem Offizier auf dem Balkon vor seinem Schlafzimmer im Norden. Hier schweift der Blick nach drei Seiten frei über das Meer, über die hügelige waldige Küste.

Der Soldat ist stumm geworden; dann sagt er: „Ihr Paradies werden wir Rauhbeine Ihnen nun zerstören; aber ich denke, dies Zimmer kann ich Ihnen lassen . . "

„Dies Zimmer gerade — der beste Ausguck? Im übrigen brauchen Sie ein Schlafzimmer — es ist kein anderes im Haus."

„Und Sie?"

Walter Werden reckt sich, ohne es zu wissen. Ein Leuchten tritt ihm ins Auge. „Sie glauben, ich bin nicht tauglich zum Dienst?" Unwillkürlich legt er die Hände auf seine schmächtige Brust. „Oh, ich kann reiten, ich reite wie . . — wenn ich mich freiwillig melde, komme ich gewiß mit!"

Wie sie in die Halle hinunterkommen, sind die Soldaten mit dem Aufräumen beinahe fertig. In einer Ecke zusammengedrängt steht das Marmorvolk. Helme trugen die einen, Gewehre stützen sich an anderen. Einer schreitenden Frau ist ein Mantel umgehängt, und ein Muskelmann führt eine Feldflasche zum Mund. Stroh und Wolldecken sind über den Teppich gebreitet als Lager für die Soldaten.

Eine aufsteigende Bitterkeit in Walter verschwindet beim Anblick der kraftvollen, sicher und rasch zugreifenden Soldaten. Hier gilt eine Notwendigkeit, da hat auch er sich zu fügen.

Der „Kämpfer", der unvollendete Koloß steht allein noch an seinem Platz. Die Kräfte der Soldaten vermochten ihn nicht vom Platz zu rücken. Da springt

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

der Unteroffizier, der bisher nur kommandiert hat, hinzu. Wuchtig mit Hand und Hebel arbeitet er an dem widerwilligen Bildwerk — da rührt es sich — schwankt — und stürzt zu Boden, um in viele Teile zu zerbrechen. In die peinliche Stille klingt scharf des Offiziers Tadel. Aber Werden legt ihm die Hand auf den Arm. „Lassen Sie — — lassen Sie — — es ist gut so! Gut, gut!“

Verwundert sieht der Leutnant ihm ins Gesicht. Er versteht des Sonderlings Leuchten im Auge nicht.

Es ist gut — so klingt es voll harter Entschlossenheit in Walter. Zerbrochen die „Tat“, die nie gelingen wollte. Hinter ihm liegt sein undankbares Streben. Hinter ihm — vielleicht alles!

Dahin! —

Heftig wendet er sich ab und reicht dem Offizier die Hand. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie verlasse. Sie finden alles, was Sie brauchen, die Wirtschafterin wird Ihnen zur Hand gehen.“

„Tut mir leid, wenn wir Sie vertrieben haben . . .“

Werden schüttelt den Kopf. „Nein — nein. Gewiß nicht. Aber wenn ich eile, bekomme ich den Zug noch in die Kreisstadt — — hören Sie — sie sind noch zu hören — die Eingezogenen.“

Durch die Nacht klingt es, ferner schon: „Deutschland — Deutschland über alles.“

(Fortsetzung folgt)

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Deutſchland und die Schweiz

Von Jan Eyſſen

Der hiſtoriſche Materialiſt mag den Kampf um die Seele der Neutralen ſo auslegen, als ob es ſich um einen Streit um den beſten Platz am neutralen Futtertrog handle, um die vor völkerpſychologiſchen Reizbarkeiten ſichergeſtellte Aufnahme der Exportware wenigſtens für die Dauer des Krieges. Nur hieße das die pathologiſche Triebkraft des dämoniſchen Verleumdungsfeldzuges unſerer Gegner verkennen. Denn in ihm offenbart ſich eine Zerſtörungswut, die ſelbſt den Preis des Unterganges der abendländiſchen Kultur zahlen würde, gelänge es nur, um Gabriel Hanotoux Worte zu gebrauchen, den germaniſchen Koloß zu zertrümmern. Nichts anderes bedeuten die Verſuche, neutrale Staaten in den Krieg hineinzuziehen, da jede Erweiterung des Kriegſchauplatzes keinen anderen Erfolg hätte, als die europäiſche Vorherrſchaft zum Vorteil der rivaliſierenden Kontinente für unabſehbare Zeit zu zerbrechen.

Es iſt zuzugeben, daß man in der Schweiz die Pflicht zur Neutralität in dem ideologiſchen Sinne aufgefaßt hat, die Brückenpfeiler zur Verſtändigung einzurammen, zu ſorgen, daß nicht alles von dem Wirbelwind der Zerſtörung erfaßt werde. Indeſſen: es bleibt ein Erdenreſt, zu tragen peinlich. Wir haben erlebt, daß die romaniſche Schweiz ihre Teilnahme in ſtarkem Maße Frankreich zuwandte. Nicht nur in Worten, ſondern auch in Werken. Im Gegenſatz dazu hüllte die deutſche ſich in den korrekten Faltenwurf der Neutralität, peinlich bemüht, auf keine Schale mehr oder weniger zu legen. Das raſſenmäßig beſtimmte Gemeinſchaftsgefühl dringt in der deutſchen Schweiz nicht durch. Nun wäre es ein Fehlſchluß, die Stimme des Blutes ganz wegzuleugnen, da ſie ſich doch in der romaniſchen Schweiz mit heftigen Pulsſchlägen meldet. Auf der einen wie auf der anderen Seite wirken hier Imponderabilien, politiſcher, pſychologiſcher und hiſtoriſcher Natur, ohne deren eindringende

Analyse eine zulängliche Erklärung sich nicht gewinnen läßt. Da ist zunächst die Erinnerung angebracht, daß die marmorkalte Neutralität der Schweiz uns gegenüber kein neues Ereignis darstellt. Auch während der deutschen Einigungskriege vor vierundvierzig Jahren war die öffentliche Meinung der Schweiz, soweit sie sich in der Presse dokumentierte, uns gegenüber sehr zurückhaltend. Das gab Anlaß zu einer Preßfehde süddeutscher und schweizer Blätter, die teils mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt wurde, ohne eine andere Wirkung zu erzielen, als daß man aneinander vorbeiredete. Wir möchten das Urteil eines zeitgenössischen Schweizer Historikers über diesen Zeitungskampf, daß er eine neuzeitliche Auflage des „Schwabenkrieges" gewesen sei, ausdrücklich abweisen.

Wesen und Wirken der Neutralität der Schweiz findet in einer Botschaft des Bundesrates, die nach dem Kriege erschien, beredte Darlegung. Es heißt da: Die Stellung der Neutralen ist zu allen Zeiten eine sehr schwierige gewesen; der Neutrale soll sein eigenes Recht schirmen und es gleichzeitig zwei Gegnern, die auf den Tod gegeneinander erbittert sind, recht machen. Diese Aufgabe übersteigt beinahe die menschlichen Kräfte. Seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten suchen die Kämpfenden selbst die unsterblichen Götter mit in den Kampf zu ziehen und zu verflechten. Die neutrale Stellung der Schweiz war in diesem Kriege noch mit eigentümlichen Schwierigkeiten verbunden. Es waren ihre nächsten Nachbarn im Kampf; dieser nahm im Verlauf, nachdem er den dynastischen Charakter verloren hatte, den Charakter eines Rassenkampfes an und zwar zwischen den zwei Rassen, aus denen die Schweiz zusammengesetzt ist. Gerade, weil Rasse, Religion und Interesse in ihrem Innern so geteilt sind, muß jede offensive Einmischung in einem Krieg Dritter ihr im eigenen Innern die tiefsten Wunden reißen und ihre Kraft lähmen, während sie im Verteidigungskrieg deshalb so stark ist, weil alle Elemente sich gegen den gemeinsamen Feind zusammenschließen. Wenn die Botschaft dann zum Schluß meint, die verschiedenen Rassen brauchten nicht notwendig in feindlichem Gegensatz zu stehen, die Entwicklung dränge auf eine Konföderation Europas hin, wofür die rassenmäßig geteilte Zusammensetzung der Schweiz das Vorbild sei — so stehen wir gegenwärtig noch weit von diesem Ziele.

Wenn die offizielle Schweiz sich auch mühte, korrekte Neutralität zu wahren, so fiel es der romanischen Schweiz damals schon nicht ein, Kritik und Haltung zu beobachten. Zwar hatte der Bundesrat der Presse gegenüber durchaus kein Recht zum Einschreiten; er hinderte aber auch nicht nachdrücklich die offen betriebenen Werbungen Frankreichs in den romanischen Kantonen. Vielleicht erklärt sich das aus der Schwenkung der eidgenössischen Politik unter Berns Führung zugunsten des Romanismus. Scharf hebt sich dies wenigstens aus den Ereignissen heraus, die zusammen die savoyische Frage bilden. Es ist notwendig, darauf zurückzukommen.

In den Wiener Verträgen war der Schweiz das Recht zugestanden worden, Savoyen unter bestimmten Verhältnissen zu besetzen. Auf die nordsavoyischen

Provinzen, besonders Chablais, haben die Eidgenossen nicht nur alte historische Rechte; Chablais ist vielmehr aus dem topographischen Aufbau der Schweiz herausgerissen, so daß eine Ausbuchtung entsteht, die Genf und damit die Schweiz von dieser Seite her Angriffen leicht zugänglich macht. Erstmals war die Möglichkeit der Besetzung Savoyens durch die Schweiz 1859 gegeben. Der Bundesrat unterließ es, dies Recht, das ein Lebensinteresse der Schweiz war, auszuüben. Infolgedessen trat Piemont unbehindert Savoyen an Napoleon den Dritten ab, als Lohn für die französische Unterstützung im lombardischen Kriege. Zwar raffte sich der Bundesrat zu einigen Denkschriften auf; von diesen Denkschriften sagt J. Schollenberger, der Geschichtsschreiber der schweizerischen Politik im neunzehnten Jahrhundert: Denkschriften sind überzeugend, soweit es auf das Recht, aber nicht soweit es auf die Macht ankommt. Auch die diplomatischen Aktionen des Bundesrates hatten keinen Erfolg; nicht einmal England war für mehr als papierne Sympathien zu haben. So wurde die Schweiz nach Schollenbergers Urteil von Frankreich 1860 um Savoyen geprellt, unter Verletzung der Wiener Verträge, zu deren Garanten auch England gehörte, das sich indessen hütete, das Allergeringste für die Schweiz zu tun. Ganz allein England hätte der Schweiz damals ihre verbrieften Rechte auf Savoyen sichern können. Und obgleich es dies nicht tat, hat sich in der Schweiz die Legende zähe eingenistet, das mächtige England habe den Eidgenossen im neunzehnten Jahrhundert wertvolle politische Dienste geleistet. Man sah sich durch eine Art Wahlverwandtschaft mit dem „freien England" verbunden, das zu der gleichen Zeit in Irland seine „friedliche" Durchdringung mit der ewigen Schande der Fenierprozesse abschloß, als es der Schweiz durch Palmerston in Sachen des Asylrechts das beste Zeugnis ausstellen ließ. Aber Großbritannien war an der Achtundvierziger Flüchtlingsfrage nicht interessiert; sicher hätte es sein Wohlwollen in anderer Form zum Ausdruck gebracht, hätten die Fenier das Asylrecht der Schweiz in Anspruch genommen. Ebenso wertlos war die Unterstützung Englands im Neuenburger Handel, zumal Preußen sich mit dem Gewicht vollendeter Tatsachen im öffentlichen Recht abfand. In der savoyischen Frage dagegen hätte England den Eidgenossen wertvolle Dienste leisten können, wenn es nur gewollt und vor der Heiligkeit der Verträge einige Ehrfurcht besessen hätte.

Dagegen konnte der Bundesrat 1870 die savoyische Frage in einem der Schweiz günstigen Sinne zum Abschluß bringen. Das Recht der Besetzung war nicht verwirkt noch weniger das Interesse. Auch Bismarck hatte gegen eine Besetzung nichts einzuwenden, unterstützte vielmehr die darauf hinzielenden Strebungen der Eidgenossen. Allein der Bundesrat wollte aus Zartgefühl für das Unglück Frankreichs nicht zugreifen. Schollenberger nennt diese Sache zu stark, um sie zutreffend charakterisieren zu können. Es sei diese Rücksicht auf die Existenzfrage Frankreichs angesichts der großen Interessen der Schweiz ein förmlich unerlaubtes Motiv gewesen. Bei Schollenberger, der nur Eidgenosse

ist, der nicht nach Deutschland, nicht nach Frankreich sieht, kann man sich auch darüber unterrichten, in welch hinterlistiger Weise die Republik Frankreich die aufrechte und wohlwollende Neutralität der Republik der Eidgenossen in der savoyischen Frage nach dem Frankfurter Frieden belohnte. Solange Frankreich die deutsche Faust noch fest im Nacken spürte, hielt es bei der Schweiz um gut Wetter an, sagte in bindender Form die Mitwirkung bei der Umgestaltung der Verhältnisse Savoyens nach dem Friedensschlusse zu. Als der Friede unterzeichnet war, vertröstete Frankreich die Schweiz für später, um die dann nachher tatsächlich erfolgte Mahnung mit dem unwirschen Bemerken abzutun: es habe keine Zeit dafür. Schollenberger nennt dies Verhalten rücksichtslos und perfid. Daß der Bundesrat es sich gefallen ließ, daß das staatliche Selbstbewußtsein der Schweizer sich nicht aufbäumte, läßt sich psychologisch zureichend kaum erklären. Es sei denn, daß die Schweiz eine üble Behandlung durch Frankreich gewohnt war, seitdem die Eidgenossen 1848 ihren Bundesstaat errichtet hatten. Mußte doch die Schweiz schon 1850 in Sachen des Asylrechts von der Regierung des Prinzregenten eine Drohnote hinnehmen, in der es hieß: die Schweiz könne auf die guten Dienste Frankreichs rechnen, solange sie ihren völkerrechtlichen Verpflichtungen treu bleibe; aber es würde für sie gefährlich werden, wenn sie gerechte und vernünftige Forderungen ablehne. Was das für Forderungen waren, zeigte sich 1852, als der französische Gesandte an den Bundesrat das — nach Schollenberger — „unverschämte" Begehren richtete, bestimmte staatspolizeiliche Maßregeln unverzüglich durchzuführen. Vielleicht gehörte zu diesen Forderungen auch der territoriale Raub, den Frankreich 1862 an der Schweiz durch die Wegnahme des Dappetals, das das natürliche Tor des Wallis ist, beging. Dagegen halte man die Abwicklung des Neuenburger Handels, in dem Preußens König sogar auf die Barentschädigung Verzicht leistete. Und doch war das Recht Preußens unbestritten, wenn ihm auch die Machtverhältnisse entgegenwirkten. Durch Erledigung der savoyischen Frage 1870 durch den Bundesrat wird das Urteil bestätigt, das der ausgezeichnete Schweizer Historiker W. Oechsli über die Schweizer fällt: sobald die Eidgenossen eine etwelchermaßen haltbare Grenze gewonnen hatten, ließen sie die schönsten Gelegenheiten zur Ausdehnung ihres Gebietes vorübergehen. Daß die Ausdehnung sich an und für sich mit dem Neutralitätsprinzip verträgt, behauptet auch Schollenberger: In Beurteilung ist zu sagen, daß für die Frage der Neutralität zwar kein Papier, sondern das Interesse entscheidend ist; aber nur das Interesse der Schweiz selbst, nicht das Interesse anderer Staaten, anderer Völker so wenig als anderer Regierungen, auch wenn es sich um Ausbreitung der Demokratie handelt; die Schweiz hat keine besondere Mission im Interesse Europas oder gar des Erdballes, auch nicht die der demokratischen Propaganda, sondern wie jeder Staat die Aufgabe festzustehen und zu diesem Zweck möglichst stark und daher möglichst groß zu sein.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Kehren wir zu den gegenwärtigen Verwicklungen zurück.

Als die erbliche Gloster-Bosheit der britischen Staatsmänner Europa im glorreichen Sommer 1914 in Brand gesteckt hatte, überkam uns wie ein Hagelwetter die Erkenntnis, daß die Seele der Neutralen uns abgewandt war. Wir gaben uns redliche Mühe, den Winter dieses Mißvergnügens durch eine Sintflut von Aufklärungsschriften zu bannen, unermüdlich zu wiederholen, daß nicht Deutschland diesen Krieg entfesselt und gewollt habe. Das alles ist ziemlich wirkungslos abgeprallt, hat uns mehr geschadet als genutzt. Die einfachste Überlegung hätte uns sagen müssen, daß der wasserdichte Schottenschluß der Neutralen uns gegenüber unmöglich seine Ursache in der unmittelbaren Entstehung dieses Weltkrieges haben konnte. Das hieße voraussetzen, daß beispielsweise die Schweizer-Deutschen der zwingenden Logik der Tatsachen weniger zugänglich seien, als einer glänzenden und überzeugenden Dialektik. Man weiß in der Schweiz, daß Deutschland den Krieg nicht gewollt hat, daß es ihn nur aufnahm, um sein staatliches und nationales Dasein zu behaupten. Ein anderes Kriegsziel hatte Deutschland nicht, zum Unterschied von Frankreich, dessen leitender Minister die Eroberung Elsaß-Lothringens als Kriegsziel hinstellt, zum Unterschied von Rußland, das Galizien und die Dardanellen haben will, zum Unterschied von England, das Deutschlands weltwirtschaftliche Expansion vernichten muß, um die Rentnerexistenz der britischen herrschenden Clans behaupten zu können. Noch weniger kann ein politisch klar denkender Kopf unter den Schweizer-Deutschen, auch nicht unter den romanischen Schweizern, soweit sie Vernunftgründen zugänglich sind und in ihrer heimatlichen Landesgeschichte Bescheid wissen, Deutschland aus der Verletzung der belgischen Neutralität einen Vorwurf machen. Wir wissen wohl, daß das mannhafte Rechtsgefühl der Eidgenossen in dieser Hinsicht besonders empfindlich ist. Sie selbst haben ja mit Zorn und Scham hinnehmen müssen, daß Bonaparte 1797 rücksichtslos die Neutralität der Schweiz verletzte, in den Wallis einbrach und über die Simplonstraße nach der Lombardei marschierte. Wer aber Deutschland in dem schwersten Waffengange der europäischen Geschichte immer und immer wieder das belgische Ereignis vorhält, vergißt, daß jedes Ding zwei Seiten hat. Die leitenden Männer Deutschlands hatten ein Recht, aus Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit zu folgern, daß Frankreich ohne die geringsten Bedenken die luxemburgische und belgische Neutralität verletzen würde. Auf feierliche Versprechungen der zeitgenössischen französischen Republik ist wenig zu geben, wie es die Eidgenossen in der savoyischen Frage erfahren haben. Zudem war Frankreich mit anderen üblen Beispielen für seine Rücksichtslosigkeit belastet, deren Wiederaufleben Deutschland aus Sicherheitsgründen mit allen Mitteln verhindern mußte. Denn 1870 verletzte Frankreich doch kurzer Hand die luxemburgische Neutralität, insofern versprengte französische Truppen von der Armee Bazaines über Luxemburg nach

Frankreich zurücklehrten. Dazu gesellten sich noch andere positive Handlungen, was Bismarck veranlaßte, die Neutralität Luxemburgs ohne Verhandlungen für verwirkt zu erklären. Wenn dies weiter keine Folgen hatte, wenn Bismarck einlenkte, so erklärt sich das aus dem glücklichen Vortragen der militärischen Operationen Deutschlands in Frankreich; vielleicht auch durch andere weltpolitische Fernwirkungen, da Rußland sich gleichzeitig von den Festsetzungen des Pariser Vertrages über den Pontus lossagte. Hätte Deutschland 1914 auf den Marsch durch Belgien verzichtet, so hätte es damit seine empfindlichste Flanke, das niederrheinische Industriegebiet, der französischen Stoßtaktik zur freien Verfügung gestellt. Es mag ehrliche belgische Ideologen geben, die, wie Professor Waxweiler in seiner, in der Schweiz stark verbreiteten und beachteten Druckschrift, Belgien von dem Verdacht hinterhaltiger Pläne gegen Deutschland zu entlasten suchen, — sie treffen nicht das Wesentliche der Sache. Vielmehr handelt es sich einzig und allein darum, ob nicht Frankreich und England über Belgien den Stoß in das Herz der deutschen Volkswirtschaft geführt haben würden. Es ist eine starke Zumutung, daß Deutschland das hätte abwarten sollen, da es dadurch härter getroffen wäre, als durch Niederlagen auf dem Schlachtfelde in Feindesland, die immer wieder ausgeglichen werden können. Das wissen Frankreich und England, weshalb sie ja ihre ganzen Hoffnungen auf den Hungerkrieg setzen, der einen Ersatz dafür bieten soll, daß man das reiche und blühende niederrheinische Industriegebiet nicht in eine Wüste verwandeln konnte. Solange Belgien nicht ein Heer besaß, das stark und groß genug war, die Neutralität gegen jeden Staat zu schützen, solange war es nur eine Frage der militärischen Schlagfertigkeit, die belgische Karte für sich auszuspielen. Die Schlagfertigkeit war bei Deutschland; hätte es gewartet, bis die französisch-englische Armee über Belgien nach dem Niederrhein marschierte, so hätten die edelsten menschlichen Gefühle der neutralen Mitteleuropäer Deutschland nichts nützen können, wenn ihm sein starkes industrielles Rückgrat eingedrückt worden wäre. Denn am Niederrhein, drei Bahnstunden von der belgischen Grenze, liegen auch die Kruppschen Werke. Dabei soll ganz abgesehen werden davon, daß Belgien sich selbst durch die im Konquistadorenstil erfolgte Angliederung großer Kolonien weltpolitische Reibungsflächen geschaffen hat, die auf die Dauer nicht ohne Rückwirkung auf seine kontinentale Neutralität bleiben konnten. Man kann nicht das eine tun und das andere lassen.

Dennoch erklärt das alles nicht das peinlich abgewogene Maß, mit dem uns die Schweizer-Deutschen messen. Hier spielen die vorhin erwähnten Imponderabilien hinein, vor allem die Abneigung, die die freie Schweiz gegen den deutschen „Militarismus" hegt — mehr aus Überlieferung, als aus Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse. Auch da läuft ein verhängnisvoller geschichtlicher Trugschluß unter. Zunächst ist nicht Deutschland der Geburtsstaat des europäischen Militarismus. Kein anderer als Napoleon Bonaparte hat das waffenstarrende Europa organisiert. In Taines „Entstehung des modernen

Frankreich" kann man nachlesen, daß Bonaparte schon als Konsul, besonders aber als Kaiser, den Staat als Maschine zur Erziehung von Truppen einrichtete, daß sogar der Bildungsplan der Volksschulen darauf eingestellt war, Soldaten und nichts als Soldaten für die Feldheere des Korsen zu liefern. Erst nach seinem Zusammenbruch 1807 hat Preußen seine Wehrmacht auf die Wehrpflicht des Volkes gegründet, zu keinem andern Zweck, als sich von der napoleonischen Herrschaft zu befreien. Allein Preußen, das im geeinigten Deutschland aufging, ist immer nur ein Volk in Waffen gewesen, das keine andern Kriege führte, als sie die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches erforderten. Sieht man schärfer zu, so ist es allein die napoleonische Epoche, die während eines Jahrhunderts über Europa den latenten Kriegszustand verhängt hat, denn in dieser Epoche löste sich der Sinn des Nationalstaates aus dem dynastischen System, das bis dahin geherrscht hatte. Gewiß war das nicht Napoleons Absicht; daß er die Völker zu den Waffen rief, war seine und des ruhmbegierigen Frankreichs Schuld. Die Einigung Deutschlands war dagegen eine geschichtliche und kulturpolitische Notwendigkeit. Daß das Reich nach vollzogener staatlicher Einigung seine Wehrmacht unablässig ausbaute und stärkte, das wurde ihm aufgezwungen durch die unablässig geschürten Rachegedanken der französischen Republik. Das war das große Ziel Gambettas und es ist kein Zufall, daß die Staatsmänner, die nach Gambettas Tode die Republik leiteten, im engern Sinne Schüler des leidenschaftlichen Mannes waren, unter ihnen der alte Ribot, der heute die Finanzen Frankreichs betreut. Wie sehr das Unglück Frankreichs und der Wille zur Vergeltung die Gedankenwelt der französischen Republik beherrschte und beherrscht, das lehrt eindringlich die zur Verherrlichung Gambettas geschriebene Geschichte des zeitgenössischen Frankreichs von Gabriel Hanotaux. Es steht auf einem andern Blatte, daß die französischen Rachepolitiker von den britischen Staatsmännern geschoben wurden. Das Ziel stimmte überein: die Zertrümmerung Deutschlands. So wurde die militärische Bereitschaft Deutschlands eine Pflicht, wie der Krieg ein unabwendbares Schicksal war, solange es französische Minister gab, die das unverdiente Unglück Frankreichs beklagten. Daß der Krieg, die Niederwerfung Belgiens nicht ohne Blut und Feuer zu führen waren, das wußten jene, die diesen Krieg seit vierzig Jahren unablässig vorbereiteten. Und wenn es englischer Heuchelei gelungen ist, die Seele der Neutralen mit Abscheu vor „deutschen Grausamkeiten" zu füllen, so vergessen die Briten wieder, daß ihr eiserner Herzog, das Muster und der Spiegel eines Feldherrn im britischen Sinne, ein Vorbild geschaffen hat. Auch er schützte seine Soldaten gegen Axt und Flinte rachsüchtiger Bauern, auch er wich vor standrechtlichen Exempeln in solchen Fällen nicht zurück. Man möge die Proklamationen nachlesen, die Wellington 1814 bei seinem Einrücken über die spanisch-französische Grenze an die damaligen Franktireurs und Dorfschützen erließ, die hinter Gräben und Hecken auf die englischen Rotröcke feuerten. „Ich werde solche Personen aufhängen und die Dörfer, wo solches geschieht,

niederbrennen lassen." Für alles dies sei auf Napiers Geschichte des Halbinselkrieges als unverdächtige Quelle verwiesen.

Daß der Militarismus Deutschland nicht das staatspolitische Gepräge gegeben hat, nicht geben kann, geht schon daraus hervor, daß in Friedenszeiten von rund achtzehn Millionen arbeitsfähigen Männern jeweils nur achthunderttausend Waffendienst taten. Daß Deutschland das große Problem des europäischen Liberalismus gelöst hat, bürgerliche Freiheit und stehende Heere nebeneinander leben zu lassen, kann man im Ernste nicht bestreiten. Daß Festlandstaaten ohne große stehende Heere nicht auskommen können, das bedarf im Jahre des Weltkrieges keiner anderen Beweise, als sie die Dialektik des Schlachtfeldes liefert. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß vor allem die britische Presse seit Jahrzehnten die öffentliche Meinung der Festlandsneutralen gegen den deutschen Militarismus aufgeputscht hat, um die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken. Ohne den englischen Marinismus wäre uns dieser Weltkrieg erspart geblieben, denn niemals wäre der französische Rachegedanke Tat geworden, trüge er nicht den Glauben in sich, die englische Flotte würde Deutschland aushungern können. Das Schreckgespenst des deutschen Militarismus ist es aber, das den Sinn der Neutralen, besonders der Schweizerdeutschen, so verwirrt, daß sie meinen, ein Sieg Deutschlands würde die politische Reaktion in allen Festlandstaaten, zunächst natürlich im Lande des Siegers, stärken, ihr neue Schwungkraft leihen. Wieder war es die englische Presse, die dies gemeingefährliche Märchen in Kurs setzte. Sehen wir aber auf die Kriege des neunzehnten Jahrhunderts, an denen Deutschland beteiligt war, so läßt sich beweiskräftiges Material nicht gewinnen. Gewiß, als nach den Freiheitskriegen die nationale Sehnsucht der Deutschen Flügel bekam, als Ströme und Bäche des deutschen Staatslebens vom Eise der absolutistischen Herrschaft befreit waren, da sahen mit dem Volke seine besten Männer das freie Volk im freien Staat erstehen. Wem ist größere Schuld daran beizumessen, daß es anders kam, als den „Heiligen" des Wiener Kongresses, dem Zaren Alexander, dem Franzosen Talleyrand und dem Engländer Wellington, dessen schroffer Torysmus damals schon hervortrat. Gewiß auch dem Staatskanzler Metternich, der deshalb, gerade deshalb nicht zu den Heroen der Geschichte der Deutschen zählt, wie im Gegensatz hierzu Alexander der Erste zu denjenigen Rußlands, Talleyrand zu denjenigen Frankreichs, Wellington zu denjenigen Großbritanniens. Ebensowenig wie das deutsche Volk seine freiheitlichen Blütenträume nach der Bezwingung Napoleons reifen sah, geschah dies in Rußland, noch weniger in Frankreich, endlich auch nicht in England, das 1839 die Chartisten niederschlug, deren politisch maßvolle Forderungen der herrschenden britischen Aristokratie ein Staatsverbrechen bedeuteten. Im Gegensatz dazu hat Preußen nach dem siegreichen Feldzug von 1866 und nach der Begründung des Norddeutschen Bundes eine freiheitliche politische Gesetzgebung in Angriff genommen, die von dem neuen Deutschen Reich 1871 in verstärktem Maße fortgesetzt wurde.

Niemals war der Einfluß des Bürgertums in Deutschland auf die Gesetzgebung und deren freiheitliche Ziele größer als nach dem siegreichen Kriege gegen Frankreich. Wenn dieser Einfluß nicht durchhielt, so trägt einzig und allein die parteipolitische Zersplitterung des Bürgertums daran die Schuld, das in Kämpfen ohne Maß und Ziel sich gegenseitig schwächte. Es war der natürliche Lauf der Entwicklung, daß die Leitung wieder an die Regierung fiel, zumal sie in den Händen des erfolgreichsten Staatsmannes der neueren Zeit lag. Nichts spricht dagegen, daß ein siegreiches Deutschland sich nach innen seinen Bedürfnissen gemäß frei entwickeln wird, daß das deutsche Volk, im Schmiedefeuer des Weltkrieges geläutert, nicht Fehler der Vergangenheit wiederholen werde. Niemand sorgt heute in Deutschland, daß der Sieg eine politische Reaktion bringen werde. Um so weniger, als das ganze deutsche Volk der Erringer des Sieges sein würde. Und es wird ihn zu wahren, als eine Kulturmission ohnegleichen zu schützen wissen. Ob in Rußland ein ähnliches sich ereignen könnte, in Frankreich, das im Siege immer übermütig war, in England schließlich, das alle neu gewonnene Macht in Barrengold gemünzt auf die heimische Insel bringen würde! Wer fragt danach?

Wir aber fragen danach, woher es kommt, daß uns aus dem Seelenspiegel der Neutralen ein Zerrbild des Deutschtums entgegenstarrt. Möglich, daß die Ursache auch bei uns liegt, die wir unterließen, uns mehr für unsere nächsten stammverwandten Nachbarn zu interessieren. Denn dies Interesse kann sich nicht darin allein erschöpfen, daß wir zu Tausenden jährlich die großen Hotels der Schweiz bevölkern, daß an der Statistik gemessen unsere Ausfuhr und Einfuhr nach der Schweiz von Jahr zu Jahr wächst. Vom Gesamthandel der Schweiz im Jahre 1913 im Betrage von über zweiundeinerhalben Milliarde Mark entfallen rund 749 Millionen Mark auf Deutschland. Daran war unsere Ausfuhr allein mit 536 Millionen Mark beteiligt, so daß nach den Ziffern der Handelsbilanz die Schweiz unser guter Kunde ist. Indessen bleibt zu berücksichtigen, daß wir jährlich einige hundert Millionen Mark Bargeld in die Schweiz ausführen durch das Mittel des Reise- und Fremdenverkehrs. Doch wissen wir damit noch nicht viel von Schweizer Eigenart und Geschichte. Der Schweizer ist stolz auf sein Eigenstaatswerk, gerade weil er es aus sich heraus gebildet und geschaffen hat, ohne Hilfe von außen, unter sorgfältiger Nutzung und Schonung urgermanischer Überlieferungen. Von der germanischen Volksdemokratie finden sich noch heute in den Länderkantonen lebenskräftige Zeugnisse, die auf die Gesamtverfassung der Schweiz zurückgewirkt haben. Wenn immer nur der Versuch gemacht wurde, der Schweiz durch das Mittel des Zwangs eine künstliche, nicht organisch-gewachsene Staatsform aufzudrängen, so brach sie bald auseinander. Wie dies mit der Helvetik geschah, der Zwangsgeburt der französischen Revolution, mit den Mediationsakten Bonapartes, endlich auch mit dem Staatenbund, an dem die enge Weisheit des Wiener Kongresses mitgearbeitet hatte. Das Schweizer Staatswesen, wie es sich nach

dem Sonderbundkriege 1847 und der Begründung des Bundesstaates 1848 entwickelt hat, ist eine sorgfältig ausbalanzierte Demokratie. In der staatlichen Wiedergeburt von 1848 wollte man nach Johannes Dieraners, des Historikers der Eidgenossenschaft, abschließendem Urteil, einen starken Bundesstaat schaffen, der als wahrhaft selbständiges, innerlich wachsendes nationales Werk dem Lebensgesetz der Eidgenossenschaft entsprach und dessen freie Institutionen dem Ringen nach den höchsten Leistungen menschlicher Gemeinschaft ungehemmte Bahn eröffnen sollten. Das hat die Schweiz unbekümmert um Gunst und Mißgunst der Nachbarn auch getan. Aus dem Heldenbuch seiner Geschichte, in dem es sich zu lesen und zu lernen lohnt, hat es immer wieder den Mut geschöpft, sich nach seinen eigenen Lebensgesetzen zu entwickeln. Daß es dabei auch von Deutschland lernte, erkennt selbst J. Schollenberger an, sofern die zentrale Gesetzgebung des Reiches der Schweiz nach innen mächtig Vorschub leistete. Ein Recht, eine Armee, ein Verkehrswesen.

Es ist nun erklärlich, daß ein Staat wie die Schweiz, der in so hohem Maße in seinem wirtschaftlichen Gedeihen von der friedlichen Entwicklung Europas abhängt, ein Staat, der fast alle wichtigen Rohstoffe für eine blühende Fertigindustrie einführen muß, der den Fremdenverkehr zur Befruchtung der ökonomischen Kraft braucht, daß dieser Staat und seine Bevölkerung sich mit dem Weltkrieg in besonderen Formen abfinden müssen. Man suchte, wenn auch nicht immer klar ausgesprochen, den Schuldigen in Deutschland, weil es zuerst gewaffnet und gerüstet auf das Schlachtfeld schritt. Man sah nicht die feine und stille Arbeit der Diplomatie des Dreiverbandes, die dies Ergebnis zustande gebracht hatte. So wendete sich der Unwille, der Unmut gegen Deutschland, nicht nur in der Schweiz, sondern in fast allen neutralen Staaten. Wenn wir dies von der Schweiz besonders hart empfinden, geschieht das, weil wir glaubten, die Stimme des Blutes würde sich melden, wie dies in der romanischen Schweiz geschehen ist. Es geschah nicht. Will man hierin nicht die größere Staatsklugheit der Schweizer-Deutschen sehen, die in berechtigter Eigenliebe lediglich an ihr Land denken, so bleibt als Erklärung nur, daß das Deutsche Reich sich mit Vorurteilen und Befürchtungen herumschlagen muß, die nüchterner geschichtlicher Prüfung nicht standhalten. Der Historiker, der Politiker, jeder einsichtige Kopf unter den Schweizer-Deutschen wird uns beistimmen.

Rechtsfrieden

Von Notar K. W. Lütkemann

Der Krieg, den das Deutsche Reich jetzt mit seinen Neidern und Hassern unter den Völkern für seine Existenz und Machtstellung zu führen hat, der uns im Innern schon manches Gute geschaffen, der den vielfach allzu materiell gearteten Sinn wieder auf idealere Ziele gerichtet und Einrichtungen ins Leben gerufen hat, die geeignet sind, die Bevölkerung aller Stände wieder näher zu einander zu führen, und das Vertrauensverhältnis der Bevölkerung zur Staatsgewalt zu bessern, hat auch die Vermehrung der wenigen schon vor dem Kriege bestehenden Einigungsämter zur gütlichen Schlichtung entstehender bürgerlicher Rechtsstreitigkeiten zur Folge gehabt. Der Gedanke, dem ich meine Arbeit über „Justiznotariat oder Urkund- und Friedensämter“ (Verlag von Helwing, Hannover 1913) gewidmet habe, scheint damit viel schneller, als ich es damals hoffen und erwarten konnte, Leben zu gewinnen, zum Wohle unseres herrlichen Deutschen Reiches und aller seiner Einwohner. Die Zahl der Gegner solcher Einrichtung, durch die der heutigen Prozeßnot nach Möglichkeit Einhalt getan werden soll, ist im Abnehmen, dagegen mehrt sich, wie ich auch aus mancher mir besonders in letzter Zeit aus allen Kreisen, auch — worauf ich als früherer Rechtsanwalt besonders Wert lege — aus dem Kreise der Rechtsanwälte, zuteil gewordenen Zustimmung mit hoher Freude und Genugtuung feststellen kann, die Zahl der Freunde von Tag zu Tag.

Ist denn aber die gütliche Einigung ohne förmliche Prozeßführung in entstehenden Rechtsstreitigkeiten wirklich etwas so Erstrebenswertes, der Prozeß wirklich ein solches Übel, wie es unter anderen in der Preußischen A. G. O. (Einl. § 22) Friedrich Wilhelm des Zweiten vom 6. Juli 1793 geschildert wird? Es heißt dort:

„Auch bei der zweckmäßigsten Behandlung bleiben Prozesse, wegen des nachteiligen Einflusses, welchen sie nicht nur auf die Glücksumstände (Vermögensverhältnisse), sondern auf den sittlichen Charakter der Parteien haben können, stets ein in der bürgerlichen Gesellschaft möglichst zu vermeidendes Übel. Der Richter muß sich daher bemühen, die entstehenden Prozesse durch gütliches Übereinkommen beizulegen.“

Nun, so gewiß der Krieg im Leben der Völker nur das äußerste Mittel ist und sein soll, Streitigkeiten unter den verschiedenen Völkern zu entscheiden, ebenso und nicht anders ist und sollte es der Prozeßkrieg zwischen in Streitigkeit geratenden einzelnen Personen der Bevölkerung sein. So notwendig aber anderseits als ultima ratio der Krieg im Leben der Völker ist, trotz aller schweren Opfer, die er dem einzelnen wie den Völkern, auch dem siegreichen Volke, auferlegt, so notwendig ist und bleibt auch der Prozeß. Deshalb heißt es denn auch in der aus zahlreichen anderen Beweisstellen hervorgehobenen A. G. O., daß Prozesse nicht absolut, sondern nur „möglichst" vermieden werden sollen. Nicht anders wie bei dem Kriege sollten jedoch jedem Prozesse regelmäßig zunächst gütliche Verhandlungen zwecks friedlicher Schlichtung und Beilegung des Streites vorausgehen. Daß solche Verhandlungen natürlich nicht in allen Fällen zum Ziele führen werden und können, vermag nur ein Utopist und Friedensschwärmer um jeden Preis zu leugnen. Für solche Fälle muß daher natürlich auch ein geordnetes Prozeßverfahren vorhanden sein, das sich in allmählicher Entwicklung aus der ursprünglichsten Form der Selbsthilfe und aus dem später an ihre Stelle tretenden Zweikampfe mit Waffen, der sich bei Angriffen auf die Ehre des einzelnen in einzelnen Kreisen noch heute erhalten hat, bildete, und in der heutigen Zivilprozeßordnung, trotz der wie bei allen menschlichen Ordnungen und Einrichtungen natürlich immer bestehenden Verbesserungsbedürftigkeit, einen guten Abschluß gefunden hat. Aber zu allen Zeiten war sich die Staatsregierung, insbesondere auch in deutschen Landen, bewußt, daß der förmliche Rechtsgang tunlichst zu vermeiden ist, und daß der zwingende Rechtsausspruch jedenfalls denjenigen, welchen er ins Unrecht setzt, eigentlich nie befriedigt, und darum nur in den seltensten Fällen die Feindschaft unter den Streitenden wirklich zu schlichten vermag. Im Gegenteil wird die Feindschaft und Erbitterung des durch den zwingenden Urteilsspruch ins Unrecht gesetzten gegen den obsiegenden Gegner oft nur größer und dehnt sich nicht selten auf die Familienangehörigen der Streitteile, ja auch auf andere sonst bei dem Prozeßverfahren mitwirkende Personen aus, weil eben der unterliegende Teil durch das zwingende Urteil nicht wirklich von seinem Unrecht überzeugt zu werden pflegt, sondern sein Unterliegen oft auf andere Umstände, etwa auf eine angeblich falsche Zeugnisabgabe, auf Untüchtigkeit seines Rechtsbeistandes oder auch Unverständnis oder Parteinahme der Richter und Sachverständigen für den obsiegenden Teil zurückführt. Von den Folgen, die die auf diese Weise hervorgerufene Prozeßverbitterung zeitigt, können unsere Anklagebehörden und unsere Strafgerichte berichten, und eine Statistik darüber, wieviel begründete und unbegründete Strafanzeigen und Kriminalfälle direkt oder doch in letzter Quelle auf einen verlorenen Prozeß zurückzuführen sind, würde uns ein Bild enthüllen, das sicher noch weit über die Erwartungen, die man sich gemeinhin davon zu machen pflegt, hinausgeht. Daß aber auch durch einen großen Teil der Prozeßführungen das Verhältnis zwischen der Staatsgewalt und der Bevölkerung sich

nicht verbessert, sondern im Gegenteil in hohem Grade verschlechtert, ist eine Tatsache, deren Bedeutung die Staatsregierung in älterer Zeit sehr wohl erkannt hat, die aber leider in der neueren Zeit viel zu wenig beachtet wird. Hierdurch erklärt es sich, daß der deutsche Richter in älterer Zeit nicht selbst das Urteil sprach, sondern nur die Verhandlungen der streitenden Parteiein leitete, während das Urteil selbst von den Volks-, Stammes- oder Gemeindegenossen, später von den aus ihrer Zahl erwählten Rachinburgen, Schöffen oder Bürgern, den sogenannten Urteilsfindern gesprochen wurde. Damit schob der Staat das mit jedem Urteil in den Augen des unterliegenden Teils verbundene odium in kluger Weise von dem die Staatsgewalt vertretenden Richter ab. Als später Handel und Wandel zunahmen, die Inanspruchnahme des einzelnen Bürgers durch seine eigenen Angelegenheiten wuchs und infolgedessen die Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten besonderen Richtern als Beamten des Staats und der Gemeinde anvertraut werden mußte, erkannte der Staat, daß es nur darauf ankam, möglichst unabhängige Richter anzustellen, und so wurden die Richter nicht nur auf festes Gehalt gesetzt, sondern es wurden ihnen auch noch weitere Attribute ihrer richterlichen Unabhängigkeit beigelegt. Zu allen Zeiten wurde dem deutschen Richter von der Staatsgewalt und dem Gesetzgeber, zum Teil unter Strafandrohung, zur ganz besonderen und vornehmsten Pflicht gemacht, in allen Rechtsstreitigkeiten zunächst den Versuch zu machen, die Parteien im Wege gütlicher Aufklärung und Verhandlung über das streitige Verhältnis zu einigen. Erst etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde aus der früheren Pflicht nur noch eine Befugnis des Richters, als man aus triftigen Gründen dazu überging, dem Richter die wichtige Prozeßinstruktion zu nehmen, um sie in die Hände der Rechtsanwälte zu legen. Damit war, so sehr man anerkennen muß, daß auch viele Rechtsanwälte sich bemühen, wenn möglich eine gütliche Schlichtung des Streitfalls zuwege zu bringen — ein Bemühen, das sich allerdings nicht vor der Öffentlichkeit abzuspielen pflegt und daher manchen Laien nicht bekannt ist —, naturgemäß ein starker und mit der stets wachsenden Zahl der Rechtsanwälte zunehmender Rückgang in den Güteverhandlungen und den gütlichen Schlichtungen verbunden. Zwar hat die Staatsregierung auch heute noch Einrichtungen bestehen lassen — ich erinnere an den § 510c Z. P. O. und die Schiedsmänner oder Friedensrichter in vielen deutschen Bundesstaaten —, die der gütlichen Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten dienen sollen, aber ein Blick auf die Statistik zeigt doch auch, in wie verschwindend wenigen Fällen gerade diese Einrichtungen vom Publikum benutzt werden. Während zum Beispiel im Jahre 1882 die sämtlichen Preußischen Amtsgerichte auf Grund des § 510c noch in 6117 bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten als Einigungsamt angerufen wurden — die höchste überhaupt vorgekommene Zahl —, ist die Zahl dieser Fälle im Jahre 1913 auf 2438 zurückgegangen, von denen 757 gütlich geschlichtet wurden; und während die preußischen Schiedsmänner im Jahre 1881 doch noch in 90760 Fällen zur Schlichtung bürgerlicher Rechtsstreitig-

keiten angerufen wurden, ist diese Zahl trotz einer Vermehrung der Schiedsmänner um mehr als 1000 und trotz der bedeutenden Zunahme der Bevölkerung von Jahr zu Jahr ohne jede Ausnahme zurückgegangen, bis sie im Jahre 1913 auf 4087 Fälle gesunken ist, von denen nur noch 1847 gütlich geschlichtet wurden.

Angesichts dieser Zahlen ist gesagt worden, daß die Bevölkerung offenbar die Güteverhandlungen selbst nicht wünsche, aber ein solcher Schluß wäre völlig irrig; die Erklärung dafür, daß der Rückgang in der Inanspruchnahme der für das Güteverfahren geschaffenen Einrichtungen ein so außerordentlich starker gewesen ist, liegt meiner Meinung nach nur in ihrer fehlerhaften Organisation. Einen schlagenden Beweis dafür, daß selbst in den Großstädten das Bedürfnis nach Güteverhandlungen auch vor dem Kriege ein recht starkes gewesen ist, bringt ein mir vom Lübecker Rat Dr. Link zugegangener Bericht der Rechtsauskunftsstelle der Freien und Hansestadt Lübeck für das Jahr 1913, der eine Zunahme der Inanspruchnahme des erst im Jahre 1912 nur für Mietstreitigkeiten dort eingerichteten Einigungsamts für das erste Quartal 1914 auf das Jahr berechnet um mehr als 1200 Prozent ergibt. Noch deutlicher wird dies durch einen Bericht des Justizrats Dr. Ernst Auerbach in Frankfurt am Main. Ist es doch ihm zufolge dem von der Rechtsanwaltschaft in Frankfurt am Main ins Leben gerufenen Einigungsamte gelungen, in der Zeit vom 27. August bis zum 10. November 1914 von 979 Streitfällen — das macht für ein volles Jahr 4700 — nicht weniger als 849 oder für das Jahr 4074 Fälle, also 86 Prozent, durch gütliche Verhandlung und Aufklärung über das Sach- und Rechtsverhältnis unter Leitung von Rechtsanwälten zu schlichten. Wahrlich ein überaus glänzendes Ergebnis für eine einzige preußische Stadt, um so mehr, als es sämtliche 1122 Preußischen und Waldecker Amtsgerichte als Sühnebehörden in der Zahl der Anrufungen nahezu um das Doppelte und in der Zahl der zustande gebrachten gütlichen Schlichtungen gar um das $5^1/_2$ fache übertrifft. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den bayerischen und sächsischen Amtsgerichten, die 1912 entsprechend der geringeren Einwohnerzahl nur in 1214 beziehungsweise 573 Fällen angerufen wurden und 301 beziehungsweise 205 gütliche Schlichtungen zuwege brachten. Durch die Tätigkeit des Frankfurter Friedensamtes wird aber auch das Ergebnis der Tätigkeit der Schiedsmänner und Friedensrichter völlig in den Schatten gestellt. Allein in Preußen sind rund 18 500 Schiedsmänner, wie wir oben gesehen haben, nur noch in 4087 Fällen, also weniger oft als das eine einzige Frankfurter Friedensamt, zur Schlichtung eines bürgerlichen Rechtsstreits angerufen worden, und die Zahl der von 18500 Schiedsmännern wirklich zustande gebrachten gütlichen Schlichtungen ist, auf ein Jahr berechnet, um mehr als das Doppelte kleiner, als die des Frankfurter Friedensamtes. Auf den durch ihre selbstlose Tätigkeit herbeigeführten Erfolg können daher die Rechtsanwälte in Frankfurt am Main mit hoher Befriedigung hinweisen! Bei dem von ihnen gezeitigten Ergebnis ist aber auch

noch zu beachten, daß 14 Prozent der fraglichen Fälle sich dadurch erledigt haben, daß nach entsprechender Aufklärung und Belehrung der in Anspruch genommene Schuldner den gegen ihn geltend gemachten Anspruch ohne weiteres anerkannt hat, und ein „Vergleich“ nur durch Stundung und Gewährung von Ratenzahlungen seitens des Gläubigers zum Besten beider Teile zustande gekommen ist.

Man wird nun natürlich nicht erwarten dürfen, daß ein derartig günstiges Ergebnis sich auch in Friedenszeiten herausstellen wird; es wäre aber schon ein sehr guter Erfolg, wenn es nur gelänge, die Zahl der heutigen Prozesse um ein Viertel bis ein Drittel zu verringen. Das Ergebnis der Tätigkeit des Frankfurter Einigungsamtes lehrt jedenfalls — und die Tätigkeit anderer Friedensämter wird das gleiche lehren —, daß der Einwand, das Volk selbst wünsche keine Güteverhandlungen, völlig unbegründet und durch die Tatsachen völlig widerlegt wird. Man wird danach annehmen dürfen, daß uns in der kommenden Friedenszeit diese jetzt ins Leben gerufenen Einigungs- und Friedensämter erhalten bleiben werden, und die leider bisher stark vernachlässigte Frage eine allgemeine gesetzliche Regelung von Staats wegen finden wird.

Wem soll die Leitung der neu einzurichtenden Einigungsämter übertragen werden? Daß es — wenigstens für alle bedeutenderen Streitsachen — Juristen sein müssen, die durch Ablegung beider Staatsprüfungen einen gehörigen Nachweis zureichender Rechtskenntnis erbracht haben, ist wohl ohne weiteres klar, da ein nicht unerheblicher Teil der Rechtsstreitigkeiten nur durch Unkenntnis oder Mißverständnis unseres geltenden Rechts entsteht. Die Leiter dieser Ämter müssen, schon weil zu einer solchen Wirksamkeit auch eine große Lebens- aber auch Rechtserfahrung gehört, Personen sein, die in längerer praktischer Tätigkeit im Rechtsleben gestanden und die Prozeßnot des Volkes selbst mit empfunden und erkannt haben. Es liegt im Hinblick auf die geschichtliche Entwicklung nahe, in erster Linie an bewährte ältere Richter zu denken, und sicherlich wird sich auch unter ihnen mancher finden, der in besonderem Maße dazu geeignet ist. Aber es darf doch nicht verkannt werden, daß, seitdem die Prozeßinstruktion von den Richtern auf die Rechtsanwälte übergegangen ist, und jene damit dem unmittelbaren Verkehr mit dem Publikum ganz sicherlich ohne irgend ein eigenes Verschulden und anscheinend im Wesentlichen nur aus finanzpolitischen Gründen, zum großen Teil entrückt sind, es vielen von ihnen an der erforderlichen Gewandheit im Verkehr mit dem Publikum mangelt. Sie sind zwar nicht weltfremd, aber doch mehr oder weniger volksfremd geworden, ein Entwicklungsgang, den man bedauern muß, und der von vielen von ihnen persönlich am meisten bedauert wird, aber doch nicht ohne weiteres rückgängig gemacht werden kann. Das ist auch der Grund, warum ich mit aller Entschiedenheit gegen den Vorschlag, die vormundschaftsgerichtliche Tätigkeit von den Gerichten auf die Komunalbehörden zu übertragen, eintrete. Das wäre nur ein weiterer unheilvoller Schritt, die Richter dem Volke zu entfremden. — Da die Notare,

soweit sie überhaupt die gleiche Ausbildung wie die Richter haben, was bekanntlich allein in Württemberg, abgesehen von den dortigen Anwaltsnotaren, nicht der Fall ist, nur in Bayern, Baden, Reichslande, Hamburg, zum Teil auch in Rheinpreußen und Württemberg, nicht aus dem Stande der Rechtsanwälte hervorgegangen sind, so bleiben für den größten Teil des Deutschen Reiches als weitere Personenstandsklasse, der die Leiter der Einigungsämter entnommen werden könnten, nur die Rechtsanwälte oder früheren Rechtsanwälte übrig. Sie sind meines Erachtens aber auch im besonderen Maße geeignet, soweit im einzelnen Falle persönliche Neigung und Anlagen, sowie sonstige Eigenschaften dem nicht widersprechen, als Leiter dieser Friedensämter berufen zu werden. Ausgerüstet mit der gleichen juristischen Qualifikation wie die Richter und im ständigen unmittelbaren Verkehr mit dem rechtsuchenden Publikum stehend, haben sich jedenfalls die älteren von ihnen eine Erfahrung im Verkehr mit dem Publikum angeeignet, die manchem Richter seinem praktischen Entwicklungsgange entsprechend abgeht. Sie haben außerdem durch ihre jahrelange Prozeßführung die unvermeidlichen Schäden und unheilvollen Nebenfolgen aller Prozesse zur Genüge kennen gelernt, und man wird daher annehmen dürfen, daß sie in einer dem Bedürfnisse entsprechenden Zahl in reiferen Jahren gern dazu übergehen werden, ihre Tätigkeit statt der Vertretung von Parteiinteressen, nunmehr der aufbauenden produktiven Tätigkeit der gütlichen Vermittlung und Beilegung von Rechtsstreitigkeiten zu widmen. Man wende nicht ein, daß der Anwalt durch jahrelange Vertretung von Parteiinteressen die allerdings notwendige objektive Denkweise verloren habe. Dagegen spricht allein der Umstand, daß manche Rechtsanwälte mit schönstem Erfolge und in ausgedehntem Umfange die Güteverhandlungen in der Stille des Sprechzimmers pflegen, und dagegen sprechen im stärksten Maße die oben erwähnten Ergebnisse des von Rechtsanwälten ehrenamtlich geleiteten Frankfurter Einigungsamtes. Solange der Rechtsanwalt nur die eine der streitenden Parteien hört, und solange es die Pflicht des Rechtsanwalts ist, das Interesse dieser Partei — selbstverständlich nur, soweit er es nach der immer mehr oder weniger einseitigen Parteiinstruktion als tatsächlich und rechtlich begründet erkennt — zu vertreten, solange wird man von ihm eben nichts anderes als die Vertretung dieser einseitigen Parteiinteressen erwarten dürfen. Hätte er aber vornherein auch die gegnerische Partei gehört, so würde sicherlich manche Klage, aus deren Anstrengung man später auf eine allzu subjektive Denkweise des Rechtsanwalts mit Unrecht folgern zu müssen glaubt, nicht erhoben, anderseits manche Klagebeantwortung nicht erfolgt sein. Allerdings muß zwecks Wahrung vollständiger Objektivität, ganz vornehmlich in den Augen des die Güteverhandlungen anrufenden Publikums, notwendig gefordert werden, daß die Leiter derselben völlig uninteressiert sind, also, da sie nicht immer, wie in den jetzigen Kriegszeiten ehrenamtlich und unentgeltlich tätig sein können, ein festes Gehalt beziehen. Daß dadurch die Arbeitsfreudigkeit der Verhandlungsleiter geschmälert oder sie

zu bürokratisch gesinnten Beamten werden würden, ist keineswegs zu befürchten, denn Rechtsanwälte mit allzu großem Erwerbssinn, deren Diensteifer sich nach dem Grade ihrer Entlohnung regelt, werden sich zu den fraglichen Stellungen nicht melden, auch bei einer sorgfältigen Auswahl nicht für solche Stellungen ernannt werden. Die Zahl der Rechtsanwälte, die eines solchen allzu großen Erwerbssinnes ermangeln, ist aber größer, als der Fernstehende annehmen mag. Im übrigen würden da, wo es wirklich an wahrer Dienst- und Berufsfreudigkeit fehlen sollte, fest vorzuschreibende ausgiebige Dienststunden ein gewisses Schutzmittel bilden können, ganz abgesehen davon, daß nach meinem Vorschlage ja nur ältere Rechtsanwälte, die mindestens zehn Jahre in ihrem freien Berufe tätig gewesen und mindestens vierzig Jahre alt geworden sind, in die fraglichen Stellungen ernannt werden sollten, also Männer, bei denen insbesondere die Gefahr einer bürokratischen Gesinnung sicher nicht sehr hoch zu veranschlagen ist. Die Gefahr eines gewissen Strebertums aber, das dazu führen könnte, die streitenden Parteien ungestüm und unziemlich zum Abschluß eines Vergleiches zu drängen, ist bei älteren und bewährten Rechtsanwälten sicherlich praktisch ebenfalls nicht sehr groß, läßt sich aber durch meinen Vorschlag, daß den Justiznotaren weder in noch außer dem Amte eine Rang- oder Titelverleihung zuteil werden dürfte, gänzlich beseitigen.

Da naturgemäß ein völlig auskömmliches Gehalt und Pensionsberechtigung gewährt werden müssen, so kommt allerdings auch in Frage, ob beziehungsweise welche Zuschüsse der Staat für die Erhaltung solcher Friedensämter beizusteuern habe. Denn daß bei einer allgemeinen Einführung der Einigungsämter nur der Staat und nicht etwa die Kommunalverwaltung für die finanzielle Sicherung aufkommen muß, erscheint mir schon um deswillen selbstverständlich, weil die neuen Ämter und ihre Beamten im ganzen Staate gleich gut eingerichtet werden müssen, in armen Gegenden nicht schlechter als in wohlhabenden und reichen. Sollen die neuen Ämter bei der Bevölkerung rasch beliebt werden, so dürfen naturgemäß für die Tätigkeit der Friedensbeamten keine hohen Gebühren berechnet werden, eine mäßige Gebühr für das Zustandekommen einer wirklichen Schlichtung aber wird gern und willig an den Staat gezahlt werden. Dagegen sollten allgemein diejenigen Güteverhandlungen, die nicht zu einer Schlichtung des Streites führen, — daß diese Schlichtung auch in einer vollen Anerkenntnis der einen der beiden Parteien bestehen kann und vielleicht recht vielfach bestehen wird, geht schon aus den oben angeführten Ergebnissen der Tätigkeit des Frankfurter Einigungsamtes hervor — zwecks Förderung einer größeren Inanspruchnahme der Friedensämter deren Anrufung meines Erachtens nicht zwangsweise vorgeschrieben werden sollte, entweder völlig unentgeltlich sein, oder eine nur ganz geringe Gebühr erfordern. Daß bei einer derartigen Gebührenberechnung auch bei einer zahlreichen Anrufung der Friedensämter die zur Unterhaltung derselben erforderlichen Kosten aus den Gebühren nicht aufgebracht werden können, liegt auf der Hand; ich glaube daher, daß mein Vorschlag, dieses Friedens-

amt mit dem Urkundamt oder Notariat in einer Hand zu dem von mir so genannten Justiznotariat oder Urkund- und Friedensamt zu vereinigen, auch im Interesse der leichteren Einführung der neuen Ämter, einen gewissen Anspruch auf Beachtung erheben darf. Bekanntlich ist das Notariat auch heute im größten Teile Deutschlands und besonders Preußens nur ein Nebenamt, meist mit der Ausübung der Rechtsanwaltschaft verbunden, zu der es — ich verkenne nicht, daß darüber vielfach noch eine abweichende Ansicht herrscht — nach meiner Meinung am wenigsten paßt, während es sich mit dem Friedensamte besonders gut verträgt. Die Vereinigung beider Ämter in einer Hand hat aber auch in diesem Falle den besonderen Vorzug, daß sich das Friedensamt durch Hinzurechnung der Notariats-Gebühren, wenn nicht vollständig, so doch fast vollständig ohne weitere Zuschüsse aus allgemeinen Staatsmitteln zu erhalten vermag, zumal nach meinem Vorschlage das neue Justiznotariat auch die gesammte Beurkundundungstätigkeit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts wird erhalten müssen. — Wenn damit das Notariat zu einem festbesoldetem Staatsamte wird, so ist das nur ein Vorteil und geeignet, manche Unzuträglichkeiten zu beseitigen. Da es einerseits in den meisten deutschen Bundesstaaten ein unmittelbares Staatsamt ist, anderseits aber bei dem direkten Gebührenbezuge in den Augen vieler mehr oder weniger den Charakter eines gutgehenden Geschäfts angenommen hat, würde es bei der gedachten Neuregelung seiner Zwitterstellung überhoben werden.

Daß eine solche Regelung auch den Erfolg haben würde, die heutigen drei Juristenstände der Richter, Notare und Rechtsanwälte einander mehr zu nähern, und der in dies oder jenes Amt hereinwachsenden Jugend — Assessoren würden sich bis zur festen Anstellung nicht nur bei den Gerichten und den Staatsanwaltschaften, sondern auch ohne Beurlaubung beim Justiznotariat beschäftigen lassen können — eine weit bessere praktische Fortbildung als heute zu geben, ist mir nicht zweifelhaft, wie sie denn auch einen gesunden Stellenaustausch zwischen den Richtern, Justiznotaren und Rechtsanwälten fördern würde, und zwar mehr als es alle sonst noch so gut gemeinten Schriften und Festreden bedeutender Männer aus allen Kreisen der jetzigen Juristenstände zu tun vermögen. Durch den Übertritt etwa des dritten Teils der heutigen Rechtsanwälte zum Justiznotariat würden die verbleibenden Rechtsanwälte materiell nicht geschädigt werden, wenn dementsprechend etwa auch der dritte Teil der Prozesse wegfällt. Überdies würde schon mit Rücksicht auf den zu erwartenden und erwünschten Rückgang der gerichtlichen Versäumnis- und Anerkenntnisurteile eine Gebührenerhöhung für alle verbleibenden kontradiktorischen Prozesse notwendig gefordert werden müssen und leicht erreichbar sein. — Wenn andererseits den Richtern, namentlich den höheren Instanzen durch Verminderung der Zahl der Prozesse mehr Zeit zu einer gründlicheren Beweisaufnahme vor dem Prozeßgerichte selbst und mehr Zeit zu einer gründlicheren Ausarbeitung der Urteile verbliebe, so würde auch das nur als ein Vorteil der neuen Einrichtung zu begrüßen sein.

Neben dem Justiznotariat oder Urkund- und Friedensamt kann aber auch für tatsächlich und rechtlich geringfügigere Streitigkeiten das Institut der Schiedsmänner oder Friedensrichter, die man dann vielleicht besser als Justizamtmänner bezeichnete, bestehen bleiben, wenn es entsprechend meinen Vorschlägen und der schon vor 18 Jahren im Deutschen Reichstage geäußerten Ansicht des Vertreters des Preußischen Justizministers weiter ausgebaut wird. Näheres darüber zu sagen, würde hier zu weit führen.

Den Zweck dieser Zeilen, die im allgemeinen Interesse des Staates wie der Bevölkerung wichtige Frage der Güteverhandlungen weit mehr noch, als es bisher geschehen ist, zur Erörterung zu bringen, und eine Stellungnahme zu meinen Vorschlägen zu veranlassen, hoffe ich erreicht zu haben. Jeder Mitarbeiter ist erwünscht und hochwillkommen, mag er nun meine Vorschläge grundsätzlich billigen oder bessere an ihre Stelle setzen. Eine Verbesserung bedarf vielleicht mein Vorschlag bezüglich eines festen Gehaltes für die Urkund- und Friedensbeamten. Letzteren könnte statt dessen ähnlich, wie ich dies schon früher für das reine Notariat vorgeschlagen habe, ein Mindesteinkommen staatlich gewährleistet werden, darüber hinaus könnten sie mit einem kleinen, allmählich sinkenden Anteil, beteiligt werden, ähnlich wie dies heute schon bei den Reichsbankdirektoren und den durch ihre Tätigkeit dem Staate zufließenden Einnahmen der Fall ist. Doch würde in einem solchen Falle das garantierte Mindestgehalt auf mindestens 6000 M. erhöht und anderseits der Beteiligungsanteil ein weit geringerer werden müssen, als ich früher vorgeschlagen habe. — Anderer Ansicht wird man insbesondere auch darüber sein können, ob nicht doch, entgegen meinen Vorschlägen ein Zwang zur Anrufung des Friedensamts vor dem Beginne der Prozeßführung, den ich nach reiflicher Überlegung abgelehnt habe, richtiger sein würde. Wie nun aber auch die wichtige Frage gelöst werden mag, die Hauptsache ist, daß sie nicht eher wieder aus der Diskussion verschwindet, als bis sie ihre gesetzliche Regelung gefunden hat, und wir uns dem allseitig erkannten Segen, den die jetzigen Kriegsnot-Einigungsämter unserer Bevölkerung gebracht haben, auch für die kommende Friedenszeit erhalten haben, zum Besten des Allgemeinwohls und zur Besserung des Verhältnisses zwischen der Bevölkerung und der Staatsgewalt!

Der Haß und das Weſen des Deutſchen

Von Friedrich Fürle

Es iſt doch eine auffallende Erſcheinung, daß ſich im gegenwärtigen Kriege unſere Gefühle weitaus mehr gegen den Briten richten als gegen unſeren alten Erbfeind im Weſten und unſeren ſlawiſchen Nachbar im Oſten. Denn die von England gegen uns angewandte Kriegführung wird man als eine ausreichende Erklärung dafür nicht anſehen können, da die Kriegführung Frankreichs — von der Rußlands gar nicht zu reden — in keinem Sinne als humaner bezeichnet werden darf. Vielmehr unterſcheidet ſich jene im Grunde nur der Art nach von der der beiden anderen Gegner, und man darf ſelbſtverſtändlich davon überzeugt ſein, daß beide, wenn ſie nur eben die Möglichkeit dazu beſäßen, genau ebenſo gegen uns verfahren würden wie England. So werden wir den Grund für jene Erſcheinung in der Hauptſache darin zu ſuchen haben, daß wir uns an das Vorhandenſein ſowohl der franzöſiſchen Rachegelüſte, als auch der Pläne des Panſlawismus oder meinetwegen des Zarismus längſt gewöhnt hatten, und daß damit ſogar die Gefühle, die uns von Väter- und Urväterzeit her beſonders gegen den allzeit raubluſtigen weſtlichen Nachbarn bewegten, viel von ihrer urſprünglichen Friſche verloren haben. Es iſt eine allgemeine pſychologiſche Erfahrung, die damit wieder beſtätigt wird, nämlich die, daß bei öfterer Wiederholung desſelben Inhalts das mit dieſem verbundene Gefühl nach und nach ſchwächer wird, bis es endlich bis zu einem gewiſſen Grade abſtumpft. An die Stelle der Gefühle war mit der Gewöhnung kühle Berechnung getreten, die beſſer noch als jene zur ſteten Bereitſchaft führte.

Nun beſtand zwar ſeit langem auch gegenüber unſerem Vetter über dem Kanal einiges Mißtrauen, aber das war auf unſerer Seite doch nur ein ſolches, wie es etwa zwiſchen zwei Brüdern herrſcht, die im gleichen Stadtviertel das gleiche Geſchäft betreiben. An einen wirklichen offenen Bruch wollte niemand glauben. Wozu denn auch ſonſt die ſo häufig in Szene geſetzten Verbrüderungsfeſte, die von uns in gutmütigem Glauben gefeiert wurden! Da trat plötzlich der im geheimen längſt vorbereitete Verrat zutage, und nun ging es wie eine Woge des Haſſes durch die Schichten unſeres Volkes. Und dies Gefühl iſt inzwiſchen eher gewachſen als ſchwächer geworden. Aber iſt es

nun wirklich Haß? Zorn war es und Verachtung und ist es noch, tiefste innere Empörung über den von niederträchtiger Gewinnsucht diktierten Verrat und die Mittel, deren sich der Brite bedient, um uns, seinen gutgläubigen Vetter niederzuringen, aber doch wohl kaum Haß!

Haß ist ein stark physiologisch fundiertes Gefühl und in seinen stärksten Äußerungen im Grunde nur physiologisch, so daß zum Beispiel eine geistige Regung, die sich gegen den von ihm ausgehenden Zwang richtet, nicht aufzukommen vermag. Er hat dies gemein mit dem Gefühl, das man ja als direkten Gegensatz zu ihm faßt, mit der sinnlichen Liebe. „Liebe macht blind," sagt der Volksmund, und das gilt auch vom Haß. Es ist keine leere Redensart, daß südliche Rassen dem Haß weit mehr zugänglich seien, als nördliche. Auf die wahren Ursachen dieser Erscheinung zurückgeführt und auf bestimmte Rassen angewendet heißt das: der Romane steht weit mehr unter physiologischem Zwange als der Germane. Er steht also in bezug auf die Geistigkeit seines Denkens und Handelns hinter diesem zurück.

Etwas anderes aber ist es mit dem Zorn. Der Zorn ist etwas Geistiges, er hat zum mindesten seine Wurzel im Geistigen, nämlich in der Abscheu gegen die gemeine Tat, und auf die Wurzel allein kommt es an. So wächst der Zorn, trotz seiner unvermeidlichen physischen Entladung, in die Region des Ethischen, so daß man mit Recht von einem heiligen Zorn reden darf.

Eine Besonderheit an dem Haß, die ja nun freilich wieder eng zusammenhängt mit seinem Wesen, aber ist, daß er immer auf etwas bestimmt Individuelles ausgeht. Es gibt keinen Haß auf ein ganzes Volk, das in dieser Hinsicht nur ein Begriff ist. Und nur dort spricht man von dem sogenannten Rassenhaß, wo Volk und Rasse wirklich zusammenfallen, aber auch wieder nur dann, wenn der Begriff Rasse das dem eignen Wesen physiologisch tief Entgegengesetzte trifft, das deshalb spontan zum Widerspruch und weiterhin zur starken Abneigung oder sogar zum Haß reizt. In diesem Sinne ist der Rassenhaß etwas, das tief in das Wesen des Menschen hinabreicht und dort seine Wurzel hat, wo Physiologisches und Geistiges in dämonischer Gemeinschaft beieinander ruhen.

Wieder aber ist es die Geistigkeit, die im Deutschen auch diesen „Rassenhaß" überwindet. Sie wertet die Persönlichkeit, und damit hat die Rassenbekämpfung im eigentlichen Sinne schon ihr Ende erreicht. Und dort, wo die Abneigung bleibt, sucht sie ihr Ziel niemals in der Vernichtung des anderen. Das aber ist, wieder hervorgehend aus seiner physiologischen Fundierung, eine dritte charakteristische Eigenschaft des Hasses: Beseitigung des Gehaßten in irgend einer Form. Wir sind häufig geneigt, schon eine starke Abneigung als Haß zu bezeichnen. Und insofern, als eine solche, auch wenn sie ihren Ursprung in der Abneigung gegenüber geistigen Eigenschaften hat, vielfach sich mit einer physiologischen Abneigung vermengt, erscheint die Bezeichnung auch zutreffend. Und doch fehlt im geistigen Menschen das letzte, das Trachten nach

Vernichtung des anderen. Er beschränkt sich auf die Abwehr, soweit es der Selbsterhaltungstrieb fordert. Dort aber, wo die Abneigung ihren Ursprung im Physiologischen hat, wird sie vom geistigen Menschen sofort überwunden, wenn sie keine Berechtigung besitzt gegenüber den Charaktereigenschaften des anderen.

Nun ist dieser geistige Mensch in vieler Hinsicht der Kulturmensch schlechthin, und jeder Kulturmensch ist auch geistiger Mensch, aber auf der Geistigkeit einer Rasse beruht auch erst ihre Kulturfähigkeit. Der Germane hat nun auch in seiner Frühzeit einen Haß in unserem Sinne kaum gekannt. Man weiß zwar sogar von einem Geschlechterhaß im alten Germanien (siehe auch Isländersagen!), aber dieser Geschlechterhaß trug doch im Grunde nur die Form der Selbsthilfe, er war eine ursprüngliche Rechtsform. Das geht am deutlichsten daraus hervor, daß er im offenen Zweikampf ausgetragen wurde: Auge um Auge! Er zielt also nicht einfach auf die Vernichtung des Gegners; man überließ den Ausgang den Waffen, die an Stelle der Götter walteten und ein heilig Gericht hielten. Die Persönlichkeit des Gegners war an sich dem Germanen heilig. Und diese Heilighaltung der Persönlichkeit des Feindes ist es, die den Deutschen der Gegenwart auch im Kriege die ethischen Momente nicht vergessen läßt, ja den Krieg zu einer Art Gottesurteil werden läßt. Auch die Rache der Kriemhild fordert immer nur ein gerechtes Gericht, und erst dann, als ein solches verweigert wird, schreitet sie zur Selbsthilfe. Im Charakter aber des deutschen Siegfried gibt es einen Haß nicht. Wo aber lebt in den Sagen eines anderen Volkes ein Held wie Dietrich, den man ja nun auch als Nationalhelden zu erfassen beginnt! Seine unbesiegbare Reckengestalt erscheint mit ihrer im tiefsten Sinne christlichen Gerechtigkeit in höchster Geistigkeit, und sie ist es, die ihn heraushebt aus seiner Umgebung und zu einem Versöhner werden läßt inmitten der von Blut und Rachgier und Leidenschaftlichkeit erregten Welt. Selbst Etzel bekommt unter der Feder des Nibelungendichters einen großartigen Zug ins Geistige. Alle Mannestugenden des alten Deutschen, insonderheit die Treue und die Wahrhaftigkeit, was sind sie anders als geistige Güter, die das bloße leibliche Sein vergessen lassen! Diese Geistigkeit aber lebt noch heute im Deutschen fort und läßt jenes physiologische Gefühl des Hasses dem Feinde gegenüber nicht aufkommen. Er verabscheut die einzelne Tat, aber er weiß doch auch die Tat von der Person zu trennen. Sein Zorn gilt der treulosen Politik Englands, aber er identifiziert nicht den Engländer an sich mit jener, er sieht auch den Engländer im Inlande nicht ohne weiteres als Feind an, ja er sucht sogar dem tatsächlichen Feinde gegenüber noch nach den Gründen, die ihn zum Feinde machten. Das wird nicht selten an Pedanterie grenzen. Aber was ist denn im Grunde die Ursache zu einer Pedanterie in unserem Sinne, als tiefste Gewissenhaftigkeit! Und das Haben eines Gewissens auch den kleinsten Dingen gegenüber macht ihn vorsichtig im schnellen Verurteilen des anderen. Er fürchtet allzusehr, der Persönlichkeit des anderen ein inneres Unrecht zuzufügen. Das führt zu einer gewissen Un-

entschlossenheit, ja sogar Zaghaftigkeit, die aber an und für sich nicht Schwäche, sondern höchste Ehrfurcht ist. Sie führt aber gelegentlich auch zu der mit Recht oft getadelten Schwäche dem Fremden gegenüber, die wieder zu der verruchten Ausländerei ausartete. Der geistige Deutsche wurde zum Anbeter der Götzen des Auslandes: gibt es einen größeren Widersinn? Aber wo viel Licht, da ist bekanntlich auch viel Schatten! Indessen war es nicht die Geistigkeit, die ihn die Irrwege wandeln ließ, sondern nur eine gewisse innere Unerzogenheit, die ihn zum Aufgeben seines hohen Berufes führte. Kein Volk der Erde hat das Christentum so rein erfaßt, als das deutsche. Das Wesen der Religion Christi aber ist absolute Geistigkeit, und man kann ruhig sagen, daß nirgendwo versucht worden ist, dieser Geistigkeit von innen heraus so gerecht zu werden, als im Volke Wolframs von Eschenbach, Walters von der Vogelweide, Luthers, Goethes, Schillers, Kants, Fichtes und Bismarcks. Wir wollen keine Lobeshymne des Deutschtums anstimmen, wir wissen allzugut, wo und wann wir sündigten und nicht zuletzt gerade an unserem eigenen Wesen. Aber vielleicht liegt in dieser unserer eigenen Erkenntnis wieder etwas von der Verheißung: ihr seid das Salz der Erde.

Nun braucht wohl nicht erst betont zu werden, daß Geistigkeit an sich gar nichts zu tun hat mit sogenannter verständiger Nüchternheit, ebensowenig wie sie Intellektualismus ist, wenn auch zugegeben werden muß, daß sie oft in der Form des Intellektualismus in Erscheinung getreten ist. Sie äußert sich in der Praxis des Lebens in der Fähigkeit, eine Sache um ihrer selbst willen zu treiben. Aber diese Fähigkeit ist eben nicht bloß das Resultat der nüchternen Überlegung, sondern sie beruht auf dem feinen Gefühl der Gerechtigkeit (eben jener Gewissenhaftigkeit), der sich das eigene sinnliche Ja oder Nein unterordnet, also auf der Ehrfurcht, von der vorhin gesprochen wurde. In ihrer höchsten Äußerung ist Geistigkeit die Drangabe des ganzen Selbst an eine große Idee, die der Menschheit dient. Geistigkeit ist auch nicht das Vorrecht einzelner Volkskreise. Wer den deutschen Bauer kennt, weiß, mit wie abwägender Gerechtigkeit auch heut noch von ihm über die Erscheinungen des Lebens geurteilt wird. Der deutsche Handwerksmeister aber, der nun freilich auf vielen Gebieten leider schon der Vergangenheit angehört, war zeitweise direkt Träger einer geistigen Kultur. Und unsere Arbeiterschaft! Steckt nicht in ihrer politischen Bewegung, so materiell sie von Anfang an basiert war, zuletzt doch eine starke Geistigkeit, die sich in ihrer Organisation und der Durchführung ihrer Ideen, ja in diesen selbst kund tut? Vielleicht aber offenbart sich die allen Volksschichten gemeinsame Geistigkeit nirgendwo schöner als draußen im Felde. Aus der blutigen Schlacht, aus Blut und Qual und Schmutz zum Gottesdienst, zur inneren Einkehr! Die Sinne und Herzen empor zu Gott — und dann wieder hinaus, dem Tode entgegen! Und wofür? Für Heimat und Vaterland, für Gott! Ja, auch der Kampf wird Gottesdienst. Und in dieser Geistigkeit beruht unsere Größe. Man sieht es draußen, wo man sich nicht gerade Augen und

Ohren verstopft, wohl ein, wenn man es auch nicht eingestehen will. Ebenso wie man leise auch die Bedeutung des deutschen Gehorsams zu erkennen beginnt, über den man oft genug gespottet hat. Es ist kein „Kadavergehorsam", sondern bewußte Unterordnung unter eine Idee, ist Geistigkeit, die erkennt, daß nur durch ein Ineinandergreifen des einen ins andere die heilige Ordnung erwachsen kann, ohne die es eine Kultur nicht gibt. Wo der Deutsche hinkommt, wirkt er Ordnung schaffend, was freilich oft genug als Last empfunden wird, denn es gehört schon eine gewisse geistige Zucht dazu, sich in ein geordnetes Ganzes einzufügen. So mag es erklärlich sein, daß die Herrschaft des Deutschen, obwohl ihm die Persönlichkeit des anderen an sich heilig ist, doch zunächst zu einem Druck wird, dem man sich wieder zu entziehen sucht. Denn jede Organisation wirkt hart und einengend auf den einzelnen, der von ihr betroffen wird, da ihr das Wohl des Ganzen höher steht, als das des einzelnen. Aber von jenem nimmt der einzelne sein Teil. Die weitaus meiste organisatorische Arbeit der Welt wird im Deutschen Reiche selbst geleistet. Das hat wahrscheinlich seine Ursache nicht darin, daß sich hier die meisten organisatorischen Genies finden, sondern eben in jenem Gehorsam des Deutschen. Dem geistigen Menschen ist das Gehorsamsein etwas Selbstverständliches, nur der Ungeistige ist ungehorsam. Er folgt dem Stecken des Treibers, aber er ist nicht gehorsam, denn Gehorsamsein ist eine sittliche Leistung.

Der Gehorsam verträgt auch eine starke Regierungsgewalt, ohne daß er sich erniedrigt fühlt, und von einer starken Regierung dürfen wir auch erhoffen, wofür, bei der im Eingange erwähnten Unzuverlässigkeit der Gefühle überhaupt, ein bloßes Gefühl, und also auch das des Hasses, eine sichere Gewähr nicht zu leisten vermag: zielbewußtes Handeln gegenüber einem Feinde, der uns in heimtückischer Weise umlauert, um uns zu gegebener Zeit überfallen zu können. Das Gefühl ist zwar die psychische Voraussetzung zum Wollen, aber nicht das Wollen selbst. Das Gefühl stumpft ab, nur das Wollen, das von dem Intellekt gelenkt wird, kann in seiner Richtung und Stärke beständig bleiben. Ebenso wie es beim Soldaten einer gewissen Mechanisierung seines kriegerischen Tuns, nämlich des Drills, bedarf, damit er nicht erst auf dem langen und unsicheren Umwege über die Gefühle zur Ausübung seiner soldatischen Pflichten getrieben werde, so kann auch jenes Wollen unserer Nation in gewissem Sinne mechanisiert werden. Die Regierung ist dann nichts anderes als ein zentralisiertes Gehirn der Gesamtheit, das das Wollen dieser Gesamtheit stark und zielbewußt erhält. Wie wir uns Frankreichs und seines slawischen Verbündeten ohne sonderliche Gefühle erwehrten, so werden wir es auch des neuen Gegners über der See vermögen, ohne daß es dazu eines Gefühls bedarf, das aus obigen Gründen bei dem geistigen Deutschen nun einmal kaum in Betracht kommt, nämlich eben des Hasses. Ein Platzgreifen des Hasses in der Seele des Deutschen bedeutete doch in gewissem Sinne auch zugleich ein Aufgeben unseres edelsten Gutes, der Geistigkeit, an der in der Tat „die Welt einmal genesen" kann.

Das große Wecken

Von Oswald Meyer

(Fortsetzung)

2.

Tief und schweigend ist die Nacht. Ihr dunkles Auge waltet über der schlafenden Welt. Hochgereckt in die lichtlose Luft steht, wie aus Finsternis gebaut, der Hochwald. Lautlos wandert die Nacht dahin. Ihr Schritt ist das Schweigen.

Aber in der Ferne klingen andere Töne leise in die Stille. Tausende, Tausende, die marschieren, denn der Tag reicht nicht. Und viele rollende Züge, angefüllt mit Kriegern und tötlichem Geschütz, gleiten schweigend, unter dem verhaltenen Ächzen der Lokomotiven, unter den Klagen der Schienen dahin.

Da — aus fernem Dunst wächst düsterrot der Mond und steigt und läutert sich zu schimmerndem Weiß. Wie ein Erwachen ist es auf der Erde. Aus dem Schlaf der Finsternis wachsen die Gegenstände, sie leuchten auf und schauen hinauf — wie ein Auge ist ihr Widerschein.

Eine Mannesgestalt am Eingang des Waldes hebt das Mondlicht aus dem Schatten, einen Mann im Soldatenrock: Walter Werden ist es, auf Vorposten. Hinter ihm liegt schlummernd ein Dorf, in dem eine Abteilung seiner Schwadron in Quartier ist. Scharf lugt sein Auge in die Dunkelheit, mit angespannter Aufmerksamkeit lauscht er auf jedes Geräusch. Und doch hat er auch einen Blick und einen Gedanken für den Mond, dessen Licht so vertraut in Fremde und Gefahr um ihn rinnt.

Auch über der fernen Küste, wo Werden sein Heim hat, steht jetzt dessen Licht. Da leuchtet das schweigende Meer im Zauberglanz. Da steht sein Haus schwarz im Silberlicht — — es träumt nicht mehr. Es singt nicht mehr sein schweigendes Nachtlied, es lebt nichts mehr darin von heimlichem Glück und Schmerz, von Sehnsucht und Zweifel. Der harte Krieg hat dort sein Lager aufgeschlagen. Ohne Wehmut denkt Werden daran. Andere Klänge leben jetzt in ihm: der Rhythmus eines Marsches — ein Volk auf dem Marsch. Ein Volk von Millionen, das sich aus tausend Interessen, aus tausend Gedankenrichtungen, aus manch innerer Fehde in gewaltiger Einmütigkeit erhebt, ein Mann, ein Ziel — ein einziger großer Rhythmus. Wie aus Erz gehauen steht es vor des Bildhauers Auge, dies Volk der Denker und Kaufleute, der Großherren und Junker, der Arbeiter und Bauern — ein Soldat.

Aus dem wesenlosen Mondlicht taucht es empor — Gestalt fordernd — Gestalt gewinnend, gewaltig . . .

Da klingt in Werdens ergriffenes Schauen ein fernes Geräusch, das rasch sich nähert. Der Dreiklang eines Galopps. Und schon jagt durch die träumende Fülle des Mondlichtes zwischen den Kiefern ein Reiter heran.

Ein Meldereiter von einer vorgeschobenen Abteilung des Regiments. Hart wie Meißelhiebe treffen seine Worte den Frager: eine Abteilung russischer Kavallerie hat ein Dorf überfallen und ausgeplündert, die Bewohner verjagt, das Dorf in Brand gesteckt.

Dann ist der Reiter vorüber und zwischen den dunklen plumpen Schatten der niederen Bauernhäuser im Rücken des Postens verschwunden.

Kaum ein paar Minuten steht Werden in seinem schweigenden Zorn über die Untat der Russen. Da klingen hinter ihm Schritte und klappernde Hufe. Leiser Befehl, unterdrückte Rufe, Klirren und Knarren. Reiter verlassen das Dorf, und Werden unterscheidet die scharfe Stimme des Führers, des jungen Leutnants Hans von Redow. Bald ist auch Werden im Sattel und unter der Schar.

Den jungen Leutnant, der so rasch und unbesorgt losreitet gegen einen Feind, von dessen Stärke er nichts weiß, kannte Werden nicht erst seit diesen Tagen des Krieges. Im gastlichen Herrenhaus von Mönchshagen, dem Gut, das unweit von Werdens Sommersitz liegt, war er ihm mehrfach begegnet. Und der blonden Irmgard, der „Prinzessin" von Mönchshagen, die mit ihrer fröhlichen Sicherheit Werdens Innerem soviel zu schaffen gemacht, war Redow immer ein lieber Kamerad gewesen.

Der „kleine Hans" hatte Redow allgemein geheißen. Ein Knabe blieb er mit jedem neuen Jahr. Lieb, nett, anständig. Nichts war an ihm, das Werden auch nur einen Augenblick beschäftigt hatte. Einer von vielen.

Und jetzt — einer von vielen auch jetzt. Aber ein Mann. Klar, ruhig, von einer selbstverständlichen Raschheit und Kraft der Entschlüsse. Rasch und sicher reitet er jetzt seinen Leuten voraus. Ältere Männer, Reservisten und Landwehr darunter. Aber sie folgen ihm ruhig, ohne zu zweifeln.

Rasch und lautlos gleiten die Reiter dahin, fast Geistern gleich — Geister der Rache. Nach der Wegrichtung brauchen sie nicht zu fragen. Von Osten reckt sich ein rötlicher Schein entgegen. Das ist kein Morgenrot — eben erst klingt das erste erwachende Grau leis über die Welt, nur am Himmel ist ein Erblassen. Auf Erden, zwischen den Stämmen ist noch das tiefe Schwarz.

Näher kommt ihnen das östliche Rot, lodernd und düster — und schon zieht es wie Brandgeruch im Morgenwind.

Ein trauriger Zug kommt den Reitern entgegen.

Flüchtige Bauern. In Angst und Hast. Die Not steht in ihren bleichen Gesichtern, das Entsetzen irrt in den wirren Augen. Die Kleider zerrissen, bedeckt von Schmutz und auch von Blut. Schweigend alle, nur ein paar Kinder weinen. Der und jener hat ein wenig von seiner Habe mitgerafft — ein altes Mütterchen trägt eine Bibel, ein halbwüchsiger Bursche eine mächtige Truhe auf den athletischen Schultern. Ein paar Karren und Wagen folgen mit Hab, Gut, Kindern und Alten beladen. Zu hinterst geht ein Mann mit grauendem Haar, ein unerwachsenes Mädchen im Arm. Schlaff hängt der der Arm herab, der Kopf ist hintenübergesunken, fahl das Gesicht. Das Auge weit und erloschen. Zerrissen, von Blut getränkt das Kleid. Die Brust hat eine Kosakenlanze wie zum Spiel getroffen, und hat das junge Leben aus der Wunde gelassen.

Mit fressendem Grimm lassen die Reiter die Flüchtlinge vorüber. Ein Wort des Zuspruchs ist alles, was sie den Armen geben können — dann weiter, los auf die Mordbrenner.

Sie brechen ins Dorf. Grausig loht die Glut in den schweigenden Himmel. Kein Laut als das Prasseln der Flammen, das Krachen einstürzender Balken, das Knistern des Strohs. Und dann, ferner, das Blöken geängstigten Viehs, das das Freie gewonnen hat.

In das Flammenmeer brechen die Reiter. Schwarz, von flackerndem Rotlicht beleckt, suchen die Rächer nach den Brandstiftern. Keiner mehr von denen ist dort. Hinterher in zorniger Eile. Nach den Berichten der Bauern ist es eine Überzahl — um so besser. Nur vorwärts.

Hinter ihnen lodert das Dorf und verkracht, stürzt ein und verglutet. Eine drohende Fackel. Hinter ihnen steht scharf, wie ein Schlachtschwert, am blassen Himmel der scheidende Mond.

Der Morgen kommt ihnen entgegen. Empor am Himmel wächst das freudige Rot, greift mit zarten, tastenden Kinderhänden über das Feld, durch den ragenden Wald. Und nun — wie ein atemloses Schweigen ist es zuvor — nun bricht es gleich jubelnden Harfenklängen durch Stamm und Ast: die ersten Strahlen der Sonne. Segnend grüßt sie die deutschen Reiter, die rastlos dahinjagen.

Vorwärts — vorwärts, sie dürfen kein Auge haben für die Schönheit, für den stillen Jubel, in den die glückliche Welt, nachterlöst, leuchtet. Und doch ist es wie eine Frömmigkeit in jedem der ehrlichen blauen Augen; wie ein stilles Morgengebet.

Recken sich nicht all die Gestalten unwillkürlich im kühlen, warmen Morgenlicht? Oder scheint es Walter Werden nur so?

Seine Blicke gehen über die Kameraden hin: in dem gefestigten Ernst, der sie alle erfüllt — weit ab von Leichtsinn, der nicht weiß, was er mit dem Leben hinzugeben hat, weit ab von Bangigkeit, der vor dem großen Unbekannten graut, — liegt etwas von Morgenzuversicht und Ewigkeitsbewußtsein.

Der Wald öffnet sich. Mit weiten Armen umschließt er ein Hügelland. Auf sonnegebreiteten Wellen steht das Korn, wie eine Braut dem klingenden Schnitt des Mähers entgegensehnend. Demütig, wie eine Opfergabe senken die sensenreifen Halme das Ährenhaupt. Aus zärtlichem Dunkelgrün von Obstbäumen leuchtet unter der warmen Hut brauner Strohdächer das Weiß und Rot niedriger Bauernhäuser.

Plötzlich regt es sich in der Dorfstraße. Dunkle Gestalten zu Pferde, mit langen Lanzen, breite Mützen über den häßlichen knochigen Bartgesichtern, zeigen sich auf der Straße, zwischen den Häusern, in den Gärten. Und nun — eine dunkle Wolke steigt über einem Hause auf, Flammen schlagen aus einem Strohdach, in ein Ährenfeld fliegt ein brennendes Scheit.

Werden wirft einen Blick auf Hans von Redow. Mehrfach ist die Überzahl der Russen im Dorf. Wird der Offizier zurückgehen, um Verstärkung herbeizuholen?

Anderes ist in Hans von Redows Gesicht geschrieben. Kaum mehr die Wut, kaum mehr die Empörung lodert in seinem Auge. Nur die kalte Entschlossenheit.

Nicht anders bei den Übrigen. Drohend ist jeder Blick. Vorwärts, gegen den Feind. Und jedes Auge sucht ungeduldig den Befehl vom Munde des jungen Führers.

Aber der bleibt ruhig. Als gälte es, sich ungesehen an ein Wild heranzupürschen, sucht er das Gelände ab. Kehrt, in den Wald zurück und in dessen Schutz am Waldrand entlang, bis eine Bodenwelle ihnen geschütztes Herankommen gestattet. Ruhig gibt er seine Befehle, verteilt die Männer, gibt jedem seinen Platz. Aber dann ist der Augenblick da — und mit einem Male ist Hans von Redow ein anderer geworden. Flammend der Stahl seines Auges, biegsames Eisen seine Gestalt, zündendes Feuer das Erz seines Befehls. Und schon jagt er, den andern voraus, auf den Feind. Sein Säbel blitzt in der Sonne — eines Erzengels Racheschwert.

Schweigend, mit verbissener Wut, die Lanzen eingelegt, folgen die andern. Eben reiten die Kosaken aus dem Dorf heraus — da bricht ihnen die Welle deutscher Lanzenreiter entgegen. Ein Stutzen — ein Halten — dann das Zurück. Nur ein paar Schüsse rattern den Angreifern entgegen. Dann hasten die Brandstifter haltlos davon. Ein Widerstand — der russische Führer stellt sich den eigenen Leuten entgegen und zwingt ein paar zum Bleiben. So gibt es doch noch ein Klingenkreuzen im brennenden Dorf. —

Auch Redow blutet. Kaum, daß er dem Gegner den Lanzenstich mit einem tötlichen Hieb vergolten, so taucht hinter einer Mauer ein Kopf auf, und ein Gewehrlauf droht gerade auf Werden. Ehe der den Schützen mit seiner Lanze erreicht haben kann, muß er längst vom Sattel geschossen sein. Da klingt, scharf wie ein Sensenhieb, Redows Stimme — ein Befehl in russischer Sprache. Und der Kosak läßt eingeschüchtert die Waffe fallen und hebt die Hände zum Zeichen der Ergebung.

* * *

Abend war es. Da ritten zwei Reiter übers Feld. Die letzten von Redows Schar: Redow und Werden. Die andern alle waren, teils als Verwundete nach dem Scharmützel im Dorf, teils beim weiteren Vordringen mit wichtigen Meldungen, einer um den andern von Redow zurückgesandt.

Freunde waren die beiden geworden, die hier auf dem Kriegsplatz der Zufall so seltsam wieder zusammengeführt.

Kein Schweiger war Redow. Freundschaft war ihm Vertrautheit und Bekennen. Und ein fröhlicher Plauderer war er. Heute schwieg er.

Ein großer Ernst war über ihm und prägte sein Wesen. Wie etwas Heiliges. Er hatte dem Tod ins Auge gesehen.

Und doch war alles heute nur ein Spiel gewesen gegen das, was ihnen morgen bevorstand. Denn morgen, daß wußten sie, morgen war die Schlacht.

Endlich wandte sich der junge Offizier an Werden — einen Augenblick zögernd, dann war er frei. Ganz ruhig war seine Stimme, ohne besonderen Klang.

„Werden — wenn ich fallen sollte, ich habe eine, die ich grüßen möchte . . ." er zögerte.

Da sagte Werden und sah ihm ins Auge . . . „Ich weiß."

In Redows treuen Augen war eine Dankbarkeit. — „Und Sie, Kamerad?"

Werden schüttelte den Kopf.

„Ich habe niemand."

3.

Friedlich in die Nacht gebettet liegt das kleine östliche Grenzdorf. Es ist geräumt. In Scheuern und Häusern lagern Soldaten, in Schul- und Gemeindehaus haben die Offiziere Quartier.

Dunkle Gestalten schreiten die Dorfstraße auf und ab, oder stehen außerhalb zur Wacht.

Ein Licht im Dorf brennt. Kaum dringt sein matter Schein durch die Scheiben. Kriegsfreiwilliger Werden hat dort sein Quartier. Er schläft nicht, wie all die andern. Rastlos arbeitet sein Geist, rastlos seine Hand mit dem Stift auf dem weißen Bogen Papier — kostbarer Fund, den er im verlassenen Kramladen des Dorfes gemacht. Mit Zeichnungen bedeckt sich das weiße Blatt: eine Menschengestalt wird, von allen Seiten faßt sie der Blick, plastisch sucht sie der Stift herauszuheben. Werdens zergrübeltes, zerwühltes Gesicht ist gestrafft von arbeitender Spannung. In seinem Auge loht ein sieghafter Glanz, der alle körperliche Müdigkeit überwindet.

„Das Volk steht auf!" — So steht es vor ihm. Die große machtvolle Bewegung eines Volkes, die Zusammenfassung aller Kräfte, der Abschied eines Volkes von allem was ihm lieb war, die Todesbereitschaft — das alles wächst und wird für Walter Werden zu Gestalt, der Gestalt dort auf dem Papier.

Mit fieberndem Auge blickt er auf sein Werk, das doch nur Entwurf ist, und dennoch gelungen wie nie eins zuvor. Gelingen — du herrliches, lebenspendes, sieghaftes Wort. Erfüllt sein altes Sehnen, erfaßt all seiner Kämpfe Ziel.

Das Werk: „Das Volk steht auf" — es ist nichts anderes als der „Kämpfer", um den er so lange gerungen. Das Sinnbild des Meeres und des Schaffens: der „Tat".

Der „Kämpfer" ist es, aber ohne das Mühselige, das Gewalttätige, das Stampfende, ohne den sentimentalen Überschwang. Eine junge, schlanke Mannesgestalt, einfach in Ausdruck und Haltung, von schweigender Entschlossenheit. Das Gesicht trägt die Züge des jungen Leutnants Hans von Redow.

Fiebernd greifen Werdens Hände über das Papier — in die Luft, zu schaffen, Gestalt zu geben, dem was so klar vor seinem Auge steht, was so unzulänglich die Zeichnung wiedergiebt. Er schließt die Augen, sein Kopf sinkt nieder. Die Hände greifen die brennende Schläfe. Oh, du glückselige Schaffensqual! Das Werk, das heiß umrungene Werk gelungen und doch nicht vollendet. Vor der Pforte steht er und sieht die Erfüllung, aber die Pforte ist verschlossen.

Oh, du gütiger Geist, der du die Kraft mich finden ließest, zu werden, gib mir die Möglichkeit zu schaffen, was ich sah. Gib mir Zeit, eine kurze Spanne laß mir das Leben, das ich verachtete, weil ich nicht wußte, was es wert ist . . . das herrliche, schöne, reiche Leben. — —

Die Trompete ruft. Das helle Wecken schmettert in den Raum. Walter Werden blickt empor. Der erste Tag grüßt durchs Fenster.

Werden tritt ins Morgengrau. Von schwarzen Rauchfahnen, Wolken gleich, ist der Himmel behangen. Loderndes Rot leckt an ihnen. Er kennt sie wohl, die Zeichen des Krieges, diese Male des Brandes. Und ferne rollt des Krieges grollender Ruf: der Donner der Geschütze.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Religion

Friedensreligion und Kriegsreligion. Es mag manchem merkwürdig erscheinen, so unterscheiden zu wollen! Eine Friedensflagge und eine Kriegsflagge, einen Friedensgott und einen Kriegsgott, die Friedensstärke und die Kriegsstärke einer Armee läßt sich jeder gefallen. Was aber soll eine Unterscheidung der Religion je nach Krieg und Frieden?!

Es dürfte unverkennbar sein, daß dieselbe ihre Berechtigung hat.

Es geht mit der Religion ja im letzten Grunde nicht anders, wie mit einer Menge von Lebensgebieten, Kunst, Poesie, Rechtspflege, Moral usw. Es sind in den uns vertrauten Ländern gemeinhin zwei Hauptfaktoren, die sie pflegen und kultivieren: Staat und Volk. Es kommen außerdem noch etwa Stadt und Finanz hinzu als Faktoren zweiten Ranges. Jene beiden dürften die Hauptbeteiligten sein. Der Staat, der alles regiert, betätigt sich, kann man sagen, so ziemlich auf allen Gebieten, hält sie alle in Pflege und Kultur. Und das Volk hat sich einige derselben ausgewählt, kann sich ihrer auch immer nur einige auswählen, die ihm liegen, und pflegt diese. Nun aber entwickeln sich im Verlauf der Sache die Dinge meist so, daß in Friedenszeiten der Staat in ihnen allen immer mehr und stärker vordringt, sie regiert bis zur Vergewaltigung hin. Das Volk wird immer weiter zurückgedrängt. Und das Volk, gutmütig und hilflos wie es ist, läßt sich zurückdrängen! Bis es in Kriegszeiten wieder aufsteht. Das Volk steht auf! In solchen außergewöhnlichen Zeiten, solchen Notzeiten fängt das Volk auf einmal wieder an zu schaffen. Der Staat beschränkt sich sofort auf seine ihm speziell adäquaten und zusagenden Provinzen, Regiment, Militär, Kriegführen, Organisieren — Dinge, die besonderen Überblick erfordern, der eine Eigenart alles Staatswesens ist. Auf anderen Gebieten werden eine Unmenge von Bureaukratie, Aktenarbeit und Journalnummern plötzlich Überfluß, sind auf einmal gänzlich unangebracht und zwecklos. Den freiwerdenden Platz aber nimmt wieder das Volk ein. Das Volk bemächtigt sich wieder seiner Gebiete. Das Volk macht wieder Geschichte, macht Poesie, macht Moral, macht Religion.

Also dieser Zusammenhang, beschränkt auf die Religion, dürfte sich bemerkbar machen in dem Gegensatze, den unsere Überschrift wiedergibt.

Unsere „Friedensreligion", um ihr etwas näher nachzugehen, stammt wesentlich von unseren Kathedern und unseren Kirchenräten, Oberkirchenräten und ähnlichen Behörden her. Es sind diejenigen Instanzen, die der Staat für die Pflege der Religion jeweilig einsetzt und unterhält. Ihre Wirksamkeit für wirkliche Religion war im allgemeinen, der Lage der Dinge entsprechend, stets nur gering. Staatsreligion mag etwas durchaus notwendiges sein. Religionslose Staaten sind im allgemeinen nicht viel besseres, als religionslose Menschen. Aber eine Vollendung der Religion hat die Staatsreligion im allgemeinen nie erreicht. Wie gesagt, Religion liegt einmal dem Staatsbetriebe nicht recht. Sie wird aufgelöst das eine Mal in Wissenschaft, das andere Mal in Verfügungen, Parteistreitigkeiten und Disziplinarfälle. Die beiden Höhepunkte, mit denen die zwei feindlichen Brüder gelegentlich ja in die allerbreiteste Öffentlichkeit treten, die Kritik und der Disziplinarfall, schaffen für wirkliche Religion wenig oder gar nichts. Das Ergebnis

iſt, daß das Volk ſich zum Schluß womöglich überhaupt von aller Religion abwendet, daß ſich für den geiſtlichen Stand kein Nachwuchs mehr meldet.

Wie geſagt, es iſt auf alle Fälle ein Glück, daß von Zeit zu Zeit auf dieſem Gebiete dann wieder Volksreligion in rückſichtsloſer Weiſe durchbricht. Und das geſchieht gemeinhin in Kriegs- und Notzeiten. Dann kommt die „Kriegsreligion". Im dreißigjährigen Kriege ſtellte ſie ſich ein, 1813 und in den Jahren danach ebenſo. Und jetzt kommt ſie in auffälligſter Weiſe wieder gezogen. Katheder und Behörden ſchweigen auf einmal ganz auffällig. Erſichtlich wiſſen ſie nicht recht, wie ſie ſich den Plötzlichkeiten des Moments gegenüber verhalten ſollen. Darauf ſind ſie nicht eingeſtellt. Und einfache Religion, Religion, die eben ſtets klaſſiſch iſt in ihrer Einfachheit, bricht wieder durch. Jeder Offizier, jeder Berichterſtatter, dem man den Zuſammenhang vorlegt, beſtätigt es einem: „Dasſelbe habe ich vor acht Tagen in den Schützengräben noch mit angeſehen!"

Deutſchland hat mitten im dreißigjährigen Kriege einen koloſſalen Schatz von ſolcher Volksreligion geſchaffen, der ſich an die Namen, Herberger, Arndt, Gerhard, Meyfart, Lütkemann, Scriver uſw. anſchließt. Glänzend und prangend, wie Sage und Märchen, zieht Volksreligion bei ihnen vor unſeren Augen vorüber. Man kennt Religion ja ſchon meiſt gar nicht mehr in ſolchem Gewande. Man iſt ſchon meiſt ganz daran gewöhnt, daß es nichts ſo langweiliges, ſteifleinenes und entbehrliches gibt, wie die üblichen Andachten. Jenen großen Schatz, der oft genug mit Erfolg Schiller und Goethe die Krone ſtreitig macht, kennt man ja meiſt gar nicht. Wer kennt ihn, eine Anzahl von Fachleuten abgerechnet? Es iſt ein koloſſaler Schatz, an dem auch zum großen Teil die Kriegs-, Peſt- und Leprazeiten des Mittelalters bereits gearbeitet haben. Er trat auch in der

Bleibende Erinnerungen deutſcher Erfolge
Gewährleisten Aufnahmen mit
Agfa Photo-Artikeln

Zur Information über Eigenſchaften und Preiſe fordern Sie „Agfa"-Prospekte und Broſchüren Koſtenfrei durch Photohändler oder durch die:

Anſpruchsvolle Amateure

benutzen **„Agfa"-Photomaterial** denn für ſie iſt **„das Beſte" gerade gut genug!**

Ehrgeizige Amateure

benutzen **„Agfa"-Photomaterial** als Mittel zur Erreichung **höchſter Vollkommenheit ihrer Photos.**

Deutſche Amateure

benutzen **„Agfa"-Photomaterial**

und zwar mit Vorliebe, weil es rein deutſches Fabrikat iſt.

Actien-Geſellſchaft für Anilinfabrikation, Berlin SO. 36

katholiſchen Kirche von Zeit zu Zeit immer wieder zutage, nicht zum wenigſten z. B. während der Türkennot bei Abraham a Sta. Clara, deſſen große Wirkſamkeit ſich in erſter Linie auf dieſes Wurzeln in der Volksfrömmigkeit zurückführen läßt. Er iſt im vorigen Jahrhundert, wie geſagt, in ſtarker Weiſe wieder hervorgetreten unter dem Druck der Befreiungskriege, damals an die Namen Fliedner, Wichern, Peſtalozzi, Oberlin, Terſteegen, Amalie Sieveking uſw. anknüpfend. Unſere ganze innere Miſſion, voran die Diakoniſſenſache, hat ſeine Volksreligion damals aus dem deutſchen Volke herausgepreßt.

Nochmal ſei es geſagt: andere Gebiete liegen dem Staate ja mehr. Armeen organiſieren würde ein Volk nie verſtehen. Da gibt es Bauernkriege, die ſo enden, wie alle Bauernkriege ſtets geendet haben. Aber andere Gebiete liegen eben anders. Es iſt bekannt, alle Volkskunſt übertraf ſtets alle Kultur-, Staats- und Stadtkunſt. Dieſe letztere hat gewöhnlich zum Schluß ihre beſten Motive von jener her entlehnt. Und ebenſo iſt es mit der größten aller menſchlichen Künſte, mit dem Glauben und der Religion.

A. l'Houet

Von der Tiefe und Schönheit volkstümlicher Religiöſität mag man ſich in den ſoeben erſchienenen Morgenandachten auf alle Tage des Jahres, die von Paſtor Dr. Borée aus alten und neuen Sammlungen zuſammengeſtellt wurden (Niederſachſenverlag Carl Schünemann, Bremen 1915, erſte Hälfte, geb. 4 M.), überzeugen. Die Zeit der Konfirmation läßt einen Hinweis auf dieſes Buch beſonders dankenswert erſcheinen.

Allen Manuſkripten iſt Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rückſendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigſtr. 1 a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Deſſauer Straße 36/37.

Neue Entwicklungstendenzen des Neutralitätsrechts

Von Gerichtsaſſeſſor Dr. Hans Wehberg

Kein Zweifel, daß gegenwärtig das Neutralitätsrecht einer neuen Entwicklungsſtufe entgegengeht. Die gewaltige Strömung, die ſich auch außerhalb Deutſchlands gegen die Waffenlieferungen amerikaniſcher Bürger an England und Frankreich geltend gemacht hat, beweiſt dies aufs deutlichſte. Der ruhig Denkende wird zwar im allgemeinen in ſolchen Fällen den Verdacht haben, daß die Oppoſition lediglich aus dem eigenen Intereſſe heraus entſtanden iſt. Im Falle der amerikaniſchen Waffenlieferungen aber läßt ſich das Gegenteil klar dartun. In Amerika haben ſich außerhalb der Kreiſe der eigentlichen Deutſchamerikaner eine ganze Anzahl von Stimmen zwecks Befürwortung eines Ausfuhrverbots erhoben, und dem geſunden Sinne leuchtet es ein, daß eine ſolche einſeitige Unterſtützung lediglich einer Partei doch kaum dem wahren Geiſte der Neutralität entſpricht. Es handelt ſich daher ganz gewiß zu einem weſentlichen Teile um die Oppoſition des wahren Rechtsgefühls gegen einen erſtarrten formaliſtiſchen Neutralitätsbegriff, wie wir ihn im Haager „Abkommen über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Seekriege“ finden. Vergegenwärtigen wir uns nochmals die von beiden Seiten geltend gemachten Gründe.

Nach dem bisherigen Rechte unterlag es keinem Zweifel, daß die Waffenlieferungen neutraler Bürger an kriegführende Staaten regelmäßig ſtatthaft waren. Das Völkerrecht begnügte ſich damit, den Kriegführenden das Recht zu gewähren, Konterbandewaren zu konfiszieren. Was die Möglichkeit eines Ausfuhrverbotes betrifft, ſo war man bisher der Meinung, daß ein ſolches dann direkt unzuläſſig ſei, wenn die eine Partei dadurch benachteiligt würde. Auch der amerikaniſche Staatsſekretär Bryan hat erklärt, es dürfe der neutrale

Staat die Vorteile, die der einen Partei aus der Beherrschung der Meeresstraßen erwüchsen, nicht durch ein Ausfuhrverbot zunichte machen. Wenn Deutschland im Gegensatze zu England und Frankreich von der Zufuhr von Amerika abgeschnitten sei, so sei es nicht Aufgabe des neutralen Staates, diesen Nachteil durch ein Ausfuhrverbot auszugleichen; vielmehr bestehe die einzige Möglichkeit darin, daß Deutschland versuche, die Seeherrschaft an sich zu reißen. Amerika müsse sich mit dem formalen Standpunkte begnügen, beiden Parteien die Märkte offen zu halten.

Wer dagegen opponiert, dem wird nun noch weiter gesagt, das Neutralitätsrecht sei nun einmal ein formelles Recht; der neutrale Staat könne nicht jeden Augenblick seine Gesetzgebung dem Stande des Krieges anpassen.

Aber bei diesen Ausführungen wird ganz vergessen, daß bisher die Waffenlieferungen zwar eine nicht unwesentliche, aber doch niemals entscheidende Bedeutung hatten. Es war regelmäßig so, daß die kriegführenden Mächte selbst über bedeutende Munitionsmengen verfügten und daß die neutralen Staaten, wenn auch die Zufuhr von dem einen oder anderen Lande gehindert war, unschwer den nötigen Nachschub gewährleisten konnten. Das ist aber anders geworden, seitdem durch die moderne Feuergeschwindigkeit, insbesondere die Maschinengewehre, Unsummen von Munition gebraucht werden und neutrale Staaten gar nicht im großen Stile solche Nachlieferungen bewerkstelligen können, wenn sich ihre Fabriken nicht geradezu besonders darauf einrichten. Jetzt hat auf einmal die Waffenlieferung eine so gewaltige Bedeutung, daß der Grundsatz formeller Gleichheit nicht mehr genügt; es dürfen entweder nur beide Parteien oder keine unterstützt werden. In einem lichtvollen Aufsatze im „Tag" hat kürzlich Generalleutnant von Reichenau die große Feuergeschwindigkeit der modernen Waffen hervorgehoben und gesagt, daß infolgedessen große Munitionsmengen zur Verfügung stehen müßten, wie sie nur eine leistungsfähige Industrie schaffen könne. Durch diese Umwälzung in der Art der Kriegsführung ist das Problem ein ganz anderes geworden. Zwar wird man auch heute noch sagen dürfen, daß dort, wo es sich um geringere Waffenlieferungen handelt, die formell gleiche Behandlung aller Kriegführenden genügt. Dort aber, wo die Beschaffung ungeheurer Mengen in Frage steht, wo die Industrie eines Landes fieberhaft daran arbeitet, einer einzigen Kriegspartei Munition und Waffen zu liefern, da muß ein Ausfuhrverbot erlassen werden, weil in Anbetracht des ungeheuren Vorteils, den die eine Partei vor der anderen erfährt, der wahre Grundsatz der Neutralität nicht mehr als gewahrt anzusehen ist. Wahrlich, wenn die amerikanischen Staatsmänner sich einmal den Fall in dieser Weise klar machten, dann würden sie zu dem Erlasse eines Ausfuhrverbotes gelangen. Sie müßten sich fragen, ob es nicht wieder ein großer Schritt vorwärts in der Entwicklung des Rechts und der Gerechtigkeit im Völkerleben bedeutete, wenn Amerika trotz der ungeheuren Vorteile, auf die die amerikanische Industrie im Falle eines Ausfuhrverbotes verzichten müßte, diesen Bruch mit dem bisherigen

formalen Recht herbeiführte und den Völkern ein Beispiel gebe, daß es auch bei neutralen Staaten jetzt etwas Höheres gilt, als die Rücksicht auf finanzielle Spekulationen.

Mir scheint nun, daß die Bedeutung der Waffen- und Munitionslieferungen für die Kriege der neuesten Zeit nicht nur die Auslegung des bereits vorhandenen Rechts beeinflussen muß, sondern auch eine völlige Umgestaltung des zukünftigen Neutralitätsrechts zur Folge haben wird. Früher hatten Waffenlieferungen nicht die gewaltige Bedeutung für die Verlängerung eines Krieges wie heute. Wird nicht gegenwärtig, selbst durch die Lieferung von Munition an beide Parteien, der Krieg sehr in die Länge gezogen? Sehr interessant ist in diesem Zusammenhange zu erwähnen, was Professor Lammasch in Wien, die erste Autorität des deutschen Sprachgebietes für Völkerrecht, am 4. März 1915 in der Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung ausgeführt hat: „Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich die Entwicklung in der Richtung einer Rückkehr zu dem in zahlreichen älteren Neutralitätsdeklarationen enthaltenen Verbote der Lieferung von Objekten absoluter Kriegskonterbande durch Untertanen der neutralen Mächte von seiten ihrer Regierungen vollziehen, während für die relative Konterbande das gegenwärtig herrschende System noch beibehalten werden dürfte." Das ist ganz meine Auffassung, der ich freilich in meinem kürzlich erschienenen Werke über „Seekriegsrecht" (Stuttgart, Kohlhammer, 1915, 456 S.) deshalb nicht Ausdruck verliehen habe, weil damals die Bedeutung, die die Waffenlieferungen im gegenwärtigen Kriege einnehmen, noch nicht hervorgetreten war.

Für diese Entwicklung spricht eine Tatsache, die man bisher als selbstverständlich hingenommen hat, obwohl sie außerordentlich bedeutsam ist: daß nämlich bezüglich der Lieferungen von Kriegsschiffen usw. in diesem Kriege offenkundig strengere Grundsätze angewandt worden sind, als bisher. Noch 1912 konnte Einicke in seinem ausgezeichneten Werke über die „Rechte und Pflichten der neutralen Mächte im Seekriege" (Tübingen, 1912) unter Zustimmung vieler die Auffassung vertreten, es sei nur die Ausrüstung von Kriegsschiffen für kriegführende Mächte, nicht aber auch ihr bloßer Verkauf an Kriegführende untersagt. Es sollte nach dieser Anschauung also zwar verboten sein, ein Kriegsschiff in neutralen Häfen (auch im Wege des Verkaufs) so vollkommen auszurüsten, daß es sogleich nach dem Auslaufen des Hafens Feindseligkeiten begehen könne; dagegen sollte es statthaft sein, ein Kriegsschiff an eine kriegführende Macht zu verkaufen, wenn es vor der Verwendung im Seekriege erst in einem Hafen des ankaufenden Staates gefechtsbereit gemacht würde, eine Auffassung, die ich bereits in meinem eben erwähnten Werke unter Zustimmung von Lammasch als formalistisch abgelehnt habe. Aber daß sie auch in der Staatenpraxis ein gewisses Ansehen genoß, geht daraus hervor, daß Amerika während des russisch-japanischen Krieges den Verkauf von Torpedobooten gestattete, wenn sie während des Transportes an die kriegführende Macht zerlegt

würden. In diesem Kriege aber sind meines Wissens Lieferungen von Torpedobooten usw. nicht vorgekommen. Ja, Deutschland hat sogar mit Recht dagegen Einspruch erhoben, daß von Amerika Wasserflugzeuge an unsere Gegner verkauft würden. Die Amerikaner haben diese Anschauung leider abgelehnt, indem sie davon ausgingen, daß das Wasserflugzeug in der Hauptsache für die Luft bestimmt sei. Aber mir scheint, daß alle Kriegsmittel, die sich selbständig auf dem Wasser fortbewegen können, ebensowenig wie Kriegsschiffe ausgeführt werden können. Hier führt die formalistische Auslegung wahrlich zu einem befriedigenderen Resultate, als in jenem Hauptfalle, wo sie die Amerikaner anwenden.

Man hat gesagt, durch ein Verbot der Ausfuhr von Waffen, Munition usw. an kriegführende Staaten würde der Rüstungswettbewerb der Staaten im Frieden noch vergrößert, da sie fortan schon vor dem Kriege die nötigen Waffenmengen anhäufen müßten. Demgegenüber kann ich nur fragen: ist es wirklich Aufgabe der Neutralen, solche Ungleichheiten in der Rüstung der einzelnen Staaten zu beseitigen? Würde man nicht von dem entgegengesetzten Gesichtspunkte aus sogar viele Handlungen der Neutralen, z. B. Zuführung von Kombattanten, die heute verboten sind, für erlaubt ansehen müssen?

Auch auf einem ganz anderen Gebiete des Neutralitätsrechts erkennen wir, wie die neueste Entwicklung nach einer Verschärfung der hier inbetracht kommenden Regeln hinzielt. An sich läge es nahe, daß in einem Zeitalter, da Kriege mit Millionenheeren geführt werden und die erforderlichen Geldmittel auch verhältnismäßig viel größer sind, das Neutralitätsrecht nicht so scharfe Regeln bezüglich der finanziellen Unterstützung Kriegführender durch Neutrale aufstellte. Statt dessen aber läßt sich gerade eine entgegengesetzte Tendenz deutlich verfolgen. Die Bestrebungen der Weltfriedenskongresse von 1892, 1894, 1905 und 1907, sowie der Haager Interparlamentarischen Versammlung von 1913, die ein Verbot der Anleihen Kriegführender bei neutralen Staaten erstrebten, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Unter den Theoretikern hat besonders Bluntschli die Anleihen bei Neutralen als völkerrechtswidrig bekämpft. Er führte etwa aus: es sei doch etwas ganz anderes, wenn Neutrale mit den Kriegführenden den auch in Friedenszeiten gewohnten Handelsverkehr weiter betrieben oder wenn sie eine ausdrücklich für Kriegszwecke bestimmte Anleihe unterstützten. Bei der Anleihe würde mehr oder weniger die ganze Volkswirtschaft eines Landes engagiert, während es sich sonst nur um die Geschäfte einzelner Personen handle. In einigen Ländern wie Österreich-Ungarn, Spanien, Portugal, Rußland und der Türkei bedürfe zudem die Zulassung einer ausländischen Anleihe der Genehmigung der Regierung, und in Frankreich habe diese wenigstens ein Vetorecht. Es sei also bei solchen Geschäften vielfach sogar die ausdrückliche Mitwirkung der Regierung vorgesehen und schon deswegen liege in der Unterstützung der Anleihen Kriegführender ein Neutralitätsbruch.

Interessant ist, daß auf der Haager Interparlamentarischen Versammlung ein österreichischer Abgeordneter Dr. von Oberleithner ähnliche Gründe gegen ein solches Verbot vorbrachte wie jetzt die Amerikaner bezüglich der Waffenlieferungen. Er führte folgendes aus: „Die geplante Resolution zugunsten eines Verbotes würde in allererster Linie den kapitalkräftigsten Staaten England, Frankreich, den nordamerikanischen Staaten wie dem Deutschen Reiche nützen; aber jedenfalls würde sie anderen kapitalsschwächeren Mächten zum Nachteile gereichen. Ein kapitalsschwacher Staat könnte die gerechteste Sache vertreten, er würde nicht imstande sein, sie durchzusetzen, sondern auf Gnade und Ungnade der Willkür des kapitalsstarken Staates ausgeliefert werden. Das Geld würde geradezu der einzige, der dominierende Faktor in sehr vielen völkerrechtlichen Fragen werden, und die Eroberungsgelüste und Eroberungskriege würden sich ins maßlose steigern." Auch hier kann man prinzipiell nur darauf hinweisen, daß es nicht Aufgabe der neutralen Staaten sein kann, die Ungleichheit der militärischen und wirtschaftlichen Stärke zwischen den Parteien auszugleichen.

Auch in der Praxis der Staaten ist seit den Balkankriegen ein gewisser Wandel in der Auffassung vor sich gegangen. Noch 1873 hatte Gladstone im englischen Parlamente auf eine Anfrage erklärt, die finanzielle Unterstützung von Kriegführenden oder Revolutionären durch Anleihen gehöre nicht zu den durch die Neutralität verbotenen Akten. Auch die Zurückweisung einer russischen Anleihe durch Holland während des Krimkrieges widerspricht der damaligen Auffassung kaum, da Holland lediglich unter einem Drucke der französischen Regierung gehandelt haben soll. Noch am 31. Oktober 1912 erklärte Sir Edward Grey, daß die englischen Bankiers selbst wissen müßten, ob sie eine Kriegsanleihe unterstützen wollten oder nicht; die Regierung werde nichts tun, um eine solche finanzielle Unterstützung zu verhindern. Aber bereits zur selben Zeit bat der französische Ministerpräsident Poincaré die französischen Banken, Bulgarien kein Geld zur Führung eines neuen Balkankrieges vorzustrecken. Gewiß handelte es sich hier nicht um eine Anleihe, die während des Krieges von einem Kriegführenden gemacht wurde, sondern um eine solche, die erst die Mittel zum Beginn eines Krieges liefern sollte. Auch erklärte sich Poincaré nicht nur gegen die Zulassung von Anleihen, sondern allgemein gegen das Vorstrecken von Geld zwecks Führung eines Krieges. Aber diese Tatsache beweist doch immerhin, daß sich eine neue Anschauung Bahn bricht. Nach dem „Financial Commercial Chronicle" vom 22. August 1914 hat der amerikanische Staatssekretär Bryan auf eine Anfrage bezüglich einer eventuellen Anleihe erklärt, daß Anleihen von amerikanischen Bankiers an kriegführende Staaten mit der Neutralität der Vereinigten Staaten unvereinbar seien. J. P. Morgan & Co. ließen darauf bekannt machen, sie könnten auf weitere Verhandlungen wegen einer Anleihe von hundert Millionen Dollar an Frankreich nicht eingehen.

Die Frage, ob die Vereinigten Staaten von Amerika nicht moralisch verpflichtet wären, Deutschland in dem unwahrscheinlichen Falle, daß es einer fremden Anleihe bedürfte, eine solche in Amerika deshalb zu gestatten, weil von dort aus ungeheure Waffenlieferungen an unsere Feinde gemacht worden sind, soll hier nicht erörtert werden. Denn es kommt mir hier nicht darauf an, zu zeigen, wie sich das geltende Recht zu dieser äußerst bestrittenen Frage stellt, sondern ich will lediglich die Entwicklungslinie aufzeichnen, die wir aufs deutlichste feststellen können. Die Tendenz der allerneuesten Entwicklung, so sagt Dr. Strupp in seinem bemerkenswerten Buche über „Das internationale Landkriegsrecht“ (Frankfurt a. M., 1914 S. 137) scheint darauf gerichtet zu sein, Anleihen als neutralitätswidrige Unterstützungen Kriegführender anzusehen.

Diese beiden wichtigen Beispiele zeigen deutlich, wie stark diese Materie neuerdings im Flusse ist, und wenn man sich weiter vergegenwärtigt, welchen Einfluß das Auftreten der Unterseeboote auf das Seekriegsrecht hat, so wird man sich eine Vorstellung davon machen können, welche Umwälzungen der gegenwärtige Krieg dem Seekriegs- und Neutralitätsrecht der Zukunft bringen wird.

Die Begründung des Königreichs Belgien

Von Prof. Dr. Conrad Bornhak

In Heft 6 d. J. befindet sich ein Aufsatz über „Die Stellung Belgiens zum alten Reiche“ aus der Feder desselben Verfassers.

Auf dem großen Ländermarkte des Wiener Kongresses mußte nach Zurückdrängung Frankreichs auf seine alten Grenzen auch über das Gebiet der ehemaligen österreichischen Niederlande und des früheren Fürstbistums Lüttich verfügt werden. Österreich verspürte keine Lust, seinen alten Besitz wieder anzutreten und suchte seine Entschädigung in Italien. Anderseits hatte England den Niederlanden einen großen Teil ihrer Kolonien, Kapland, Ceylon, Surinam, vorenthalten und wünschte sie dafür in Europa schadlos zu halten. So wurde denn das spätere Belgien als Entschädigung für Englands Kolonialraub den Niederlanden überlassen, die ungefähr gleichzeitig die monarchische Staatsform unter dem Hause Oranien angenommen hatten.

Von neuem entstand damit der alte burgundische Gesamtstaat unter dem Namen des Königreichs der Niederlande, allerdings mit dauernder Einbuße von Französisch-Flandern und Artrecht, aber unter Einfügung des Lütticher Gebietes. Luxemburg, das im übrigen nur eine Provinz wie alle andern war, sollte die Entschädigung bilden für die bisherigen deutschen Besitzungen des Hauses Oranien. Es gehörte daher dem deutschen Bunde an, und seine Hauptstadt wurde Bundesfestung. Nach außen sollte in dem niederländischen Gesamtstaate ein widerstandsfähiger Pufferstaat gegen Frankreich in Anlehnung an England-Hannover geschaffen werden, während es gleichzeitig gelang, das mißtrauisch betrachtete Preußen von der Maas fern zu halten. Haag und Brüssel waren die Hauptstädte des neuen Staates. Die Mitglieder der ersten Kammer der Generalstaaten wurden vom Könige ernannt, die der zweiten von den Provinzialständen gewählt und zwar zu gleichen Hälften von den Nord- und den Süd-Niederlanden trotz der größeren Bevölkerungszahl der letzteren.

Nur ein halbes Menschenalter hat der Versuch, eine jahrhundertelang unterbrochene Verbindung wieder herzustellen, gedauert. Die südlichen Provinzen

fühlten sich innerlich geeint durch die katholische Kirche und die auch in den vlämischen Landen in den gebildeten Klassen herrschende französische Sprache gegen die reformierten und niederdeutsch sprechenden Holländer. Trotz ihrer größeren Bevölkerungszahl waren sie nicht nur in der Volksvertretung zurückgesetzt, auch die meisten Stellen der Offiziere und höheren Beamten waren mit Holländern besetzt, wie man alle Angehörigen der nördlichen Provinzen nannte. Die unter dem Kontinentalsystem Napoleons eben im Aufblühen befindliche Industrie des Südens wurde wieder erdrückt durch die holländische Handelspolitik. Dafür durfte aber der Süden die Schuldenlast des Nordens in gleicher Verteilung als Schuld des Gesamtstaates mittragen. Kurz, die an Bevölkerungszahl erheblich größere südliche Hälfte fühlte sich nicht mit Unrecht nur als unterworfene holländische Provinz.

Die Führung der Unzufriedenen übernahm der katholische Klerus, dem die Regierung den Einfluß auf die Schule entziehen wollte. Daneben erregte seltsamerweise der Versuch der Regierung, der niederländischen Sprache in den rein vlämischen Provinzen auf Kosten des Französischen mehr Eingang zu verschaffen, den größten Anstoß, obgleich holländisch und vlämisch dieselbe niederländische Schriftsprache haben und sich dialektisch nur wenig voneinander unterscheiden.

Die französische Julirevolution zerriß zuerst die Verträge von 1815. Mit seiner allgemeinen revolutionären Erregung weit über Frankreichs Grenzen hinaus bildete daher das Jahr 1830 einen Vorläufer von 1848. In dem fieberhaft erregten Brüssel, wo die Stimmung durch französische Abgesandte bearbeitet war, kam es am 25. August, dem Geburtstage des Königs, gelegentlich der Aufführung der „Stummen von Portici" zum bewaffneten Aufstande, der sich bald über das ganze Land ausbreitete. Am 20. September wurde eine provisorische Regierung unter de Potter gebildet, am 23. mißglückte ein Angriff des Prinzen Friedrich der Niederlande auf Brüssel, und am 4. Oktober erfolgte die Erklärung der Unabhängigkeit Belgiens, die der inzwischen berufene Nationalkongreß unter dem Vorsitze de Potters am 10. Oktober wiederholte. Mit Ausnahme von Luxemburg, Maestricht, der Citadelle von Antwerpen und der Scheldeforts Lillo und Liefkenshoek war das ganze von Belgien beanspruchte Gebiet schneller, als man zu hoffen gewagt hatte, von den Holländern befreit.

Eine ganz andere Frage war es nun aber, wie die europäischen Mächte diese Zerreißung der Wiener Kongreßakte auffassen würden. Zwei Mächte hatten von vornherein eine gegebene Stellung. Kaiser Nikolaus der Erste von Rußland wollte sein Heer zum Schutze der bedrohten Legitimität und der Wiener Verträge marschieren lassen und hätte zweifellos auch Preußen und Österreich in derselben Richtung mit fortgerissen. Nur brach zum Leidwesen Rußlands gerade in diesem Zeitpunkte die polnische Revolution aus, und das russische Heer konnte nicht nach dem Rhein und der Maas marschieren, weil es am Bug und Narew zu tun bekam. Anderseits mußte der illegitime

Bürgerkönig Louis Philipp jeden weiteren Bruch der 1815 begründeten Ordnung der Dinge mit Freuden begrüßen, war aber doch viel zu feige, entschieden Stellung zu nehmen und damit etwa den Angriff der alten Mächte auf Frankreich zu lenken.

Da war es denn von entscheidender Bedeutung, daß England die Niederlande und die Oranier fallen ließ. Die geraubten niederländischen Kolonien hatte es sicher, also lag ihm nichts daran, wenn die Niederlande die Entschädigung dafür verloren. Am 16. November 1830 trat das konservative Ministerium Wellington zurück und wurde durch das liberale Ministerium Grey ersetzt, in dem der Feuerbrand Lord Palmerston das Ministerium des Auswärtigen übernahm. Bald darauf erkannte England die Auflösung des bisherigen Königreichs der Niederlande an.

Nie und nimmer hätte sich der neue Staat aus eigener Kraft gegen den Willen der europäischen Mächte behaupten können. Belgien war eine gemeinsame Gründung von England und Frankreich, besonders aber von England, mit dessen Stellungnahme die Unabhängigkeit Belgiens entschieden war. Beide Großmächte hatten damit an Stelle des niederländischen Gesamtstaates, der als Mittelstaat doch einmal unbequem hätte werden können, zwei widerstandsunfähige europäische Kleinstaaten vor ihren Grenzen. Die Ostmächte mußten diese Gründung geschehen lassen, da Rußland durch die polnische Revolution gelähmt war, und Preußen und Österreich allein den Krieg gegen Frankreich, das nunmehr in der belgischen Frage eng mit England verbunden war, nicht aufnehmen wollten.

Nachdem die Frage eigentlich schon entschieden war, trat eine Konferenz der Großmächte zu ihrer Lösung in London zusammen. Sie konnte am 20. Dezember 1830 nichts anderes tun, als die Unabhängigkeit Belgiens zum Ausgangspunkte ihrer Beratungen machen.

Zwei Punkte harrten nun vor allem der Erledigung: die Königsfrage und die Auseinandersetzung mit den Niederlanden.

Der Gedanke der oranischen Partei, eine bloß administrative Trennung des Südens vom Norden durchzuführen oder den Prinzen von Oranien zum König vorläufig nur von Belgien zu erwählen, mußte bald aufgegeben werden, da die Oranier alle Sympathien im Lande verloren hatten. Ebenso aussichtslos waren die Bestrebungen einer ansehnlichen republikanischen Partei mit Rücksicht auf die auswärtige Politik. Denn einer belgischen Republik würden die Großmächte nie zugestimmt haben, und ohne den Schutz Englands und Frankreichs war das Land verloren. So entschied sich der Nationalkongreß für die erbliche konstitutionelle Monarchie. Und im Interesse der Befestigung des neuen Zustandes lag es, möglichst bald die Königswahl vorzunehmen.

Schon im Oktober lenkten sich die Augen der Wähler im Nationalkongresse auf den erst zwanzigjährigen Herzog von Nemours, dem Sohn des Bürgerkönigs Louis Philipp, dessen Wahl den engsten Anschluß an Frankreich bedeutet hätte.

Die französische Regierung winkte zunächst verständigerweise ab, um sich durch eine solche Fortsetzung der Politik Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons des Ersten nicht unheilbar mit den anderen Mächten zu verfeinden. Nun tauchte aber die Kandidatur des Herzogs von Leuchtenberg, des Sohnes von Eugen Beauharnais, auf. Diese Wiederbelebung der bonapartistischen Erinnerungen war dem Bürgerkönig doch zu gefährlich. Er konnte diese Kandidatur nur durch die Erklärung beseitigen, daß er die Krone für den Herzog von Nemours annehme. Darauf wurde dieser am 3. Februar 1831 mit 97 von 192 Stimmen erwählt. Nun war der Zweck erreicht, der König der Franzosen konnte den Großmütigen spielen und lehnte die Krone für seinen Sohn ab. Da inzwischen die Verfassung vollendet war, wählte der Nationalkongreß, um das Staatsgebäude zum Abschluß zu bringen, am 24. Februar den Baron Surlet de Chokier zum Regenten.

England hatte schon längst seinen Kandidaten bereit, hielt aber mit ihm zurück, bis alle anderen Möglichkeiten sich erschöpft hatten. Es war der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg. Er war mit der Prinzessin Charlotte, der Erbin des englischen Thrones, vermählt, also für die Rolle eines englischen Prinzgemahls ausersehen gewesen. Die Prinzessin war jedoch im ersten Wochenbett gestorben, und ihr Thronfolgeanspruch auf die Prinzessin Viktoria übergegangen. Seitdem lebte Prinz Leopold als vornehmer englischer Privatmann in Claremont. Die griechische Krone hatte er als zu brenzlich abgelehnt, aber für die belgische war er der geeignete Mann. Die Belgier selbst, besonders der Klerus, waren von dem protestantischen Kandidaten herzlich wenig erbaut. Aber er paßte in die Politik der Großmächte, und schließlich mußten die Belgier doch eine Dynastie haben, die von Europa anerkannt wurde. Denn schon tauchte der Gedanke einer gemeinsamen Besetzung Belgiens durch England, Frankreich und Preußen, ja der einer Teilung des Landes unter England und die Grenznachbarn auf. Eine längere Zurückhaltung Leopolds war nur dadurch veranlaßt, daß er erst die Auseinandersetzung mit den Niederlanden herbeigeführt haben wollte. Aber am 4. Juni 1831 wurde Prinz Leopold mit 152 von 195 Stimmen gewählt und nahm die Krone an. Einige Wochen später, am 21. Juli, hielt er seinen Einzug in Brüssel. Im folgenden Jahre, am 9. August 1832, vermählte sich der trauernde Witwer mit der Prinzessin Luise von Orleans, der Tochter König Louis Phillipps, und sicherte damit die Zukunft einer katholischen Dynastie für Belgien.

Wie der neue belgische Staat eine Schöpfung Englands und Frankreichs war, oder besser gesagt Englands, wobei Frankreich etwas hatte helfen dürfen, so war auch die neue Dynastie ihr Geschöpf. Frankreich hatte den neuen König nicht stellen dürfen, das blieb England vorbehalten, aber Frankreich erhielt wenigstens die Erlaubnis, bei der Fortpflanzung der Dynastie etwas zu helfen. Diese dynastischen Bande zwischen England und Belgien mußten sich noch enger schlingen, da es dem klugen Koburger auf Belgiens Thron gelang,

die junge Königin Viktoria mit einem Mitgliede seines Hauses, dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg und Gotha, zu vermählen. Das belgische und das englische Königshaus waren seitdem gewissermaßen nur eine große Familie. Dagegen mußten sich die dynastischen Beziehungen zu Frankreich von selbst lockern, nachdem das Haus Orleans 1848 des französischen Thrones verlustig gegangen war.

So blieb den Mächten denn nur noch die Aufgabe, die Auseinandersetzung ihres Schützlings mit den feindlichen Niederlanden und ihrem stets noch grollenden König Wilhelm dem Ersten herbeizuführen.

Da der belgische Nationalkongreß trotz heftigsten Widerspruchs der Klerikalen die englischen Wünsche bei der Königswahl erfüllt hatte, beeilte sich auch die Londoner Konferenz der Großmächte, Belgien so weit als möglich entgegenzukommen. Am 27. Juni setzte das Londoner Protokoll die 18 Artikel fest. Darin war von einer Teilung der Staatsschuld abgesehen, Maestricht Belgien zugesprochen, der bestehende Zustand in Luxemburg, das mit Ausnahme der von Preußen besetzten Bundesfestung ganz mit Belgien vereinigt war, wurde weiter geduldet. Während der belgische Nationalkongreß die 18 Artikel annahm, erhob der König der Niederlande den heftigsten Widerspruch, und die Ostmächte erklärten unter diesen Umständen, die Anerkennung des neuen Königs noch zurückhalten zu müssen.

Und nun kam die Überraschung. Während König Leopold noch mit Einzugsfesten beschäftigt war, rückten im August die Niederländer unter dem Prinzen von Oranien wieder ein, warfen das revolutionär zerrüttete belgische Heer über den Haufen, und der belgische König selbst holte sich die schmählichste Niederlage bei Tienen. Jetzt konnten nur noch die beiden Schutzmächte helfen. Eine englische Flotte lief in die Schelde ein, ein französisches Heer unter Marschall Gérard überschritt die Grenzen und zerstörte als eine seiner ersten Siegestaten das preußische Schlachtdenkmal bei Belle-Alliance. Die Niederländer gingen schleunigst auf einen Waffenstillstand ein.

Da aber inzwischen Warschau gefallen und der polnische Aufstand im Verlöschen war, erreichten sie wenigstens bessere Bedingungen für die Trennung. Am 15. Oktober 1831 kam ein neues Protokoll von 24 Artikeln zustande. Danach sollte Belgien einen Teil von Luxemburg und Limburg verlieren und einen Anteil an der Staatsschuld übernehmen. Den Belgiern blieb nichts anderes übrig, als sich zu fügen, aber König Wilhelm der Niederlande erhob weiter Einspruch.

Nachdem König Leopold Hochzeit gefeiert, rückte im Einverständnisse mit den Großmächten ein französisches Heer zum zweiten Male in Belgien ein und begann am 14. November die Belagerung der noch von den Niederländern besetzten Zitadelle von Antwerpen, die von General Chassé verteidigt wurde. Doch sollte das um Himmels willen kein Krieg sein, sondern nur eine europäische Zwangsvollstreckung. Die Belagerung hieß daher „Maßregel", die holländischen

Kriegsgefangenen nannte man „die infolge der zur Herstellung des Traktats vom 15. November angewandten Zwangsmaßregeln Festgenommenen", aber die Gefallenen waren wirklich tot. Am 23. Dezember kapitulierte die vollständig zusammengeschossene Zitadelle, nur die Scheldeforts Lillo und Liefkenshoek blieben in niederländischem Besitze.

Jahrelang blieb es nun bei dem vorläufigen Zustande, einer Art Waffenstillstand. Belgien hatte ganz Luxemburg mit Ausnahme der Bundesfestung im Besitze und vollständig mit seinem Staatswesen vereinigt. Die Niederlande hielten die Scheldeforts besetzt. Erst am 22. Januar 1839 ließen sich die Niederlande zur Annahme der 24 Artikel herbei. Für Belgien war damit das schmerzliche Opfer verbunden, daß es gegen die zwei Scheldeforts das nunmehrige Großherzogtum Luxemburg räumen mußte und seine gegenwärtigen Grenzen erhielt.

Die Auseinandersetzung mit den Niederlanden hatte aber doch gezeigt, daß der neue Staat völlig außerstande war, sich auch nur gegenüber seinem kleineren nördlichen Nachbar aus eigener Kraft zu behaupten. Wie England und Frankreich den neuen Staat begründet, und wie sie ihm seine Dynastie gegeben hatten, so sicherten sie ihm auch seine Unabhängigkeit. Während es aber bei den beiden ersten Vorgängen wesentlich England war mit Frankreich im Schlepptau, ließ England nunmehr, da es sich um militärische Opfer an Gut und Blut handelte, edelmütig Frankreich vorangehen. Wenn der Staat Macht ist unter den Mächten der Erde mit der Aufgabe, sich wenigstens gegen gleich mächtigen Staaten selbständig zu behaupten, so war die neue Schöpfung der Westmächte eine Parodie auf den Staatsbegriff.

In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache hatten die Großmächte durch Vertrag vom 15. November 1831 untereinander und mit Belgien, dem am 19. April 1839 auch die Niederlande beitraten, das neue Königreich für dauernd neutral erklärt: „La Belgique formera un État indépendant et perpétuellement neutre. Elle sera tenu d'observer cette même neutralité envers tous les autres États." Die Neutralität, deren Begriff im wesentlichen erst seit dem Wiener Kongresse für die Schweiz und einige kleinere Gebietsteile feststand, wurde damit auf einen zweiten europäischen Staat in seiner Gesamtheit übertragen. In weiterer Folge dieser Neutralität wurden durch die Verträge vom 15. November und 14. Dezember 1831 auch die belgischen Festungen bestimmt, die geschleift werden sollten. Einst auf Grund der französischen Kriegskostenentschädigung angelegt als Schutz gegen Frankreich, also doch auch im Interesse Deutschlands, fielen sie schon bald wieder der Vernichtung anheim. Dem französischen Interesse entsprach es natürlich durchaus, wenn die Festungen jenseit seiner Grenze verschwanden. Den anderen Mächten wurde die Schleifung einleuchtend gemacht durch die Tatsache, daß Belgien sie doch nicht verteidigen könne, und sie deshalb ohne weiteres Frankreich anheimfallen würden. Den Schutz des belgischen Gebietes sollte einzig die belgische Neutralität gewähren.

Für Deutschland ergab sich jedenfalls daraus die wenig erfreuliche Tatsache, daß es jetzt nach der belgischen Seite, abgesehen von der Bundesfestung Luxemburg, gegen Frankreich vollständig ungedeckt war.

Das führte auf die letzte Auseinandersetzung, welche die Begründung des neuen Staates notwendig machte: die mit Luxemburg und dem deutschen Bunde.

Luxemburg war den Oraniern zwar als Bundesland und als Ersatz für ihre deutschen Erblande überlassen, aber von ihnen einfach als niederländische Provinz behandelt worden. Das rächte sich jetzt. Denn dadurch wurde Luxemburg gleich den übrigen südlichen Provinzen in die belgische Revolution mit hineingezogen und ein Teil des neuen belgischen Staatswesens. Nur in der Provinzialhauptstadt und Bundesfestung hielt die preußische Besatzung die Staatsgewalt des Königs der Niederlande aufrecht, der eine eigene Regierungskommission zur Verwaltung dieses seines Großherzogtums einsetzte. Nach den 24 Artikeln vom 14. Oktober 1831 sollte das Großherzogtum in seinen heutigen Grenzen dem Könige der Niederlande verbleiben, dafür aber Niederländisch-Limburg ohne Maestricht und Venlo an Stelle des an Belgien überlassenen Teiles von Luxemburg deutsches Bundesland werden. Da jedoch der König der Niederlande die 24 Artikel nicht anerkannte, blieb tatsächlich ganz Luxemburg mit Ausnahme der Hauptstadt mit Belgien vereinigt. Die preußische Besatzung der Bundesfestung befand sich ungefähr wie in einer belagerten Festung. Das dauerte nun neun Jahre lang, die Belgier hofften, es würde immer so bleiben. König Leopold war sogar bereit, in den deutschen Bund einzutreten. Aber nimmermehr hätten die legitimen deutschen Fürsten den revolutionären Emporkömmling unter sich geduldet. Endlich erkannte 1839 der König der Niederlande die Trennung an. Luxemburg in den Grenzen des heutigen Großherzogtums mußte von Belgien aufgegeben werden.

Der deutsche Bund hatte sich bei der ganzen Angelegenheit, in der es sich doch um den Schutz des Bundesgebietes handelte, erbärmlich benommen. Auf die im Oktober 1830 von den Niederlanden erbetene Bundeshilfe hatte der Bundestag Bundesexekution gegen die Aufrührer beschlossen. Aber wie sie durchführen? Erst im nächsten Frühjahre setzten sich Lippe, Schaumburg-Lippe und Waldecker in Bewegung in einem solchen militärischen Zustande, daß sie der preußische Gouverneur der Bundesfestung nicht brauchen konnte. Hannover, damals noch mit England in Personalunion, verweigerte die Teilnahme unter dem Vorwande, daß es erst Deckung für die Unkosten haben müsse. Holstein-Lauenburg und andere folgten diesem Beispiele. Also geschah nichts. So kam es denn schließlich zur Teilung des Luxemburger Landes, und der deutsche Bund mußte froh sein, für die an Belgien abgetretene, vorwiegend wallonische Hälfte in Holländisch-Limburg ohne Maestricht und Venlo wenigstens dem Namen nach Ersatz zu erhalten. Der deutsche Bund ließ einfach die belgische Revolution und die Beschlüsse der Großmächte über sich ergehen, er

wartete geduldig neun Jahre in der von Belgien umschlossenen Bundesfestung, bis auch der König-Großherzog Wilhelm diesen Beschlüssen beitrat, und gab dann die Hälfte eines deutschen Bundeslandes kampflos an Belgien preis.

Verständige Belgier haben später die Trennung von den Niederlanden als ein Unglück beklagt. Namentlich die Vlamen mußten einsehen, als sie den Kampf um ihre Gleichberechtigung mit den Wallonen aufnahmen, daß sie diese sprachliche Gleichberechtigung in einem niederländischem Gesamtstaate ohne weiteres gehabt haben würden. Und selbst der Wallone Vauthier*) meint in zurückhaltender Selbstbescheidung: „Gegenüber der schon solange vollendeten Tatsache erscheint die Frage unnütz, ob die belgische Revolution von 1830 für Belgien ein glückliches oder bedauerliches Ereignis war. Selbst die, welche letzterer Ansicht zuneigen, müssen beklagen, daß die Regierung des Königs Wilhelm (in mancher Hinsicht vorsichtig, eifrig und liberal) die Gabe, die berechtigten Gefühle des belgischen Volkes zu schonen und dadurch die eingetretene Entwicklung zu beschwören, nicht in reichlicherem Maße besessen hat." Als ob die eingetretene Entwicklung ohne die tatkräftige Hilfe Englands und Frankreichs überhaupt möglich gewesen wäre.

Abgesehen davon, daß die Trennung für die Vlamen wirklich ein nationales Unglück bedeutete, war es wohl im wesentlichen das Gefühl des Unzureichenden des Kleinstaates, das diesen politischen Katzenjammer erzeugte. Nie sind daher die Wünsche ganz verstummt, Belgien durch deutsches Gebiet zu erweitern, obgleich dadurch der national gemischte europäische Kleinstaat vor noch unlösbarere nationale Aufgaben gestellt worden wäre. So dachte man in der Zeit der Königssuche an den König von Sachsen, der sein Stammland an Preußen überlassen, während Preußen die Rheinprovinz mit Aachen, Cöln und Coblenz an Belgien abtreten sollte. Und noch zu Beginn des Krieges tauchten Karten auf mit den neuen belgischen Grenzen, die nicht nur die Pfalz, Rheinhessen und das linke Rheinufer der Rheinprovinz, sondern auch auf dem rechten den rheinisch-westfälischen Industriebezirk umfaßten. Gegen Frankreich, wo an den Grenzen eine stammverwandte vlämische und wallonische Bevölkerung saß, die einst zu den Niederlanden gehört hatte, richteten sich solche Wünsche niemals.

Der kluge Macchiavelli hat einmal gesagt, die Macht werde durch dieselben Mittel behauptet, durch die sie erworben sei. Da in Belgien von der wesentlichen Eigenschaft des Staates, Macht zu sein unter den Mächten der Erde, nicht die Rede sein konnte, kann man jenen Satz dahin erweitern, daß die Faktoren, die bei der Begründung des Staates wirksam waren, auch seine ganze weitere Betätigung bestimmten. Belgien war eine künstliche Schöpfung Englands und

*) Staatsrecht des Königreichs Belgien (aus Marquardsens Handbuch), Freiburg i. B. 1892, S. 15.

Frankreichs, aus sich selbst heraus war es nichts. Damit war ihm sein Lebensschicksal in die Wiege gelegt. Seine Gründung entschied auch über sein Geschick. Unbeschadet seiner Neutralität, seines einzigen Schutzmittels, das es selbst in den Staub trat, mußte es sich in den Bannkreis englisch-französischer Interessen begeben. Doch die Vorherbestimmung des Schicksals hebt die Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhle der Geschichte nicht auf. Belgien fällt durch dieselben Mächte, die es geschaffen, durch England und Frankreich.

Japans Presse und öffentliche Meinung während des Weltkrieges

Von Hermann F. Geiler

Mit der Eroberung Tsingtaus hat in Japan alle Feindschaft gegen Deutschland aufgehört. Das ist der auf den ersten Blick überraschende, aber bestimmte Eindruck, den man bei der Durchsicht japanischer Zeitungen aus den Monaten Januar und Februar 1915 erhält. Hält man gegen diese ruhigen, von oft gesuchter Sachlichkeit durchdrungenen Leitartikel und Feuilletons die täglichen albernen Wutausbrüche und schwülstigen, von blindwütendem Haß gegen alles Deutsche triefenden Schmähepisteln in der französischen und englischen Presse, so könnte man fast vergessen, daß die schlitzäugigen Japaner sich im Kriegszustande mit uns befinden. Handelt es sich hier um den uns unverständlichen Ausdruck einer am wenigsten bei dem Japaner vermuteten Sentimentalität? Oder ist es wohlberechnete politische Taktik, eine Spekulation auf große wirtschaftliche und politische Vorteile bei einem im Frieden herbeizuführenden guten Verhältnis zum Deutschen Reich? Als Kenner der japanischen Volkspsyche, als aufmerksamer Beobachter der japanischen inneren und Wirtschaftspolitik, kann ich sagen, daß wir hier durchaus keinem unlösbaren Rätsel gegenüberstehen.

Daß die Grundsätze der auswärtigen Politik des Kaiserreiches im fernen Osten von jeher nicht auf eine feindselige Haltung Deutschland gegenüber gerichtet waren, ist unseren Politikern bekannt. Eher muß man sagen, daß sie europafeindlich war. Um ein in englischen Zeitungen gebräuchliches Schlagwort zu nennen, kann man die japanische Politik der beiden

letzten Jahrzehnte als „übertrieben national" bezeichnen. Dem schon in der Schule dem jungen Japaner eingeimpften, von der japanischen Religion, dem Schintoismus, geradezu zum Evangelium erhobenen Nationalismus war das vor Japans Toren gelagerte Tsingtau immer ein Dorn im Auge. Für die weitere Ausbreitung des japanischen Herrschaftsgebietes, oder in der Sprache des Volkes: für das zukünftige Glück des geliebten, als Halbgott verehrten Mikado bedeutete das wirtschaftlich zu immer wachsender Blüte gelangende Tsingtau ein Hindernis. Man wußte in Japan, daß wir Deutsche unser mühsam zur Entwicklung gebrachtes Pachtgebiet lieben und es nicht freiwillig herausgeben würden. Daß man Tsingtau nehmen mußte, daß man es mit den Deutschen verderben mußte, mit denen man sowohl in Kiautschau als auch in Japan selbst sehr gut auskam, weckte in der Masse des Volkes, wie aus Zeitungsberichten herauszulesen ist, ein Gefühl des Bedauerns. Für politische Notwendigkeiten, für Bündnispflichten und dergleichen hat das Volk nie Verständnis besessen. Es ist politisch völlig urteilslos und unreif. Große Weltereignisse, blutige Kriege und verheerende Katastrophen betrachtet der Japaner mit den Augen eines geborenen Dichters. So seltsam dies klingen mag — jeder der Japan aus eigener Anschauung kennt, hat es erfahren: das Volk ist ungemein poetisch veranlagt und verleugnet diese Liebe zur Welt der lebhaftesten Phantasie bei keiner Gelegenheit. Das Volk liebt die rohen Affekte nicht und ist ungemein ästhetisch. Betrunkene, wie sie ganz vereinzelt zur Zeit des Reisweins in den Großstädten auftauchen, sind für den Mann aus dem Volke ein Greuel und kommen in seinen Vorstellungen gleich hinter den Schwerverbrechern. Die natürliche Gutmütigkeit des Japaners, verbunden mit seiner an ästhetischen Idealen reichen Lebensanschauung, verhindert das allgemeine Umsichgreifen eines Hasses gegen eine fremde Nation. Haß aus politischen Motiven kennt das Volk nicht, schon weil es von Politik so herzlich wenig versteht. Eine allgemeine Volksstimmung, wie sie heute in Frankreich und England gegen uns herrscht und ihre meist recht bedauerlichen, oft aber auch wirklich komischen Blüten treibt, ist in Japan undenkbar. Wenn in der allerneuesten Zeit das japanische Volk für politische Vorgänge Interesse hat, so liegt dieses auf dem Gebiet der inneren Politik. Durch die Milliardenausgaben, die Heer und Marine, die eine verwegene Großmachtpolitik verschlungen haben, lastet auf dem Volke die bitterste Not. Wirtschaftliche Reformen, Steuerprobleme, vor allem aber sozialpolitische Maßnahmen der Regierung sind es heute, die auch im niederen Volke mit zunehmendem Eifer und Verständnis diskutiert werden. Die Zeitungen bemühen sich, die Kenntnis der brennendsten Wirtschaftsfragen dem Volke zu vermitteln. Unzählige Vorträge in allen Teilen des Reiches behandeln in volkstümlicher Weise soziale Probleme. Die Hörer der sozialpolitischen und wirtschaftswissenschaftlichen Vorlesungen an den in mehreren Städten nach deutschem und amerikanischem Muster errichteten Volksuniversitäten nehmen während des Krieges an Zahl sichtlich zu. Die Regierung erteilt Prämien

für die Einführung landwirtschaftlicher Maschinen, die den vielfach noch recht primitiven Ackerbau des japanischen Landmannes rationeller gestalten sollen. Allenthalben regen sich die Hände und die Geister, um der sozialen Not, dem wirtschaftlichen Niedergang zu steuern. All das lehren uns die Zeitungen, die auf langem umständlichen Wege zu uns gelangen. Noch eines aber lehren sie uns: der Krieg, der Europa in Flammen gesetzt, der in dem öffentlichen und privaten Leben der gesamten europäischen Bevölkerung, der auch in den Ländern Amerikas und Afrikas, auch wenn sie nicht am Kriege aktiv beteiligt sind, einschneidende Veränderungen hervorgebracht, die Volksstimmung gewaltig aufgeregt hat, der Weltkrieg, der die Zeitungen fast der ganzen Welt ausschließlich füllt, er kümmert die Japaner, das heißt das Volk, nicht im geringsten. Nach einer von mir aufgestellten vorläufigen Statistik füllte die japanische Presse in den Monaten November und Dezember 1914 und Januar und Februar 1915 durchschnittlich 48,6 Prozent ihrer Textspalten mit Erörterungen und Nachrichten über wirtschaftliche, soziale und finanzpolitische Fragen und Ereignisse, während in nur durchschnittlich 14,9 Prozent aller Textspalten der Weltkrieg in Meldungen und Kommentaren zur Sprache kam! Nimmt man nur die redaktionellen Leitartikel vor, so kommt man zu dem Ergebnis, daß beispielsweise vier der größten Tokioer Zeitungen im Januar 1915 zusammen elf politische Artikel über den Krieg und das Verhältnis zu China brachten, während die dem japanischen Volke nähergehenden sozialen und wirtschaftlichen Fragen in sechsundsiebenzig Artikeln derselben Blätter in derselben Zeit behandelt wurden.

Was wir Deutsche durch unsere Tagespresse über japanische Zustände und Meinungen, über deutschfeindliche Auslassungen in der Tokioer Presse zu hören bekommen, stammt aus englischen und amerikanischen Quellen. Diese berücksichtigen immer nur die großstädtischen Blätter, unter diesen wieder besonders solche, die entweder ganz englisch oder amerikanisch sind in Sprache und Haltung, oder aber die mit englischem oder amerikanischem Kapital arbeiten und naturgemäß nicht objektiv berichten. Diese pseudojapanischen Blätter führen in der Hauptstadt das große Wort. Durch Listen, glänzende Honorierung und das gern gegebene Versprechen der kräftigsten Unterstützung gelingt es diesen Schreiern immer wieder, selbst besonnene Politiker und Gelehrte in ihr Fahrwasser zu locken. Diesem Treiben gegenüber ist die Lage der gesamten übrigen japanischen Presse, die von japanisch gesinnten Japanern redigiert wird, nicht leicht. Ihr gesamtes Nachrichtenmaterial erhalten sie ausschließlich auf englischen, amerikanischen und russischen Kabeln aus Shanghai, San Francisco und Wladiwostok. Von den Tokioer Chefredakteuren beherrschen nur zwei einigermaßen die deutsche Sprache. Um sich über deutsche Verhältnisse zu orientieren, sind sie genötigt, zu englischen und amerikanischen Büchern und Zeitschriften zu greifen. Eine wahrheitsgetreue Darstellung deutscher Verhältnisse und Ereignisse kann man daher nur von den Zeitungen erwarten, deren Chefredakteur Deutschland aus eigener Anschauung kennt, oder die gute Beziehungen zu deutsch-

japanischen Handelskreisen pflegen. Um zu verstehen, warum die anglo-japanische Presse in Japan gegenüber der viel zahlreicheren national-japanischen Presse so weitreichenden Einfluß besitzt, braucht man sich nur die sehr junge und kurze Geschichte des japanischen Zeitungswesens überhaupt zu betrachten.

Nachdem bis 1872 nur vier bis fünf Blätter erschienen waren, die entweder nur Übersetzungen aus holländischen Zeitungen aus Batavia oder ausschließlich Anzeigen brachten, begründete in jenem Jahre ein Engländer die erste wirkliche Zeitung in modernem Sinne, die er „Schimbum sasschi" betitelte. Von 1872 an nahm die Presse aber sowohl in der Residenz wie in der Provinz einen großartigen, schnellen Aufschwung, an dem namentlich anglo-amerikanisches Kapital sich beteiligte. 1880 zählte man bereits 284 Zeitungen und Zeitschriften; 1890 waren es schon 716, davon 316 in Tokio; 1897 zählte man 745 Blätter mit einer Gesamtauflage von 432 Millionen Exemplaren jährlich; 1903 war die Zahl auf 1520 gestiegen. Heute zählt die japanische Presse weit über 2100 Blätter, von denen etwa 415 in der Hauptstadt erscheinen.

Die Aufmachung der großen Tokioer Zeitungen ist ganz amerikanisch: großes Format, sensationelle Überschriften, Riesenreklame. Auch inhaltlich nähert sich die japanische Zeitung immer mehr ihrer amerikanischen Schwester: sie liebt den Klatsch in jeder Schattierung und verschmäht es auch nicht, die fettesten Enten ihren Lesern vorzusetzen. Technisch ist das Zeitungswesen durchaus auf der Höhe. Die japanischen Handsetzer sind äußerst gewandt. Setzmaschinen lassen sich wegen der Eigenart der japanischen Druckschrift, die heute nur noch aus 47 Zeichen besteht, nicht verwenden. Dagegen verwendet man große modernste Rotationsmaschinen, die zum Teil in Japan erfunden und gebaut sind.

Unter den großen Tokioer Blättern erreicht eines, „Schi-schi Simpo", zu deutsch: „Die neue Zeit", eine tägliche Auflage von 450 000 Exemplaren und erscheint dreimal am Tage. Die nächstgrößten haben Auflagen von 100 000 bis 300 000 Exemplaren und erscheinen täglich zwei- und dreimal. Die soziale Stellung der Redakteure und Journalisten ist ähnlich der in Frankreich. Es ist wiederholt vorgekommen, daß ein Minister früher Chefredakteur einer großen Tokioer Tageszeitung war, wie es z. B. beim gegenwärtigen Minister des Innern der Fall ist.

Die Presse in der Provinz ist reich entwickelt, wie wir es nur in den Vereinigten Staaten wiederfinden. Jedoch macht sich unter dem direkten Einfluß der anglo-amerikanischen Riesenpresse mehr und mehr ein Rückgang in der Bedeutung und Rentabilität der Provinzpresse bemerkbar. Dieser schädliche Einfluß geht in seinen allerletzten Zielen dahin, mit Hilfe fremden, natürlich englischen Kapitals, die starke Provinzpresse zu unterdrücken, der Tokioer Sensationspresse finanziell und geistig anzugliedern. Gegenwärtig ist die Entwicklung soweit, daß die Mehrzahl der anglo-amerikanischen Zeitungen Tokios außer ihrer Stadtauflage noch eine au gedehnte Provinzausgabe mit gleichem Inhalt herstellen und zu groß angelegten Propagandazwecken verwenden. Mit Kriegsausbruch

haben diese in der Form großer Aktiengesellschaften auftretenden Organe der britischen Finanzaristokratie ihre Tätigkeit unter der Provinzbevölkerung natürlich verdoppelt, angesichts der Gefahr, infolge der herrschenden anti-europäischen Stimmung in weiten Kreisen des Volkes das im Frieden erreichte wieder verlieren zu müssen. Das japanische Volk ist eben gesund und sehr schwer beeinflußbar. Es ist zu erwarten, daß mit der fortschreitenden Ausbreitung einer guten Schulbildung politische Urteilsfähigkeit in ausgedehnterem Maß als bisher im Volke herrschen wird, so daß den von der korrupten Großstadtpresse systematisch unternommenen Raubzügen die Aussicht auf dauernden Erfolg illusorisch gemacht wird.

Wie sich aus Zeitungsberichten aus Japan entnehmen läßt, steht das Land vor wichtigen innerpolitischen Ereignissen, die in der öffentlichen Meinung des Volkes undeutlich, gleichsam ihre Schatten vorauswerfend, zum Ausdruck kommen. Heer und Marine haben den Bogen überspannt. Die lange Jahre genährte Unzufriedenheit wird durch das kühne und anscheinend erfolgreiche Auftreten Japans in China auf den Friedensschluß vertröstet. Durch eilige, geradezu überstürzte öffentliche und private Maßnahmen, durch reichliche Unterstützung einzelner Teile des notleidenden Volkskörpers wird der Ausbruch gefährlicher Unruhen hinausgeschoben. Die besonnene Presse, die auch heute noch in der Mehrheit ist, vermeidet ängstlich allzulautes Kriegsgerassel; in flammenden Aufrufen, unter Verheißung baldiger wirtschaftlicher Reformen, wird die Aufmerksamkeit des Volkes auf die ja nun einmal als Halbgott verehrte Gestalt des Kaisers gelenkt, der berufen sei, „das Ideal eines jeden Japaners: Asien den Asiaten, jedoch unter japanischer Führung" der Erfüllung nahezubringen.

Das große Wecken

Von Oswald Meyer

(Schluß)

4.

Schweigend, ohne Lied und Scherz, geht der Marsch, nach Osten, dem Morgen entgegen. Aber kein zartes Morgenrot jubelt weckend über die Erde, kein Sonnenstrahl bricht sieghaft durch das schwelende Schwarz, das den Morgen verhüllt.

Vorwärts, vorwärts in der klaren Morgenkühle. Scharf und beißend steigt ihnen die Luft entgegen. Und bald sind sie einem Dorfe nah.

Wie ein böser Geist liegt schwelender Qualm darüber. Pestgeruch zieht weithin wie eine wehrende Mauer: verbranntes Vieh liegt zu Hauf. Nackt und trostlos starren Pfosten und Sparren in den Himmel: der Häuser Rippen, abgenagt vom fressenden Brand. Schutt und Trümmer sperren die Straßen. Quer über den Weg liegt, als sei er als Wächter gefällt, ein Bauer — zur Unkenntlichkeit zerfetzt von Hieb und Stich das graubärtige Gesicht.

Weiter über die Dorfstraße. Kein Haus, das unversehrt. Hohl starrt aus eingeschlagenen Fenstern, toten Augen gleich, Elend und Not. Tiefe Wunden sind den Mauern geschlagen, ihre Wehr ist zerborsten — Wind und Regen und alles Getier findet Einlaß über die Schwelle. Des Herdes Heiligkeit ist zerstört. Hausrat und fromme Erinnerung ist auf die Straße gezerrt.

Drohend winken und nicken die Lanzenspitzen durch das Dorf.

Am Weiher liegt es zu Hauf — was ist es? Warum steht der Pfarrer dort aufrecht am Baum? Warum kommt er nicht herbei und gibt Auskunft über das graufige Geschick des Dorfes, über das graufige Durcheinander dort am blutgefärbten Dorfteich?

Seht ihr nicht? Er ist an die Linde gebunden! Und warum schweigt er auf unseren Ruf. Seht ihr nicht sein bleiches Gesicht, nicht den eingetrockneten blutigen Quell aus seinem Mund? Sein Wort mag den Mordbrennern Gottes Strafe verkündet haben — sein dräuendes Zorneswort — da haben sie ihn zum Schweigen gebracht.

Was winkt dort aus den Lindenästen — eine Hand — eine weiße Kinderhand — — wo ist der Körper, dem die weiche Hand fehlt?

Sie steigen ab, die braven Reiter. Totengräberdienste tun sie. Sie wissen nicht, ob sie die Mutter zum Kinde legen. Ob das abgeschlagene Haupt zum Körper gehört — — sie wissen nur: nicht ein Mann ist unter den Toten — außer dem Pfarrer. An den Wehrlosen haben sich die Barbaren vergriffen.

5.

Über das öde, wie in tonloser Klage liegende verwüstete Land jagt ein Reiter. Die Lanze tanzt, der Säbel schlägt gegen den Sattel; Bügel und Kandarenkette klirren, Schaum fliegt und die Erde stiebt. Ein Meldereiter ist es, der im Rücken vordringender Schwadronen rückwärts eilt. Die Eile sitzt mit ihm im Sattel. Die Not peitscht und spornt das Pferd. Auf große Überzahl ist das Regiment gestoßen. Nun hält es den vordringenden Feind, dem es doch auf die Dauer Widerstand nicht leisten kann. Da ist Werden zurückgeschickt, um Verstärkung zu holen. Schon hat er das Dorf durchritten, wo sie heut nacht gelegen — jetzt ist es ausgestorben.

Endlich — endlich stößt er auf die gesuchte Truppe. Einem jungen Offizier übergibt er seine Meldung und wartet ungeduldig auf den Befehl, umkehren zu dürfen. Aber der Kommandeur will ihn selber sprechen und befiehlt ihn zu sich. Ein freundlicher Blick trifft den Meldereiter, der auf Befragen so klare, militärisch knappe Antworten gibt.

Dann sieht er das von der Anstrengung über angespannte Gesicht und die wogenden Nasenflügel Werdens. „Sie bleiben hier," befiehlt er, um dem jungen Soldaten Schonung zu gönnen, „und gehen zusammen mit der ersten Schwadron wieder vor."

Die Enttäuschung in Werdens Gesicht ist deutlich. Der Offizier lacht. „Das paßt Ihnen wohl nicht? Möchten wohl sobald wie möglich zurück — an den Feind? Wie?"

„Wenn ich Herrn Oberst gehorsamst bitten dürfte . . ."

„Na, denn in Gottes Namen, reite, mein Sohn. Aber laß das Pferd leben!" —

Und wieder stiebt die Erde, fliegt der Schaum. Die Lanze tanzt und das Leder knarrt. Wieder fliegt Werden durch das Dorf. Ein rascher Blick streift das Haus, das sein Quartier gewesen. Dort ist er zum Leben erwacht. Dort war es, wo er des jahrelangen Suchens Ziel gefunden: den Weg zur Kunst. Erfüllung seines Lebens. Des Lebens Sinn gefunden und schon bereit, es wieder hinzugeben . . .

Weit und traurig streckt sich das Land in öder Einsamkeit. Verlassene Höfe, Dörfer in Trümmern, frische Gräber, tiefe Furchen im Leib der Erde von Granaten.

Schwer lastet die Öde auf dem einsam dahinjagenden Mann. Tiefe Traurigkeit erfüllt ihn. Wo sind all die frohen Menschen, die hier gewohnt? Wo die Frucht ihrer Arbeit, wo das Lachen ihrer Kinder? Wo die Blüte ihrer Kraft?

Kunst — er gedenkt seines Ringens, seines Betens heute nacht. Jetzt an Kunst denken!

Eine Falte gräbt sich ihm zwischen die Brauen. Was gilt ein Künstler jetzt! Und wärs der größte! Nach Männern schreit die Zeit, nach Künstlern nicht, nach Kriegern! Weh dem Mann, dessen Hand gut zum Schwert ist und der sie zur Kunst mißbraucht!

Glut schießt ihm ins Gesicht. Armselig, wer jetzt an anderes denkt als Kampf und Rache. Die Kunst des Schwertes, das ist heut die Frage.

Nun hält er neben dem blutigen Weiher vor dem frischen Massengrab, an dem er selbst vor wenig Stunden geschaufelt. Haupt und Waffe läßt er sinken. Ein Gelöbnis ist sein harter Flammenblick. Er will kein besseres Los

als diese Armen, die so schmachvoll gestorben. Nur einen Sinn hat sein Leben noch: blutige Vergeltung ihnen und Schutz den Lebenden zu geben.

Er hebt das Auge. Dort vor ihm — ferne — reiten sie und streiten, die Kameraden. Sie haben alles Glück der Welt, Weib und Kind, Glück und Gut, Hab und Heim zu opfern. Er will nicht schlechter sein als sie.

Er hebt den Kopf — — schon trabt der Braune an. Er ist nicht schlechter mehr. Ein köstlich Gut, ein Leben, das er liebt, hat auch er dem Vaterland hinzugeben!

6.

In Donner und Blitz rollt der eiserne Tod über das gequälte Land. Hundertfach werfen die Krieger den Tod unter die Feinde. Wolken tötlichen Hagels streuen Gewehre, Maschinengewehre und Schrapnells unter die heranflutenden Massen. Eine eiserne Wolke ist die Lanzen tragende Reiterschar, die sich auf die Mengen der Feinde wirft.

Ehern ist des Todes Schritt. Mit grimmiger Faust greift er unter die Krieger. Die jüngsten, die kaum des Lebens Flügelschlag vernommen, denen kaum eine Ahnung ward, was Leben heißt und Tod, reißt er als seine Beute zu sich. Und ernste Männer, die den Sinn des Lebens tief gefühlt, die hoch gebaut hatten und neues Leben um sich geschart — der Tod schont sie nicht. Die leicht Fröhlichen, die keine dunkle Stunde kannten, reißt er aus ihrer Unbedachtheit, und die Schwerblütigen, die mit den großen Fragen gerungen und an kleinen Widerwärtigkeiten sich gequält — er befreit sie.

Und alle diese führt er, ehe er sie zu sich nimmt, auf einen Gipfel: das Hochgefühl, sie treten ein für eine gerechte Sache.

Nicht jeden trifft es gleich beim ersten Hieb. Manch einer liegt in Schmerzen und vergißt, um was es geht und was es gilt. Glücklich, wer weiter ficht. Weiter, dem Siege entgegen, der endlich zu kommen sich bereitet. Einen Blick dem fallenden Kameraden — kaum ein Gefühl. Denn jeder Hauch und das ganze Herz gehört dem Kampf.

Werden sieht Redow im Sattel wanken. Sein Arm greift nach dem Freund und Führer und stützt ihn. Sein Blick ist eine bange Frage.

Da quillt das Blut in dichtem Strom, matt liegt der Freund in seinem Arm, das Auge voller Not, die Lippen suchen zuckend Luft — des Lebens kostbare Bedingung.

„Redow — tapferer kleiner Hans! Lebwohl! Ich will Irmgard sagen, wie tapfer du gestritten hast."

Da greift des Todeswunden Hand krampfhaft nach dem Kameraden. Die Angst ist in dem tapfern Auge, und ersterbend stößt er hervor: „Bewahr dir Irmgard, dich hat sie lieb — ich weiß es . . ." Leicht wird sein Auge, und die Züge glätten sich, er läßt des Freundes Hand: „Leb wohl, Werden." —

In den Russenmassen beginnt es zu wanken. Zurück geht die furchtbar gelichtete Masse vor dem erbarmungslosen deutschen Feuer, dem deutschen Eisen. Und schon klingt hier und da das donnernde, gefürchtete „Hurra".

Ein Schlag, ein heftiger Schmerz — Walter Werden kämpft nicht mehr. Er liegt am Boden — weiter jagt sein Pferd. Die dröhnenden Laute des Kampfes entfernen sich — das ist nicht Niederlage, quillt es durch Körperschmerz in sein Bewußtsein.

Ferner werden des Kampfes Laute — andere Töne klingen um ihn. Der Schmerz der Verwundeten sucht Laut und stöhnt durch die gepreßten Zähne.

Werden hebt den Kopf — da liegen sie um ihn, die jungen Söhne Deutschlands! Deutschlands Blüte, seine Hoffnung . . . schon viele starr — die meisten ohne Klage. Und schon regt es sich. Wer kriechen kann, erhebt sich, den gefallenen Kameraden zu helfen. So bringen die Wunden die schlimmer Verwundeten zurück.

Doch Walter Werden bleibt — er ist zu schwer getroffen. Er bleibt, und nur die Toten und die am schwersten Verwundeten bleiben um ihn. Es brennt die Wunde, seine Kräfte schwinden — — das Blut quillt.

Ferner werden alle Laute des Lebens, das Kampf ist. Dunkler wird es. Senkt sich der Abend endlich über diesen bitterschweren Tag — oder vermag das matte Auge nicht mehr des Tages Licht in aller Helle aufzunehmen?

Kühle gleitet über die Glieder, schüttelt sie; wie Eis und Tod kriecht es von Fuß und Finger empor — ist es die kühle Abendluft — ist es die Nacht, die nun mit heißen Fröschen den Körper packt . . .?

Einsam wird es auf der verlassenen Stätte — wie ein beutesatter Vogel schwebt der Pulverrauch über der Fläche. Langsam schreitet die Nacht herbei — zögert sie vor so viel Not und Elend? Zögert sie, ihren Schleier zu decken über so viel Schmerz und Grauen, das in ihrer Schwärze noch grauenvoller wird?

Aber langsam, langsam kommt sie näher — Schatten breiten sich — — trauernd verlischt das letzte Rot der Kiefern — nur die Wolken hoch, weit im Osten, halten noch das letzte Scheidelicht der Sonne. In der Höhe schweben sie, sehen noch die Himmelskönigin und senden unbewegt wie Engel, lächelnd das goldene Licht hinab zu den Sterbenden, die keinen neuen Tag mehr sehen werden.

Tief in Violett und Trauer hüllt sich nun der Himmel in sein Wolkenkleid, da so viele Menschen starben. Und das Licht verschwindet ganz — Grauheit streicht über den ausgestorbenen Wald — über ausgelöschte Felder — Nebel heben sich und graue Schleier, wie nachtgeborene Geister — wie die Boten, die das Leben holen wollen . . .

Stöhnen klingt und schmerzvolles verhaltenes Klagen, und der immer wiederholte Ruf: „Durst — Durst . . .“ und aus Fiebern schreit es auf: „Mutter — ach, meine Mutter — —.“ Und wie brechender Stahl dazwischen das zermarternde Geschrei sterbender Pferde . . . Wie die Untertöne zu dieser Melodie des verlassenen Schlachtfeldes klingt das rasche Eilen hilfsbereiter Füße: Krankenträger kommen — und Ärzte — und das ferne gewitterhafte Verhallen des Geschützfeuers.

Hilfreich beugen sich über den und den freundliche Gesichter. Geübte Hände greifen zu — — leerer wird das Feld wieder, stiller die Nacht. Mancher klagt nicht — mancher, den kein Träger holte und kein Arzt verband.

Walter Werden liegt noch immer, und er fühlt, wie sein Leben in die Nacht verrinnt. Kein Schmerz quält ihn. Und keine Trauer, keine Angst. Ist die Nacht denn nicht seine Freundin? Urgewaltig sieht er ihr ernstes Angesicht auf sich gerichtet.

Nein — er klagt nicht mehr, wie so oft zur Nacht — nicht um Einsamkeit und nicht um Verzweiflung. Keine Einsamkeit ist hier — und doch war er nie so einsam wie in dieser letzten Stunde. Und nicht die Verzweiflung ist bei ihm — und doch war nie sein irdisch Leben so hoffnungslos wie jetzt.

Welch ein Glanz greift durch den Wald. Harfenklänge — und nun leuchtet auf die Wipfelwelt, Kronenträger, silberspendende, grüßen ihn — welch ein Glanz

wächst über dem Wald — Mond — du Guter! Troſtſpender! — du verläßt mich nicht — —

Walter Werdens Hände greifen in die Nacht. Kein Fieber iſt es und kein verreckender Todeskampf. Will er das Mondlicht greifen — will er die Nacht ſtreicheln?

Seine Finger, ſeine Hände bewegen ſich — Formen ſchaffen ſie — und vor ſeinem erlöſchenden Auge wachſen Gebilde, wie ſo ſchön er nie ſie ſah —

Helden ſind es — ſtille, ſchweigende, ernſte Helden, Kämpfer — und Sieger.

Frauen auch ſchafft er, aber nicht mehr tanzende, ſich windende, nixenhafte Symbole des Meeres, deſſen Rätſel er nie gelöſt. Ruhig und feſt ſtehen die Frauengeſtalten, ihr Auge iſt klar — ſie ſchauen hinaus, wo die Männer im Kampfe ſtehen — — und die Demut, die Faſſung, die Treue wohnt in ihnen. Mütter ſind es und Gattinnen.

Welch ein gewaltiger Schöpfer ward Walter Werden. Steht nicht dort ſein Haus am Meer — der Tempel der Schönheit? Lebe wohl, du ſtilles, ſchönes Haus — wo ich der Nacht und dem Meere lauſchte, die Rätſel der Welt zu ergründen. Sieh, mein Haus — der Mond geht mit mir — ich teile ſeine Fahrt — und die Nacht nimmt mich mit — — es gibt nicht mehr Rätſel, die mich quälen — und die Welt iſt ſo einfach, das Leben ſo leicht!

Müde ſinken die ſchaffenden Hände. Haben ſie genug getan? — Leiſer wird, verröchelnd der Atem — —

Was klingt und dröhnt da ſtampfend durch die Nacht . . .

Schwarz und ſchattenhaft zieht es dahin: Helme und Pferdeköpfe — der Boden dröhnt — Geſchütze und Männer — Pferde und Wagen.

Deutſche Truppen marſchieren nach Oſt. Hinter ihm her, dem geſchlagenen Ruſſen — — hinter ihm her — in die Sümpfe, in die Seen ihn zu werfen, den Räuber, eine mächtige, nächtliche Heerſchar.

Leiſe verrauſcht in dem eiligen Takt der Geräuſche ein Atem. Hoch ſteht der Mond. Segnend umgreift ſein Strahl ein bleiches Antlitz. Hört er es noch? Klingt es wie Gotteswort hinüber ins andere Leben — von fern vom Oſten — das jubelnde Wort:

„Sieg!“

Kriegstagebuch

19. Februar 1915. Nördlich Perthes und nördlich Le Mesnil starke französische Angriffe, wobei einige der vordersten Grabenstücke vom Feinde besetzt wurden, im übrigen wurde er unter schwersten Verlusten zurückgeworfen. Letzteres erfolgte auch nördlich Verdun. In den Vogesen die feindliche Hauptstellung östlich Sulzern, sowie den Reichsackerkopf westlich Münster im Sturm genommen. Metzeral und Sondernach von uns besetzt.

20. Februar 1915. An der Straße Gheluvelt–Ypern und südöstlich Ypern je einen feindlichen Graben erobert. Bei Combres starke französische Angriffe abgeschlagen, 127 Gefangene gemacht. In den Vogesen südöstlich Sulzern Hohrodberg, die Höhe bei Hohrod in die Gehöfte Bretzel und und Widenthal genommen.

21. Februar 1915. Östlich Ypern einen Schützengraben genommen, feindliche Gegenangriffe abgeschlagen. — Die Zahl der Gefangenen in der Champagne erhöht sich auf über 1000 Franzosen. — Angriffe nördlich Verdun zurückgeschlagen. — In den Vogesen die Orte Hohrod und Stoßweier genommen.

21. Februar 1915. Der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" versenkt die englischen Dampfer „Hemisphere", „Highland Brae", „Potaro", „Semantha" und den Segler „Wilfrid".

21. Februar 1915. Seit Ende Januar in den Karpathen über 40800 Russen gefangen, 84 Maschinengewehre, neun Geschütze erobert.

21. Februar 1915. Zwei englische Kohlenschiffe in der Irischen See von einem deutschen Unterseeboot versenkt.

21. Februar 1915. Die Beute in der Winterschlacht in Masuren ergibt über 100 000 Gefangene, über 300 Geschütze und unübersehbares Kriegsmaterial, darunter unzählige Maschinengewehre.

21. Februar 1915. Ein deutscher Flieger wirft Bomben auf Colchester und Loggeshall (Essex, England).

22. Februar 1915. Calais ausgiebig mit Luftbomben belegt. — Abgeschlagene französische Angriffe in der Champagne und bei Ailly-Apremont. — In den Vogesen der Sattelkopf nördlich Mühlbach im Sturm genommen.

22. Februar 1915. Der englische Truppentransportdampfer 192 bei Beachy Head durch ein deutsches Unterseebot zum Sinken gebracht.

22. Februar 1915. In den Karpathen russische Angriffe abgewiesen, 550 Russen gefangen, Fortschritte der Österreicher südlich des Dnjestr, wo feindliche Höhenstellungen genommen wurden.

22. Februar 1915. Englische Schlappe bei Garub in Deutsch-Südwest-Afrika.

23. Februar 1915. In Singapore meutert ein indisches Infanterie-Regiment, sechs englische Offiziere, 16 Unteroffiziere und Mannschaften getötet.

23. Februar 1915. Erbitterte Nahkämpfe bei Perthes in der Champagne, die Franzosen überall unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. — In den Vogesen bei Sulzern und Ampfersbach Fortschritte erzielt, in den letzten Tagen 500 Gefangene gemacht.

23. Februar 1915. Russische Vorstöße aus Grodno und östlich Skierniewice abgewiesen. — Bei Prasznysz 1200 Gefangene gemacht, zwei Geschütze erbeutet.

23. Februar 1915. Russische Angriffe östlich Artwin im Kaukasus von den Türken zurückgeschlagen, letztere werfen die Russen von den Höhen bei Elmali und erbeuten eine Menge Kriegsmaterial.

23. Februar 1915. Der englische Dampfer „Oakley" südöstlich Rye von einem deutschen Unterseeboot versenkt.

24. Februar 1915. Prasznysz im Sturm genommen, über 10000 Gefangene, über 20 Geschütze, ein großes Lager Maschinengewehre und viel Kriegsgerät fielen in unsere Hände. — Weitere 5000 Gefangene an anderen Plätzen nördlich der Weichsel gemacht.

24. Februar 1915. Österreichische Erfolge östlich Grybow, 560 Gefangene, sechs Maschinengewehre erbeutet. — Südlich des Dnjestr in zwei Tagen 3350 Russen gefangen.

24. Februar 1915. Ein englischer Truppentransportdampfer mit 1800 Mann versenkt, ein englischer Hilfskreuzer mit 280 Mann gesunken, mehrere andere feindliche Schiffe durch deutsche Unterseeboote versenkt.

25. Februar 1915. In Südostgalizien 1240 Russen gefangen, gescheiterte russische Angriffe in den Karpathen im Ondavatal und nördlich des Sattels von Volovec.

25. Februar 1915. Das französische Torpedoboot „Dague" vor Antivari durch eine österreichische Mine versenkt.

26. Februar 1915. An der Skroda südlich Kolno 1100 Russen gefangen.

26. Februar 1915. England erklärt die Blockade Deutsch-Ostafrikas ab 1. März.

26. Februar 1915. Heftige Kämpfe in den Karpathen bei Tucholka-Wyszkow, die Russen verlieren über 300 Tote und 730 Gefangene.

27. Februar 1915. In der Champagne französische Angriffe abgewiesen. — Südlich Malancourt (nördlich Verdun) mehrere hintereinanderliegende feindliche Stellungen im Sturm genommen, 250 Franzosen gefangen, vier Maschinengewehre, einen Minenwerfer erbeutet. — Große Fortschritte am Westrand der Vogesen, die Franzosen bis zur Linie Verdinal—Bremenil — östlich Badonviller — östlich Celles in 20 Kilometer Breite und sechs Kilometer Tiefe zurückgetrieben.

27. Februar 1915. Nordwestlich Grodno 1800 Russen gefangen, nordwestlich Ostrolenka ein russischer Angriff abgewiesen. Vor überlegenen feindlichen Kräften sind unsere Truppen nördlich und westlich Prasznysz ausgewichen.

28. Februar 1915. Im West-Abschnitt der Karpathen mehrere russische Vorstellungen erobert, 2000 Russen gefangen, viel Kriegsmaterial erbeutet.

28. Februar 1915. Deutschland erklärt im Prinzip seine Zustimmung zu den amerikanischen Vorschlägen wegen der Gefährdung der neutralen Schiffahrt durch den Seekrieg.

28. Februar 1915. Französische Angriffe zweier Armeekorps in der Champagne nach heftigen Nahkämpfen abgeschlagen. — In den Argonnen zwei Minenwerfer erbeutet. — Zwischen Ostrand der Argonnen und Bauquois fünf Angriffe der Franzosen unter schwersten Verlusten für sie abgewiesen.

1. März 1915. In der Champagne kräftige französische Angriffe unter gewaltigen Verlusten des Feindes überall abgewiesen. — In den Argonnen mehrere Gräben erobert, 80 Gefangene gemacht, fünf Minenwerfer erobert.

1. März 1915. Russische Angriffe südlich und südöstlich des Augustower Waldes, nordöstlich Lomza und östlich Plock abgewiesen.

2. März 1915. Bei St. Eloi südlich Ypern englischer Angriff nach blutigem Handgemenge abgewiesen; ebenso auch französische Angriffe in der Champagne, im Wald von Consenvoye und bei Ailly-Apremont. Bei Badonviller unsere Front in den letzten Tagen um acht Kilometer vorgeschoben.

2. März 1915. Südöstlich Augustow die Russen unter schweren Verlusten zurückgeworfen, 1500 Gefangene gemacht; abgewiesene russische Angriffe nordöstlich von Lomza und östlich von Plock.

3. März 1915. Ein französischer Munitionsdampfer fuhr infolge Versehens der betrunkenen Besatzung Ostende statt Nieuport an, er wurde versenkt, die Besatzung gerettet. — Auf der Loretto-Höhe nordwestlich Arras die feindliche Stellung in 1600 Meter Breite erobert, 500 Franzosen gefangen, sieben Maschinengewehre, sechs Geschütze genommen. — Französische Angriffe in der Champagne, in den Argonnen westlich St. Hubert und im Wald von Cheppy abgewiesen, bei St. Hubert nahmen wir im Gegenangriff einen Schützengraben.

3. März 1915. Russische Angriffe nordwestlich Grodno, nordöstlich Lomza, südlich von Myszniec und Chorzele, sowie nordwestlich Prasznysz scheiterten.

4. März 1915. Französische Angriffe auf der Loretto-Höhe, nördlich Le Mesnil, bei Bauquois, im Wald von Consenvoye, bei Badonviller und östlich Celles unter großen Verlusten für den Feind abgewiesen.

4. März 1915. Russische Angriffe bei Grodno, bei Lomza, östlich Plock und östlich Skierniewice scheiterten.

4. März 1915. „U. 8" in der Nähe von Dover gesunken.

4. März 1915. Ein englisch-französischer Landungsversuch bei den Dardanellen von den Türken verhindert.

5. März 1915. Einen englischen Schützengraben südöstlich Ypern genommen, französische Angriffe in der Champagne und an der übrigen Front abgewiesen, 200 Franzosen gefangen.

5. März 1915. Nordöstlich Prasznysz, nordwestlich Plonsk und östlich Petrikau russische Angriffe abgewiesen.

6. März 1915. Rücktritt des griechischen Ministerpräsidenten Venizelos; dessen Nachfolger ist Zaimis.

6. März 1915. In der Champagne einige feindliche Gräben genommen, 60 Gefangene gemacht; einen französischen Massenangriff nordöstlich von Le Mesnil unter schwersten Verlusten des Feindes abgewiesen, ebenso einen Angriff östlich Badonviller.

6. März 1915. Russische Angriffe auf Mocarce und westlich Prasznysz zurückgeschlagen, unser Angriff südöstlich Rawa brachte 3400 Gefangene und 16 Maschinengewehre ein.

7. März 1915. Südlich Augustow, östlich Plock, westlich Prasznysz, bei Rawa und bei Nowe Miasto russische Angriffe abgeschlagen, bei letzterem Orte 1500 Gefangene gemacht.

7. März 1915. Österreichischer Erfolg in Russisch-Polen und West-Galizien bei Gorlice, 500 Gefangene gemacht. — Schwere Angriffe der Russen in den Karpathen abgewiesen, 1700 Mann gefangen. In Südost-Galizien russische Kavallerie geschlagen.

7. März 1915. Das Garibaldinerkorps wird von der französischen Regierung aufgelöst.

7. März 1915. Die russische Schwarzmeerflotte beschießt die türkischen Häfen Zunguldak, Koslu, Erregli und Alabli.

8. März 1915. Auf der Loretto-Höhe weitere zwei französische Gräben genommen, 250 Gefangene, zwei Maschinengewehre, zwei Geschütze erbeutet.

8. März 1915. Russische Angriffe bei Augustow und Lomza abgeschlagen, 800 Gefangene gemacht, bei Prasznysz 3000, bei Rawa und bei Nowe Miasto 1700 Gefangene.

8. März 1915. Erfolglose Beschießung von Smyrna und der Dardanellenforts. — Die Engländer in Irak (Arabien) geschlagen, die Türken erbeuten drei Kanonen, 500 Gewehre mit Munition und weiteres Kriegsmaterial, sie besetzen die Städte Ahwaz und Utaz.

8. März 1915. Deutsche Unterseeboote versenken vier englische Dampfer.

9. März 1915. Weitere Erfolge der Österreicher in West-Galizien bei Gorlice, 300 Mann gefangen, viel Kriegsmaterial erbeutet, in Ost-Galizien 190 Mann gefangen.

9. Bei Souain errangen bayerische Truppen Vorteile, erbitterte Nahkämpfe bei Le Mesnil. Die Winterschlacht in der Champagne ist für die Franzosen trotz sechsfacher Übermacht völlig ergebnislos geblieben, wir haben mehr als 2450 unverwundete Gefangene gemacht. Der Gesamtverlust der Franzosen beträgt über 45 000 Mann, der unsrige nur den dritten Teil.

9. März 1915. Deutschland führt in Belgien den Schulzwang ein.

10. März 1915. Die Engländer greifen mit gewaltiger Übermacht Neuve Chapelle an und dringen in das Dorf ein. Bei Givenchy ein englischer Angriff abgeschlagen. In der Champagne französische Angriffe abgewiesen.

10. März 1915. Westlich von Sereje 600 Russen gefangen, drei Geschütze, zwei Maschinengewehre erbeutet. Südlich Augustow endigte ein Durchbruchsversuch der Russen mit der Vernichtung des betreffenden feindlichen Truppenteils. Nordwestlich Ostrolenka 900 Russen gefangen, acht Maschinengewehre erbeutet, bei Nowe Miasto weitere 1660 Mann gefangen.

10. März 1915. „U. 12" von englischen Torpedobooten zerstört.

11. März 1915. Vergebliche Beschießung von Bad Westende seitens feindlicher Linienschiffe, die Schiffe wurden durch das Feuer der Strandbatterien vertrieben. — Englische Vorstöße aus Neuve Chapelle abgewiesen.

11. März 1915. Nördlich des Augustower Waldes die Russen geschlagen, 5400 Gefangene, drei Geschütze, 10 Maschinengewehre erbeutet. — Bei unseren Angriffen nordwestlich Ostrolenka und bei Prasznysz 3420 Mann gefangen.

11. März 1915. Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" in Newport News zur Vornahme von Reparaturen eingelaufen, er hat zehn feindliche Handelsschiffe versenkt, deren Gesamttonnage 24 365 beträgt.

11. März 1915. In den Dardanellen drei feindliche Minensucher vernichtet.

11. März 1915. Der englische Hilfskreuzer „Bayano" von einem deutschen Unterseeboot versenkt.

12. März 1915. Südlich von Ypern englische Angriffe abgewiesen, Kämpfe bei Neuve Chapelle. — In der Champagne erneute französische Angriffe abgeschlagen, 200 Gefangene gemacht.

12. März 1915. Am Orzyc nordöstlich Prasznysz ein russischer Angriff abgewiesen. Von Augustow weichen die Russen bis unter die Geschütze von Grodno zurück.

12. März 1915. In den Karpathen 1200 Russen gefangen, eine Höhe bei Cisna-Baligrod erstürmt.

12. März 1915. Graf Witte gestorben.

12. März 1915. Der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" versenkt den französischen Dampfer „Guadeloupe" auf der Höhe von Fernando Norcha (Südamerika).

13. März 1915. „U 29" versenkt vier englische Schiffe in den britischen Gewässern, sowie den französischen Dampfer „Auguste Conseil".

13. März 1915. Französische Angriffe östlich von Souain und nördlich von Le Mesnil scheiterten. — Die Franzosen verwenden eine neue Art von Infanterie-Explosivgeschossen und Handgranaten, die nach der Explosion die Luft verpesten.

13. März 1915. Russische Angriffe in den Karpathen beim Uzsoker Paß, dem Sattel von Lopkow, im Oportal, und bei Wyszkow abgewiesen, 400 Gefangene gemacht. — Angriff südlich Dnjestr zurückgewiesen.

14. März 1915. Nördlich des Uzsoker Passes und im Oportale erbitterte Kämpfe, die Österreicher machen 1500 Gefangene.

14. März 1915. Der Gesamtverlust der englischen Handelsflotte während des Krieges beträgt bis jetzt 171 Schiffe.

14. März 1915. „Dresden" versenkt an der südamerikanischen Küste den englischen Dampfer „Cornway Castle".

15. März 1915. „Dresden" im Kampf gegen die englischen Kreuzer „Kent", „Glasgow" und Hilfskreuzer „Orano" bei der Insel Juan Fernandez gesunken.

15. März 1915. Die englische Höhenstellung bei St. Eloi erobert. — Kämpfe am Südhang der Loretto-Höhe. — Nördlich Beau Sejour mehrere französische Gräben genommen. — In der Champagne französische Teilangriffe abgewiesen.

15. März 1915. Nordöstlich Prasznysz russische Angriffe abgewiesen, 2000 Gefangene gemacht.

15. März 1915. Russische Angriffe östlich Sulejewo, bei Lopuszno und bei Gorlice abgewiesen. In den Karpathen über 1000 Russen gefangen. — Russischer Durchbruchversuch in Richtung Kolomea unter starken Verlusten des Feindes vereitelt.

16. März 1915. Russische Vorstöße auf Tauroggen und Laugszargen, sowie Durchbruchsversuche zwischen Szkwa und Orzyc vereitelt.

16. März 1915. Abgewiesene französische Angriffe in der Champagne nördlich von Perthes und nördlich von Le Mesnil sowie im Priesterwald. — In den Argonnen bei Vauquois die Franzosen aus einer Stellung am Bergabhang vertrieben.

16. März 1915. Drei weitere englische Dampfer durch deutsche Unterseeboote versenkt.

16. März 1915. Ein russischer Vorstoß östlich Czernowitz abgewiesen.

16. März 1915. Der englische Kreuzer „Amethyst" vor den Dardanellen schwer beschädigt.

17. März 1915. Französische Angriffe auf die Loretto-Höhe und in der Champagne abgeschlagen. — Französische Flieger werfen auf die offene Stadt Schlettstadt im Elsaß Bomben, als Antwort darauf wurde die Festung Calais ausgiebig mit Bomben schweren Kalibers belegt.

17. März 1915. Russische Angriffe zwischen Pissek und Orzyc und bei Prasznysz abgewiesen, an der Szkwa östlich und westlich 1900 Russen gefangen, vier Maschinengewehre erbeutet. — Russische Horden der Reichswehr plündern und brennen im nördlichsten Zipfel Ostpreußens; Vergeltungsmaßnahmen in dem von uns besetzten russischen Gebiet werden vorgenommen.

17. März 1915. Dampfer „Glenartney" und zwei andere im Kanal von einem deutschen Unterseeboot versenkt.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

18. März 1915. Das französische Panzerschiff „Bouvet“ und die englischen Panzer „Irresistible“ und „Ocean“ vor den Dardanellen in den Grund gebohrt, mehrere andere Schiffe schwer beschädigt.

18. März 1915. Abgewiesene französische Angriffe in der Champagne und südöstlich Verdun, 70 Gefangene gemacht.

18. März 1915. Russische Angriffe nordöstlich und westlich Prasznysz und zwischen Pissek und Orzyc unter schweren Verlusten der Russen abgewiesen.

18. März 1915. Die Dockarbeiter in London, Bergarbeiter in Monmouthshire und Erzarbeiter in Newport streiken.

19. März 1915. Bei St. Eloi den Engländern eine Häusergruppe entrissen. — In der Champagne, nördlich Beau Sejour einige französische Gräben erobert. — Französische Angriffe nördlich Verdun, bei Combres und in den Vogesen am Reichsackerkopf unter schweren Verlusten des Feindes abgewiesen.

19. März 1915. Die Russen besetzen Memel.

19. März 1915. Die Zeichnungen auf die zweite deutsche Kriegsanleihe übersteigen den Betrag von 9 Milliarden Mark.

19. März 1915. Nordwestlich Nadworna russische Angriffe abgewiesen. — Die Besatzung Przemysls macht einen Ausfall.

20. März 1915. Französische Angriffe auf die Loretto-Höhe vereitelt. — Die Franzosen benutzen die mit der Flagge des Roten Kreuzes gedeckte Kathedrale von Soissons als Beobachtungsstelle. — In der

Werkstätten Bernard Stadler

Paderborn Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes kunstgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark

Berlin W. 30 · Bremen · Düsseldorf · Hamburg · Leipzig

Viktoria-Luise-Platz 12a Georgstr. 64 Bleichstr. 6 Bergstraße 12/14 i. H. Aug. Polich

Champagne nördlich Beau Sejour durch Sappen mehrere französische Gräben ausgehoben, 800 Franzosen gefangen. — Die Kuppe des Reichsackerkopfes in den Vogesen im Sturm genommen, 250 Franzosen gefangen, drei Maschinengewehre, einen Minenwerfer erobert. — Festung Paris und Eisenbahnknotenpunkt Compiègne mit Luftbomben belegt.

20. März 1915. Zwischen Omulew und Orzyc und bei Jednorozek russische Angriffe abgeschlagen, 600 Gefangene gemacht.

20. März 1915. In den Karpathen zwischen Uzsoker Paß und dem Sattel von Konieczа heftige russische Angriffe zurückgeschlagen. 1070 Russen bei Smolnik und Ulsopagony am San gefangen.

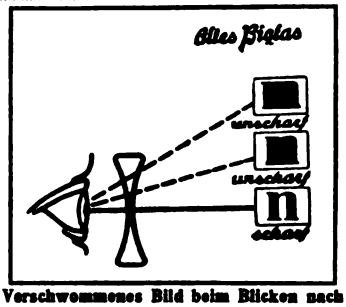
Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da anderenfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

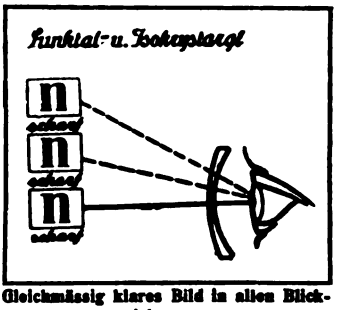
Die Brillengläser des XX. Jahrhunderts!

„Punktal" Busch „Isokrystar"

punktuelle Brillengläser:



Verschwommenes Bild beim Blicken nach oben, unten oder nach den Seiten.



Gleichmässig klares Bild in allen Blickrichtungen.

Das Beste für die Augen!

Höchste gleichmässige Bildschärfe in allen Blickrichtungen. Grosses, scharfes Blickfeld und volle Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit der Augen.

Aufklärende Druckschrift kostenlos.

Gegr. 1800 **Emil Busch, A.-G., Rathenow** Gegr. 1800

Optische Industrie.

Die Einkommenvermehrungssteuer als Kriegsabgabe

Von Beigeordnetem Rohde

Große einmalige Ausgaben werden in der Finanzwirtschaft der öffentlichen Körperschaften nach altbewährtem Grundsatz durch Anleihen gedeckt. Die Lücken, die der gegenwärtige Kriegszustand in den Etats von Reich, Einzelstaaten und Gemeinden hervorruft, brauchen aus diesem Grunde nicht ohne weiteres Steuererhöhungen oder die Neueinführung von Steuern nach sich zu ziehen. Trotzdem ist es aber durchaus an der Zeit eine Steuerart zu behandeln, deren Einführung anscheinend die öffentliche Meinung aus Gründen des Billigkeitsempfindens immer dringender erheischt. Es ist dies die „Steuer auf Kriegsgewinne", die der Fachmann in eine Einkommenvermehrungssteuer umwandeln dürfte. An einem Beispiel sei das Problem erläutert:

Wenn jemand im Jahre 1913 ein tatsächliches Einkommen von 5000 Mark gehabt hat, so zahlt er von diesem Einkommen im Jahre 1914 in Preußen einen Staatssteuersatz von 118 Mark (ausschließlich des Zuschlages). Hat er im Jahre 1914 8000 Mark Einkommen, so zahlt er im Jahre 1915 ausschließlich des Zuschlages 212 Mark Steuersatz. Denselben Steuersatz zahlt aber auch derjenige Steuerpflichtige, der im Jahre 1914 ein Einkommen von 8000 Mark hat und im Jahre 1913 ein solches von 20000 Mark gehabt hat. Mit anderen Worten: die Vermehrung und Verminderung des Einkommens gegenüber dem Vorjahre bleibt bei Bestimmung des Steuersatzes unberücksichtigt. Für den Steuerpflichtigen aber und für die Beurteilung seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit ist diese Vermehrung oder Verminderung des Einkommens nicht ohne Bedeutung. Der Steuerpflichtige, der in früheren Jahren ein geringes Einkommen gehabt hat, und plötzlich ein höheres Einkommen erzielt, steht besser da, als der Steuerpflichtige, dessen Einkommen zurückgegangen ist. Der letztere hat seine gesamten Lebensbedürfnisse in der Regel auf den höheren Einkommens-

stand (20000 Mark) zugeschnitten und muß sich gewaltig einschränken, wenn sein Einkommen plötzlich auf 8000 Mark herabsinkt. Ferner ist es stets ein Grundsatz guter Finanzpolitik gewesen, eine Steuer dann zu erheben, wenn sie von dem Steuerpflichtigen gern gezahlt wird. Der Steuerpflichtige, der sein Einkommen vermehrt, zahlt aus Freude über diese Vermehrung gern einen besonderen Zuschlag. In Friedenszeiten mag gegen diese Ausführungen der Einwand erhoben werden, daß, wenn eine Einkommensvermehrung eine Erhöhung des normalen Steuersatzes bedingt, umgekehrt eine Verminderung des Einkommens eine entsprechende Ermäßigung des Steuersatzes nach sich ziehen müsse. Dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Wollte man, was vom rein theoretischen Standpunkte aus vielleicht angebracht wäre, diesem Einwande stattgeben, so müßte man in unserem heutigen Einkommensteuersystem konsequenterweise auch dann, wenn jemand in einem Jahre kein Einkommen, sondern eine Unterbilanz erzielt, dem Steuerpflichtigen aus Staatsmitteln einen der Unterbilanz entsprechenden Satz zuschießen. Ein derartiger Vorschlag ist aber bisher im Ernste noch nie gemacht worden. In Kriegszeiten ist aber unser Vorschlag der steuerlichen Erfassung der Einkommensvermehrung ganz besonders am Platze. Der Krieg bringt es mit sich, daß bei dem größten Teil der erwerbstätigen Bevölkerung das Einkommen sprunghaft heruntergeht. Trotzdem tritt bei einem anderen Teil der Bevölkerung, zum Beispiel bei allen Lieferanten von Heeresbedarfsartikeln usw. eine sprunghafte Erhöhung des Einkommens ein. Unser Billigkeitsempfinden erfordert es, daß alle diejenigen, die es verstanden haben, trotz des allgemeinen Notstandes ihr Einkommen zu erhöhen, mit einer besonderen Steuer belegt werden.

Die Steuer auf die Vermehrung des Einkommens darf unseres Erachtens eine verhältnismäßig hohe sein; wenigstens sollte sie während der Kriegszeit recht hoch sein. Wir hätten dann in ihr die „Steuer auf Kriegsgewinne". Schon vorn hatten wir erwähnt, daß derjenige, dessen Einkommen sich gegenüber dem Vorjahre erhöht, sich in einer wirtschaftlich besonders günstigen Lage befindet. Es wird den Regelfall bilden, daß er die genannte Vermehrung seines Einkommens zur Bestreitung notwendiger Lebensbedürfnisse nicht nötig hat. Erhebt man somit von der bloßen Vermehrung des Einkommens eine Steuer von 10 Prozent, so wird man diesen Satz mit Rücksicht auf den angeführten Gedankengang noch als niedrig bezeichnen müssen. Selbstverständlich würde hierbei zu berücksichtigen sein, daß ein bestimmtes Existenzminimum dem Steuerpflichtigen ohne wesentliche Steuerbelastung verbleiben muß. Die Besteuerung der Einkommensvermehrung kann also erst von einem bestimmten Einkommen ab (etwa 6000 Mark) eintreten. Auch für sie könnte, wie bei unseren jetzigen normalen Steuersätzen, eine Progression eingeführt werden in der Weise, daß eine Einkommensvermehrung von zum Beispiel 1000 Mark mit 5 Prozent, eine solche von 2000 Mark mit 6 Prozent usw. versteuert wird. Es könnte auch an eine weitere Progression gedacht werden, welche das Ver-

hältnis der Einkommensvermehrung zu dem bisherigen Einkommen berücksichtigt. Vermehrt also jemand sein Einkommen von 6000 auf 10000 Mark, so zahlt er einen höheren Steuersatz als derjenige, der sein Einkommen von 50000 Mark auf 54000 Mark (also gleichfalls um 4000 Mark aber um prozentual weniger) vermehrt. Diese Progression würde jedoch als unbillig empfunden werden, da sie in der Regel, wie aus dem gewählten Beispiel hervorgeht, dem Leistungsfähigen eine Vergünstigung schafft.

Anhangsweise sei an dieser Stelle noch erwähnt, daß es sogar der Billigkeit entsprechen würde, wenn in Kriegszeiten ein besonderer Zuschlag für den Fall erhoben wird, daß jemand sein Einkommen in ungekürzter Höhe weiter bezieht. Ein Vorschlag dieser Art ist wohl unter der Bezeichnung „Beamtensteuer" bereits gemacht worden. Gegen ihn dürften folgende Einwendungen erhoben werden: der Beamte rechnet von vornherein damit, daß sein Einkommen unter allen Umständen sich auf derselben gleichmäßigen Höhe hält. Bei der größten Anzahl der Beamten bewegt sich ferner das Gehalt auf einer Höhe, welche, zumal bei den in Kriegszeiten gesteigerten Preisen für Lebensbedürfnisse, eine höhere Belastung kaum erträgt. Für die Beamten mit höheren Gehältern dürfte jedoch ein derartiger Zuschlag zur Steuer zweifellos am Platze sein.

Das Problem der Einkommenvermehrungssteuer hängt eng zusammen mit dem Problem der sogenannten Besitzsteuer, die bekanntlich als Reichsabgabe zum erstenmal im Jahre 1917 erhoben werden soll. Es handelt sich bei letzterer um eine Besteuerung der Vermehrung des Vermögens, während unser Vorschlag die Besteuerung der Vermehrung des Einkommens betrifft. Behält jemand denjenigen Teil seines Einkommens, welcher eine Vermehrung gegenüber dem vorjährigen Einkommen darstellt, in seinem Vermögen (gibt er ihn nicht aus), so wird dieser Teil späterhin der Besitzsteuer unterworfen, also abermals zu einer Steuer herangezogen. Das ist kein Einwand. Sogenannte Doppelbesteuerungen haben wir in zahlreichen Fällen.

In unser bestehendes Steuersystem fügt sich die Einkommenvermehrungssteuer gut ein. Sie ist eine Unterart der Einkommensteuer, erhoben in Form eines Zuschlages zu dieser Steuer, und wird deshalb zweckmäßig von denselben Behörden wie die Einkommensteuer und gleichzeitig mit dieser bearbeitet, so daß ihrer Einführung technische Schwierigkeiten nicht im Wege stehen.

Geschichtsphilosophische Probleme

Von Prof. Dr. Theobald Ziegler

Es ist schwer, in unserer ganz nur von Gegenwartseindrücken erfüllten Zeit die Seele und die Gedanken wegzurufen zu abstrakten Fragen der Wissenschaft; und ob der Trost, daß gerade in dieser Zeit der Spannung der Mensch doch auch Augenblicke eines Sichloslösens von diesem übergewaltigen Gegenwartsinteresse brauche und haben wolle und ihm ein sich konzentrieren auf abgelegene wissenschaftliche Probleme ab und zu gut tue, — ob dieser Trost ganz verfängt, ich weiß es nicht. Deswegen habe ich zwischen der wissenschaftlichen Pflicht, zu dem von mir zu behandelnden Thema zu sprechen, und meiner persönlichen Neigung, nur vom Krieg zu reden, einen Kompromiß gesucht und das Thema so gewählt, daß es mit diesem uns allen am nächsten Liegenden doch wenigstens in Fühlung und Berührung bleibt und mir gelegentliche Übergriffe gestattet, ohne daß ich sie allzusehr an den Haaren herbeiziehen müßte. Über Geschichte möchte ich hier einige Bemerkungen vortragen dürfen und auf Probleme hinweisen, — nicht in der Meinung, sie kurzer Hand lösen zu können, sondern um sie just als Probleme zu kennzeichnen und in ihrer Schwere aufzuzeigen.

Geschichte erleben wir in diesem Augenblick wie nie zuvor, und wie auch wir Älteren und Ältesten sie 1870 nicht erlebt haben, die Geschichte eines grandiosen Weltkrieges. Aber ist, was wir vom Krieg erleben, wirklich auch schon seine Geschichte? Die Feldpostbriefe, heute unsere liebste Lektüre, weil sie dieses Erleben anschaulich schildern, kommen nicht in das Buch der Geschichte, und auch von dem, was sie berichten, selbst das Wertvollste, das Individuelle und Intime, schwerlich oder höchstens nur in kleinster Auswahl. Die, die sie schreiben, bitten vielmehr uns in der Heimat um Nachrichten über den Gang, das heißt also über die Geschichte des Krieges: sie erleben oder, wie sie ganz sinnlich sagen, sie riechen den Krieg, aber von seiner Geschichte wissen sie weniger als wir daheim. Ist aber so schon zwischen Geschichte erleben und Geschichte schreiben eine große Kluft befestigt und ein weiter Schritt hinüber vom einen zum anderen, so wird dieser Schritt noch einmal größer und die Kluft noch einmal weiter, wenn wir die Geschichte zum Gegenstand einer philosophischen Untersuchung machen und fragen, was denn eine Geschichtsphilosophie sei, was sie zu tun habe und leisten könne?

Philosophie ist nach Fichte Wissenschaftslehre: die Geschichte ist eine Wissenschaft, also — doch hier stocke ich schon. Denn sofort kommt der Skeptiker und erklärt: die Geschichte ist überhaupt keine Wissenschaft; die Wissenschaft redet stets nur von Gattungen, die Geschichte von Individuen, Wissenschaft redet von dem was immer ist, die Geschichte dagegen von dem, was nur einmal und dann nicht mehr ist; und da das Individuelle seiner Natur nach unendlich und unerschöpflich ist, so weiß sie alles nur unvollkommen und halb. Aber wenn wir auch nicht soweit gehen wollen wie Schopenhauer, dem diese Einwürfe entnommen sind, Recht scheint er doch zu haben mit der Behauptung, daß die Geschichte es lediglich mit individuellen Vorgängen zu tun habe, die nur einmal passiert sind und sich dann nie mehr so, genau so wiederholen. Die Geschichte ist idiographisch im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, die — man denke an die Physik — nomothetisch Gesetze suchen. Dabei stellt sich freilich sofort ein Paradoxes heraus: die Naturwissenschaft, die uns gewöhnlich als realistisch und als die realste Wissenschaft gilt, ist vielmehr durchaus abstrakt, sieht vom Einzelfall und von dem wirklich da und dort Geschehenden, vom individuellen Erleben ab und sucht vielmehr Gattungen, wie Platon und Schopenhauer, Gesetze, wie wir seit Kepler und Galilei besser sagen, also jedenfalls ein Allgemeines und Allgemeingültiges. Und so gilt von der Natur: alles wiederholt sich nur in ihr; die Geschichte dagegen ist die ewig junge Wissenschaft vom ewig Neuen.

Allein ob das ganz wahr und der Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Geschichte wirklich ein so fundamentaler und diametraler ist, das ist die erste Frage, die wir aufwerfen müssen. Ich habe schon gesagt, die in den Feldpostbriefen berichteten Einzelergebnisse, die uns heute so lebhaft interessieren, kommen nicht in die Geschichte und gehören nicht zur Geschichte, höchstens daß dieses oder jenes so Erzählte als Beispiel gebraucht wird für — ja sagen wir es nur gerade heraus — für ein Allgemeines: die Tat des Maschinisten, der unter Hingabe seines Lebens das Unterseeboot 18 nach Verlassen der Mannschaft zum Sinken brachte, damit es nicht in die Hände der Feinde falle, als Beispiel für die Kühnheit und den Todesmut unserer jungen Marine. Aber solcher Helden gibt es in diesem Krieg viele, und von ihnen wird kein Lied, kein Heldenbuch jemals melden, ihre Taten werden nicht aufgezeichnet zu finden sein in dem Buch der Geschichte von 1914/15. Denn eine Summe solcher einzelnen Tatsachen — heißen wir das „Geschichte"? machen sie das Ganze einer Geschichte dieses Krieges oder gar einer allgemeinen Geschichte der Neuzeit aus? Was tut vielmehr der Historiker mit solchen Einzelheiten? Er wählt aus und läßt dabei die meisten wie durch ein Sieb ins Bodenlose fallen, versinken und ertrinken im Strom des Vergessens. Zum Auswählen aber braucht er einen Maßstab oder sagen wir besser gleich: einen Gesichtspunkt, unter dem er das historisch Bedeutsame festhält und aufzeichnet, das Unbedeutende und Unwesentliche, und wäre es inhaltlich noch so schön, einfach verschwinden läßt. Und so besteht die

erste Aufgabe des Geschichtschreibers im Auffinden eines Allgemeinen, des fruchtbaren Gesichtspunktes, unter dem ausgewählt werden kann, genau so, wie der Naturforscher, der Botaniker zum Beispiel, einen Gesichtspunkt suchen muß, nach dem er die Pflanzen klassifiziert, systematisiert und ihre Entwicklungsgeschichte entwirft. Diese Gesichtspunkte wechseln: man denke an das Linnésche und an das es ablösende natürliche oder Jüssieusche Pflanzensystem. So bieten sich auch dem Historiker verschiedene Gesichtspunkte dar. Am bekanntesten ist neuerdings die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung von Karl Marx: bei allem geschichtlichen Geschehen komme den ökonomischen Verhältnissen die Priorität vor den politischen und geistigen Strömungen zu; diese seien nur Folgeerscheinungen, der „Überbau" zu jenen fundamentalen wirtschaftlichen Vorgängen; und so sei die Geschichte in Wahrheit immer eine Geschichte des Klassenkampfes zwischen Ausbeutenden und Ausgebeuteten, zwischen Herrschenden und Beherrschten. Von dieser Auffassung haben wir alle viel gelernt, selbst für die Religionsgeschichte: zum Beispiel, daß in die Entstehung der Reformation oder in den Unterschied zwischen lutherischer und reformierter Konfession wirtschaftliche Faktoren hineinspielen. Oder ein anderes ideelles Gebiet — die Philosophie. Entstanden ist sie als abendländische in Milet, das damals die größte griechische Handels-, Kolonial- und Seestadt war und dessen ganzer Reichtum, dessen ganze Existenz, etwa wie die Hamburgs, auf dem Wasser beruhte. Dort wurde eine Navigationsschule, ein Kolonialinstitut gegründet, und dessen Vorsteher Thales lehrte nun als Philosoph und Haupt einer philosophischen Fakultät: Wasser ist der Grundstoff, Anfang und Prinzip aller Dinge. Aber am Fortgang der so entstandenen Philosophie sehen wir auch die Einseitigkeit jener Marxistischen Theorie. Der Bremenser Pastor Kalthoff hat versucht, die ganze griechische Philosophie von diesem Gesichtspunkte aus realistisch, materialistisch, soziologisch zu begreifen und ist bei diesem Unternehmen kläglich gescheitert: weder Heraklit, noch Sokrates, noch Platon läßt sich aus diesem einen Faktor ableiten. Sokrates hat er daher nicht verstanden und Platons Ideenlehre als etwas „wenig Imponierendes", oder vielmehr als ein ihm gründlich sein materialistisches Konzept Verrückendes überkurz abgetan. Und so ist diese Auffassung ganz einseitig und ganz eng. Das Geschichtliche ist kein so einfaches und gleichförmiges Gewebe, Fäden der verschiedensten Art, wirtschaftliche und politische, kulturelle und ideelle, religiöse und ethische laufen darin in- und durcheinander, was dort Fundament ist, ist hier Überbau, und was heute dominiert, ist morgen bloße Begleiterscheinung; und die Aufgabe des großen Historikers wird eben die sein, jedem dieser Fäden an seinem Ort die richtige Rolle zuzuweisen und aufzuzeigen, wie die Farben der einzelnen Fäden an dieser oder an jener Stelle die Farbe des Ganzen beeinflussen und bestimmen. So ist die Ursache unseres Krieges mit England gewiß materialistisch und wirtschaftlich in dessen Konkurrenzneid zu suchen; aber bei Frankreich ist es ein Ideelleres, der lange großgezogene und gehätschelte Revanchegedanke, und bei

Rußland der instiktive Expansionstrieb des Panslawismus, was sie gegen uns aufgepeitscht und losgelassen hat; und auf unserer Seite vollends ziehen die jungen Regimenter in hellem Idealismus dem Feinde entgegen. Deswegen ist auch der Gegensatz von kultureller und politischer Geschichte stets nur ein fließender, kein ausschließender: die Kunst Athens versteht man nur aus dessen politischer Geschichte, und die Politik der italienischen Kondottiere nur aus der von Haus aus ästhetischen und individualistischen Renaissancestimmung heraus. Die Lehre von der überall vorhandenen Priorität des ökonomischen Faktors vor dem ideellen ist dogmatisch, nicht wissenschaftlich, indem sie als Voraussetzung hinstellt und hinnimmt, was erst jedesmal besonderer Untersuchung bedarf. Natürlich kann der Historiker vom Wirtschaftlichen, er kann aber ebensogut auch von der Religion oder den Sitten, von der Kunst oder der Philosophie ausgehen; nur muß er sich dabei bewußt bleiben, daß jede dieser Auffassungen eine einseitige und unvollständige ist, und muß daher immer auch die anderen Faktoren gelten lassen und zu Hilfe rufen. Und da zeigen gerade Zeiten, wie die unserige, daß der umfassendste Gesichtspunkt und der höchste Standpunkt, von dem aus man Geschichte verstehen und Geschichte schreiben kann, doch nur der politische, der staatliche ist, und daß von ihm aus am ehesten noch das Ganze erfaßt und begriffen werden kann. Staatengeschichte ist eigentlich das, was wir Geschichte nennen: das haben wir eine Zeitlang fast vergessen, wie wir es nicht mehr haben wollen gelten lassen, daß Kriege Knotenpunkte sind im Völkerleben, an denen die Völkerschicksale gewogen und von denen sie auf Jahrzehnte hinaus auch wirtschaftlich und kulturell bestimmt werden. Heute ist es uns allen klar: nicht der einzige, aber der große Gesichtspunkt, unter den wir die geschichtlichen Erlebnisse zu stellen haben, ist der staatliche; denn der Staat verloren, alles verloren.

Diesem Gedanken ist freilich die christliche Geschichtsphilosophie von Anfang an mit widersprechenden Gefühlen gegenübergestanden. Römer 13 hat der Apostel Paulus alle staatliche Obrigkeit und somit den Staat selbst als von Gott verordnet erklärt, Apokalypse 13 aber hat deren Verfasser den Drachen, das heißt den Teufel als den genannt, der dem großen Leviathan Staat seine Kraft und große Macht gegeben habe; das ist der große Widerspruch im Neuen Testament: denn beide Male ist von demselben, vom römischen Staat unter Kaiser Nero die Rede. Die civitas terrena, der weltliche Staat schien dann auch dem hierin der Apokalypse folgenden Augustin vom Bösen zu stammen: indem er ihm die Kirche als Gottesstaat gegenüberstellt, bestimmt er die Anschauung des Mittelalters. Die Entprofanisierung wie des Berufs überhaupt, so auch der weltlichen Obrigkeit und des Staates vollzieht im Anschluß an Paulus und teilweise nach dem Vorgang der nominalistischen Scholastik Luther und öffnet damit der Neuzeit Tür und Tor. Und am Ende des achtzehnten und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zeigt sich derselbe Widerspruch wieder, natürlich in ganz verdünnter und vergeistigter Form. W. von Humboldt

und Schiller erklären den Staat für ein Übel, wenn auch für ein notwendiges, Hegel dagegen für ein Göttliches und für den Gott auf Erden; und hundert Jahre später steht dem Individualismus Nietzsches mit seiner Geringschätzung des Staates der Staatssozialismus gegenüber, der die Allwirksamkeit des Staates in dieser oder jener Form proklamiert. Heute treten wir, denke ich, alle auf die Seite des Apostels Paulus und nicht auf die der Apokalypse. Der Staat ist das Wahrzeichen, unter dem und für den wir kämpfen. So hat uns der Krieg als der große Erzieher gelehrt, daß die Geschichte in erster Linie Staatengeschichte ist.

Alles das ballt sich aber nun zu dem zweiten Problem zusammen: gibt es historische Gesetze, wie es zum Beispiel in der Physik Naturgesetze gibt? Früher hat man dabei etwas gewaltsam konstruierend und darum fast kindlich empirische Gesetze aufgestellt wie das: die Weltgeschichte bewege sich von Ost nach West, womit wir rettungslos dem Panslawismus verfallen wären, was Hindenburg eben jetzt ad absurdum zu führen eifrig bemüht ist; oder: ein Volk erlebe nur einmal einen Höhepunkt, wie das Einzelleben schreite es von Kindheit zu Jugend zu Mannesalter und durchs Greisenalter schließlich zum Tode fort. Aber gerade wir Deutsche, denke ich, widerlegen auch dieses Gesetz: wir haben eine erste politische und kulturelle Blütezeit im Mittelalter erlebt und einen zweiten Aufstieg im neunzehnten Jahrhundert begonnen, wo zuerst die kulturelle, dann die politische Einigung unseres Volkes zustande gekommen und eine Höhe erreicht worden ist, um deren Erhaltung und um deren Hinaufrücken und Emporbilden wir heute kämpfen. Aber wie steht es zum Beispiel mit dem Gesetz, daß auf die okkupatorische die Naturalwirtschaft und auf diese die Geld- und schließlich die Kreditwirtschaft folge? Diese Reihe wiederholt sich bei den verschiedensten Völkern und ist wirklich eine natürliche und eben darum eine notwendige und gesetzmäßige Entwicklung. Ebenso ist es mit der jedem nationalen Aufschwung vorangehenden Bauernbefreiung in Rom so gut wie in Preußen: wo sie ausbleibt, geht ein Staat zugrunde, so Sparta; wo trotz ihrer der Aufstieg ausblieb wie in Rußland, da können wir die gegenwirkenden Ursachen nachweisen, so daß gerade die Ausnahme die Regel bestätigt. Wenn es aber solche Gesetze — oder sagen wir vorsichtiger: so etwas wie analoge Fälle, typische Formen, sich wiederholende Entwicklungsreihen gibt, so ist damit die Behauptung, daß die Geschichte lediglich idiographisch sei, definitiv aus dem Felde geschlagen. Und endlich die psychologischen Gesetze — sie lernen wir nicht bloß und in ihrer Tiefe überhaupt nicht im psychologischen Laboratorium kennen, wohl aber können wir sie als individuelle an den großen geschichtlichen Persönlichkeiten und als soziale und soziologische an den geschichtlichen Massenvorgängen ablesen: ist aber die Geschichte der Erkenntnisgrund solcher Gesetze, so müssen psychische und psychologische Gesetze auch tatsächlich in ihr wirksam sein und herrschen.

Das führt auf ein neues, drittes Problem, die Frage nach den Trägern der Geschichte: sind das Individuen oder Massen? Einzelne oder Völker?

Menschen oder Schicksale? Gewiß sind Individuen die Träger alles geschichtlichen Geschehens, und gewiß stehen große Individuen im Vordergrund unseres Interesses an der Geschichte. Darin ist sie durchaus aristokratisch — fast im Gegensatz zu der ebenso gewiß demokratischen Moral. Wie sehr uns diese Art von Aristokratismus und Individualismus, die Heroenverehrung im Blut liegt, zeigt heute der Name Hindenburg. Das Volk — und darin gehören wir alle zum Volk — braucht große Individuen, Helden, an denen sich das geschichtliche Geschehen aufranken und festhalten läßt. Deshalb ist die griechische Geschichte soviel interessanter als die römische, weil dort einzelne Menschen und wirkliche Menschen mit scharfumrissenen Charakterköpfen im Mittelpunkt stehen, während hier fast siebenhundert Jahre lang der Staat es ist, dessen Geschichte wir vernehmen. Und ebenso ist das Mittelalter uns Nichthistorikern so verschlossen, weil hier jeder eine sein Gesicht unkenntlich machende Maske vor hat, der Mönch seine Kapuze, der Ritter sein Visier; und darum wirkt eine Gestalt wie die Abälards oder Friedrichs des Zweiten, wo plötzlich ein Menschenantlitz hinter der Mönchskutte oder der Kaiserkrone deutlich sichtbar wird, wie eine Oase in einer dürren Sandwüste. Aber Geschichte ist keine Biographie, und große Individuen gibt es, wenn wir mit dem Titel nicht gar zu verschwenderisch umgehen wollen, nur alle hundert Jahre einmal; die Geschichte aber ist ein Kontinuum und geht auch ohne solche Großen weiter und ist schon darum — Volksgeschichte. Aber können wir Massen, können wir ein Volk als ganzes fassen und dürfen wir es als Einheit betrachten? Da erhebt sich die schwierige Frage nach der Psychologie einer Gesamtheit, einer Masse. Ist diese nur die Summe der sie zusammensetzenden Atome, selbst wieder nur ein Sammelname für viele Individuen? Oder gibt es so etwas wie eine Volksseele als Einheit, die ihre besonderen psychologischen Funktionen, nicht zusammenaddierte, sondern einheitliche Gedanken, Gefühle, Willensimpulse hat? Der Begriff „Volksseele" ist oft etwas verschwommen Romantisches, das unbekannte X, mit dem man phrasenhaft geschichtliche Vorgänge zu erklären sucht und in Wahrheit erst recht unerklärt läßt. Aber wenn wir an den modernen Begriff der Massensuggestion denken und in den Kreuzzügen die Wirkung einer solchen unverkennbar vor Augen sehen, oder wenn wir an den eben von uns erlebten unvergeßlichen Sturm der Begeisterung unseres Volkes in den Mobilmachungstagen denken oder an die Leichtgläubigkeit auch der kritischsten unter uns bei der falschen Nachricht von der Einnahme Belforts, so ist dieser Gesamtgeist doch etwas anderes als eine Summe, ist etwas Greifbares, die durch die Masse als solche wirkende Kraft und eine die Masse als solche beherrschende und bewegende einheitliche Idee. Und dabei zeigt sich ein eigenartiges Wechselspiel: was macht ein Volk, das der Träger der Geschichte ist? Nicht Rassengefühl und Stammesbewußtsein, das verliert sich vielfach im Dunkeln und Unsichern; nicht der Heimatboden — der kann bleiben, auch wenn ein Stück davon wie Elsaß von einem Volk zum anderen geschoben wird; nicht die Sprache — man

denke an die dreisprachige Schweiz; auch nicht die Gemeinsamkeit der Zwecke — sie hat auch eine Aktiengesellschaft, sondern lediglich das gemeinsame geschichtliche Erleben, das in zweihundertjähriger Zugehörigkeit zum großen französischen Staat die Elsaß-Lothringer zu Franzosen gemacht hat und durch das dieser Krieg an seinem siegreichen Ende sie — hoffentlich! — zu deutschen Staatsbürgern machen und mit Staatsbewußtsein erfüllen wird.

Nun aber kommt erst zum vierten das, was gewöhnlich als Gegenstand und Hauptproblem einer Philosophie der Geschichte angesehen wird, die metaphysische Frage, ob die Geschichte einen Sinn und einen Zweck habe? Auf metaphysische Fragen gibt es bekanntlich nur hypothetische Antworten. Setzen wir statt Zweck „Ziel", so wissen wir, daß gerade da die Sozialdemokratie besonders metaphysisch und wiederum besonders dogmatisch denkt, indem sie das Endziel zu kennen behauptet und es materialistisch, ökonomisch bestimmt — als den Kommunismus nach der Expropriation der Expropriateure und als die Überwindung des Nationalismus durch die Internationale. Aber von erkenntnistheoretisch geschulten Sozialdemokraten selbst ist dagegen das Wort geprägt worden: „Das Endziel ist nichts, die Bewegung ist alles." Warum es nun aber so schwer oder geradezu unmöglich ist, jene Frage zu beantworten, ist das: wir haben von der Geschichte nur einen ganz kleinen Ausschnitt, kennen weder den Anfang noch das Ende. Wenn wir annehmen, daß das Menschengeschlecht hunderttausend Jahre alt ist und noch hunderttausend Jahre lang bestehen werde — und diese Zahlen sind vermutlich nach rückwärts und nach vorwärts zu klein —, so kennen wir davon etwa sechstausend Jahre, also einen ganz kleinen Ausschnitt. Nun kann man freilich aus jedem Torso auf das Ganze schließen, nur sind diese Schlüsse um so unsicherer, je kleiner die bekannten Stücke sind; und hier sind sie vermutlich winzig.

Eine Vorfrage ist dabei die: wenn die Geschichte einen Zweck, ein Ziel hätte, sind dann nicht alle Generationen vor Erreichung dieses Ziels nur Mittel, das Ziel wird vielleicht erst von der allerletzten erreicht und erlebt? Dagegen darf man doch fragen, ob nicht auch hier immer und jedesmal der Lebende Recht hat, jede Generation ihr eigenes Leben lebt und ihren eigenen selbstständigen Wert besitzt? Damit würde der Gedanke des Endziels auch hier verschwinden und von der Geschichte überhaupt gelten, daß die Bewegung alles sei. Allein statt Bewegung sagen wir hier doch lieber Entwicklung, und dann ist der Zweck- und Zielgedanke alsbald wieder da. Dem tritt nun die Anschauung gegenüber, daß sich nichts entwickle, sondern daß es immer ein und dasselbe sei: der Mensch bleibe im Guten und Bösen, im Glück und Unglück stets der gleiche, die Menschheit als ganze stehe still auf einer Linie, um die sich der Pendel des geschichtlichen Lebens auf und ab bewegt; der Unterschied der verschiedenen Perioden sei nur der, ob diese Schwingungen lebhafter oder langsamer, die Differenzierungen größer oder kleiner seien. Das letzte Wort dieser Stillstandshypothese, dieses Schwingens und Schwankens um einen Null-

punkt wäre dann der Nihilismus; wie auch der den Pythagoreern entlehnte Gedanke Nietzsches von einer ewigen Wiederkunft des Gleichen ein ganz nihilistischer, kein abgrundtiefer, sondern, um mit Mephistopheles zu reden, ein ganz dummer Gedanke ist. Anders, wenn wir statt Pendelschwingungen eine wirkliche Entwicklung annehmen. Aber auch da gibt es zwei Möglichkeiten — Rückschritt oder Fortschritt? Liegt das Ziel als Höhepunkt am Anfang als verlorenes Paradies, oder am Ende — heiße man es nun Reich Gottes oder Ewiger Friede oder wie sonst immer? Eben hier ist für eine wissenschaftliche Entscheidung der Torso viel zu klein. Aber was man nicht wissen kann, das dürfen wir vielleicht glauben. Nun bin ich kein Freund einer Postulatentheorie, die von einem Sollen auf ein Sein schließt: man kommt dabei gar zu leicht dazu, das Seinsollende mit dem Wünschenswerten zu verwechseln und dann einfach zu glauben, was man wünscht. Das haben wir vor etlichen Jahrzehnten bei einer Theologenschule erlebt. Aber hier handelt es sich ja nicht um ein Sein, sondern um ein Werden und Geschehen, um ein Tun und Mittun, und da werde ich allerdings von Sollen auf Sollen Schlüsse machen, Postulate aufstellen, einen praktischen Vernunftglauben formulieren dürfen. Also wir wissen nicht, ob es vorwärts oder rückwärts geht mit der Menschheit, ob ihr Höchstes und Bestes vor uns liegt oder hinter uns, aber wir dürfen nicht nur, wir müssen glauben an eine Entwicklung von unten nach oben, von niederen Anfängen zu höheren und immer höheren Zielen. Der Gedanke des Rückschritts ist ein unerträglich pessimistischer Gedanke, der uns und unsere Arbeit lähmt und für unser geschichtliches Handeln ein tödliches Hindernis wäre. Hindenburg muß an den Sieg glauben, um siegen zu können. Nietzsche hat über „den Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" seine geistreichste und feinste Schrift geschrieben und in ihr vor allem auf den quietistisch lähmenden Einfluß der rückwärts gewendeten Beschäftigung mit der Geschichte hingewiesen. Die Schrift stammt aus seiner ersten an Schopenhauer orientierten Periode, und nur von der Schopenhauerschen Auffassung der Geschichte aus gilt dieses Bedenken vom überwiegenden Nachteil der Geschichte, und trotz des memento vivere oder gerade deswegen ist Nietzsche der Geschichte gegenüber so pessimistisch, und pessimistisch seine rückwärts, nicht vorwärts gerichtete Auffassung derselben.

Aber in dem Gesagten steckt und mit dem Gesagten löst sich noch ein anderes, bereits angedeutetes Problem: ist das Ziel transzendent oder immanent? Wenn jenes, dann ist es völlig unerkennbar und geht — als in der Zukunft liegend — den Historiker, der es nur mit Vergangenem zu tun hat, eigentlich überhaupt nichts an. Und dann ist allerdings die Gefahr die, daß alle Generationen vor Erreichung des Zieles sich durch den Gedanken, daß sie das Ende ja doch nicht erleben werden, hemmen lassen. Deshalb hat Bebel, dieser Kenner der Volksseele, wohl gewußt, warum er dem großen Kladderadatsch so nahe und immer wieder nahe Termine gesetzt hat. So

altruistisch ist nicht leicht — oder sagen wir: ist nicht in allen Lebenslagen der Mensch, daß er nur für die ihm völlig unbekannten Generationen einer fernen Zukunft schafft und wirkt: er will von seinem Schaffen und Wirken etwas haben, will den Erfolg sehen, die Früchte ernten. Am Tod scheint mir heute für uns alte Menschen, die wir nicht den jungen, jauchzenden Tod auf dem Schlachtfeld, sondern tatenlos den ganz gewöhnlichen Tod auf dem Krankenbett vor uns sehen, das Schwerste und Härteste, daß wir, wenn er vor Ende des Krieges kommen sollte, seine Frucht, den Sieg und dessen Folgen nicht mehr schauen dürfen; deshalb die Bitte: den Sieg, nur den Sieg meines Volkes laß mich noch erleben!

Ist dagegen das Ziel der geschichtlichen Entwicklung immanent, dann erleben wir ja tatsächlich den Fortschritt selber mit: es geht unter unseren Augen vorwärts, und dabei kommt es auf unsere Hände, auf unser Mittun an. Wir selber können — wir kleinen Durchschnittsmenschen freilich immer nur im Kleinen und in bescheidenem Maß — mitwirken und mithelfen, und sollen es tun. So schaffen auch wir am sausenden Webstuhl der Zeit und wirken der Gottheit lebendiges Kleid mit, können zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reichen, aber damit doch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streichen.

Wie nun aber jenes Kleid der Gottheit, jener Ewigkeitsbau aussieht, das können wir, mitten im Endlichen stehend, nicht mit Bestimmtheit sagen. Der eine bezeichnet es als Humanität, der andere als Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, ein Dritter als Durchdringung der Natur durch die Vernunft, und ein Vierter endlich als Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden. Was allen diesen Zielsetzungen gemeinsam ist, das ist der Gemeinschaftsgedanke. Nicht um die Beantwortung der Frage des reichen Jünglings: was muß ich tun, daß ich selig werde? sondern um ein Ganzes, um ein über die Individuen übergreifendes Wertvolles, um ein Kulturreich, wirklich um die Errichtung eines Reiches Gottes auf Erden, dessen Kommen auch Jesus nicht immer nur eschatologisch-transzendent verkündigt hat, handelt es sich. Und sein Wert besteht gerade darin, daß es immanent nie fertig ist, kein Paradies, in dem die Arbeit ein Fluch ist, kein fauler Ewiger Friede, in dem es nichts mehr zu kämpfen und zu streiten gäbe, sondern der Ort der fleißigen Hände und der Ort, wo Krieg und Streit um der Menschheit große Gegenstände nicht aufhört, das Leben im Fluß zu erhalten und interessant zu machen. Deswegen sind alle Zweckbestimmungen zu verwerfen, bei denen das Glück des einzelnen zur Hauptsache gemacht wird oder durch ein Hintertürchen nebenbei doch wieder hereinschlüpft. Denn was ist der einzelne und sein Glück gegenüber dem Ganzen und der Erhaltung des Ganzen? Auf diese Frage gibt der Zug des Todes, der heute durch die Welt geht, die Goetheantwort:

Was unterscheidet Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Damit erhebt sich endlich noch ein letztes Problem, die Frage nach dem Anteil des Schicksals oder der Freiheit in der Geschichte. Auch darauf gibt es keine wissenschaftliche Antwort. Wo hört das Schicksal auf? Wo fängt die Schuld des einzelnen oder die Schuld eines Volkes an? Alle historische Tragödie beruht auf diesem Gegensatz; und da ist es doch merkwürdig, daß Schiller, den wir den Dichter der Freiheit nennen, die größere Hälfte der Schuld aller seiner Helden den unglückseligen Gestirnen zugewälzt hat. Allein er kannte eben den richtigen Begriff der Freiheit, der kein Sein, sondern ein Imperativ ist: sei frei und handle so, als ob du frei wärst! Aber fahren wir fort: dein Schicksal nimm hin, als ob es von einer über dir stehenden Macht bestimmt würde! So vereinigt sich Freiheits- und Abhängigkeitsgefühl, menschliches Tun und Ergebung in einen göttlichen Willen, Sittlichkeit und Religion. In diesem Sinn ist die Geschichte die gewaltige Theodizee, in der sich die Gottheit offenbart und rechtfertigt zugleich, und ist das Weltgericht, vor dem der Erfolg entscheidet und sich das Gute, so oft es auch im einzelnen Fall unterliegen mag, doch immer als das Tüchtigere und Stärkere und Siegreiche erweist und durchsetzt; denn das Gute sammelt und einigt, das Böse als das Egoistische zerstört und löst auf: wir sehen es jetzt schon an den Engländern und Franzosen und werden es hoffentlich bald noch deutlicher sehen. Der einzelne aber kann sich der Geschichte gegenüber dabei beruhigen: fromme Ergebung in das, was ihn trifft, und kühne Tat, die zum Siege treibt und führt, und die Vereinigung von diesen beiden, der ehrfurchtsvolle Glaube an etwas, was im Walten der Geschichte über uns ist, und das an diesem Glauben sich stärkende Vertrauen auf uns selbst und die eigene Kraft und den eigenen Anteil am geschichtlichen Werden — das ist das, was unserem Volk, wenn es davon erfüllt bleibt, den Sieg verbürgt, und das, ich sage nicht: das ist, aber das soll uns der Sinn des großen Stückes Geschichte sein, das wir heute erleben!

Victor Hugo als Vorkämpfer einer deutsch-französischen Annäherung gegen Rußland und England

Von Dr. J. J. Nieſſen

Der Wiener Kongreß hatte für Frankreich unbefriedigend geendet; die Verhältniſſe waren nach äußerlichen Geſichtspunkten geordnet worden und Frankreich fühlte ſich unter anderem dadurch gedemütigt, daß es auf dem linken Rheinufer Landbeſitz hatte abtreten müſſen. Die Wiederherſtellung der Rheingrenze, die „question du Rhin“ ſpukte deshalb von Zeit zu Zeit in der öffentlichen Erörterung und um die Wende des Jahres 1839 war der Streit ſo heftig geworden, daß viele eine Kriegsgefahr in nächſter Nähe ſahen. Heinrich Heine ſchrieb am 11. Januar 1841 aus Paris in der Reihe ſeiner Briefe über franzöſiſche Zuſtände, in denen er ſich als ſcharfſinniger Beobachter bewährt hat:

„Immer mehr verbreitet ſich unter den Franzoſen die Meinung, daß Bellonas Drommeten dieſes Frühjahr den Geſang der Nachtigallen überſchmettern, und die armen Veilchen, zertreten vom Pferdehuf, ihren Duft im Pulverdampf verhauchen müſſen. Ich kann dieſer Anſicht keineswegs beiſtimmen, und die ſüßeſte Friedenshoffnung niſtet beharrlich in meiner Bruſt. Es iſt jedoch immer möglich, daß die Unglückspropheten recht haben, und der kecke Lenz mit unvorſichtiger Lunte den geladenen Kanonen nahe. Iſt aber dieſe Gefahr überſtanden, und iſt gar der heiße Sommer gewitterlos vorübergezogen, dann, glaube ich, iſt Europa für lange Zeit vor den Schreckniſſen eines Krieges geſchützt, und wir dürfen uns eines langen dauernden Friedens verſichert halten. Die Wirrniſſe, die von oben kamen, werden alsdann auch dort oben ruhig gelöſt worden ſein, und das niedrige Gezücht des Nationalhaſſes, das ſich in den unteren Schichten der Geſellſchaft entwickelt hat, wird von der beſſeren Einſicht der Völker wieder in ſeinen Schlamm zurückgetreten werden. . . . Wer will aber den Krieg? England und Rußland könnten ſich ſchon jetzt zufrieden geben — ſie haben bereits genug Vorteile im Trüben erfiſcht. Für Deutſchland und Frankreich jedoch iſt der Krieg ebenſo unnötig wie gefährlich: die Franzoſen beſäßen zwar gern die Rheingrenze, aber nur, weil ſie ſonſt gegen

etwaige Invasionen zu wenig geschützt sind, und die Deutschen brauchten nicht zu fürchten, die Rheingrenze zu verlieren, solange sie nicht selber den Frieden brechen. Weder das deutsche noch das französische Volk begehrt nach Krieg."

Heines Zuversicht auf die Erhaltung des Friedens bewährte sich. Aber die von der Rheinfrage ausgelöste lebhafte Bewegung der Geister ließ auf französischer Seite eine umfangreiche, wenig bekannte historisch-politische Arbeit des Dichters und glühenden Patrioten Victor Hugo entstehen. Sie verbreitet sich eingehend über die Gestaltung der Verhältnisse Europas, behandelt die Möglichkeit und Notwendigkeit der Versöhnung Deutschlands und Frankreichs und beleuchtet treffend die Sonderstellung Rußlands und Englands gegenüber Europa. Manche Gedanken sind so weitschauend und auch heute noch zeitgemäß, daß sie verdienen, hervorgeholt zu werden.

Victor Hugo hatte in den Jahren 1838 und 1839 zwei monatelange Rheinreisen gemacht und von diesen Reisen aus nach alter Gewohnheit Briefe an einen Pariser Freund gerichtet — nicht in der Absicht der Veröffentlichung, sondern um die täglichen Erlebnisse und Eindrücke festzuhalten, die „weniger dem Reisenden selbst als seinem Geiste zustoßen und in ihrer Gesamtheit mehr das Tagebuch eines Gedankens als einer Reise ergeben". Die Briefe lagen dann lange bei dem Freunde und wurden eines Tages Ende 1840 wieder hervorgeholt, als die Rheinfrage auf den Plan getreten war. Der Verfasser äußert sich darüber selbst in der Vorrede zu seinem Werke „Le Rhin":

„Man erinnert sich, daß die Rheinfrage vor einigen Monaten ganz plötzlich sich wieder geregt hat. Ausgezeichnete und vornehme Geister haben in Frankreich lebhaft darüber gestritten und zunächst, wie es immer zu gehen pflegt, zwei sich sehr scharf gegenüberstehende Parteien gebildet. Die einen haben die Verträge von 1815 als feststehende Tatsache betrachtet, und von ihnen ausgehend das linke Rheinufer Deutschland endgültig lassen und nur seine Freundschaft erlangen wollen; die anderen haben diese Freundschaft von sich gewiesen und sehr heftig das linke Rheinufer für Frankreich verlangt, mit lebhaftem Widerspruch gegen die bestehende tatsächliche Lage der Dinge. Die ersteren opferten den Rhein dem Frieden, die letzteren den Frieden dem Rhein. Meines Erachtens hatten beide Parteien Unrecht und Recht. Ich denke, daß es zwischen diesen beiden sich ausschließenden und gegenüberstehenden Meinungen Platz für eine vermittelnde versöhnliche Ansicht gibt. Schon während meiner Rheinreisen glaubte ich die Lösung der Frage finden zu können: daß man Frankreichs Recht aufrecht halten könne, ohne das Nationalgefühl Deutschlands zu verletzen. Als mir dieser Gedanke gekommen war, erschien er mir nicht bloß als ein Gedanke, sondern als eine Pflicht. Jede Pflicht muß aber erfüllt werden — und wenn eine Frage, die ganz Europa und damit die ganze Menschheit in Atem hält, dunkel ist, muß jeder, der etwas dazu zu sagen hat, Licht in dieses Dunkel zu bringen versuchen, und wenn sein Licht auch noch so bescheiden ist".

In Erfüllung dieser Pflicht schrieb Victor Hugo dann im Sommer 1841 eine Abhandlung, die er zusammen mit den Reisebriefen im Frühjahr 1842 herausgab. In dem für beide Teile gemeinsamen Vorwort schildert er eindringlich, wie stark der Rhein ihn zum Nachdenken angeregt habe — „dieser Fluß, von dem jedermann redet und den niemand studiert, den jedermann besucht und niemand kennt, und der im Schimmer seiner Fluten die Gegenwart und die Zukunft Europas erkennen läßt". Und als Hauptergebnis seiner Erkenntnis sagt er schon hier:

„Der Rhein ist viel französischer als die Deutschen denken und die Deutschen sind Frankreich viel weniger feindlich als es die Franzosen glauben. . . . Deutschland ist in meinen Augen die natürliche Mitarbeiterin Frankreichs. Ich glaube, das richtig eingeschätzt und so gesehen zu haben, wie es wirklich ist. Ich will nicht verbergen, daß Deutschland ein Land ist, das ich liebe, und ein Volk, das ich bewundere: ich habe fast ein Sohnesgefühl für dies vornehme und heilige Vaterland aller Denker. Wenn ich nicht Franzose wäre, möchte ich Deutscher sein."

Es würde hier zu weit führen, im einzelnen aus den Reisebriefen die deutschfreundliche Gesinnung des Verfassers zu belegen; dieses erübrigt sich auch, weil er in dem „Conclusion" überschriebenen Anhang zu den Reisebriefen, eben jener besonderen Abhandlung, sich zusammenfassend äußert. Er holt weit aus, indem er die Stellung der europäischen Mächte jeder Ordnung seit dem Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts (jener Zeit, „in der das militärische Frankreich eine große Rolle in Europa spielte, während England für die Festlandmächte nur eine mit inneren Unruhen beschäftigte große Insel war") und ihr Werden und Vergehen bis zur Gegenwart betrachtet. England ist inzwischen die Herrscherin der Meere geworden, andere Mächte haben ihre Weltgeltung eingebüßt. Und ihr Schicksal hat ihm eine Warnung für England eingegeben, daran zu denken, wenn es seine Weltherrschaft ins ungemessene auszubreiten strebe. Dabei weist er auf die Voraussage eines im Jahre 1617 in Paris erschienenen Büchleins hin, das wörtlich sagt:

„Manche glauben, daß ein Reich nicht von langem Bestande sein kann, wenn seine Länder derart getrennt und verstreut sind, daß man ungeheure Mittel aufwenden muß, um überall hin Schiffe und Menschen zu schicken. Und sie glauben, daß die Eingeborenen dieser Länder sich endlich über die geringe Zahl des Herrschervolkes Rechenschaft geben könnten, um den Mut zu fassen, sich gegen sie zu verbinden und sie zu vertreiben."

Victor Hugo fügt seinerseits hinzu, England müsse folgendes bedenken: „Die Gebrechlichkeit einer Nurseemacht, die auf den Wellen des Ozeans throne — die Zerstreutheit und der mangelnde Zusammenhang seiner Länder und das Bestreben der Kolonien, selbstständig zu werden auf seiten der Beherrschten gefährde Englands Macht. Dasselbe bewirke auf seiten des Herrschervolkes unversöhnliche und tiefe Selbstsucht und eine unmoralische, hier gewaltsame und

dort verschlagene Politik, die den Verbündeten verrät, um dem eigenen Vorteil zu dienen. Einen Militärgeist ohne ritterliche Eigenschaften großziehen, die aus dem Soldaten die Stütze der Gesellschaft machen — Handelsgeist haben ohne die kluge Rechtschaffenheit, die aus dem Kaufmanne das die bestehenden Zustände zusammenknüpfende Band macht — all das hat die Kolosse von ehedem zusammenbrechen lassen."

Europa muß im neunzehnten Jahrhundert Rußland und England widerstehen, sagt er an einer anderen Stelle. Die Kraft, ihnen zu widerstehen, haben nur zwei Staaten, Frankreich und Deutschland. Sie stellen tatsächlich Europa dar: Deutschland ist sein Herz, Frankreich sein Kopf. Sie stellen gleicherweise die Kultur dar: Deutschland empfindet, Frankreich denkt. Beide sind keine Insel- und keine Eroberervölker, sie sind die wahren Söhne des europäischen Bodens. Um die Welt im Gleichgewicht zu erhalten, muß es in Europa als Doppelschlüssel zu dem Gewölbe des Festlandes zwei große Rheinstaaten geben, die beide durch diesen alles erneuernden Fluß befruchtet und eng verbündet werden. Wenn Mitteleuropa sich eines Tages zusammengeschlossen haben wird (und das wird es!), dann wird das gemeinsame Interesse aller klar sein: Frankreich wird, gestützt auf Deutschland, gegen England, das der verkörperte Handelsgeist ist, Front machen und es in den Ozean werfen, — Deutschland wird, auf Frankreich gestützt, gegen Rußland, das den Eroberungsgeist darstellt, Front machen und es nach Asien hineinwerfen. Der Handel gehört auf das Meer — der Eroberungsgeist, der den Krieg zum Werkzeug hat, erweckt abgestorbene Kulturen zum Leben und tötet die lebenden. Der Krieg ist für die einen die Wiedergeburt, für die anderen das Ende: Asien braucht ihn, Europa nicht! Die Kultur hat Raum für den Militär- und den Handelsgeist, aber sie setzt sich nicht allein daraus zusammen, sondern sie bringt sie in ein richtiges Verhältnis zu den anderen Beziehungen der Menschen untereinander. Sicher würde die Einigkeit zwischen Deutschland und Frankreich die Bremse für England und Rußland bedeuten, das Heil Europas, den Frieden der Welt!

Nach Victor Hugo haben England und Rußland auf dem Wiener Kongreß 1815 den Bruch zwischen Frankreich und Deutschland mit Vorbedacht vorbereitet! Deutschland hatte seinen Groll und Frankreich seinen Zorn; aber bei großherzigen Völkern, die durch Blut und Gedanken Brüder sind, geht der Groll vorüber und der Zorn verraucht; das große Mißverständnis von 1813 mußte sich aufklären. Deutschland, heldenhaft im Kriege, wird im Frieden wieder träumerisch. Alles, was erhaben und hoch ist, gefällt seiner ernsthaften und selbstlosen Schwärmerei. Wenn der Feind seiner würdig ist, bekämpft es ihn, solange er aufrecht steht; fällt er, so ehrt es ihn. Napoleon war zu groß, als daß Deutschland ihn nicht hätte bewundern, zu unglücklich, als daß es ihn nicht hätte lieben sollen. Und für Frankreich, dem Sankt Helena das Herz zusammengeschnürt hat, ist jeder, der den Kaiser bewundert und liebt, so gut

wie ein Franzose. Die beiden Völker sind also vorausbestimmt, sich im gegebenen Augenblick zu verstehen und wieder zu vereinen.

Das sahen England und Rußland voraus und darum schufen sie zwischen Frankreich und Deutschland einen ständigen Grund zum Hasse: sie nahmen Frankreich und gaben Deutschland das linke Rheinufer. Daß man es gerade an Preußen gab, war ein Meisterstück. Preußen hat ein junges, lebhaftes, starkes, geistvolles, ritterliches, freiheitlich gesonnenes, kriegerisches, mächtiges Volk — ein Volk von Geistern, das ein Morgen haben wird. Aus dem wahren und berechtigten Gefühl seines Wachstumes will es, überdies auch vom lobenswerten Ehrenstandpunkte aus, nichts von dem aufgeben, was es einmal an sich gerissen hat. Noch einmal: die Einsetzung Preußens in den Ländern am Rhein war die Hauptsache beim Wiener Kongreß, war ein Meisterstück von Lord Castlereagh und ein großer Fehler Talleyrands. Der Rhein ist der Fluß, der Frankreich und Deutschland einigen soll; man hat daraus den Fluß gemacht, der sie trennt.

Rußland liebt Deutschland wie England Portugal und Spanien liebt: so wie der Wolf das Schaf liebt. Preußen (das 1841 noch in mehrere nicht zusammenhängende Teile zerfiel) wird ein großes zusammenhängendes Königreich werden: Hannover soll an Preußen fallen, aber das linke Rheinufer an Frankreich. Das eröffnet Preußen den Weg zum offenen Meer und gibt ihm freie Schiffahrt und die Möglichkeit, mit Hilfe einer Flotte ebenso mächtig zu sein wie durch sein Heer.

Dann wird auch die Unruhe aufhören, die Frankreich in Europa erweckt: Europa kann aber nicht ruhig sein, solange Frankreich nicht zufrieden ist.

Im sechzehnten Abschnitt seiner Betrachtungen hält er den Zentralmächten noch einmal eindringlich vor, daß sie nicht länger in der Abneigung beharren sollten, die zum Hasse führen könne; und während die beiden sich vor einander fürchten, sich beobachten und bedrohen, entwickelt Rußland sich in der Stille und England breitet sich im Schatten aus. Deutschland sträube seine Mähne gegen Osten, Frankreich öffne seine Flügel und schleudere seine Blitze nach Westen: der furchtbaren Einigkeit zwischen dem Löwen und dem Adler wird die Welt gehorchen! Schließlich kommt er nochmals eingehend auf das Verhältnis zu Rußland und England zurück; besonders gut ist seine Kennzeichnung der Rolle, die England in den Händeln der Welt spielt:

„Man muß dabei an den alten Puniergeist denken, der solange die lateinische Zivilisation bekämpft hat, den Geist, der nur für Handelsware, Abenteuer, Schiffahrt, Gewinn und Selbstsucht zu haben ist . . . Jetzt herrscht er in England; er hat von neuem die Welt umfaßt und hält sie fest, und — er bedroht Europa . . . Der Gegensatz zwischen Frankreich und England ist so stark, daß alle Völker sich darüber klar sind. Ich vergleiche es mit dem von Rom und Karthago; andere haben es anders ausgedrückt. So sagte Friedrich der Große: ‚England ist die Katze, Frankreich der Hund.‘ ‚Im Rechtsleben,‘

sagte der Jurist Houard, ‚sind die Engländer Juden, die Franzosen Christen.' Und die Indianer Amerikas sagen: ‚Christus war ein Franzose, den die Engländer in London kreuzigten; Pontius Pilatus war ein Offizier in englischen Diensten' . . . England wird unfehlbar unter Abwehr der ganzen Welt untergehen, oder es muß verstehen lernen, daß die Zeit der Karthager vorüber ist. Es ist gefährlich, ständig zum Verräter an der ganzen Menschheit zu werden, und traurig, stets nur einen Wind in seinen Segeln zu haben — das eigene Interesse. Immer dem Starken gegen den Schwachen zu Hilfe zu kommen, ist feige. Und ein großes Volk begnügt sich mit einer kleinen Rolle, wenn es unaufhörlich über sogenannte Gefühlspolitik spottet und nichts übrig hat für Ehre und Ruhm, für Hingabe, Teilnahme und Verbesserung des Schicksals der anderen. England wird das merken.

Die Inseln sind geschaffen, um dem Festlande zu dienen, nicht, um es zu beherrschen. Das Meer ist eine Straße, kein Vaterland. Die Schiffahrt ist ein Mittel, kein Zweck — wenn sie nicht die Kultur mitbringt, möge das Meer sie verschlingen."

Es ist anders gekommen als Victor Hugo es im Dämmer der Zukunft schimmern sah. Es ist nicht möglich gewesen, „in friedlicher Muße das Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland begründen zu können", wie auch Heinrich Heine einmal meinte. Preußen hat das linke Rheinufer behalten, der Rhein ist „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" geblieben. Wir haben ihn festgehalten, und auch heute wieder gilt das 1840 gedichtete Trutzlied von Nikolaus Becker: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, bis seine Flut begraben des letzten Manns Gebein!" — Aber: was Victor Hugo über die heutigen Verbündeten Frankreichs, Rußland und vor allem England, gesagt hat, das mögen die beiden sich ins Stammbuch schreiben.

Geiſtesſtörungen in Kriegszeiten

Von Dr. med. Löhmann

Die ungeheure Kriegskataſtrophe, der wir ſeit Monaten gegenüberſtehen, ſtellt an die Nerven, richtiger geſagt an die Seele jedes einzelnen, die ungewöhnlichſten und ſchwerſten Anforderungen. Die Fülle der Eindrücke, die mittelbar und unmittelbar täglich auf uns einſtürmen, nötigt oft auch den geiſtig ganz Geſunden, ſeine aufgerüttelten und widerſtreitenden Empfindungen mit einem gewiſſen Aufwand von Selbſtbezwingung niederzuhalten und zu ordnen. In erhöhtem Maße muß das von den allen Schrecken und Gefahren dieſes beiſpielloſen Krieges unmittelbar preisgegebenen Feldzugsteilnehmern gelten. Das in unſerem Volke noch vorhandene, gewaltige Kapital geſunder, ſeeliſcher Kraft, das dieſer Krieg der Welt und manchem Skeptiker im eigenen Volke geoffenbart hat, bewirkt es, daß die Zahl derer, die daheim und draußen den Stürmen ſtandhalten, ohne zuſammenzubrechen, ja ohne an ihrer Leiſtungsfähigkeit Einbuße zu erleiden, eine ſehr große iſt, gemeſſen an den Erfahrungen bei anderen Völkern und in früheren Kriegen, zum Beiſpiel dem ruſſiſch-japaniſchen. Dem gegenüber darf aber nicht überſehen werden, daß wir ein altes und weit vorgeſchrittenes Kulturvolk ſind und unvermeidlich neben den Licht- auch die Schattenſeiten hoch entwickelter Kultur hinzunehmen haben, zu denen nicht in letzter Linie eine Anlage mancher Menſchen zu ſeeliſch-nervöſen Erkrankungen gehören dürfte. Dieſe Anlage oder Dispoſition findet nun leider in Zeiten wie den gegenwärtigen alles, was zu ihrer unheilvollen Entwicklung beitragen kann, und deshalb begegnen wir jetzt gelegentlich nervöſen und ſeeliſchen Störungen, die auf Rechnung des Krieges geſetzt werden müſſen. Die häufigſten derartigen Erkrankungen ſeien im folgenden einer kurzen Betrachtung unterzogen, wobei zwiſchen den Daheimgebliebenen und den draußen Befindlichen unterſchieden werden ſoll, ſoweit das bei der Natur dieſer Dinge angängig iſt.

Zunächſt muß betont werden, daß es ein eigentliches Kriegsirreſein nicht gibt. Es handelt ſich in allen Fällen um längſt bekannte Formen nervöſer und ſeeliſcher Störungen, die ſich im Kriege nur durch Stärke und Art der auslöſenden Urſachen abweichend geſtalten. Bereits die Tage der Mobilmachung

zeitigten besonders in den Kreisen der Nächstbetroffenen und bei gering widerstandsfähigen Menschen beiderlei Geschlechts Zufälle und Zusammenbrüche, meist wohl auf hysterischer und neurasthenischer Basis, Ohnmachten mit oder ohne Krampfzuständen, hysterisches Erbrechen, Schlaflosigkeit, Angstzustände und Angstäußerungen in den verschiedensten Formen. Besonders häufig und auch ganz besonders gefährlich sind die unter dem Einfluß schwerer Erregungen eintretenden seelischen Störungen bei Epileptischen, die sogenannten Dämmerzustände. Schon in Friedenszeiten erfordern Personen, die derartigen Zuständen ausgesetzt sind, eine besondere Aufmerksamkeit, um sie selbst und die Allgemeinheit vor Schaden zu bewahren, ist es doch als erwiesen anzusehen, daß eine nicht geringe Anzahl von Verbrechen im epileptischen Dämmerzustande geschieht. Die Militärärzte widmen deshalb allen Soldaten, die derartiger Anlage verdächtig sind, ganz besondere Sorgfalt, weil diese im Hinblick auf die dadurch bedingte Neigung zu gewalttätigen und unberechenbaren Handlungen ihrem Truppenteil im Ernstfalle schwere Gefahren bringen können. Eine andere Gefahrquelle für den einzelnen Mann, als auch für die Allgemeinheit ist chronischer Alkoholismus. Bei den aktiven Mannschaften und den jungen Truppen selten, findet sich derselbe bei Landwehrleuten und älteren Landstürmern gelegentlich, und äußert sich wohl am häufigsten in der leider nicht allzu unbekannten Form des Alkoholdeliriums. Während die durch strenge Verordnungen und Aufsicht erzwungene Abstinenz von alkoholischen Getränken bei noch jungen Soldaten fast ausnahmslos die erwünschte, vorteilhafte Wirkung auf Haltung und Leistungsfähigkeit hat, auch wenn der Mann bis dahin einem guten Trunk nicht abgeneigt gewesen, bewirkt dieselbe bei älteren, alkoholgewohnten Leuten leider oftmals genau das Gegenteil, völligen Zusammenbruch und die beschleunigte Auslösung des gefürchteten Deliriums. In noch ganz anderem Umfange würden wir diese ohne weiteres den Seelenstörungen zuzurechnenden üblen Folgeerscheinungen chronischen Alkoholmißbrauchs unter der Zivilbevölkerung im Lande zu sehen bekommen, wenn nicht das bekannte, allgemeine und glücklicherweise auch meistens durchgeführte Schnapsverbot gewissen Teilen der Bevölkerung diesen „Tröster" etwas aus erreichbarer Nähe gerückt hätte. — Wie bereits erwähnt, sind es zunächst Menschen mit hysterischer und neurasthenischer Anlage, bei denen unter dem Einfluß der ungewöhnlichen und aufregenden Zeiteindrücke schwerere seelische Störungen in die Erscheinung treten, entsprechend der außerordentlich großen Verbreitung der genannten krankhaft nervösen Anlagen, aber daneben kommen dann alle anderen, eine gewisse Schwäche und Widerstandslosigkeit auf seelisch-nervösem Gebiete bedingenden krankhaften Anlagen, die in gewöhnlichen, ruhigen Zeiten vielleicht zu keinen bemerkbaren oder erheblichen Störungen des seelischen Gleichgewichtes geführt hätten, als Ursachen in Betracht. Es ist im Rahmen dieser Betrachtung natürlich nicht möglich, diese „Anlagen" im einzelnen aufzuführen. Es genüge die Feststellung, daß wohl ausnahmslos derartige Krankheitsanlagen auf seelisch-nervösem Gebiete

vorausgesetzt werden müssen, wo Menschen sich den Anforderungen der Zeit als nicht gewachsen zeigen! Ganz besonders muß das von allen echten und schweren Geisteskrankheiten gelten, deren schlummernder Keim, bisher vielleicht völlig verborgen, unter den Stürmen einer wildbewegten, nervenerschütternden Zeit zu unheilvoller Entwicklung gelangt. Es ist als erwiesen anzusehen, daß zum Beispiel die gefürchtete und nicht seltene fortschreitende Gehirnerweichung bei allen den Personen, die des Leidens Keim in sich tragen (aber auch nur bei diesen!), unter den Erregungen und bei den Feldzugsteilnehmern auch infolge der körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen frühzeitiger und schwerer zum Ausbruch gelangt, als wie es unter anderen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. — Die Äußerungen stärkerer seelischer Erschütterungen und völliger Zusammenbrüche sind sehr verschiedene, und es läßt sich ein besonderer Typus derselben nicht aufstellen. Neben den bereits geschilderten Erscheinungsformen hysterischer und neurasthenischer Seelenstörung sind als häufigere Kennzeichen seelischen Niederbruches Versagen der Glieder, Sinnestäuschungen der mannigfachsten Art und Stärke, Teilnahmlosigkeit bis zu anscheinend völliger Empfindungslosigkeit oder außerordentlich gesteigerte Empfindlichkeit auf gemütlichem und auch auf körperlichem Gebiete, die sich unter anderem in starkem anhaltenden Zittern des ganzen Körpers bei dem geringsten Geräusch oder der leisesten Berührung äußert, zu verzeichnen. Einen besonders breiten Raum unter den krankhaften Seelenäußerungen nimmt naturgemäß die Angst in allen möglichen Erscheinungsformen ein und zwar bezeichnender- und erfreulicherweise fast ausschließlich unter der Zivilbevölkerung. Im Heere gelangt in seltenen Fällen und stets bei seelisch krankhaft veranlagten Leuten ein als „Schreckpsychose" bezeichneter Zustand zur Beobachtung, bei dem das betreffende Individuum unter einer plötzlichen und besonders schweren Erschütterung, beispielsweise unter dem Eindrucke einer in nächster Nähe platzenden Granate, nervös zusammenbricht.

Die Ursachen all dieser geschilderten unerfreulichen Erscheinungen und Entwicklungsmöglichkeiten liegen, wie wiederholt erwähnt, im Individuum selbst und zwar in einer krankhaften Anlage in der seelisch-nervösen Sphäre. Der Krieg und seine Eindrücke sind fast ausnahmslos nur das auslösende Moment. Aber es darf nicht geleugnet werden, daß es zweifellos Fälle gibt, in denen es menschliche Anmaßung wäre, nach einer „Anlage" zu forschen: Wenn der Gram über einer Mutter, die vielleicht den dritten und letzten Sohn fürs Vaterland hat sterben sehen, den dunklen unzerreißbaren Schleier des geistigen Todes, die Nacht des Wahnsinns, breitet, bedarf es wohl kaum einer „krankhaften Anlage", um den Niederbruch einer mit Keulenschlägen des Leides zerschmetterten Menschenseele zu erklären.

Die Behandlung der unter den Eindrücken und Einflüssen der Kriegszeit entstandenen seelischen Erkrankungen unterscheidet sich naturgemäß in nichts von den zu anderen Zeiten wissenschaftlich anerkannten und bewährten Methoden.

Das erste und wichtigste Erfordernis besteht auch jetzt in einer möglichst schnellen und vollständigen Ausschaltung der die Störung bedingenden oder beeinflussenden Momente, was in manchen Fällen sich allerdings als recht schwierig, wenn nicht unmöglich erweisen wird. Für psychisch erkrankte Soldaten befinden sich in den Etappenlazaretten besonders eingerichtete abgesonderte Abteilungen.

Den Schluß dieser kleinen Betrachtung möge der Hinweis bilden, daß es eines großen, starken und mutigen Volkes Ansehen und Ruhm nicht zu verkleinern vermag, wenn es in ruhigem, würdigem Verständnis auch die kranken Volksgenossen mit Milde erträgt, handelt es sich bei diesen doch oft um Opfer eines anderen früheren großen „Krieges", des nervenzerrüttenden Kampfes ums Dasein des einzelnen.

Tanga

„Kreuzer Königsberg ist blockiert.
Jungs, wir lassen uns nicht erwürgen:
Geschütze herunter! Ins Land marschiert
Vom Rufiji nach Dar-es-Salam
Und weiter, weiter!" Atemlos schürgen
Deutsche Blaujacken in flirrendem Brand
Schiffskanonen über den Strand.
Tanga! — „Jungs, die Geschütze gericht't:
Inder und Briten kriegen uns nicht!"

Stählerne Höllendrachen tauchen
Aus der See; ihre Blitze fauchen
Gegen die deutschen Söhne. Ein Heer
Briten und Inder speit das Meer
Auf den flutenbefreiten Sand.
„Jungs, wir schützen neudeutsches Land!"
Donnerndes Jawort sprüht und loht;
„Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot!"

Und leuchten auch nächtlich Tangas Ruinen
Wie Fakeln: „Deutſchland, in Treue dienen
Wir morgen weiter. Sieg oder Tod!“ —
Neue Horden bringt Boot um Boot.
„Nun kommen ſie alle, nun kommen ſie alle,
Die mit der raffenden Geierkralle.
Freunde zurück: dem Räuber die Falle!“
Und in Sümpfe und Dornbuſch am Siſalhain
Fällt die blindgierige Habſucht ein.

„Jungs, nun habt ihr ſie Mann für Mann!“
„Hurra!“ Und von den Hügeln fallen
Feuer und Blei auf Geierkrallen;
Die Senſe fährt wie durch rauſchendes Korn
Durch Mangrovengebüſch und Steppe und Dorn.
„Rettet euch Briten aus Wut und Blut
Wieder zum Strand!“ — Da ſchleicht die Flut
Über die Kreeks, und von Schlamm und Wogen
Mit Polypenarmen gezogen
Sinken noch tauſend in ewige Nacht.

„Jungs, noch eſſen wir frei unſer Brot!“

„Stolz weht die Flagge ſchwarz-weiß-rot!“

Max Bittrich

Kriegskarten

Von Albrecht Dühr

Noch herrscht, wenn man jetzt im Publikum umhört, seltsame Unklarheit über Raumgrößen und Entfernungsmaße, über landeskundliche Tatsachen und Lageverhältnisse. Gewiß widmet sich mancher dem sonst minder gewohnten Geschäft des Kartenlesens; aber unter der Menge von rasch auf den Markt geworfenen Kartenskizzen findet sich selten eine ausreichende Geländezeichnung, aus der sich Sinn und Zweck, Aufgabe und Erfolg der Truppenbewegungen heraus erkennen ließe. Eine klare Anschauung von der Landesnatur der Gebiete, in denen unsere Heere sich mühen, ist unter den Daheimgebliebenen dringend erwünscht; denn nur, wenn sie deutlich sehen und sicher urteilen, vermögen sie ruhige Haltung zu bewahren und dadurch ein Rückgrat auch für die Spannkraft unserer Truppen draußen darzustellen, sittlich, wirtschaftlich und politisch. Länderkundliches Wissen gilt es entgegenzuhalten dem wunderlichen Nebelgewölk der Meinungen (über Ratsamkeit oder Nichtratsamkeit von Einverleibungen). Politisch-geographisches Urteilsvermögen wird Träger der Weltgeltung sein müssen, die uns dieser Kampf sichern soll."

Diese Sätze des ausgezeichneten Methodikers der Erdkunde, des Professors Felix Lampe, in seinen höchst anregenden „Geographischen Betrachtungen über die Kriegsschauplätze" (Geogr. Anzeiger 1915, Heft 1, S. 8) veranlaßten mich, einmal die erschienenen Kriegskarten auf ihre Brauchbarkeit in jenem höheren Sinne zu prüfen und der Allgemeinheit einige Winke zu geben.

Ich fand bestätigt, daß der größere Teil der erschienenen Kriegskarten wirklich jegliche Geländezeichnung vermissen läßt; sie beschränken sich darauf, dem Zeitungleser gewissermaßen nur einen mehr oder weniger ausführlichen und zuverlässigen Lageplan mit Flüssen, Ortschaften, Straßen, Eisenbahnen zu geben, der allenfalls ermöglicht, die Kurven der Stellungen, die Richtung des Vormarsches, die Marschlänge, Entfernungen verschiedener Art, auch wohl gewisse Hemmungen des Bewässerungssystems festzustellen; er wird aber nimmer oder nur in seltenen Fällen gestatten, das strategische und taktische Wie und Warum zu begreifen, Schlüsse auf die Weiterentwicklung zu ziehen, Einsicht in Maßnahmen der eigenen oder der feindlichen Heeresleitung zu gewinnen. Und das wird und muß doch der Wunsch eines jeden denkenden Zeitungslesers sein! Wer noch nicht so anspruchsvoll ist, wer überhaupt in der rechten Weise Kriegs-

geographie betreiben möchte, den verweise ich auf unsere geographischen Zeitschriften (z. B. Petermanns Mitteilungen, Geographische Zeitschrift, Geographischer Anzeiger), die jetzt ausgezeichnete Aufsätze über die Kriegsschauplätze bringen. Besonders nachdrücklich sei hingewiesen auf die Kriegshefte der Geographischen Zeitschrift (Teubner), die neuerdings auf vielfachen Wunsch einzeln abgegeben werden (zu je 2 M.). Die darin enthaltenen Aufsätze von Professor Partsch über den polnischen (Heft 11 und 12, 1914) und ostpreußischen (Heft 1, 1915) Kriegsschauplatz, über den serbischen von Professor N. Krebs und über Kiautschau von Dr. Schmitthenner (Heft 12, 1914) verdienen es, weithin verbreitet zu werden. Sie sollten in billigen Einzeldrucken vertrieben werden. Solche geographische Unterweisung tut fast noch mehr not, als die Fülle der lediglich politisierenden Schriften.

Um solche Aufsätze zu verfolgen, wird einem aber auch die beste Karte ohne Gelände sehr wenig helfen. Das ist eigentlich so selbstverständlich, daß man es kaum niederschreiben mag. Aber wenn es möglich ist, daß geländelose Kriegskarten so massenhaften Absatz finden, wenn gar unsere Geschichtsatlanten immer noch überwiegend auf jedes Gelände verzichten, dann ist es doch nötig, solche Binsenwahrheiten immer wieder nachdrücklich auszusprechen. Wer sich also geländelose Karten bereits zugelegt hat, der wird ganz von selbst seinen alten Schulatlas hervorholen, der für den gedachten Zweck oft mancherlei bieten wird. (Wer einen Andree, Stieler oder Debes besitzt, ist natürlich noch besser daran.) So habe ich oft aus dem, besonders auch wegen der größeren Maßstäbe vieler Karten (besonders Deutschlands und Europas), höchst empfehlenswerten „Methodischen Schulatlas" von Professor Hermann Wagner in Göttingen (Perthes in Gotha; mit Namensverzeichnis 5 M.) mehr ersehen können, als aus den großen Karten mit Gelände. Denn die — man gestatte den Ausdruck — strategischen Leitlinien und -ziele treten hier viel klarer hervor als in großen Karten mit allzuvielem Allerlei, zumal die Morphologie, die Gestaltung des Landes, hier besonders betont ist, und das geographisch Wichtige ja auch oft das militärisch Wichtige ist, so daß man beim Suchen von Ortschaften des Kriegsschauplatzes überraschend oft zufriedengestellt wird. Jedenfalls kann man nur raten, immer eine „physikalische" Atlaskarte zu Hilfe zu nehmen. Die erste russische Defensivstellung nach dem Durchbruch bei Lodz — an der Miagga (Quellfluß der bei Tomaszow mündenden Wolborka) — sah ich nirgends klarer in Erscheinung treten als im „Sydow-Wagner" (Blatt 20). Und wer sich fragt: „Warum kommen wir nur nicht schneller an Verdun heran?" der sehe die Höhenzüge der Côte Lorraine auf einem Schulatlas an: sie sagen ihm mehr, als die bunten Forts der geländelosen Karte 1 : 300000! Die „Brummer" sind hier nicht ausschlaggebend.

Nach alledem könnte es scheinen, als hätten die deutschen Kartenverleger ihre Kaufgemeinde unterschätzt, als hätten sie ihre Aufgabe als Förderer der Volksbildung nicht so erfüllt wie sonst. — So scheint es, doch es sind auch

andere Gründe dafür vorhanden, daß die deutsche Karthographie, die sonst anerkanntermaßen die besten Leistungen der Welt aufzuweisen hat — man denke nur an die unübertrefflichen Handatlanten von Stieler-Perthes, Andree-Velhagen und Klasing, Debes-Wagner und Debes — hier zum Teil nicht das leistete, was man erwarten durfte. Der Hauptgrund ist, daß bei Beginn des Krieges alle Karten der Kriegsschauplätze, bis herab zu ziemlich kleinen Maßstäben, dem Geländeverbot unterworfen wurden. Es mußte verhütet werden, daß unseren Feinden kriegsbrauchbare Karten in die Hände gespielt wurden. Ein harter Schlag sicherlich für die Verleger, die wohl seit Jahren alle Vorbereitungen für mögliche Fälle getroffen haben werden: sie mußten nun nicht nur die mühsame Arbeit vieler Monate, vielleicht Jahre, beiseite stellen, sondern — mit zum Teil wenig geschultem Personal — in aller Eile von vorhandenen Platten und durch mechanische Vergrößerungen Karten herrichten, die sie nicht mit Verlegerstolz hinausgehen ließen, Augenblicksprodukte, die dem fordernden Publikum zunächst genügen mußten und wohl auch meist genügten; denn es bestellte ja auch die Schundblätter vieler Zeitungen massenhaft! Inzwischen ist ja nun zwar Geländedarstellung wieder gestattet worden, und mehrere Verleger haben denn auch noch Geländekarten herausgebracht, aber die vorhandenen Vorräte anderer genügen zum Teil immer noch der stark verminderten Nachfrage, und man kann den Verlegern allzugroße neue Opfer nicht zumuten. Sie kennen ihr Publikum. —

So erscheint es nicht leicht, den vorhandenen Verhältnissen Rechnung zu tragen: der Kartenmarkt steht unter ungünstigen Zeichen; sein Höhepunkt ist vorüber; die Käufer haben sich meist mit dem Notwendigen versehen und — viele sind nicht anspruchsvoll genug, um jetzt noch nach Besserem zu begehren. Das soll uns aber nicht abhalten, unserer Aufgabe getreulich nachzukommen.

Ich werde die Karten zu sichten haben einmal nach den Maßstäben — ich scheide Übersichtskarten, Generalkarten und topographische Karten, das heißt Karten kleinen, mittleren und größeren Maßstabs — und dann unter dem Gesichtspunkt der Geländedarstellung. Geländelose Karten werde ich nicht unerwähnt lassen, denn es sind treffliche, in verschiedener Hinsicht wertvolle Blätter darunter, sie sind zum Teil erheblich billiger als andere und bieten manchem, wie gesagt, genug, zumal, wenn er bereits kleinere Geländekarten desselben Gebietes besitzt.

I. Westlicher Kriegsschauplatz

a) Übersichtskarten (gewöhnlich im Maßstab 1 : 100000 und kleiner). Bei weitem die beste und schönste — ein Muster an Klarheit und Übersichtlichkeit — ist die auf Grund der betreffenden Blätter des Andreeschen Handatlas von Velhagen und Klasing herausgegebene Karte 1 : 1000000, die einzeln meines Wissens für 80 Pf., zusammen mit vier Sonderkarten der augenblicklichen Kampfplätze (je 1 : 500000) und der Nebenkarte: Antwerpen (1 : 300000) für 1,25 M. zu haben ist. Außerordentlich erhöht wird der Wert dieses Karten-

werkchens noch durch ein Namenverzeichnis für sämtliche sechs Karten (75 Seiten!) — alles in allem, besonders auch in Anbetracht des erstaunlich billigen Preises, eine Leistung, würdig der deutschen Kartographie und deutschen Unternehmungsgeistes. Für den, der Zeit und Geschick hat, sie herzurichten zum Gebrauch, sind auch die Fähnchenblätter sicherlich willkommen. — Die Hauptkarte trägt vollständige Geländezeichnung (in braunen, wirkungsvollen Schraffen), die auch gestattet, von Stellungskämpfen wie etwa bei Soissons und Craonne ein leidliches Bild zu gewinnen. Was sie nicht leisten kann, leisten dann die trefflichen Sonderbeilagen. — Die Hauptkarte umfaßt unsere ganze Westfront — nebst der Schweizer Westgrenze und reicht im Südwesten über Poitiers, im Nordwesten über London hinaus; auch sind die wichtigsten Straßen vorhanden. — Ein feines, empfehlenswertes Blatt — sauber, klar, mit reichhaltigerem Wegenetz als die Andreesche Karte, aber nicht so plastisch, da die Geländezeichnung fast zu fein ist — ist „Debes Generalkarte des Westlichen Kriegsschauplatzes" 1 : 1000000 (Wagner und Debes in Leipzig, 80 Pf.). Eigenartig auch in der Darstellung größerer Waldgebiete (Argonnen usw.). — Höchst empfehlenswert sind übrigens auch — für alle Kriegsschauplätze — die entsprechenden Karten des Stielerschen Handatlas (Perthes in Gotha, je 60 Pf.), an denen jeder seine helle Freude haben wird. An Kunst der Darstellung und Sorgfalt sind sie unübertroffen.

Nicht schön in der Wirkung, deshalb nicht angenehm im Gebrauch sind die zwei „Karten des Westlichen Kriegsschauplatzes", Süd-Niederlande und Belgien (1 : 1000000) und Ost-Frankreich (1 : 1250000), die auf einem Blatt zum Preise von 1 M. Dietrich Reimer (E. Vohsen) in Berlin herausgegeben hat. Geländeschraffen schwarz; das krasse Flächenkolorit — obige Karten haben nur Grenzfarben — stört den an geschmackvolle Karten Gewöhnten; anscheinend mittels vorhandener alter Platten schnell für den anspruchslosen Zeitungsleser hergerichtet; im Format zu wenig handlich.

Für manchen Zeitungsleser wird willkommen sein die geländelose Karte von Professor Langhans (Perthes), die ihren Wert hat in der wirksamen Kennzeichnung der Festungsräume, der strategischen Eisenbahnen, der Aufmarschräume und -linien, der wichtigen Flußläufe, der Luftschiffhallen und Flugstützpunkte. Sie umfaßt ganz Ostfrankreich von Meer zu Meer und Westdeutschland, Schweiz und Nordwest-Italien (1 : 1200000). — Das schlichte Kärtchen aus dem Verlag Hölzel in Wien: Frankreich (1 : 1800000) kann nur dem allerersten Überblick dienen und genügen, ist aber klar und geschmackvoll wie alle Karten dieses Verlags.

Übersichtskarten der Küstengebiete und Englands: Wiederum sehr empfehlenswert das Velhagen und Klasingsche Heft „Die Nordsee und ihre Küsten" (80 Pf.); enthält eine Übersichtskarte 1 : 3000000 (mit ganz England, Frankreich bis Bordeaux und Mitteleuropa von Meer zu Meer). Eisenbahnnetz, Kabellinien, Meerestiefen erhöhen die Brauchbarkeit. Hinzu kommen wiederum zwei Sonderkarten: 1. die deutsche Nordseeküste (einschließlich Schleswig-Holstein und

Kieler Bucht) und 2. Straße von Calais und Umgebung (beide 1 : 1000000, letztere ein Ausschnitt aus der oben erstgenannten Karte von Frankreich. — Ähnliches gilt für das Übersichtskärtchen „Frankreich und Südengland" von Wagner und Debes (1 : 2750000) mit Plänen von Paris und London (60 Pf.), für das Doppelblatt desselben Verlages „Nord- und Ostsee" (1 : 1000000) und Britische Inseln (1 : 275000) mit mehreren Sonderkärtchen London, Mittelschottland, Zugänge zur Ostsee, Sund, Helgoland, Bremerhaven, Cuxhaven, Kieler Hafen (1 M.) und für die Karte „England und die Nordsee" (1 : 2500000) mit den Nebenkarten: Straße von Dover nebst Themsemündung, Calais, Dover, Portsmouth, Southampton, Plymouth, Shetland-Inseln. — Die große Karte: „England und die französisch-belgischen Kanalküsten" des Verlages Carl Flemming A. G. in Berlin-Glogau besitzt ihren Hauptwert in der Größe des Maßstabes (1 : 1500000) und damit der Reichhaltigkeit, der sorgfältigen Behandlung der Meeresverhältnisse und den stattlichen Sonderkarten des Kanals (1 : 500000) und Londons (1 : 80000; „Kriegskarte Nr. 14"; 1 M.). Die Langhanssche Karte (Perthes) des „Kriegsschauplatzes in Belgien" (1 : 730000 !) umfaßt die Nordseeküste Emden—Borkum bis hinab nach Dünkirchen. Sie besitzt ähnliche Vorzüge wie die oben besprochene von Frankreich und enthält überdies Sonderkarten von Amsterdam, Brüssel, Antwerpen, Lüttich, Mons-Charleroi.

Eine Zwischenstellung zwischen den vorgenannten Karten und den folgenden „Generalkarten" nehmen ein die Übersichtskarten in den größeren Maßstäben (1 : 750000 bis 1 : 500000). In diesen Maßstäben liegen die besten Karten vor, die es in diesen handlicheren Darstellungen größerer Gebiete überhaupt gibt. Sie sind nicht erst eilig für den augenblicklichen Zweck zugestutzt und deshalb um so besser. Nicht als „Kriegskarte" herausgegeben, aber — soweit die Kriegsgebiete einschließend — ungemein brauchbar für kriegsgeographisches Beobachten sind die unvergleichlich schönen Blätter in „Vogels Karte des Deutschen Reiches" (1 : 500000, Perthes, Umdruckausgabe in 27 Blättern nur 12 M. !). Für die ersten Kämpfe und für den ostpreußischen und zum Teil noch den polnischen Schauplatz kann man die betreffenden Blätter mit größtem Nutzen verwerten. In diesem Kartenwerk ist wohl das höchste an kartographischer Kunst geleistet. (Die neue Kupferdruckausgabe, die jetzt im Entstehen begriffen ist [48 M., Einzellieferung 3 M., Einzelblatt 2 M.], vereinigt die bisher getrennten Ausgaben mit Wald- und politischem Kolorit und ist um sechs neue Alpenblätter erweitert.) Auch auf die bekannten „Generalkarten" des Verlages Carl Flemming darf hier hingewiesen werden. Es sind treffliche Blätter darunter.

Eine treffliche Leistung — nur beeinträchtigt durch eine technisch nicht vermeidbare Verschiedenheit der Geländedarstellung — ist die „Neue Übersichtskarte des deutsch-französischen Kriegsschauplatzes", die auf Grund der „Übersichtskarte von Mitteleuropa" 1 : 750000 das k. und k. Militärgeographische Institut in Wien hergestellt hat und durch R. Lechner in Wien unter „Lechners

Kriegskarten" als Nr. VII vertreiben läßt. Sie muß wohl als die beste der größeren Übersichtskarten bezeichnet werden. Durch die überaus kluge Farbenwahl für Gelände (grau), Gewässer (blau), Eisenbahnen (schwarz), Hauptwegenetz (rot) wird hier eine fast erstaunliche Klarheit des Gesamtbildes erreicht. Der Preis (2,50 M.) ist angesichts dieser hervorragenden Leistung (je mehr Farben, um so mehr Platten, um so mehr Kosten!) niedrig zu nennen. Sie umfaßt: im Norden Dover, Vlissingen, Wesel; im Süden: Lyon; im Osten: Coblenz, Straßburg; im Westen: Hastings, Dieppe, Orleans. Schließlich müssen hier noch einmal erwähnt werden die ganz vortrefflichen vier Sonderkarten des oben genannten Kartenheftes von Velhagen und Klasing: 1. Flandern und Artois; 2. Champagne und Französisch-Lothringen; 3. Ile de France (Reims—Paris); 4. Lothringen und Vogesen (je 1 : 500000). Terrain in brauner, eindrucksvoller Schummerung; Waldgebiete grün.

b) Generalkarten (meist im Maßstab 1 : 300000). Von den Karten, die noch ohne Gelände erschienen, ist wohl die ansprechendste die Flemmingsche „Große Spezialkarte vom belgisch-französischen Kriegsschauplatz" in zehn Blättern (1 : 320000) zu je 1 M. Es genügen aber bis jetzt die Blätter 1 (Brüssel): Belgisch-französische Küste; 2a (Lüttich): Ostbelgien; 2b (Metz): Moselgebiet; 4: Paris—Le Havre; 5: Reims und 9: Belfort. Sie sind Muster von Klarheit und Übersichtlichkeit, für den sorgfältigeren Zeitungleser höchst empfehlenswert; sie enthalten auch ein ausreichendes Wegenetz und Waldsignatur; ein besonderer Vorzug ist das dauerhafte, feste Papier (viele andere Karten genügen den Anforderungen in dieser Hinsicht gar nicht). Der Flemmingsche Verlag hat noch eine Reihe weiterer Kriegskarten herausgegeben, die mir nicht sämtlich zugänglich waren. Hier käme noch in Betracht die „Spezialkarte 1 : 600000" (Nr. 4; als entsprechende Übersichtskarte die Karte Nr. 11, 1 : 1500000) je 1 M. — Durchaus zuverlässig, fast zu gewissenhaft in der Einzeichnung der Ortschaften, des wichtigeren Wegenetzes und der Waldgebiete — meines Wissens auch in Anspruch genommen für den Feldgebrauch — sind die Karten des Verlages Ludwig Ravenstein in Frankfurt a. M. im Maßstab 1: 300000. Der Westliche Kriegsschauplatz in drei Blättern: 1. Belgien und Nordostfrankreich bis zur Sommemündung (Nr. 3); 2. Daran anschließend, im Osten nur noch unsere Grenze umfassend: Ostfrankreich mit Paris (Nr. 4); 3. „Elsaß-Lothringen" (Nr. 9); überdeckt sich zum Teil mit Nr. 4. Ein großer Vorzug dieser Karten ist ihre erstaunliche Billigkeit; sie kosten je 1 M. Den Mangel, daß man in dem Linien- und Namengewirr (Belgien!!) sich nicht immer leicht hindurchfindet, kann eine geschickte Hand bald dadurch bessern, daß sie die Hauptflußläufe mit einem Blaustift nachzieht. Das hebt die Übersichtlichkeit und Plastizität ungemein und — lehrt Kartenkunde! Die Karten sind leicht aneinander zu passen und recht geeignet zu ständigen Wandkarten mit Fähnchenbesteckung — für den, der große Wandflächen hat. Es ist bedauerlich, daß diese sonst so brauchbaren Karten keine Geländezeichnung besitzen. Wie

sehr sie dadurch gewinnen, zeigt die Karte der weiteren Umgebung von Paris (Nr. 5, 50 Pf.). Der ursprüngliche, oben angeführte Grund für das Fehlen des Geländes gilt zwar nicht mehr, doch mögen technische und geschäftsorganisatorische Gründe eine nachträgliche Benutzung der vorhandenen Geländeplatten verbieten. Trotzdem ist die Anschaffung jedem sehr zu empfehlen, der die Feldzugsnachrichten nicht nur obenhin liest.

Das Blatt „Elsaß-Lothringen" wird vielleicht mancher gern durch eine Geländekarte ersetzt sehen, um so mehr, als ja die Vogesen ein Gebiet höchster Bewegtheit des Geländes darstellen. Eine solche Karte in empfehlenswerter Ausführung ist vorhanden in der großen Karte (1 : 250 000 !) „Elsaß Lothringen" von D. Reimer, auf Grund von Heinrich Kieperts Spezialkarte. Sie reicht im Westen bis St. Mihiel, im Osten bis zum Meridian Mannheim—Karlsruhe, im Norden bis Worms—Luxemburg, im Süden bis zur Nordschweiz. Die Geländezeichnung ist zwar zum Teil recht schematisch, aber doch klar und deutlich genug. Der Preis: 1,50 M. ist sehr billig. Doch bietet Ravensteins Blatt mehr Ortschaften. Das beste jedoch, was in diesen Generalkarten größeren Maßstabes vorhanden ist, sind die „Amtlichen" Kriegskarten der königlich preußischen Landesaufnahme und des österreichischen militärgeographischen Instituts im Maßstabe 1 : 300000 (Zusammendrucke der Übersichtskarten von Mitteleuropa 1 : 300000). Sie stehen selbstverständlich in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit, doch gebe ich hier — was die Schönheit der Ausführung betrifft — den preußischen den Vorzug vor der österreichischen (es ist nur die eine „Generalkarte des Kriegsschauplatzes um Paris" [Lechners Kriegskarte VIII] erschienen) — abgesehen jedoch von der Geländedarstellung, die bei den preußischen Karten des Westens leider nur in leichter „Schummerung" (abgetöntem Flächenbraun) gegeben ist; wenn ich nicht irre, sah ich Einzelblätter der Karte 1 : 300000 in besserer (gestrichelter) Schraffen-Ausführung, auch die Karten des Ostens haben schraffiertes Gelände. Die österreichische Karte hingegen ist wiederum ein Muster der Sorgfalt auch in dieser Beziehung; schade, daß sie nur ein beschränktes Gebiet umfaßt: sie reicht im Norden bis Dieppe—Maubeuge, im Süden bis Orleans, im Westen bis Rouen—Chartres, im Osten bis an den Westrand der Argonnen (St. Menehould). Doch gestattet natürlich die preußische Karte 1 : 300000 auch so immer noch bedeutend mehr kriegsgeographisches Erkennen als etwa die Ravensteinsche. Der Preis ist verhältnismäßig niedrig: jene Karten kosten je 2,60 M., diese kostet 2,50 M. Die vier preußischen Karten für den Westen sind: 1. Belgien nebst Nordfrankreich: Gebiet zwischen Venloo, Metz, Les Andelys und Calais; 2. Metz—Belfort: umfaßt Bingen, Olten, Dijon, Sedan; 3. Paris-Ost: reicht von Bouillon bis Dijon, von Henrichemont bis Amiens; 4. Paris-West: enthält das Gebiet zwischen Amiens, Henrichemont, Tours, Fécamp. Man bedarf zunächst nur der erstgenannten drei Blätter. Nebenbei sei hier erwähnt, daß die sämtlichen Kartenwerke, die diesen amtlichen Kriegskarten zugrunde liegen, in Einzelblättern käuflich sind. (Übersichtsblätter

sind von den Plankammern der genannten Anstalten zu erbitten.) Auch sei betont, daß wie diese Einzelblätter zu erheblich billigerem Preise, so auch die genannten preußischen Kriegskarten zum Preise von je 1,20 M. statt 2,60 M. abgegeben werden, wenn sie als Lehrmaterial und zur Fortbildung des Lehrpersonals im Interesse der Förderung der Jugend dienen sollen. Die amtlichen Vorschriften dafür dürfen als bekannt vorausgesetzt werden; andernfalls alles Nähere durch die „Plankammer der Kgl. Landesaufnahme in Berlin NW. 40, Moltkestraße 4" und das „Preisverzeichnis" des k. k. Militärgeogr. Institutes in Wien (30 Heller). — Für England liegt etwas Entsprechendes bisher nicht vor. Da ist das soeben erschienene große sechsfarbige Blatt „Südost-England" (1 : 300000), Ravensteins Kriegskarte Nr. 13, besonders willkommen, zumal es Geländezeichnung besitzt und sehr billig ist (1,50 M.). Es trägt einen eigenen Stil und ist durch die Fülle der Signaturen höchst brauchbar. Besonders in der Höhenschichtenzeichnung zeigt es eine kühne, aber problematische eigene Methode.

c) Topographische Karten (bis 1 : 200000). Diese sind ebenfalls von sämtlichen Kriegsschauplätzen vorhanden, in vortrefflichen Nachbildungen der amtlichen Kartenwerke der feindlichen Länder. So werden Wiedergaben (Lichtdrucke) der französischen Generalstabskarten 1 : 80000 und 1 : 200000, ferner vier Blätter der belgischen 1 : 50000(!) als „Karte von Westflandern" und der englischen 1 : 150000 vertrieben durch Eisenschmidts Landkartenhandlung, Berlin NW. 7, Neustädtische Kirchstr. 4/5; die französische Karte 1 : 100000 und die belgische 1 : 50000 (!) stellt her der Domina-Verlag in München, Tengstr. 18. Die Blätter der ersteren kosten je 1 M., der letzteren je 60 Pf. Es erübrigt sich, viele Worte zum Lobe dieser Wiedergaben amtlicher Karten zu machen; sie sind nicht immer gleich scharf geraten, auch hört man von Benutzern der Karte im Felde, daß sie zum Teil etwas veraltet sind, daß Kleinbahnen, Waldstücke und dergleichen fehlen, im allgemeinen aber wird jeder Besitzer daheim und im Felde sie mit dem größten Nutzen verwerten. Auch höre ich soeben, daß sie zum Teil auf Grund amtlichen Materials verbessert wurden und werden. Wie weit sie den Zwecken der Militärbehörden zu Hilfe kommen und Lücken unseres Kartenmaterials (für den Offiziersgebrauch!) ausfüllen, vermag ich natürlich nicht zu sagen. Doch sah ich, daß sie vielfach von Offizieren gekauft wurden und stark begehrt sind. Wer die ausführlichen Berichte unseres Hauptquartiers über größere Kämpfe voll verstehen will (Soissons, Craonne, Argonnen, Ostpreußen!), kann ohne diese Blätter nicht gut auskommen. Sie lassen sich ja bequem nach und nach verschaffen, je nach den Ereignissen. Übersichtsblätter sind an den genannten Stellen zu haben.

Von den zahlreich erschienenen Sonderkarten der belgischen und französischen Festungen sind nur unter Vorbehalt zu nennen: die Karten 1 : 50000 der Graphischen Kunstanstalt Hubert Köhler in München (15 Blätter; Paris: 4.: Höhenschichtlinien und Schummerung in braun. Gewässer blau; grünes Waldkolorit, Befestigungswerke und anderes nicht genügend sorgfältig; zum Klassen-

unterricht als Wandkarten brauchbar). Sie unter den genannten Generalstabskarten aufzuführen, wie es in Prospekten geschieht, ist irreführend, zumal für Soldaten peinlich. Vortrefflich sind die billigen Pläne, die bei Brockhaus (Paris 1 : 160000) und bei Wagner und Debes erschienen sind: 1. Antwerpen, Lüttich, Namur (1:150000; 50 Pf.), 2. Belfort, Besançon, Dijon, Epinal, La Fère, Langres, Lille, Maubeuge, Paris, Reims, Toul-Nancy, Verdun (1:200000; 1 M.) (fünf- bis sechsfarbig!) —; schließlich ein kleiner Plan von Paris 1 : 160000 (Hölzel); 30 Pf. — Ravensteins Kriegskarte Nr. 5 (1 : 300000); Umgegend von Paris (Wald grün, Gelände in braunen Schraffen) wurde schon erwähnt.

II. Östlicher Kriegsschauplatz

a) Übersichtskarten (1 : 3000000 bis 1 : 1000000). Im folgenden werde ich mich meist mit kurzen Urteilen begnügen können; die Technik der hier aufzuführenden Karten entspricht jeweils den oben besprochenen Karten für den Westen. — Eine gewisse Verschiebung der Maßstabsgrenzen erscheint hier erlaubt mit Rücksicht auf die geringere „Kulturfülle" der östlichen Gebiete und erforderlich angesichts der Weite der Räume, wenigstens soweit es sich um Übersichts- und Generalkarten handelt; doch auch im Maßstab der russischen topographischen Karte (1 : 126000) macht sich das geltend.

Die Karten, die ich im Handel vorfand und prüfen konnte, sind folgende (nach steigernder Maßstabsgröße).

Reimers „Karte II des östlichen Kriegsschauplatzes" (1 : 3000000; 1 M.) — „mit Lemberg", wie es im Titel heißt, aber auch mit der Onega-Bai, Christiania, Durazzo, Noworossijsk und Kertsch!! — wird der Gegenwart nicht gerecht; was sie bietet, bietet eine Atlaskarte auch; den polnisch-preußischen Schauplatz kann man mit einer Hand zudecken; von den Karpathen ist nur die galizische Hälfte vorhanden! — —

Velhagen und Klasings Karte 1 : 2000000 zeigt schon eine weisere Beschränkung; den finnischen Meerbusen und die Karpathen wird mancher gern auf einer Übersichtskarte überblicken wollen. Daß sie sonst in jeder Beziehung modernen Anforderungen genügt, ist selbstverständlich. Die sauberen, klaren Sonderkarten: 1. Ostgalizien und Bukowina, 2. Westpolen, 3. Ostpreußen-Litauen (je 1 : 1000000), sowie das Namenverzeichnis machen das Heft höchst brauchbar (1,25 M.!) — Besonders für ersteres Gebiet ist kaum eine bessere Karte in dieser Größe zu finden. Hölzels Handkarte von West-Rußland (1 : 18000000) ist ein sauberes, anspruchsloses Kärtchen ohne Gelände (1 M.). Unter Flemmings Kriegs- und Generalkarten finden sich mehrere, die empfehlenswert, wenn auch ohne Gelände sind. Ganz hervorragend schöne Geländekarten sind die sogenannten Namentreuen Länderkarten (1 : 1500000 und andere), von denen hier Rußland und Österreich-Ungarn in Betracht kommen; es sind die schönsten Übersichtskarten, die ich sah (das Blatt Österreich allerdings durch Serbiens Annexionen etwas überholt) je 3,50 M.

Für die Langhansſche Karte 1 : 1200000 (Perthes; 1 M.) gilt das oben Geſagte. Sie empfiehlt ſich durch ſtrategiſch wichtige, deutliche Eintragungen als Wandkarte. Recht brauchbar iſt die Reimerſche Karte I. des Oſtens 1 : 1000000 (1 M.) (ohne Galizien!); ſie wird den meiſten genug Aufklärung bieten. Dasſelbe gilt für Debes Karte (Doppelblatt: 1 : 2750000 und 1 : 1000000) (Grenzgebiet); auch ſie hat Geländezeichnung, ihre Zuſammenſtellung iſt aber ärgerlich ungeſchickt: die Nebenkarte Serbien und Montenegro entzieht gerade das begehrte mittlere Polen den Blicken!!

b) Generalkarten (rund 1 : 750000 bis 300000). Geländelos, aber ſonſt recht empfehlenswert wegen ihrer Ausdehnung und Zuverläſſigkeit ſind die großen Blätter von Flemming (Kriegskarte Nr. 15) und Hölzel — je 1 : 600000. Jene umfaßt Polen und Oſtpreußen einſchließlich mittleren Njemen bis Kowno und mittleren San bis Jaroslau, dieſe nur das ganze öſterreichiſch-ruſſiſche Grenzgebiet bis Warſchau und Köresmezö. Wem es nur auf gute und zuverläſſige Lagepläne ankommt, wird ſein Genüge an dieſen Karten finden; die Flemmingſchen haben noch dazu vorzügliches Papier. — Unter Flemmings „Generalkarten", über die Proſpekte geliefert werden, finden ſich übrigens für alle Schauplätze mehrere als Kriegskarten höchſt brauchbare Geländekarten, ſo zum Beiſpiel die Karte von Galizien und Nordoſtungarn (1 : 600000), die ich für den, der die Karpathenkämpfe genau verfolgen will, für unentbehrlich halte, zumal von den größeren amtlichen Karten die öſterreichiſche (Lechners Kriegskarte Nr. 3) ſüdwärts nur bis Marmaros-Sziget reicht und kleiner iſt (1 : 750000); die Flemmingſche Karte vereinigt noch dazu recht geſchickt die Geländedarſtellung in Schummerung (Karpathen!) mit Waldkolorit (nur 1,50 M.). — Von Lechners Karten iſt außer der genannten noch die „Überſichtskarte des ruſſiſchen Kriegsſchauplatzes" in zwei Blättern (1 : 750000) (V und VI, V genügt für Polen und Oſtpreußen zunächſt!) vorhanden. In der Art der Ausführung entſpricht ſie völlig der analogen Karte Frankreichs; ſie genügen alſo den höchſten Anſprüchen. Von Generalkarten größeren Maßſtabes (1 : 300000) habe ich in ſtändiger Benutzung kennen gelernt: die Ravenſteinſchen, die durch Waldkolorit und geringere Namenfülle vorteilhafter wirken als die Karten des Weſtens (drei Karten: für Polen und Nordgalizien zwei, für Oſtpreußen nebſt Grenz-Rußland eine), und die unübertrefflichen Karten der preußiſchen Landesaufnahme (fünf Blatt: 1. Stolp—Marienwerder, 2. Tilſit—Grodno, 3. Poſen—Piotrkow, 4. Warſchau—Tomaszow, 5. Pinſk—Oſtrog — für Polen und Oſtpreußen genügen zunächſt 2, 3, 4). Für den Kenner bedeutet der Gebrauch und Anblick dieſer herrlichen Karten faſt einen Kunſtgenuß.

c) Von den topographiſchen Karten des Oſtens ſind am zugänglichſten die im Dominaverlag erſcheinenden Blätter von Rußlands Generalſtabskarte (1 : 126000, je 0,60 M.) (Überſichtsblätter vom Verlag und bei den Verkäufern). Sonſt kommen noch in Betracht: 1. Die preußiſche „topographiſche Spezialkarte

von Mitteleuropa 1 : 200000". 2. Die österreichische „Generalkarte von Mitteleuropa 1 : 200000". 3. Die „Spezialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie 1 : 75000". — Ob diese sämtlich auch jetzt abgegeben werden, konnte ich noch nicht feststellen. Man wende sich an Eisenschmidt, um einzelne Blätter zu erhalten. — Schließlich sei auf den kleinen „Kriegsplan von Warschau" 1 : 180000 (0,30 M.) des Verlages Hölzel hingewiesen.

III. Der serbische Kriegsschauplatz

a) Übersichtskarten: Die meisten Zeitungsleser, die einen Stieler, Andree oder Debes besitzen, werden sich mit den darin enthaltenen trefflichen Karten der Balkanländer begnügen. Die betreffende Karte des Debes (1 : 2750000) ist mit mehreren anderen Blättern als „Karte zum Krieg im Orient" (vier Haupt- und sechs Nebenkarten!) zu dem sehr niedrigen Preise von 1 M. herausgegeben worden. Die Fülle der Nebenkarten in größeren Maßstäben macht dieses Blatt höchst empfehlenswert; gute Geländedarstellung. Dasselbe gilt für die Karte (1 : 2000000) des Verlages Velhagen und Klasing, die das ganze Balkangebiet umfaßt (80 Pf.), und für die „Handkarte der mittleren Balkanländer (1 : 1200000)" des Verlages Ed. Hölzel in Wien (1 M.), die nur den einen großen Schönheitsfehler hat, daß sie Nordserbien und die österreichischen Grenzgebiete nicht mit umfaßt — aus militärischen Gründen? — Die Karten 1 : 1000000 des Hölzelschen Verlages und „Lechners Kriegskarte I" (Lithogr. Anstalt Piller) sind beide ohne Geländezeichnung, letztere aber zeichnet sich aus durch hervorragend geschmackvollen, mehrfarbigen Druck (Gewässer blau, bis in die feinsten Flußadern, Wege und Ortschaften braun, Grenzen grün, Eisenbahnen und Schrift schwarz; zahlreiche Signaturen und Höhenzahlen) (Preis 1,80 M.). Demgegenüber sind Vorzüge der ersteren der niedrige Preis (85 Pf.) und Pläne von Semendria und Belgrad (ohne Gelände!).

b) Generalkarten: Ein Vergleich der beiden mir vorliegenden Karten 1 : 750000 (amtliche österreichische: „Lechners Kriegskarte II") und 1 : 600000 (Flemmings Kriegskarte I) zeigt, daß die topographische Aufnahme der betreffenden Gebirgslandschaften seit der Fertigstellung der Flemmingschen Platten erheblich fortgeschritten ist; schon der erste Anblick der letzteren lehrt, daß sie stark schematisch ist, und jene Vergleichung bestätigt die Vermutung; sogar die geographische Lage läßt stellenweise stark zu wünschen übrig: zum Beispiel Kalkandelen, Kumanowo, Stoplje!! (= Üsküb) — Man wird also vorziehen, statt 1 M. 2,50 M. anzuwenden und die hervorragend gute und schöne österreichische Karte zu kaufen (sechsfarbig!). Das Gelände ist durch eine eigenartige Verbindung von Höhenschichtenkurven und Schummerung gegeben; doch darf ich nicht verschweigen, daß die Gestaltungskraft der Geländezeichnung infolge beabsichtigter (Kriegszustand?) oder erzwungener (Eile?) Vernachlässigung der Geländeplatte zu wünschen übrig läßt. Der sehr eindrucksvolle Vergleich mit der zum Balkankriege herausgegebenen ersten Ausgabe lehrt das handgreiflich! Möglich auch, daß man das Problem der

Verbindung von Geländebraun und Waldgrün durch leichteren Geländeton besser zu lösen suchte. — Man vergleiche „Wie eine Schulwandkarte entsteht" von Dr. H. Haack (Perthes, 1,50 M. S. 31 ff.).

c) Für die topographischen Karten des serbischen Gebietes ist auf die oben genannten amtlichen Ausgaben der Karten Mitteleuropas zu verweisen.

IV. Der türkische Schauplatz

Übersichtskarten: Angesichts der gewaltigen Ausdehnung des türkischen Reiches und der in all seinen Randgebieten erfolgenden feindlichen Berührungen liegt einerseits die Notwendigkeit vor, das ganze türkische Gebiet zur Darstellung zu bringen, anderseits die Schwierigkeit, dies in einem Blatt mit einheitlichem, nicht zu kleinem Maßstabe zu leisten. Annähernd gelungen ist diese Aufgabe in dem sehr brauchbaren, großen Blatte, das D. Reimer im Maßstab 1:3000000 „auf Grundlage der Carte générale . . . de l'empire Ottoman von H. Kiepert mit Grenz- und Eisenbahnnachträgen bis 1914" (1,50 M.) herausgegeben hat. Sie umfaßt westlich sogar noch halb Italien und die Große Syrte, verzichtet auf Südarabien und Südägypten. Auch ihre Geländezeichnung genügt den Anforderungen einer Übersichtskarte. — Dasselbe Gebiet des türkischen Reiches gibt die Karte II des „Orient"heftes von Velhagen und Klasing wieder, im Maßstab 1:5000000 (mit Namenverzeichnis!). Ganz Arabien sogar umfaßt noch mit die Karte 2 des genannten Blattes von Wagner und Debes. Beide Kartenwerke sind gleich gut und gleich billig (1 M.) und besonders wertvoll durch die zahlreichen Nebenkarten, deren Maßstäbe — je nach der Bedeutung der Gebiete — erheblich schwanken. Als größere Karte ist noch empfehlenswert die Perthessche „Karte der Länder um das Schwarze Meer" 1:2000000 (1 M. mit Gelände!). Die anderen Karten, die mir vorliegen, wollen nur geringeren Ansprüchen des Benutzers genügen. Sie tragen sämtlich keine Geländezeichnung; es sind: Hölzels „Türkische Kriegsschauplätze" und Flemmings Kriegskarten Nr. 12 (vier Karten „Türkisches Interessengebiet") und Nr. 16 (Karte des Schwarzen Meeres 1:3275000) Sie stellen aber Gegensätze dar: erstere sind immerhin geschmackvoll in ihrer Schlichtheit, letztere haben ihren Wert in der Fülle des Gebotenen (je 1 M.).

V. Allerlei.

Wer Übersichtskarten von Europa etwa als Wandkarte haben möchte, der kaufe sich entweder das stattliche Blatt (1:4000000) von D. Reimer (nur 1 M.!) oder das kleinere aus Hölzels Verlag (1:5000000, 85 Pf.); letzteres ist ganz schlicht, ersteres ist noch wertvoll durch eine Fülle von brauchbaren Angaben, beide haben Gelände. — Auch sämtliche anderen Verleger, die ich nannte, führen in ihren Verzeichnissen solche Karten auf.

Für den „See- und Kolonialkrieg" haben Wagner und Debes ein reichhaltiges Blatt (1,20 M.) herausgegeben. Da jedoch die Karten der Kolonien

recht klein, die zahlreichen Inselchen nur für wenige wichtig sind, so ziehe ich unsern altbewährten, billigen Kolonialatlas vor (D. Reimer). Es bleibt nur noch übrig, auf einige Karten nachdrücklich hinzuweisen, die einen besondern Hilfs- und Bildungswert bergen. Es sind dies: 1. Ravensteins Karte der Kriegs- und Heeresstraßen in Mitteleuropa (Kriegsgebiet) mit Kilometerzahlen an den Teilstrecken (1 M. — Maßstab 1:2200000). 2. Ravensteins „kartographische Kriegschroniken", 3. Reimers Kriegsstandskarte und 4. die Reliefkarten der Franckschen Verlagshandlung in Stuttgart. Die an zweiter Stelle genannten sauberen Karten (Hauptorte und Eisenbahnen in schwarz, Gewässer in blau, Kriegssignaturen rot) verzeichnen Name und Zeit der Kämpfe, Art der Einnahme eines Ortes, besondere Ereignisse durch geschickte Zeichenwahl. Es sind bisher folgende Blätter erschienen: 1. Die kartographische Kriegschronik für den Westlichen Kriegsschauplatz (1:1000000; 60 Pf.) als Kriegskarte Nr. 10. 2. Die für Nordfrankreich und Südengland (1:1000000, 75 Pf.) als Kriegskarte Nr. 11. 3. Die für sämtliche östlichen Schauplätze (einschließlich die türkischen!) (1:3500000; 1 M.) als Kriegskarte Nr. 12. Da diese Karten recht zuverlässig gearbeitet sind, stets nur in kleinen Auflagen von Zeit zu Zeit gedruckt und ständig ergänzt werden, so kann man sie wirklich als höchst willkommene und brauchbare Hilfsmittel bezeichnen; sie geben zudem ein sehr eindrucksvolles Bild der gewaltigen Kraftentfaltung, der gewaltigen Opfer der kämpfenden Völker. Auch in der Schule wird man diese Blätter gut benutzen können: der Jugend werden sie besonders willkommen sein. Wünschenswert ist eine weitere Karte größeren Maßstabes für Ostpreußen, Polen, Galizien. Die Deutlichkeit der Eintragungen leidet sonst bei der Fülle der Ereignisse zu sehr. — „Reimers Kriegsstandskarte" mit vierzehntägigen Kurven (1:4000000, 50 Pf.) leidet unter dem gleichen Mangel des kleinen Maßstabes und wird anscheinend nicht fortgeführt. Ihre Zuverlässigkeit kann ja auch nur eine bedingte sein, da man oft zu wenig von den jeweiligen Stellungen weiß. — Die weiteste Verbreitung — besonders auch unter der Schuljugend — wünsche ich den höchst geschickt gezeichneten und eindrucksvollen Reliefkarten. Sie vermögen zum strategischen Verständnis und zum wahren Kartenlesen aufs beste beizutragen. Es sind bisher 21 Blatt zum Preise von je 25 Pf. erschienen.

* * *

Diese Übersicht beansprucht nicht, vollständig zu sein; sie soll nur als Wegweiser durch den Kartenmarkt dienen; möchte sie ihren Zweck erfüllen und recht viele Käufer und Benutzer von Karten anspruchsvoller machen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Zum Ableben des Grafen Witte. Die ruſſiſchen Blätter ſind voll von Artikeln über den verſtorbenen Grafen Witte; man widmet ihm warme, zum Teil herzliche Nachrufe. — So verſchieden auch die einzelnen Preſſeorgane über ſein politiſches credo denken, alle ſind ſich darüber einig, daß „ein großer Mann" von hinnen gegangen iſt, ein Staatsmann von hiſtoriſcher Bedeutung. — Unter dieſen Artikeln tragen einige den Charakter perſönlicher Erinnerungen an beſonders hervortretende Momente im Leben Wittes. — Bajan im Ruſſkoje Slovo ſchildert Wittes Stimmung am 18. Oktober 1906: . . . der große Mann . . . — wie ein beleidigtes Kind ſah er aus, bereit zu weinen . . . „Ich biete ihnen die Konſtitution, ſie mir die Anarchie . . . ich bitte ſie um Hilfe, . . . ſie geben mir die Fauſt ins Geſicht . . . das nennt man Vertrauen . . . Liebe." — „Für mich perſönlich", erklärt Bajan, „hat Witte als Staatsmann das Examen des ‚Vorausſehens' nicht beſtanden, aber als Menſch iſt er mit ſeiner kindlichen, vertrauenden, nach dem Guten haſchenden, ſtürmenden, und kühnfreudigen Seele bis zum letzten Atemzuge derſelbe geblieben." — Wenn man ſtreiten kann darüber, ob Rußland an dem Heimgegangenen einen gewaltigen ſtaatsmänniſchen Geiſt verloren hat, ſo verlor es in ihm unbeſtreitbar einen großen Mann. Wie dem auch ſein mag, auf ſeiner Grabtafel muß ein

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

einziges lakonisches Datum prangen: „17. Oktober 1906“. — Mentschikow in der Nowoje Wremja charakterisiert den Verstorbenen wie folgt: „Ein leidenschaftlicher Spieler in der Jugend, hat Witte das Temperament des Hasardspielers auch zu den Höhen der Macht mitgenommen. Er setzte die letzte Karte und verlor.“ — Maxim Kowalewski gedenkt in den Russkija Wedomosti seines letzten Telephongespräches mit Witte, als jener ihn zu seiner Heimkehr beglückwünschte: „Unser Gespräch endete mit den Worten: ‚wie entsetzlich, wie entsetzlich.‘ — Der Ausruf Wittes bezog sich auf den gegenwärtigen Krieg. — Die Blätter wollen wissen, daß er noch auf dem Totenbett von ihm unzusammenhängend gesprochen habe. Der Verstorbene liebte seine Heimat zu sehr, um angesichts des von uns erlebten noch nicht dagewesenen Elends an etwas anderes zu denken, als an sein teures Vaterland.“ Peter Struwe schreibt in den Birshewija Wedomosti: Die Figur Wittes steht am Wendepunkt zweier Epochen der russischen Geschichte. Bei seiner Einschätzung sind große Maßstäbe erforderlich, denn es verschwand von der historischen Szene ein Mensch, dessen außerordentliche Begabung unterstrichen wurde von seinen Schwächen und Mängeln und der trotz aller seiner sehr großen Mängel und ganz gewaltigen Fehler in Dinge von großer historischer Bedeutung nicht als Zufallsfigur hineinkam, die ein glücklicher Würfel ausschüttete, sondern als Mensch mit staatsmännischem Beruf.“

Issarow aus dem Birshewija Wedomosti beschäftigt sich mit der Frage: „War Graf Witte deutschfreundlich?“ und kommt zu dem Schluß, daß dies keineswegs der Fall war. „Gerade in der letzten Zeit, schreibt er, wurde um den Name Wittes von Leuten, die ihm übelwollten, eifrig die Legende von seiner ‚Deutschfreundlichkeit‘ verbreitet. — Man könne aber nur sagen, daß Graf Witte in den deutschen Regierungssphären selbst durchaus nicht die Reputation der ‚Deutschfreundlichkeit‘ besaß. Sein Abgang wurde

Eine 20-Pf.-Zigarre für die Hälfte des regulären Preises.

Es ist dies eine Zigarre, die in Ladengeschäften nicht unter 20 Pfg. per Stück verkauft werden dürfte. Unter Berücksichtigung meiner niedrigsten Selbstkosten und des bescheidensten Verdienstes offeriere ich Ihnen

„Ramiro“

Deli Sumatra mit Havanna und St. Felix in Kisten à 50 Stück zu

M. 5,40.

Blütenweisser Brand, angenehm zartsäuerliches Aroma, pikante doch nicht strenge Qualität, der grossen vollen Form entsprechend. — Es ist nur ein beschränkter Vorrat dieser Zigarre vorhanden und empfehle ich Ihnen bei dem lebhaften Interesse, welches dieser neuen konkurrenzlosen Sorte entgegengebracht wird, Ihre geschätzte Bestellung gütigst rechtzeitig zu erteilen. — 250 Stück liefere portofrei, Ziel 3 Monate oder gegen bar 3% Skonto. Versand nach allen Weltteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Hermann Klatte, Bremen 5.

seinerzeit zwar von Lobredereien begleitet, im Innern sei man aber in den Berliner Regierungskreisen darüber herzlich froh gewesen." — Mit dem Augenblick des Abschlusses unseres Abkommens mit England betreffs Persiens im Jahre 1907 war sich Witte mit einemmal darüber klar, daß sich unsere Beziehungen mit Deutschland zweifellos verschlechtern würden und schon damals sprach er teilweise schon von der Unabwendbarkeit des Bruches mit dem Reiche der Hohenzollern. Jetzt während der ganzen Zeit der militärischen Operationen erklärte Graf Witte beständig, man müsse nun den Krieg bis zu Ende führen, das heißt bis zum völligen Zusammenbruch Deutschlands. Hiermit zugleich hielt er angesichts der riesigen Opfer, die von dem russischen Volke jetzt gebracht werden, durchaus für möglich eine vollkommene Lösung der slawischen Fragen, in der Hauptsache jedoch eine endgültige Lösung des Orientproblems im Sinne eines Erwerbs der Meerengen und Konstantinopels durch Rußland, worin er das hauptsächlichste reale Ziel des Krieges sah. In der letzten Zeit, meint Inssarow, beklagte sich Witte öfters, daß man ihn nicht verstehe, wenn man ihm deutsch-freundliche Tendenzen zuschreibe. „Ich weiß," sagte er, „woher das kommt. Man fällt über mich her, wie über einen Toten. — Ich bin übrigens seit meinem Abgang daran gewöhnt. Mag es so sein. — Einstmals wird sich die Geschichte schon in meiner Tätigkeit zurechtfinden.."

In der Retsch schreibt Lwow: „Mit Ausbruch des Krieges nahm Witte eine Sonderstellung ein, deretwegen man anfing, ihn für einen Deutschenfreund und Gegner des Krieges zu halten. Es ist jetzt nicht an der Zeit, alles wiederzugeben, was er aus diesem Anlaß sagte und was ich unlängst noch von ihm selbst hörte. Er hat mir mehr als einmal davon gesprochen, wenn der Krieg einmal Tatsache geworden sei, dann könne man nur an eins, nämlich den siegreichen Ausgang denken, in der Hauptsache — unterstrich er — an die Erreichung wirklicher Resultate, welche unsere riesigen Opfer und Verluste in diesem Kriege rechtfertigen. In den letzten Monaten hat sich Witte sehr verändert. — Er verlor mit einemmal seinen Mut und seine Überzeugtheit."

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 4235, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

YD 11455

AP30
G7
v. 74:1

316388

Grenzboten

v. 74:1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY